

# Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen

volume: 1835

by unknown author

Göttingen; 1835

---

## Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: [gdz@sub.uni-goettingen.de](mailto:gdz@sub.uni-goettingen.de)

Göttingische  
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

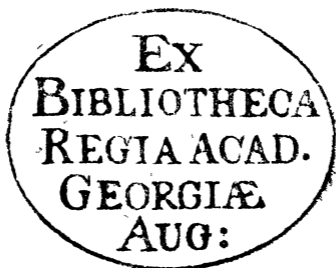
---

Der erste Band  
auf das Jahr 1835.



---

Göttingen,  
gedruckt bey Friedrich Ernst Huth.



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 1. Stück.

Den 5. Januar 1835.

---

### P i s a.

I monumenti dell' Egitto e della Nubia, disegnati della spedizione scientifico letteraria Toscana in Egitto; distribuiti in ordine di materia, interpretati ed illustrati del Dottore Ippolito Rosellini, Direttore della spedizione, Professore di lettere orientali etc. Parte seconda; Monumenti civili. Tomo I. 1834. 392 S. in 8. Mit Atlas.

Wir haben den ersten Theil dieses Prachtwerks, welcher die Monumenti storici enthielt 1833 St. 200 angezeigt, und dabey zugleich von dem ganzen Unternehmen, das nach Champollions Tode der Dr Rosellini allein übernahm, Rechenschaft gegeben, worauf wir uns hier beziehen. Dieser zweyte Theil enthält nun die erste Abtheilung der Monumenti civili, der noch zwey andere folgen werden. Unter dem Namen monumenti civili umfaßt der Verf. das ganze Privatleben und die sich auf dieses bezie-

henden Denkmähler, mit Einschluß des häuslichen Lebens (*monumenti domestici*) im engern Sinn. Voran geht ein *Discorso preliminare*, in welchem der Vf. zuerst sich darüber erklärt was er unter den *monumenti civili* begreift, und die Methode bestimmt, die er bey ihrer Erklärung befolgt; welche die ist, daß er die Denkmähler nach Classen ordnet, und die zu jeder gehören, erläutert; nicht aber der geographischen Ordnung folgt, welche die Reisenden zu beobachten pflegen. Daß diese Anordnung die beste und zweckmäßigste sey, fällt in die Augen; da sie es gestattet das zusammen zu stellen, was zusammen gestellt werden muß. Der Verf. beginnt also mit den Beschäftigungen des Privatlebens; Jagd, Fischerey, Ackerbau und Viehzucht füllen dieses erste Heft aus, die andern werden demnächst folgen.

Die Darstellungen von diesem Allen haben sich in den Gräbern erhalten. Denn in diesen lebt es fort, dieß merkwürdige Volk; und aus diesen tritt es gleichsam wieder hervor. Es war also sehr passend, daß der Vf. in der Einleitung von den Gräbern und ihrer Einrichtung handelte. Das Vocal in Aegypten bot dazu in den beiden felsigen Bergketten, welche das Nilthal einschließen, die beste Gelegenheit dar. Jede Stadt hatte hier auch ihre Todtenstadt; oft schon ganz nahe bey der Stadt, da die Mumien keinen unangenehmen Geruch verbreiten konnten. Die Familien hatten gewöhnlich ihre gemeinschaftlichen Begräbnisse; und wenn gleich der Luxus, der sich nicht in den Wohnungen der Lebenden, sondern der Todten zeigte, hier manches übertrieb, so hatte es doch auch unläugbar etwas tröstendes, daß das Familienleben gleichsam hier auch noch nach dem Tode fortbauerte. Welchen Einfluß zugleich darauf die religiösen Begriffe des Volks hatten, ist aus andern Unter-

suchungen hinreichend bekannt. Die Grabmäler sind in den Felsen gehauen, und laufen bald in gerader Linie fort, bald auch nicht; oft in mehreren Reihen über einander. Die Wände sind mit bildlichen Vorstellungen und mit Hieroglyphen-Inschriften bedeckt, die von dem Vf. mit größter Sorgfalt copiert, und so weit er konnte, erklärt sind, um auch das Alter der Monumente zu bestimmen. Nach diesen vorläufigen Erörterungen geht nun der Vf. in der Einleitung die Hauptplätze, wo die Grabmäler sich finden, von Norden nach Süden einzeln durch, indem er mit Gizeh bey den Pyramiden beginnt. Er findet hier das Grabmahl eines Imai, der im Dienst des Pharaos Suphi aus der vierten Dynastie stand, so daß dieses Grabmahl zu den ältesten Denkmählern Aegyptens, gleichzeitig mit den Pyramiden, stehen muß, da Suphi bey Eusebius als der Erbauer der großen Pyramide genannt wird. Auf Gizeh folgen die Grabmäler von Saccara. Der ganze Strich ist die Necropolis von Memphis; es finden sich hier Gräber aus den verschiedensten Zeiten der Pharaone, von den frühesten bis auf Psammetich II. herunter. Hierauf die Monumente von Minieh, und zu Beni Hassam. Eins der letztern, das ausführlich beschrieben wird, gehört einem Oberbefehlshaber aus der Krieger-Caste, Nevotophyt, und seiner Gattin, Roti, aus der 17ten Dynastie. Gleich daneben das Monument eines andern Militärschef Amemenche. Die bestaubten Mählereyen treten gleich frisch ins Leben hervor, wenn man sie mit einem nassen Schwamme abwischt. Diese Monumente sind aus der 16ten Dynastie, und gehen also über die Zeiten der Hyksos hinauf. Auf die Grabmäler von Siut (Eycopolis) folgen dann die von Theben. Eine Strecke von 6 Engl. Meilen ent-

lang sieht man hier unzählige Grabmäler neben und über einander. Der Verf. hielt sich hier mehrere Monate auf, und hatte acht Zeichner zu seiner Disposition. Er theilt die Grabmäler in vier Classen. Die von der ersten scheinen mehr unterirdische Palläste zu seyn; die aus der zweyten bestehen aus zwey oder drey Sälen, mit einem Corridor; die aus der dritten aus einem Brunnen 12 bis 15 Fuß tief; und daneben eine Kammer für die Mumien. Der Verf. beschreibt genauer ein Grabmahl der ersten Classe, das man nach seiner Größe und Pracht für ein königliches halten sollte, — viele tausend Quadratfuß auf den Wänden sind ganz mit Bildwerken und Inschriften bedeckt — welches jedoch einem Priester Petamenoph gehörte. Merkwürdig ist es, daß zwischen den Grabmählern und den andern Monumenten von Theben eine chronologische Uebereinkunft Statt findet. Keine von beiden gehen über die siebenzehnte Dynastie, und die Zeiten der Hyksos hinauf. Der Verf. ist deshalb geneigt zu glauben, daß auch Theben und Oberägypten den Verwüstungen der Hyksos ausgesetzt gewesen sey. Es entsteht jedoch dabey die Frage, weshalb die Grabmäler bey Memphis von ihnen verschont seyen, wie das oben erwähnte aus der vierten Dynastie, wenn sie die in Oberägypten zerstörten? Die von der vierten Classe, ohne Verzierungen, in welchen die Mumien aufgehäuft wurden, scheinen die öffentlichen Begräbnisse für die Armen gewesen zu seyn.

Nach dieser Einleitung geht nun der Verf. die Vorstellungen in den Gräbern nach den Gegenständen durch. Er beginnt mit der Jagd. Sie gehörte zu den Lieblingsvergnügungen der Ägypter, denn nur als solches, wie es bey ei-

nem so civilisirten Volke zu erwarten steht, ward sie betrachtet. Personen aus den höhern Casten und Ständen, Priester, Krieger, Staatsdiener zc. beschäftigten sich damit. Zuerst die Jagd auf Vögel. Es sind besonders Wasservögel, an denen Aegypten so reich ist. Sie werden in Netzen gefangen, die über das Wasser verbreitet, und dann zusammengezogen werden durch daran befestigte Stricke. Es ist zum Erstaunen mit welcher Deutlichkeit die einzelnen Geschäfte dabey dargestellt sind. Bey den Personen steht gewöhnlich eine Inschrift, welche ihr Geschäft anzeigt. Die Herren der Jagd nehmen bald selbst Antheil daran; bald sind sie nur die Zuschauer, und lassen durch ihre Leute sie treiben. Der Verf. hat es versucht durch einen Naturforscher die Arten der Vögel zu bestimmen; es werden deren über 50 verzeichnet. Vierfüßige Thiere, hauptsächlich die verschiedenen Arten der Antelopen, Wölfe, Schakals; auch fabelhafte Thierarten. Die Jagd wird durch Hülfe der Hunde, besonders der Hühnerhunde getrieben. Auch die Rückkehr von der Jagd, mit der gemachten Beute, wird dargestellt; Gazellen, Katzen, Affen u. a. Auffallend ist es, daß man auch eine Giraffe erblickt. Doch wird man sich erinnern, daß auch auf dem Relief zu Calabsché in Nubien eine solche unter der dem Pharaon vorgeführten Beute sich befindet.

Auf die Jagd folgt die Fischerey. Auch sie ist in den Grabmählern dargestellt. Die Fischerey war in Aegypten von großer Wichtigkeit als Erwerbsmittel, Nahrungszweig, und auch als Zweig der Staatseinkünfte, wie schon aus Herodot bekannt ist. Der Nil, seine zahllosen Canäle, und besonders der See Moeris, was auch



neuere Nachrichten bestätigen, besitzen einen fast ungläublichen Reichtum an Fischen. Der Fischfang geschah, wie die Abbildungen zeigen, theils mit Schnur und Angeln, theils mit Netzen. Daneben steht ein Aufseher, der Befehle ertheilt. Aber nicht bloß der Fang, sondern auch das Einsalzen der Fische, wodurch sie erst ein so wichtiges Nahrungsmittel wurden, ist in den Grabmahlereyen, und zwar in allen seinen Geschäften dargestellt. Auch der Fang eines Crocodills, durch Hülfe eines großen Angels, an dem ein Schwein als Köder befestigt ist, wird abgebildet.

Die Viehzucht. Hütung des Viehes, und Heilung von Krankheiten. Rindviehzucht war wohl der Hauptgegenstand, und nach den Abbildungen der Stiere und Kühe muß die Rasse ganz vorzüglich gewesen seyn. Außerdem Schafzucht und Eselzucht. Daß die Camelizeucht nach der Beschaffenheit des Locals nicht für das Nilthal paßte, hat Kell. schon anderswo dargeihan; woraus aber nicht folgt daß das Camel in Aegypten unbekannt gewesen sey. Wie sorgfältig man in der Vieharzneykunst gewesen, geht daraus hervor, daß einem Ochsen nach der Zunge gesehen, und einer Gans der Pils genommen wird. Daß auch das Geflügel sehr gezogen wurde, besonders die Gans und Ente, wird man leicht erwarten; auffallend, und so viel wir wissen ausschließlich für Aegypten, ist es aber, daß auch der Storch hier als Hausthier gezogen und gehütet wird. Es müssen also in Aegypten die Störche nicht mehr zu den Zugvögeln gehören. Nach den Beyschriften haben Rinder, Gänse &c. ihre eigenen Aerzte. Auch Aufseher, welche die Verzeichnisse von Hausthieren machen, und es

in Zahlen angeben, wie viele von jeder Art vorhanden sind, kommen vor.

**Ackerbau.** Der Verf. geht von der sehr richtigen Ansicht aus, daß der Ackerbau als die Grundlage der politischen Civilisation betrachtet werden müsse, aus dem sich hier die übrigen Zweige derselben bildeten. Bey dem, was er über die Vertheilung der Ländereyen sagt, hätten wir gewünscht daß er auf die wichtige Stelle bey Stobaeus Eclog. Phys. et Ethicae II. 1. p. 332 Rücksicht genommen hätte, da sie auf der Auctorität des Aristoteles Pol. VII. 10 beruht, daß die Vertheilung unter den Privatpersonen so gemacht sey, daß jeder einen Theil in der Nähe der Stadt, einen andern in der Ferne hatte. Die Arbeiten des Ackerbaus, wie sie auf den Denkmählern dargestellt sind, werden nun einzeln durchgegangen. Zuerst das Pflügen und Säen. Auf den ältesten Monumenten bey Ghize sieht man allerdings jene von Herodot beschriebene Verfahrungsart, wo durch hinübergetriebene Heerden der ausgestreute Samen in den Boden getreten wird. Eine Inschrift sagt sogar ausdrücklich: Bestellung des Bodens durch Hülfe der Ziegen und Menschen. Aber zahlreiche Darstellungen zeigen auch daß der Gebrauch des Pfluges nicht unbekannt war. Das Mähen und Binden, so wie das Schaufeln, alles wird nicht bloß abgebildet, sondern ist auch durch die daneben gesetzten Inschriften erklärt. Sie werden nach der Methode von Champollion gelesen, und durch Hülfe des Coptischen erklärt. Es ist nicht zu verkennen daß große Fortschritte in der Entzifferung der Hieroglyphen-Schrift und Sprache gemacht sind; wir müssen es aber auch dem Verf. zum Verdienst anrechnen, daß er oft seine

Unnoiffenheit gefteht. Unfers Erachtens hängen jetzt die Fortfchritte in der Erklärung der Hieroglyphen = Inſchriften zunächſt von den Fortſchritten in der Kenntniß des Coptiſchen ab, da unſtreitig hier der Schlüssel zu ſuchen iſt. — Nach dem Getreidebau folgt alsdann der Flachsbau. Daß dieſer in Aegypten einheimiſch war, iſt nicht zu bezweifeln, da er ganz unverkennbar dargeſtellt iſt. Nach der Ernte wird der Flachſ auf Eſel gepackt, um ihn in die Magazine zu tragen. Dieß führt nun den Verf. auf die wichtige Frage: ob auch die Baumwolle in Aegypten einheimiſch geweſen ſey? Wir haben zwar dafür das Zeugniß des Plinius Hiſt. N. XIX, 2 daß ſie eß in Oberägypten war. Der Verfaſſer ſucht dieſe Frage zuerſt aus philologiſchen, hebräiſchen ſowohl als griechiſchen Erklärungen bejahend zu beantworten. Die ſtärkſten Beweisgründe aber bot ihm der eigene Anblick dar. Unter den hundertten von Mumien die er unterſuchte, fand ſich nach ſeiner Verſicherung auch nicht Eine, deren Binden, in welche ſie eingewickelt war, und die nicht ſelten mehrere hunderte von Ellen bey einer einzigen betrogen, nicht von Baumwolle geweſen wären. Daßelbe iſt auch ſchon von frühern Forſchern dargethan worden. Auffallend bleibt eß immer, daß bißher auf den Denkmählern noch keine Abbildungen von der Baumwollſtaude ſich gefunden haben; aber dieß kann Werk des Zufalls ſeyn, da noch ſo vieles unerforſcht iſt.

(Der Beſchluß im nächſten Stücke.)

---

# G e t t i n g e n g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

2. 3. Stück.

Den 8. Januar 1835.

---

P i s a.

Beschluß der Anzeige: I monumenti dell' Egitto e della Nubia etc. etc.

Außer unsern Getreidearten wurde auch die Durra in Aegypten cultiviert, wovon selbst noch Körner in den Grabmählern aufgefunden wurden, welche die Botaniker dafür anerkannten. Ueber die Papyrus-Staude faßt sich hier der Verf. kurz, da er bereits bey einer frühern Gelegenheit davon gesprochen hatte. Ausführlich dagegen über den Weinbau. Daß dieser in Aegypten einheimisch war, leidet keinen Zweifel, wenn gleich Herodot das Gegentheil sagt; vielleicht weil er nach der Beschaffenheit des Nilthals wegen der Ueberschwemmungen nicht allenthalben Statt finden konnte. Alle Geschäfte desselben bis zu dem Keltern sind sorgfältig abgebildet, und zwar zum Theil schon auf den ältesten Monumenten bey Ghizeh. Zuletzt wird

[2]

noch von der Cultur der Feigen und einiger Kräuter gehandelt.

Der zu dieser Abtheilung gehörende Atlas reicht von Tab. I — XL. Auch liegt schon die Fortsetzung bis Tab. LXXXIV vor uns, jedoch noch ohne den Text. Wir haben schon bey der ersten historischen Abtheilung über diese Darstellungen gesprochen; sie enthielten bloß persönliche Abbildungen. Hier dagegen werden wir in eine andere Welt eingeführt, indem die mancherley Geschäfte des Lebens dargestellt sind. Ein bedeutender Theil dieser Tafeln ist illuminiert, und indem die Pracht der Farben, die sich so wunderbar erhalten hat, hier auch wiedergegeben wird, treten diese Vorstellungen erst dadurch recht ins Leben. Die Kunst der Aegypter zeigt sich in ihnen vor allem in der Genauigkeit der Darstellung, die bis in die geringsten Kleinigkeiten geht, und wodurch sie für uns ihren historischen Werth erhalten. Ueber die Zeichnung müssen wir den Künstlern das Urtheil überlassen; viele der schwersten Stellungen bey Menschen und bey Thieren scheinen uns meisterhaft zu seyn.

Der Verf. beklagt sich in einer Note, daß die französischen Zeitschriften, wenn sie von dem Werke sprechen, es als ein französisches Unternehmen darstellen, da doch Italien und Toscana gleiche Ansprüche an demselben haben, und die Ausführung, seit dem Tode Champollions, ganz dem Verfasser gebührt; wenn wir auch nicht im Stande sind zu bestimmen, wie viel die Arbeiten von Champollion dazu beygetragen haben. Und was hätte selbst der Fleiß eines Rosellini leisten können, wäre ihm nicht die hohe Liberalität S. R. H. des Großherzogs zu Hülfe gekommen,

der sich dadurch einen unverwelklichen Ruhm in der Geschichte der Künste und Wissenschaften erworben hat.

Hn.

## B e r l i n .

BenHaude u. Spener: Reise zum Ararat von Dr. Friedr. Parrot, Prof. d. Physik zu Dorpat, Russ. Kais. Staatsr. ic., unternommen in Begleitung der Herren Wass. Fedorow, Max. Behaghel von Adlerskron, Jul. Hehn und K. Schiemann. 2 Theile mit Kupf. und einer Karte. 1834. 262 u. 108 S. in 8.

Der Ararat, der berühmteste Berg in der Welt, ist zwar von mehreren Europäischen Reisenden beschrieben, aber vor Herrn Parrot noch von keinem bestiegen worden. Die meisten gelangten kaum bis an seinen Fuß; er galt für unersteiglich, und alte Volksfagen hielten sein Ersteigen für ein gewissermaßen gottloses und durch höhere Hand verpöntes Unternehmen. Die nähere Untersuchung dieses Berges war dem kühnen Geiste der Naturforscher unserer Zeit vorbehalten, der sich von den größten Wagemüthen ähnlicher Art durch Schwierigkeiten nicht zurückschrecken läßt. Herr Parrot, schon rühmlich bekannt durch seine mit Hn Mor. v. Engelhard im J. 1811 unternommene Reise in die Krym und den Caucasus, unternahm die zum Ararat im Sommer und Herbste von 1829. Seine Begleiter waren ein Astronom, ein Mineralog und zwey Mediciner und Botaniker. Große Kaiserliche Unterstützung wurde dem interessanten Unternehmen, dem noch ein Feldjä-

ger beygegeben wurde, und Empfehlung an alle Civil- und Militär-Behörden der Südrussischen Provinzen in Asien.

Vom Affowschen Meere an nahmen die Reisenden ihren Weg durch die Steppe längs dem Flusse Manysch (so nennt ihn Pallas, Hr Parrot schreibt Manetsch). Von diesem Theile des Weges werden mancherley Nachrichten über die längs desselben befindlichen Colonieen gegeben. Den Caucasus überstiegen sie auf dem Wege von Wladikawkas über Kobi und den Kreuzberg nach Tiflis. Der Name dieser Stadt kömmt her (sagt P.) von dem Georgischen Tbil: warm, und dankt seinen Ursprung vermuthlich den dort befindlichen warmen Quellen; vielleicht aber auch dem Contraste der großen Wärme des Clima von Tiflis gegen die frühere Residenz der Georgischen Könige in Mzcheta am Abhange des Caucasus. Die erste Ableitung halten wir für wahrscheinlicher als die zweyte, Tiflis ist Teplicz in Böhmen, Teplicz in Ungarn; diese Orte und der Fluß Tepel haben sämmtlich ihre Namen von ihren warmen Quellen, und von einem und demselben, den slavischen Sprachen gemeinsamen Stammworte. Von Tiflis gibt Herr P. manche interessante Nachrichten, über die warmen Quellen, ihre Temperatur, die mangelhafte Einrichtung der Bäder, die climatische Beschaffenheit, den Gang des Barometers und Thermometers, den Ackerbau, Weinbau u. s. w. Mehrere dort gebräuchliche Ackergeräthe sind in eingedruckten Holzschnitten abgebildet. Die Pest, die in Griwan und der Gegend herrschte, hielt die Reisenden gegen ihren Plan lange in Tiflis zurück; sie benutzten aber diesen Aufenthalt zu Beobachtungen und kleineren Reisen in nahelie-

gende Gegenden. Am 1. September traten sie die weitere Reise an, immerfort mit dem Barometer Höhen messend. In dem berühmten Armenischen Kloster Edschmiadsin (2867 P. Fuß über der Fläche des schwarzen Meeres) in der weiten Thalebene des Araxes gelegen, verweilten sie einige Tage. Hr P. gibt manches Lesenswerthe über die Einrichtung und die isolirte Lebensweise der Bewohner dieses einsamen Aufenthaltsortes; schildert die geringe Bildung derselben, ihren gänzlichen Mangel an Theilnahme an Allem was nicht ihre inneren Angelegenheiten angeht, Mangel an Kenntnissen in den Sprachen, der ihre nicht unansehnliche Bibliothek unbenutzt bleiben läßt; die gänzliche Vernachlässigung der Bildung des Armenischen Volkes, selbst der nothdürftigsten religiösen. Ein junger Diacon dieses Klosters, Namens Chatschatur Abowian, der mehrerer lebenden Sprachen der nächsten Länder kundig war, wurde Hr P. als Begleiter zum Ararat mitgegeben, und leistete ihm gute Dienste.

Am Fuße des Ararat liegt das Dorf Arguri, die einzige demselben so nahe gelegene zahlreich bewohnte Ansiedelung. Es soll an dem Platze erbaut seyn, wo Noah nach dem Ausgange aus der Arche den Opferaltar errichtete und die ersten Reben pflanzte. Noch jetzt ist der Ort von Weinpflanzungen umgeben. Auch sein Name deutet auf die Tradition von seiner Anlage, da im Armenischen Arghanel pflanzen, argh er pflanzt, und Urri die Rebe heißt. Noch höher auf dem Fuße des Ararat als dieses Dorf liegt ein kleines Armenisches Kloster St. Jacob (auch St. Gregor) genannt. In diesem nahmen die Reisenden ihren letzten Standpunct, richteten



dort ihre Observatorien ein zu magnetischen, barometrischen und Pendel-Beobachtungen, und unternahmen von dort die Besteigung des Berges unter thätiger Mitwirkung des Dorfsältesten von Arguri: Stepan Melik, und mehrerer Einmohner. Der Name des Ararat ist Türkisch Agridagh, Armenisch Massis, und die Perser sollen ihn Kubi Nuh (Noah's Berg) nennen. Die von mehreren Reisenden bis jetzt von ihm gelieferten Abbildungen erklärt Hr P. für mehr oder weniger verfehlt; er selbst gibt vier neue Ansichten von demselben, aus verschiedenen Gesichtspuncten aufgenommen.

Die erste Besteigung — zu vorläufiger Untersuchung des Berges — unternahm Herr P. in Begleitung nur des Herrn Schieman und nur mit dem Barometer ausgerüstet, am 12ten September, übernachtete unterhalb der Schneeregion und erreichte am 13. die Höhe von 14550 P. F. über der Meeresfläche. Von dort kehrte er zurück, kam aber durch einen Fall auf dem Eise in große Gefahr und zerbrach seine Barometeröhre, die jedoch, da er mit einem Vorrathe solcher Röhren versehen war, im Kloster wieder ersetzt wurde. Am 18. Sept. wurde der zweyte Besteigungsversuch gemacht, mit vielen Begleitern und allen zum Fortkommen sowohl als zu wissenschaftlichen Zwecken nöthigen Hülfsmitteln. Die Gesellschaft übernachtete nochmals unter der Schneeegränze und erreichte am 19. eine große Schneefläche in der Meereshöhe von 15138 P. F. Da sie noch drey Stunden Zeit nöthig zu haben glaubte um den Gipfel des Berges zu erreichen, wozu der Tag nicht hinreichte, und es ungewiß war, ob überhaupt ein dritter Versuch thunlich seyn werde; so errichtete

man in dieser Höhe ein 12 Fuß hohes hölzernes Kreuz mit einer auf eine zinnerne Platte eingegrabenen Inschrift, und kehrte um. Endlich am 26. September wurde zum dritten Male die Besteigung versucht, man übernachtete in der Schneeregion selbst, und erreichte, nach P.'s Angabe, am 27. 3¼ Uhr Nachmittags den höchsten Gipfel des Berges, dessen Höhe über der Fläche des schwarzen Meeres 16254 P. F. gefunden wurde; der ganze Gipfel ist eine Eismasse. Die Personen, welche den Weg bis zu diesem letzten Ziele mitmachten, waren A. Herr Parrot selbst; B. der Diacon Abowian; C. Alexei Sdrowenko, Soldat vom 41. Russ. Jägerregimente; D. Matwei Tschalpanow, Soldat von demselben Regimente. E. Swannes Awassian und F. Murat Pogossian, beide Landleute aus dem Dorfe Arguri. Hier wurde, doch nicht auf dem Gipfel, sondern ungefähr 30 Fuß tiefer an der Seite nach Arguri zu, ein kleines nur fünf Fuß hohes Kreuz in das Eis eingerammelt.

Herr P. führt (Th. 1. S. 167) bittere Klage darüber, daß daran daß er wirklich den höchsten Gipfel des Ararat erreicht habe, gezweifelt worden sey. Da insbesondere dieser Zweifel erhoben worden war von einem Manne, den Herr Parrot nicht nennt, aber als sehr bedeutend und competent bezeichnet, so sah er sich noch im J. 1831 bewogen, einige der Personen die mit ihm die dritte Besteigung des Berges unternommen hatten, gerichtlich über den Hergang dabey vernehmen zu lassen. Die über die Verhöre aufgenommenen Protocolle hat Hr P. von S. 168 bis 177 abdrucken lassen. Es ist der Mühe werth daß wir das Wesentliche aus denselben hier anführen. Das erste Verhör wurde mit dem

Dorfältesten von Arguri Stepan Melik vorgenommen, der aber nur bey dem zweyten Besteigungsversuche mitgegangen war, nicht bey dem dritten. Seine eigene Aussage releviert daher wenig oder nicht, aber seine Vernehmung der zwey zu den Begleitern der dritten Besteigung gehörenden Einwohner von Arguri muß beachtet werden. Stepan Melik sagt aus:

‘Murat Pogossian (F) und Dwanneß Niwassian (E) sind einige Tage später auch auf den Berg gegangen, und richteten, wie ich von ihnen gehört habe, auch ein, jedoch kleineres Kreuz als das erste an einer andern Stelle auf, indessen hinsichtlich der Entfernung nicht höher als die erstere Stelle.’

und weiter

‘den höchsten Gipfel des Ararat zu erreichen ist durchaus unmöglich, theils wegen der erschrecklichen Kälte, die einem selbst das Athmen auch schon da erschwert, wo das Kreuz aufgerichtet worden ist, vorzüglich aber deswegen, weil die hinter der Stelle des Kreuzes sich erhebenden Berge schon bey dem bloßen Anblicke ihrer Abschüffigkeit zurückschrecken; auch nicht mehr mit Schnee, sondern mit Eis bedeckt, gleich Mauern emporragen; und wenn man bis zu der Stelle gelangen konnte, wo das Kreuz aufgerichtet ist, so war dieses nur dadurch möglich, daß das auf dem Berge liegende Eis mit Schnee bedeckt war.’

Die beiden armenischen Begleiter auf der dritten Besteigungsreise (E und F) sagen aus: (S. 171 — 173):

‘auf dem Gipfel des Ararat selbst sind wir nicht gewesen, und konnten auch nicht dorthin kommen, aus dem Grunde, weil weiter

hin kein Schnee, sondern Eis liegt, und überdies die Steilheit der Abhänge nicht erlaubte weiter zu gehen.'

Der Soldat Tschalpanow (D) gibt (S. 173 bis 174) auf die ihm vorgelegten Fragen folgende Antworten:

Fr. 'Bist du mit dem Prof. der Dorpatischen Universität Parrot, den 27. Sept. 1829 auf dem Gipfel des Berges gewesen?'

Antw. 'Ich bin in der That mit dem Prof. d. D. Un. P. auf dem Gipfel des Berges Ararat gewesen, im September-Monat des J. 1829, des Datums jedoch entsinne ich mich nicht mehr?'

Fr. 'Um welche Tageszeit waret ihr auf dem Gipfel?'

Antw. 'Wir kamen auf dem Gipfel um 2 Uhr Nachmittags an, und kehrten, nachdem wir auf demselben nicht länger als 2 Stunden zugebracht hatten, wieder zurück.'

Fr. 'Was thatet ihr auf dem Gipfel?'

Antw. 'Man stellte auf dem Gipfel ein kleines hölzernes Kreuz auf, nicht mehr als  $1\frac{1}{2}$  Arschin hoch über der Oberfläche des Schnees, und eingerammelt in Eis.'

Der zweyte Soldat Sdrowenko (C) gibt folgende Antworten, S. 175:

Fr. 'Bist du mit dem Pr. d. D. Un. P. im Sept. 1829 auf dem Gipfel des Berges Ararat gewesen?'

Antw. 'Ich bin wirklich mit dem Pr. d. D. Un. P. im Sept. Monat des J. 1829 auf dem Gipfel des Berges Ararat gewesen; an welchem Dato jedoch, dessen entsinne ich mich nicht mehr.'

Fr. 'Um welche Tageszeit waret ihr auf dem Gipfel des Berges?'

Antw. 'Wir kamen auf den Gipfel des Berges um 2 Uhr Nachmittags, blieben daselbst nicht mehr als 2 Stunden, und kehrten dann wieder zurück.'

Fr. 'Was thatet ihr auf dem Gipfel?'

Antw. 'Auf dem Gipfel des Berges richtete man ein kleines hölzernes Kreuz auf, nicht mehr als  $1\frac{1}{2}$  Arschin hoch von der Oberfläche des Schnees, und eingerammelt in Eis.'

Wir finden also hier zwey Zeugen, welche aussagen: sie seyen mit Herrn Parrot auf dem Gipfel des Ararat gewesen, und zwey andere, welche aussagen: der Gipfel sey nicht erreicht worden, und welche dabey noch die Hindernisse beschreiben, die dem Erreichen dieses letzten Ziel entgegen gestanden haben. Lieber würden wir uns auf die Wahrheitsliebe des Herrn P. allein verlassen, und kein Bedenken gefunden haben, dem Manne zu vertrauen, der (S. 166) sich selbst dahin ausspricht daß Wahrheitsliebe in seinen Augen die erste Pflicht eines jeden Richterstatters sey, als uns in das Gewirre sich geradezu widersprechender Zeugenaussagen verwickelt zu sehen. Leider müssen wir bekennen, daß bey näherer Prüfung dieser Aussagen diejenigen, welche das Erreichen des Gipfels bezeugen, uns sogar leichter im Gewichte erscheinen, als die welche das Gegentheil bezeugen. Die an die Soldaten C und D gerichteten Fragen sind sehr allgemein gefaßt, und ebenso natürlicherweise ihre Antworten. Die dort gebrauchte Benennung Gipfel sagt wirklich nicht bestimmt genug, daß damit die allerhöchste Spitze

der oberen Bergfläche bezeichnet seyn solle. Man würde dieses unbedenklich angenommen haben, wenn man nicht durch die von den Zeugen E und F gegebene Beschreibung der Dertlichkeit darin irre gemacht würde. Ferner beantworten die Soldaten die Frage nach ihrer Beschäftigung auf dem Berge mit: 'Man richtete ein Kreuz auf.' Herr P. erzählt nun (S. 162) umständlich, wie das Kreuz von dem Diacon allein mühsam, und an einem Punkte aufgerichtet worden sey, wo er von ihm gar nicht habe gesehen werden können. Also erzählen die beiden Zeugen hier etwas, wonach sie nicht gefragt wurden. Was sie selbst thaten sagen sie nicht, und doch ist es nicht wahrscheinlich, daß Hr P. bey seinen auf dem Gipfel vorgenommenen Beobachtungen sich nicht der Hilfsleistungen der Gefährten bedient haben sollte, und davon erwähnen diese doch Nichts. Wir müssen uns wundern, daß Hr P. nicht statt dieser Soldaten und Bauern, die nicht einmal ihre Namen schreiben konnten, oder wenigstens neben denselben, den Diacon Abowian hat vernehmen lassen, der ihm ein so treuer Gehülfe war, und unstreitig diejenige Bildung besaß, welche eine klare und bestimmte Aussage erwarten ließ. Daß überhaupt die Besteigung des Ararat nach Hr P.'s Erzählung sich leichter und viel weniger umständlich darstellt, als das Besteigen des minder hohen Montblanc, Ortles, Großglockner, Rosa u. s. w., daß weder von gefährlichen Gletschern und ihren häufigen Spalten (die Reisenden trafen deren nur eine einzige, gar nicht bedeutende) noch von der Gefahr der Lawinen die Rede ist, das wollen wir gerade nicht als ein Zeugniß gegen Hr P. annehmen; denn das Nichtvorhan-

denselben dieser Hindernisse kann in der Beschaffenheit des Himmelstriches sowohl als in dem Umfange begründet seyn, daß der Ararat dort als isolierte Berggruppe steht, und nicht in einer ausgedehnten Kette von Schneeanpen.

Die Schneelinie fand Hr. P. am Ararat in der außerordentlichen Höhe von 13180 P. Fuß. Im October besuchten die Reisenden noch die Salzberge von Kulse und bestiegen den kleinen Ararat. Die Beschreibung der Rückreise enthält mehrere interessante Nachrichten von den deutschen, meist Württembergischen Colonieen in dem Gebiete von Tiflis.

Der zweyte Theil besteht aus folgenden wissenschaftlichen Abhandlungen. 1. Nivellements zwischen dem schwarzen und dem Caspischen Meere. 2. Desgleichen von Tiflis nach dem schwarzen Meere. 3. Desgl. von Tiflis zum Ararat. 4. Desgleichen im Caucasus auf dem Wege über den Kreuzberg. 5. Ueber Quellen-Temperatur. 6. Magnetische Beobachtungen. 7. Pendelbeobachtungen, mit einer wichtigeren Abhandlung von Struve über das Resultat derselben. Dieses ergibt die Anziehung des Ararats in solchem Maßstabe, daß man keine bedeutenden Höhlen unter demselben annehmen kann, wie seiner vulcanischen Natur wegen vielleicht erwartet werden möchte. 8. Astronomische und trigonometrische Arbeiten. 9. Geognostische Beobachtungen; diese sind wenig belehrend.

In den Nivellements stößt man — mit Verwunderung, ja mit Schrecken — auf ein Resultat, das wohl Niemand erwartet hatte, ein Resultat, das übrigens schon in mehreren Zeitblättern ausgesagt worden ist. Herr Parrot erklärt nämlich sein mit Herrn von Engel-

hard im Jahre 1811 unternommenes barometrisches Nivellement der Caucasischen Landenge, d. i. des Landstrichs zwischen dem schwarzen und Caspischen Meere, für null und nichtig; er erklärt das große und merkwürdige Ergebnis desselben, nach welchem in Mittelasien eine Depression der Erdoberfläche von 300 Fuß unter die Meeresfläche Statt finden sollte, für einen groben Irrthum, und sucht aus seinem neuesten Nivellement darzuthun, daß die Fläche jenes größten aller Landseen und die des schwarzen Meeres in der Höhe einander gleich liegen. Wenn bey einer stationsweise vorgenommenen Messung eines bedeutenden Landstriches — bis dahin der einzigen ihrer Art — einer Messung die mit großen Vorbereitungen, mit größter Anstrengung, Thätigkeit und Aufmerksamkeit, angeblich mit vorzüglichen Werkzeugen, von der Sache vollkommen kundigen, und mit dem lebendigsten Eifer für dieselbe beseelten Männern unternommen worden war; wenn bey einem solchen Unternehmen, welches deshalb das allgemeine Vertrauen erweckt hatte, ein so ungeheurer Fehler begangen werden konnte, der ein so zweifelhaftes Licht auf die Unternehmer desselben wirft; und wenn nun der eine dieser Unternehmer auftritt mit einer zweyten ganz in ähnlicher Weise unternommenen Operation, die das Ergebnis der ersten vernichten soll; so fragt man billig: bey welcher von diesen beiden Operationen war denn nun der Unternehmer, der sich jedenfalls einmal als unzuverlässig erwiesen hat, wirklich zuverlässig? Diese Frage hat der competenteste Richter in Gegenständen der physischen Erdbeschreibung, Humboldt, an Herrn Parrot gethan. Herr Parrot beant-



wortet sie in einem Anhang zum zweyten Theile seiner Reisebeschreibung. Seine Antwort besteht in der Versicherung, daß bey dem ersten Nivellement vom Jahre 1811 nicht nur alle Vorsicht angewendet, alle Regeln beobachtet worden seyen, sondern daß auch die auf die Beobachtungen gegründete Rechnung — bis auf einige Einzelheiten — richtig sey; daß er von der neuesten im Jahre 1829 vorgenommenen Nivellierung längs der Wolga und dem Don ein Gleiches behaupten könne; daß aber bey dieser letztern auch der Fehler nicht denkbar sey, der wahrscheinlicher Weise bey der ersten den Irrthum in dem Ergebnisse veranlaßt habe; daß er daher die zweyte Abwägung für richtig, und die erste für irrig halten müsse. Von dem bey der ersten begangenen Fehler kann indessen Herr V. nicht nachweisen ob er wirklich begangen worden ist, sondern er vermuthet es nur, indem er sich die Art hinterher ausgedacht hat, wie möglicher Weise ein solcher Irrthum in das Ergebniß gekommen seyn könnte. Dieß denkt er sich auf folgende Art. Es könne vielleicht in dem Barometer welches er selbst beobachtete, und mit welchem er auf dem Wege vom schwarzen zum Caspischen Meere dem zweyten Beobachter, Herrn von Engelhard vorausging, auf dem Rückwege aber ihm nachfolgte, das Vacuum nicht vollkommen gewesen, sondern etwas Luft über der Quecksilbersäule geblieben seyn. In diesem Falle, der indessen nicht durch Versuch nachgewiesen, sondern nur ausgedacht ist, müßte sich folgendes ereignen. Die über der Quecksilbersäule gebliebene Luft erhielt die Säule in einem zu niedrigen Stande im Verhältnisse zu der im Barometer mit reinem Ba-

cuum. War daher das Barometer mit reinem Vacuum auf der höher liegenden Station, so gab die Rechnung den Höhenunterschied zwischen beiden Stationen größer als er wirklich war, denn die Differenz der Quecksilbersäulen war größer als sie seyn sollte. Dieses erfolgte auf dem Theile des Weges der zwischen dem Caspischen Meere und der Wasserscheide desselben vom schwarzen liegt, auf welchem Wege Parrot an den unteren Stationen beobachtete. War hingegen das Barometer mit reinem Vacuum an einer niedrigen Station und das mit Luft an der höhern, so gab die Rechnung den Höhenunterschied kleiner als er wirklich war, denn die Differenz der Länge der Quecksilbersäulen war kleiner als sie seyn sollte. Dieß erfolgte auf dem Wege zwischen der Wasserscheide und dem schwarzen Meere, wo Parrot auf den oberen Stationen beobachtete. Also mußte bey dem Durchschnittzuge aller Messungen auf diesem Striche die Fläche des schwarzen Meeres höher, und die des Caspischen niedriger erscheinen, als sie wirklich waren, wenn der Fehler, den Herr P. hypothetisch annimmt, in dem von ihm beobachteten Barometer wirklich bestand. Ja, in diesem Falle kann man sogar den Irrthum, der sich in fünfzig Stationen vertheilt, als gering betrachten. Nichts destoweniger, und aller Versicherungen, daß die späteren Abwägungen von ähnlichen Fehlern frey seyen, kann man Herrn P. noch nicht von dem Vorwurfe der Unzuverlässigkeit freysprechen, und man muß sich wahrhaft niedergeschlagen finden durch die Erfahrung, daß Un-  
 ternehmungen, mit so großen Vorbereitungen und so vieler Anstrengung durchgeführt, auf de-

ren Ergebnisse die ersten Geographen und Physiker die wichtigsten Schlußfolgen gegründet haben, sich zuletzt als unzuverlässig oder nichtig darstellen können.

Uebrigens sind wir der Meinung, daß durch die neuesten Messungen des Herrn P. das Problem noch nicht gelöst ist. Unter diesen Messungen verdient nur die, welche längs der Wolga, von dieser zum Don, und längs dieses Stroms bis in die Gegend seiner Mündung ausgeführt worden ist, Aufmerksamkeit und Prüfung. Die Vermuthungen welche Herr P. auf den Lauf des Manetsch — so viel er davon gesehen hat — und auf den der Sarpa gründet, haben wenig Werth, da der Umstand, auf welchen hierbey Alles ankömmt: ob nämlich zwischen den Quellen dieser Flüsse, und dem nordwestlichen Rande des Caspischen Meeres noch ein genügender Abfall des Bodens Statt findet? von P. nicht erörtert worden ist, weil er diese Gegend nicht gesehen, sondern nur Einiges darüber von Kalmücken erfragt hat. Zwischen den Quellen dieser Flüsse und dem Ufer des Caspischen Meeres liegen aber noch 10 bis 12 geographische Meilen Landes. Bey dieser Gelegenheit erfahren wir auch zuerst, daß es zwey Flüsse mit Namen Manetsch gibt, deren einer sich in das schwarze, der andere in das Caspische Meer ergießen soll, Herr P. hält sie für eine Bifluenz des Kalas. Auch eine Hypothese.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

---

# G e t t i n g e n g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 4. Stück.

D e n 10. J a n u a r 1 8 3 5.

---

B e r l i n.

Beschluß der Anzeige: Reise zum Ararat von Dr. Friedr. Parrot, 2c. 2c.

Wir dürfen hoffen, daß das Russische, vom lebendigsten ruhmvollestes Eifer für Wissenschaft beseelte Gouvernement dahin wirken wird, daß das große und wichtige Problem über die vermuthete große Einsenkung im mittlern Asien befriedigend gelöst werde. Denn es ist in der That merkwürdig, daß die Meinung von dieser Einsenkung schon lange Zeit her bestanden hat, und daß sie nicht bloß auf vage Vermuthungen gegründet war. Wir wollen der wirklich lächerlichen Angaben nicht als beachtenswerth erwähnen, die ein gewisser Herr Ehrlich in Büsching's wöchentlichen Nachrichten 1780. №. 22. S. 169 geliefert hat, aber einige andere Angaben sind desto mehr zu beachten. Snokodzow (Acta acad. Petrop. T. 12. p. 506) bestimmt aus fünfjährigen zu St. Petersburg

und zu Kamyschin an der Wolga angestellten Barometer-Beobachtungen die Lage von Kamyschin 171 Par. Fuß tiefer als St. Petersburg (nach Dttmann's Tafeln finden wir nur 149 F.). Nun liegt (nach Parrot) Baryzin über der Mündung der Wolga 48 Fuß. Kamyschin, welches über 20 geograph. Meilen höher hinauf an diesem Flusse gelegen ist, muß daher, und zwar allermindestens 48 F. höher als Baryzin liegen; dazu 149 F. so liegt die Mündung der Wolga, oder die Fläche des Caspischen Meeres 245 F. tiefer als St. Petersburg. Inochodzow bemerkt zwar, daß vergleichende Barometerbeobachtungen zwischen zwey so weit auseinander liegenden Orten keine Sicherheit gäben. Hierin hat er allerdings recht, sobald von einzelnen gleichzeitig angestellten Beobachtungen die Rede ist; allein Mittelzüge aus fünfjährigen Beobachtungen haben selbst bey so weit auseinander liegenden Orten schon einen bedeutenden Werth.

Pallas hat zwar keine barometrische oder andere Höhenmessungen bekannt gemacht; aber er nimmt (Reisen Th. 3. S. 573—575) das in Verhältniß zu anderen Meeren Niedrigerstehen der Fläche des Caspischen als eine bekannte Thatsache an, und sucht den Beweis dafür aus der Beschaffenheit des ganzen ihm sehr wohl bekannten Bodens um die Flüsse Jaik, Wolga und Don, und das Caspische Meer zu geben.

Oberst Monteith, der über zehn Jahre lang die Gegenden im Süden und Westen des Caspischen Meeres durchreiste, von 1818—1829, und mehrere Höhenmessungen mit dem Thermometer vornahm (durch Bestimmung des Siedepuncts des Wassers), fand zu Enzilli, am südwest-

lichen Ende des Sees, den Siedepunct = 212,75° Fahr. und berechnet daraus die Lage der Fläche des Caspischen Meeres zu 390 Englische = 363 Pariser Fuß tiefer als die Fläche des Oceans. Unbekannt mit den Messungen Engelhard's und Parrot's überraschte ihn dieses auffallende Ergebnis, und er besorgte daß ein Fehler seines Thermometers, oder Unreinigkeit des beym Sieden gebrauchten Wassers einen Irrthum hervorgebracht haben möchten. Darauf wiederholte er den Versuch mit noch drey andern Thermometern, die, so wie das zuerst gebrauchte, auf der Sternwarte zu Paris verfertigt, und, nach seiner Versicherung, vortrefflich waren, und bediente sich dabey desillirten Wassers, und eigener zu dem Versuche eingerichteter Gefäße. Das Ergebnis blieb immer dasselbe. Es sollen sich zu Gunsten der tiefer liegenden Fläche des Caspischen Meeres noch Nachweisungen in Thom. Young's Natural Philosophy T. 2. p. 67 und in Edinburgh Philosophical Journ. T. 3. p. 408 finden; diese Schriften aber sind dem Ref. eben nicht zur Hand.

### E b e n d a s e l b s t.

Librairie de Fr. Nicolai, 1833: Mémoires originaux sur le règne et la cour de Frédéric I. Roi de Prusse. Ecrits par Christophe Comte de Dohna, ministre d'état et Lieutenant-Général. 342 Seiten in 8.

In der Mitte des 17ten Jahrhunderts singen die Großen in Frankreich an, die merkwürdigsten Ereignisse ihres öffentlichen Lebens zu Papier zu bringen; Memoiren ohne Zahl bereicherten seitdem die Französische Literatur und

wurden zum Theil schätzbare Quellen für die Geschichtschreiber. England folgte nach; später Deutschland, aus Ursachen die wir in dem damaligen Zustande der deutschen Literatur suchen müssen. Auch das angezeigte Werk ist mehr als ein Product der Franzosen, als der Deutschen anzusehen. Der Verf. war ein Sohn des Grafen Friedrich von Dohna, der als General-Lieutenant in Holländischen Diensten lange Zeit den Posten eines Statthalters des Fürstenthums Drange mit Würde bekleidete, und als dieses endlich eine Beute Ludwigs XIV. ward, das durch seinen spätern Besitzer, Necker, sehr bekannt gewordene Gut Coppet in der Schweiz kaufte, woselbst er seine Tage in der Abgeschiedenheit beschloß. Die Mutter des Verfs. war eine geborne Französin, eine Marquise de Montbrun; seine Erziehung war demnach ganz Französisch. Unter den Personen denen sein Unterricht anvertraut ward, war der nachmals so berühmt gewordene Bayle, dem jedoch das Unterrichten an einen feurigen jungen Edelmann nicht sonderlich zusagte. — Den Geist der Dohna'schen Memoiren richtig zu bezeichnen, müssen wir unsere Leser gleich anfangs aufmerksam machen, in selbigen keine bedeutende Aufschlüsse über die Regierung des Königs Friedrich I. von Preußen, oder über die der andern regierenden Fürsten seiner Zeit, mit denen er in Berührung kam, oder ausführliche Character-Schilderungen derselben zu erwarten; wir sehen hier einen alten Militär vor uns, der, nachdem er von der Bühne abgetreten ist, für den Unterricht seiner Kinder mit Treuherzigkeit niederschreibt, was ihm in seiner militärischen und diplomatischen Laufbahn, so wie am Hofe Merkwürdiges be-

gegnet ist. Nach dem Geiste, der zu seiner Zeit noch unter dem Adel herrschte, hat er zu hohe Achtung für seinen Fürsten, so wie für alle gekrönte Häupter, sich offen irgend ein ungünstiges Urtheil über sie zu erlauben. Allein wenn er gleich vom Könige Friedrich I. von Preußen sagt, er sey ein Prinz 'vraiment digne de mille louanges, un prince bénin, doux, magnifique en tout' gewesen, so entschließt ihm, wie es scheint wider Willen, 'daß er die Schwachheit gehabt habe, sich in allem von oftmals unwürdigen Günstlingen leiten zu lassen.' An einer andern Stelle sagt er: derselbe habe vorzüglich das Talent gehabt, Hof-Feten und insbesondere das dabey zu beobachtende Ceremoniel anzuordnen. Allein indem der Verf. keine eigentliche Charakteristik entwirft, theilt er Züge aus dem Leben mehrerer geschichtlichen Personen, insbesondere von dem Könige Friedrich I. von Preußen, und Wilhelm III. von England, mit, die, wenn gleich aus dem gewöhnlichen Leben gerissen, mehr sagen, als die aus diplomatischen Actenstücken zusammengesetzten Biographien, verfaßt von Geschichtschreibern von Profession. Warum wir diesen Dohna'schen Memoiren einen bedeutenden Werth beizulegen uns erlauben ist: weil sie ein getreues Bild von der Denkungsart und den Sitten der Fürsten, des höhern Adels, und des Militärs aus dem letzten Viertel des 17ten und erstem Viertel des 18ten Jahrhunderts enthalten; eine merkwürdige Periode durch den Einfluß den Ludwig XIV. und die Franzosen auf England und Deutschland gewannen! Daß Dohna ganz geeignet war, darüber die triftigsten Beobachtungen zu sammeln, wird eine kurze Uebersicht der merkwürdigsten Ereignisse seines



Lebens zeigen. — Dohna, geboren im J. 1663, trat bereits 1679 in die Militärdienste des großen Kurfürsten. Er diente als Capitän und später als Major eines Brandenburgischen Infanterie-Regiments in dem Corps, das der Kurfürst in den Jahren 1683 und 1686 dem Kaiser zur Hülfe gegen die Türken nach Ungarn schickte. Gleich nach seiner Rückkehr aus diesem Kriege ward er von dem großen Kurfürsten zum Oberst-Lieutenant des Corps des grands Mousquetaires ernannt, das aus Französischen Edelleuten, die wegen des Edicts von Nantes aus Frankreich vertrieben worden waren, zusammengesetzt war. Nicht lange nachher ward er Commandeur und endlich Chef dieses Corps. Die mancherley Verhältnisse in welche ihn diese seine Stellung zu den Französischen Refugiés im Frieden und im Kriege brachte, geben Veranlassung zu höchst schätzbaren Bemerkungen über den Französischen Nationalcharacter. Sehr viele Züge erinnern an die Französischen Emigranten unserer Zeit; allein die damals in Deutschland herrschenden wissenschaftlichen und Cultur-Verhältnisse verstatteten den Refugiés auf eine vortheilhaftere Art auf die Sitten, Gebräuche, die Künste und Wissenschaften im Allgemeinen, insbesondere aber auf die Kriegskunst und Disciplin der deutschen Heere einzuwirken, als es den Emigranten möglich war. Die Deutschen brauchten im Jahre 1789 nicht mehr von den Franzosen zu lernen. Die Grands-Mousquetaires zeichneten sich durch persönliche Tapferkeit aus. An ihrer Spitze fand Dohna Gelegenheit, den in den Feldzügen bereits erworbenen großen Kriegsrühm noch zu vermehren, wodurch er die Aufmerksamkeit des Königs Wilhelm III. von England, der das ver-

einigte Heer in den Niederlanden befehligte, auf sich zog. — Allein neben den mancherley guten und liebenswürdigen Eigenschaften, die in dem Character des Grafen Dohna, so wie wir ihn nach seinen Memoiren kennen lernen, vereinigt sind, muß, aus der Zahl von Feinden und Neidern die er in der Armee und am Hofe hatte zu schließen, doch ein fehlerhafter Zug in seinem Character vorherrschend gewesen seyn, der ihm so viele Verdrießlichkeiten zuzog. Vielleicht war es ein Hang zur Satire und Ironie; viel wirkte ohne Zweifel die große Gunst, in welcher er ohne Unterbrechung bey dem Könige Friedrich I. und seiner ersten Gemahlin, der Prinzessin von Hannover, stand, die ihm die Anstellung als Kammerherr verschaffte. Wir finden ihn sowohl mit dem General Schöning, der die Brandenburgischen Truppen in den Feldzügen in Ungarn und in den Niederlanden commandierte, als auch mit dem damaligen ersten Minister Dankelmann in wiederholte unangenehme Zwistigkeiten verwickelt. Schöning verließ noch vor Beendigung des Kriegs in den Niederlanden den Preussischen Dienst, allein die Gewalt die Dankelmann über den schwachen König Friedrich I. ausübte, war so unumschränkt, daß er dem Grafen Dohna die Auszahlung des Gehalts als Chef der Grands-Mousquetaires, wozu der König ihn gegen den Willen des Ministers ernannt hatte, während einer geraumen Zeit verweigerte, bis der ausdrückliche, mit einem Verweise begleitete, Befehl des Königs ihn dazu zwang. Dohna hatte sich an den berühmten Marschall Schomburg, der eine Zeitlang in Preussischen Diensten stand, und an den Minister von Grumkau, der ein Gegengewicht gegen Dankelmann bildete, angeschlossen.

Da der erste nach England zurückging und der letztere starb, so schloß Dohna eine Allianz mit dem Minister Colb, nachmals Grafen Wartenberg, die sich aber nicht auf aufrichtige Freundschaft gründete. Obgleich Dohna in dem folgenden Feldzuge, unter dem General Flemming sehr ausgezeichnete Dienste leistete, so fand er sich doch durch den übeln Willen, den Dankelmann gegen ihn hegte, in allen seinen Nachsuchungen und rechtmäßigen Erwartungen so sehr getäuscht, daß er, um, wie er sich ausdrückt, ehe man ihm den Stuhl vor die Thüre setze, in Zeiten abzutreten, seine Entlassung von allen seinen Stellen begehrte, die ihm Friedrich I. höchst ungerne bewilligte. Er begab sich nach seinem Gute zu Moring in Preußen, wo er wegen Mangel an Vermögen in großer Eingezogenheit lebte. Drey Jahre nach seinem Austritte aus dem Dienste sah Dohna den König zum erstenmal in Königsberg wieder, der ihm durch den General Barfuß den Wunsch, daß er wieder zu ihm kommen möchte, bezeigen ließ. Allein Dankelmann war noch immer erster Minister, obgleich Dohna aus den Aeußerungen des Königs schon damals wahrnahm, daß sein Credit im Abnehmen sey. Daß Dohna nicht den Sachwalter für diesen seinen erklärten Gegner machte, steht leicht zu erachten. Wirklich ward Dankelmann kurze Zeit nachher nicht nur seines Postens entsetzt, sondern in ewiger Gefangenschaft als Staatsgefangener nach der Festung Perß gebracht. Was derselbe eigentlich verbrochen hatte, um ein so hartes Schicksal zu erfahren, weiß Dohna selbst nicht anzugeben, er redet nur von seinem Stolze und Uebermuth, vorzüglich von dem hoffärtigen Betragen seiner Frau, wodurch sie sich den Haß des Königs zu-

gezogen habe. Jetzt ward Colb, Graf von Wartenberg, unter dem Titel Ober-Kammerherr (damals die höchste Würde am Brandenburgischen Hofe) Alles dirigirender Minister, und Dohna ward durch einen eigenhändigen Brief des Königs eingeladen, seine vorhin gehaltenen Stellen wieder einzunehmen; nur nach einem heftigen Kampfe mit sich selbst konnte er sich dazu entschließen, so sehr fürchtete er die Cabalen und Intriguen am Hofe. Nicht lange nach seiner Rückkehr nach Berlin erhielt Dohna den Befehl als außerordentlicher Abgesandter nach England zu gehen. Zwischen Friedrich I. und Wilhelm III. waren ernstliche Zwistigkeiten ausgebrochen; der erstere suchte den König von England günstig für seine eben damals ausgeführte Unternehmung auf die Stadt Elbing und Gebiet zu stimmen; die künftige Succession in Spanien fing an die Cabinetter sehr zu beschäftigen; die Preussischen Minister hielten die Mission, die dem Grafen Dohna anvertrauet war, für sehr schwierig und mißlich, und der letztere behauptet, Colb habe ihn, aus Furcht daß er ihn aus seinem Posten verdrängen würde, nicht nur von Berlin entfernen, sondern in der Hoffnung, daß er den Zweck seiner Sendung ganz verfehlen, und er ihn um so leichter stürzen könne, zu selbiger aufersehen. Die Erzählung seines Aufenthalts in England von 1698 bis 1700 gehört zu den interessantesten Stellen seiner Memoires. Dohna ward von dem ersten Minister Englands, dem Herzoge von Portland, der ein Freund Dankelmann's war, sehr schlecht empfangen. Er wandte sich unmittelbar an Wilhelm III., als seinen ehemaligen Waffengefährten und Gönner. Dohna besaß das Talent, das in unsern Tagen der alte

Blücher mit Vortheil anzuwenden verstand, unter der Maske eines treuherzigen, keine Intriguen kennenden Militärs, seinen Zweck ohne Umschweife zu erreichen, da wo der erfahrenste Diplomat nicht selten Schiffbruch leidet. Wilhelm III., ernst, selten den Diplomaten zugänglich, und ein Adept in der Kunst, die einst Machiavel lehrte, nahm Gefallen daran, mit Dohna unmittelbar und im vertraulichen Gespräche die Gegenstände seiner Mission zu discutieren. Der König von Preußen und seine Minister waren außer sich vor Erstaunen, daß Dohna, der bis dahin wohl den Degen, aber nicht die Feder zu führen Beweise gegeben hatte, den ihm gewordenen schwierigen Auftrag in so kurzer Zeit und mit einem solchen günstigen Erfolge ausgeführt hatte. Daß Dohna nicht bloß den König Wilhelm III., sondern auch andere Staatsmänner durch seine Soldaten-Manier zu bearbeiten verstand, beweiset, daß er sich des Vertrauens des Französischen Gesandten Tallard, der für einen der feinsten Diplomaten der damaligen Zeit galt, in einem solchen Grade zu bemächtigen wußte, daß dieser ihm sehr unvorsichtiger Weise die geheimen Absichten des Französischen Hofes, über das Theilungsproject desselben von Spanien nach erfolgtem Ableben des Königs Carl II. (das nachher, wegen Ableben des Churprinzen von Bayern nicht zur Ausführung kam) entdeckte. Obgleich Dohna bald nach Beendigung seiner Sendung nach England zum Staatsminister ernannt ward, so erwachte doch sehr schnell bey ihm der lange Zeit gehegte Wunsch, seine Dienstverhältnisse aufzugeben, wieder. Als vorzüglichen Grund gibt er die täglich sich mehr zeigende Feindschaft des Ministers Colb gegen

ihn an. Es scheint uns aber, daß bey der ihm bezeigten großen Zuneigung Friedrichs I. ihm bey nahe kein anderer Entschluß übrig blieb, als entweder als erster Günstling wie Dankelmann gethan hatte, die Zügel der Regierung zu ergreifen, oder von der Bühne abzutreten. Er kannte die Welt, sich selbst und seinen Herrn zu gut, um sich ein solches Joch aufzuladen. Im J. 1703 erhielt er auf wiederholtes Bitten seinen Abschied. Der König ließ ihm sein Regiment und seine Anciennität in der Armee. Von dieser Zeit an bieten seine Memoires nur wenige Gegenstände dar die Aufmerksamkeit verdienen, als z. B. die Zusammenkunft Peter des Gr. mit Friedrich I. in Preußen, und dann seine Sendung als Ambassadeur vom Churfürsten von Brandenburg im J. 1711 zur Wahl des Kaisers Carl VI. nach Frankfurt am Main. Es war bey dieser Veranlassung, daß Dohna sich noch einmal als alter Militär zeigen mußte. Der päpstliche Nuntius, Monsignor Albani hatte vom Papste den Auftrag, bey dem Churfürsten-Collegio zu Frankfurt förmlich gegen die Erhebung Preußens zu einem Königreiche, als ohne Theilnahme des Papstes geschehen, zu protestieren. Dohna ließ dem Nuntius sagen: 'er möge sich hüten sich seines Auftrags zu entledigen; daß er (Dohna) ihn nur als einen bloßen Italiänischen Edelmann ansehe, der bey der Kaiserwahl in Frankfurt keinen öffentlichen Character bekleide; würde sich derselbe dennoch seines vom Papste erhaltenen Auftrags entledigen, so würde er sich eines Arguments ad hominem bedienen, daß dem Neveu des heiligen Petrus schlecht behagen möchte.' Der Nuntius wandte sich beschwerend an das Churfürsten-Collegium; da er hier keine Unter-

flüfung fand, und die Nachricht erhielt, daß Friedrich I. seinem General Arnim, der gerade zu der Zeit mit Brandenburgischen Truppen in Italien stand, den Befehl ertheilt hatte, auf Rom zu marschieren, im Fall der Nuntius seine Protestation einlegen würde, so stand dieser von selbiger ab. Die Memoiren des Grafen Dohna schließen mit dem im J. 1713 erfolgten Ableben des Königs Friedrich I. Im J. 1716 legte Dohna seine Stellen nieder, und beschäftigte sich nach dem im J. 1719 erfolgten Ableben seiner Frau mit der Verfertigung dieser seiner Denkwürdigkeiten. Er starb im Jahre 1733 auf seinem Gute zu Moring.

### P a r i s.

Bey J. Hittorff, Jules Renouard, Bance, Viné: Architecture antique de la Sicile ou Recueil des plus intéressans Monumens d'Architecture des villes et des lieux les plus remarquables de la Sicile ancienne; mesurés et dessinés par J. Hittorff et L. Zanth, Architectes. (Bon 1827 an erschienen).

Indem wir eine Würdigung des Plans und der Leistungen dieses Werks, welches das Hauptwerk über die antiken Baudenkmäler Siciliens zu werden verspricht, auf die Vollendung desselben versparen, begnügen wir uns den Inhalt der acht Lieferungen, oder 48 Tafeln, die bis jetzt in unsere Hände gelangt sind, summarisch anzugeben, wobey wir als Text nur die dem Umschlag jeder Lieferung aufgeklebte Notice sommaire des planches benutzen können.

Das Werk beginnt mit Segesta, und gibt auf pl. 2 bis 6 (pl. 1, eine Carte Siciliens, wird später nachgeliefert werden) die Risse des dortigen Tempels, pl. 7 — 9 des Theaters. Dann folgt Selinus, dessen gigantische Ruinen eine unerschöpfliche Quelle von Aufklärungen für die Geschichte der Architectur, und jetzt auch in immer größerer Ausdehnung für die Geschichte der Sculptur, geworden sind, und zwar pl. 10 u. 11. ein zierlicher Plan und eine Ansicht der Ruinen von Selinus im Ganzen, dann die kleinern und alterthümlichern Tempel der Akropolis, nämlich pl. 12 — 15 der südlichste, pl. 16 — 18 die kleine Ruine, welche Herr Hittorff Heroon des Empedokles benennt und mit allen Zierden der polychromen Architectur ausgestattet hat, pl. 19 — 25 der mittlere Tempel, mit den drey bekannten alterthümlichen Metopen, auch mehreren, so viel Ref. erinnernlich ist, noch nicht bekannt gemachten Köpfen, welche zu den Bildwerken dieses Tempels gehörten, und zwey Gorgoneen von gebrannter Erde aus dem Museum zu Syrakus zur Vergleichung mit der Medusa auf der einen Metope; endlich pl. 26 — 29 der nördlichste Tempel. Hierauf die größeren und im Ganzen jüngeren Tempel der Unterstadt, des *ἄστου* von Selinus, zuerst pl. 30 — 41 der südlichste, mit vielen interessanten Details auch über die Farben der Theile des Gebälkes und Gesimses, pl. 42 — 48 der mittlere, mit den Fragmenten der beiden zu diesem Tempel gehörigen Metopen, welche nach Hittorff's geistreicher Restauration der Darstellung eines Kampfes von Götinnen gegen Giganten angehörten. Der Plan des ganzen Werks ist auf eine vollständige Dar-



stellung der antiken Baureste Siciliens, Tempel, Theater, Odeon's und Amphitheater, Gräber und Grabdenkmäler, wozu auch eine Auswahl von Münzen kommen soll, angelegt und auf 180 Tafeln in 30 Lieferungen, nebst einem Bande Text, berechnet.

R. D. M.

### G i s e n a c h.

Quaestiones Tullianae ad jus civile spectantes, quibus examen publicum in gymnasio Isenacenci d. VI et VII. Octobr. instituendum atque orationes d. VII. Octobr. rite habendas observantissime indicit Guilelmus Rein, Philos. D. AA. LL. M. gymnas. Coll. Societatis Graecae Lipsiensis sodalis. 1834. 29 S. in 4.

Wir beeilen uns das Publicum von vorstehender Schrift in Kenntniß zu setzen, vorzüglich um deswillen, weil ihm darin ein Versprechen gegeben wird, dessen baldige Erfüllung es gewiß um so mehr Ursache hat zu begehren, als die Lösung von fähigeren Händen wohl schwerlich zu erwarten ist. Herr Doctor Rein gehört unter diejenigen, welche, nachdem sie einen vollständigen Coursus der Jurisprudenz auf Universitäten absolviert hätten, mit gleicher Liebe dem Studium der Philologie sich widmeten, und die Früchte dieses Doppelstudiums sollen, wie wir aus der Vorrede zu obenannter Schrift ersehen, in einem demnächst erscheinenden Buche niedergelegt werden, worin die Stellen der vorzugsweise sogenannten Classifier, welche sich auf Jurisprudenz beziehen,

zu dem Zweck behandelt werden, um, wie der Verfasser will, den Philologen, gewiß aber auch, meint Rec., manchem Juristen, dem diese Beschäftigung nicht ganz überflüssig erscheint, deren Verständniß zu eröffnen. Als Probe hiervon behandelt die vorliegende Gelegenheitschrift zwey bekannte Stellen des Cicero: 1. de officiis III, 17, 70 zu welcher über den Unterschied der actiones stricti juris, bonae fidei und arbitrariae, eine Ansicht aus der Geschichte der Gerichte, welche der Verfasser nach Vollendung seiner Arbeit in M. S. Mayer's Buch über die Litiscontestatio, Stuttgart 1830. S. 73 auch durch innere Gründe begründet gefunden hat, entwickelt wird; 2. de oratore II. 70. 286, worin die bisherigen Ansichten über das Cincische Gesetz kurz geprüft werden, und wozu Rec. nur bemerken will, wie man sich wundern muß, daß der Verfasser mit den meisten neueren Schriftstellern die Restitution, welche Cuias zu Anfang der Ulpianischen Fragmente gemacht hat, so überaus vorzüglich finden kann, ohne auch nur mit einem Worte die Gründe widerlegungswerth zu finden, welche Hugo auch noch jetzt derselben entgegensetzt. — In die Sache selbst mehr einzugehen erlaubt der Zweck dieser Anzeige nicht. Wir hegen den Wunsch, daß der Verf. uns bald mit dem angekündigten größeren Werke beschenken möge, und die Erwartung, daß er seine Aufgabe als würdiger Schüler eines Mannes lösen werde, auf dessen Schultern derzeit mancher bewußt oder unbewußt steht, wir meinen den verstorbenen Zimmern.

## D r e s d e n.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung: Auszüge aus den Protocollen der Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Dresden. Jahr 1833. 1834. 204 Seiten in 8.

Dieser Jahresbericht gibt ein erfreuliches Zeugniß von der fortbestehenden Thätigkeit der Dresdner Gesellschaft. Außer den Anzeigen und Nachrichten von ihren inneren Verhältnissen, Mitgliedern, eingesandten Büchern u. dergl. enthält er auch einige recht interessante wissenschaftliche Mittheilungen. So namentlich den Vortrag des G. R. von Ungern-Sternberg über die Geschichte des Goldes, der eine sorgfältige Zusammenstellung aller dieses Metall betreffenden Umstände und Beziehungen enthält (S. 21 — 102); des Dr Schmalz über Taubstumme (S. 147 — 162); des Candidaten Schiffner über das Vorkommen und die mögliche Anwendung der Weilchen-Flechte (S. 163 — 165, wo die Bemerkung: daß wenn man dieselbe zwischen den Fingern gerieben, der Harn jedesmal denselben durchdringenden Geruch annehme), des Dr Hille über die Krankheitsconstitution im Jahre 1833 (S. 176 — 186). Zu den klimatologischen Beobachtungen in Bezug auf die wichtigeren periodisch wiederkehrenden Erscheinungen in dem Leben von Thieren und Pflanzen (S. 187) gehören die beiden bemerkenswerthen Steindrucktafeln.

---

# G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 5. Stück.

Den 12. Januar 1835.

---

### Heilbronn.

J. D. Classische Buchhandlung: Vollständige Anleitung zur Anlage, Fertigung und neueren Nuzanwendung der geböhrten oder sogenannten artesischen Brunnen. Größtentheils auf eigene Erfahrung gegründet und für die practische Ausführung bearbeitet von J. A. von Bruckmann, Königl. Würtemb. Bau- rathe, Ritter des K. Civil-Verdienst-Ordens, und seinem Sohne A. G. Bruckmann, Architecten. Mit neun Steintafeln. 1833. X und 382 Seiten in 8.

Bey dem Interesse, dessen sich die Bohrbrunnen durch die vielfältig glücklichen Erfolge, die sie gewährt haben, erfreuen, ist die Erscheinung eines Werkes wie des vorliegenden, das eine sehr deutliche practische Anleitung zur Construction dieser Brunnen gibt, und dabey die in eigener Erfahrung bewährten Hülfsmittel zur Be-

siegung der bey dem Abbohren oft vorkommenden eigenthümlichen Schwierigkeiten offen und klar darlegt, etwas sehr Willkommenes. — Unter der Leitung der Hn Verf. sind zehn Bohrbrunnen in Heilbronn, zwey in Erlangen, zwey in Nürnberg mit erwünschtem und zum Theil sogar mit dem glänzendsten Erfolge angefertigt. Weniger günstig waren die Bohrversuche in Crailsheim und Darmstadt. Aber der Hr Verf. hat außerdem das Verdienst, die Anwendung des Bohrbrunnenwassers zur Freyhaltung der Wasserräder vom Eise, zur Erwärmung der Fabrikgebäude im Winter, zur Abkühlung derselben im Sommer und zur beständigen Reinigung der Luft in denselben, zuerst gezeigt zu haben. Herr von Bruckmann hatte gefunden, daß das Bohrbrunnenwasser in Heilbronn eine Wärme von  $10^{\circ}$  R. hatte, er dachte daß diese Temperatur einer fortwährend sich erneuernden Wassermasse große Wirkung äußern könne. Dem zufolge ließ er oberhalb der Wasserräder hölzerne durchlöchernte Rinnen anbringen, in welche er einen Theil des Brunnenwassers leitete, das nun als Regen auf die Räder herabfiel, die ganz mit Eis überzogen waren, und sich kaum mehr umdrehen konnten. Dieses Mittel brachte eine solche Wirkung hervor, daß in wenigen Stunden die Wasserräder eben so frey vom Eise waren, als im Monat Julius, und seitdem nie wieder Eis ansetzten. Zuvor ließ er aber das Wasser in den Arbeitssälen durch offene Rinnen circulieren, und dieses hatte den wichtigen Erfolg, daß daselbst, ungeachtet die Kälte bey dem Aus- und Eingehen der Arbeiter durch die Thüren drang, eine Temperatur von  $+6^{\circ}$  R. erhalten wurde, während das Thermometer außen

— 25° R. anzeigte. Man heizte nun die Defen nicht mehr, da man auf diese einfache Art eine Wärme erhielt, mit der die Arbeiter ganz zufrieden waren, auch wurden dieselben keineswegs von der Feuchtigkeit belästigt, wie man anfangs befürchtet hatte. Durch diese Wasserleitung in den Arbeitsfälen wird zugleich der Vortheil erreicht, daß bey etwa ausbrechendem Feuer sogleich das nöthige Löschungsmittel in Bereitschaft steht. — Nach dem S. 50 mitgetheilten Bericht des Hn Héricart de Thury erheben in den Nord-Departements Frankreichs mehrere Fabriken das Wasser ihrer Bohrbrunnen auf die von Hn v. Bruckmann angegebene Art, um ihre Räder im Winter vor dem Eise zu schützen, auch sind Brunnen gebohrt um Treibhäuser im Winter zu erwärmen, während im Gegentheil der Chevalier de Peligot solche Brunnen rund um seinen großen See in Montmorency angelegt hat, um dessen Wasser abzukühlen, dessen zu große Wärme im Sommer öfters verursachte, daß alle Fische abstarben, ohne daß man bis dahin irgend ein Mittel dagegen ausfindig machen konnte; diese Brunnen aber haben den beabsichtigten Zweck vollkommen erreicht. — Mehr noch über den mannigfachen Nutzen der artesischen Brunnen hier bezubringen dürfte wohl überflüssig seyn.

Die Art wie der Hr Verf. seine Bohrbrunnen anfertigen läßt ist in folgender kurzen Darstellung angegeben. In allen Terrains wird zuvörderst ein Schacht, etwa 16 bis 20 Fuß tief, es sey denn daß das Eindringen des Seihewassers eine geringere Tiefe geböte, abgebaut. In dem Schachte kommt 10 bis 15 Fuß tief unter der Oberfläche des Erdreichs die Bohrbühne zu

stehen, welche an den Wänden des Schachtes gehörig befestigt ist. Auf dieser Bühne werden die Bohrstangen und Meißel zusammengesetzt, in das Bohrloch eingesenkt, und die nöthigen Drehungen des Bohrgestänges bewirkt. Im Sande und Gerölle werden die Schachte mit verlorener Zimmerung abgeteuft. Mitten auf die Sohle dieses Schachtes wird nun der Bohrteucher, eine sorgfältig gerade bearbeitete 14 Zoll dicke, 8 Zoll innerer Weite gebohrte hölzerne Röhre die allmählich aus 10 bis 22 Fuß langen Stücken wasserdicht zusammengesetzt wird, genau vertical aufgesetzt und im Schachte gehörig verstrebt, so daß er seine verticale Lage während des Einrammens nicht ändert. Der untere Rand des Bohrteuchers ist gewöhnlich mit einem eisernen Schub versehen, damit er leichter eindringe, auch wird aus demselben Grunde eine große Last auf einem Plateau an ihn gehängt. Die Bohrstangen werden nicht wie die der Französischen Brunnenmeister durch gabelförmige Zusammenfügungen aneinandergesetzt, sondern sie werden zusammengeschräubt. Das obere Ende der untern Bohrstange ist mit dem Gewinde, das untere Ende der oberen Bohrstange mit der Mutter versehen. Sie sind 15 Fuß lang, außer der untersten die  $1\frac{1}{2}$  Fuß kürzer ist, und etwa  $1\frac{1}{2}$  Zoll dick. Außer diesen Bohrstangen werden noch drey kürzere Aufsatzstücke von 6, 4 und 2 Fuß Länge gebraucht. Die verticale Richtung dieses Bohrgestänges wird durch den Bohrteucher hergestellt, welcher nach jedesmaliger Auflockerung und Begräumung des Erdreichs so lange eingerammt wird, bis er in einer thonigen oder sonstigen festen Schicht einen gehörigen wasserdichten Stand erreicht hat, dabey ist der

Bohrteucher durch aufgesetzte Stücke so weit verlängert, daß er einige Fuße über der Bohrbühne hervorragt. Jene innere Weite des Bohrteuchers gestattet nöthigenfalls das Einstecken einer zweiten hölzernen und einer dritten eisernen Röhre, wodurch die in größerer Tiefe vorkommenden beweglichen Schichten oder auch nachtheilige unterirdische Ableitungen tieferer Quellen unschädlich gemacht werden können. Auf gleiche Weise wird der Bohrteucher benutzt, wenn es nöthig seyn sollte das ganze Bohrloch mit einer blechernen oder kupfernen Röhre auszufüttern. Das Gesänge wird anfangs vermittelst eines über eine feste Rolle laufenden Seils, späterhin wo dessen Gewicht durch die Verlängerung angewachsen ist durch Hebelkraft, die über dem Munde des Schachts vertical über dem Bohrteucher in Thätigkeit kommt, gehoben und dann mit drehender Bewegung fallen gelassen. So wie eine Quelle aufgebohrt ist kann das Wasser derselben sogleich durch den Bohrteucher aufgefangen, und falls es den Kopf desselben nicht erreichen sollte, durch Anbringung einer Seitenöffnung an einer tiefern Stelle, aus ihm in den Schacht geleitet werden, wodurch man theils eine hinreichende Geschwindigkeit des Wassers hervorzubringen, um allein durch den Strom das Bohrloch zu reinigen, theils eine genaue Messung seiner Masse auszuführen im Stande ist. Jedenfalls kann am Schlusse der ganzen Arbeit der Bohrteucher als Leitungsröhre dienen. — Die nähere Beschreibung des ganzen Verfahrens würde uns hier zu weit führen, sie muß in dem Werke selbst gelesen werden, dessen Inhalt wir nun kurz bezeichnen wollen.

Nach einigen allgemeinen Betrachtungen über



die natürlichen und erbohrten Quellen gibt der Hr Verf. umständliche Nachricht von den durch ihn ausgeführten Bohrbrunnen in Heilbronn, und theilt daneben den oben erwähnten Bericht des Herrn Vicomte Héricart de Thury über die Leistungen des Hn Verf. in Bezug auf seine Anwendung der gebohrten Springquellen, an die Gesellschaft zur Aufmunterung der National-Industrie in Paris mit. Dann folgt die Beschreibung der Abbauung der Schachte bey Bohrbrunnen, des Bohrverfahrens sammt allen erforderlichen Instrumenten, der Fanginstrumente und deren Gebrauch bey vorkommenden Unfällen, der Construction der Bohrröhren, des Einrammens derselben, und der Abtreibung mächtiger Sandlager, der Behandlung der oberflächlichen Quellen von geringer Steighöhe und Abschließung wasserabführender Gebirgsschichten, eines Wasserlöffels um das in verschiedenen Tiefen vorkommende Wasser kennen zu lernen, der chemischen Untersuchung des Wassers. Der Hr Verf. gibt dann einige Winke in Absicht der Anwendung des Stoßhebers oder eines überschlächtigen Rades zur Betreibung von Pumpen, um das im Bohrloch stehende Wasser zu Tage zu fördern, und stellt einige Betrachtungen über die Kosten der Bohrbrunnen an. Darauf werden mehrere von ihm und seinem Sohne ausgeführte Bohrbrunnen, z. B. die in Erlangen und Nürnberg, ausführlich beschrieben und durch Zeichnungen der dabey erhaltenen Gebirgsdurchschnitte erläutert. Es folgen dann theils kürzere theils ausführlichere Nachrichten über die Bohrbrunnen in und um Wien, im Amalienbade zu Langenbrücken in Baden, bey Berg, in Würzburg, in Frankreich (Auszug aus Garnier's Preisschrift, der

zugleich das Verfahren der Französischen Bohrbrunnenmeister darlegt), in England, den Niederlanden, Niederösterreich, Italien, China, Africa und den vereinigten Staaten (die letzteren aus dem Französischen des Hn H. de Lhury übersetzt). Hieran schließt sich eine Tabelle zur Reduction mehrerer Längenmaße auf das Württembergische und Angabe der Literatur über die Bohrbrunnen. Als Anhang ist eine sehr gedrängte Uebersicht der Lagerungsverhältnisse der vorzüglichsten Gebirgsformationen, und eine Abhandlung von Hn Waldauf von Waldenstein über das Vorkommen der Quellen in den verschiedenen Gebirgsformationen beygefügt.

u.

### L e i p z i g.

Bey Friedrich Fleischer: Beyträge zur practischen Heilkunde mit vorzüglicher Berücksichtigung der medicinischen Geographie, Topographie und Epidemiologie. Herausgegeben von Dr. J. Chr. A. Clarus, o. ö. P. der Klinik etc. und Dr. J. Radius, a. P. der Med. Erster Band. 1834. VIII u. 224 S. in 8.

Diese neue Zeitschrift, von der jährlich vier Hefte erscheinen und zunächst dem Sächsischen Vaterlande gewidmet seyn sollen, ist, wie gegenwärtiges Hest beweist, über ein weiteres und nicht bloß practisches Gebiet ausgedehnt. Schon der erste Aufsatz: Ueber die allgemeine Krankheitsanlage in der menschlichen Natur und ihre höhere Nothwendigkeit von Henschel in Breslau, der, wie der Verfasser S. 5 sagt, auf 'Schelver's Philosophie der Medicin, einem

Meisterwerke, dem er Alles verdanke' basiert ist, enthält eine Menge höchst problematischer Sätze. Außer den klinischen Berichten von Choulant, Ammon, Clarus und Prinz finden sich Aufsätze von Naumann in Bonn: Beiträge zur physiologischen Pathologie (von der Menstruation; über Entzündung der Drüsen; über Parasitenbildung im Uterus; über Putrescenz des Uterus; über die Schleimflüsse der Genitalien; über die Bleichsucht), und Einige Worte über die ärztliche Regulierung der Einbildungskraft. Von einem Ungenannten eine nosochthonologische Skizze über Lichtkrankheiten; von Clarus ein Versuch einer vergleichenden Uebersicht der merkwürdigsten Witterungs- und Krankheitsereignisse im Jahre 1833. Ueber den Einfluß des Standes, Alters und Geschlechtes auf das Erkranken an der epidemischen Cholera von Radius. Klinische Beobachtungen von Hensfelder (Ueber invaginatio intestinorum; Verwachsung der Gallenblase mit dem Zwölffingerdarm; über die Gürtelrose und den Groupp). Beiträge zur Therapie und Staatsarzneykunde von Carl Böttcher (Aezammonium als Wiederbelebungsmitel; wahre und eingebildete Arsenikvergiftung; Vergiftung durch concentrirte Schwefelsäure; von Vipera Berus gebissener Hund). Zum Schlusse Mittheilungen über die Witterungs- und Krankheitsconstitution von München, Dresden und Eibenstock, so wie bibliographische Notizen.

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

6. 7. Stück.

Den 15. Januar 1835.

---

G ö t t i n g e n.

Bei Vandenhoeck und Ruprecht: Kleine astronomische Ephemeriden für das Jahr 1835, herausgegeben von C. L. Harding und G. Wiesen. Sechster Jahrgang. 1834. VIII und 143 Seiten in Octav.

Diese astronomischen Ephemeriden, die hier in ihrem sechsten Jahrgange erscheinen, haben fortschreitend eine solche Theilnahme und Anerkennung gefunden, daß von ihnen im Allgemeinen zu reden überflüssig seyn würde; bis auf eine Bemerkung, auf die wir zuletzt kommen werden. Es soll daher hier nur von dem Nachricht gegeben werden, was diesem Jahrgange eigenthümlich ist.

Die Einrichtung der Sonnen- und Mondsephemeride ist ungeändert geblieben. In der Ephemeride der Planeten, deren Erscheinungen von acht zu acht Tagen angegeben, ist zu den bisherigen Angaben der Logarithme ihrer Entfernung von der Sonne hinzugekommen; wo

durch man leicht, wie von Hn Wiesen S. 91. 92. noch besonders erläutert ist, den jedesmaligen scheinbaren Durchmesser der Planeten finden kann. Unter den Constellationen ist namentlich der in Europa freylich nicht sichtbare Vorübergang des Mercuri vor der Sonne am 7. Nov. 1835 zu bemerken, wovon auch noch S. 69 die Rede ist. Von den Finsternissen, die demnächst erörtert werden, wird in unsern Gegenden nur eine, die partielle Mondfinsterniß, am 10. Junius Abends sich zeigen. Das Verzeichniß der geographischen Längen und Breiten einiger Dörfer ist verbessert und vermehrt worden: jenes durch Aufnahme der seit dem letzten Jahre bekannt gewordenen genauern Angaben, dieses durch mehrere Dörfer aus der Hannoverschen Gradmessung, aus welcher schon in den früheren Jahrgängen eine Anzahl Ortsbestimmungen enthalten waren. Die aus derselben herrührenden Bestimmungen sind dießmal durch den Druck besonders kenntlich gemacht, da es gewiß Vielen erwünscht seyn wird, schon jetzt Resultate jener Vermessungen, wenn auch nur in dieser Form, zu erhalten. Die Genauigkeit, mit welcher diese ausgeführt sind, macht, daß die aus ihnen abgeleiteten, bis auf Zehnthelle der Secunden bestimmten geographischen Längen und Breiten sichere Geltung haben: ein Grad der Genauigkeit, bis auf welchen selbst die geographische Lage nur weniger Sternwarten bekannt ist. Hiernächst folgen die Hülftafeln, wie früher: doch ist die neunte Tafel des vorigen Jahrgangs zur Reduction der Circummeridianhöhen auf die Mittagshöhe dießmal weggeblieben.

Der Anhang enthält noch bezüglich auf die Erscheinungen dieses Jahres zuerst den sichtbaren Eintritt des größten und kleinsten Lichts der ver-

änderlichen Sterne und dann eine Erörterung über die Cometen, die in diesem Jahre zur Sonnennähe zurückkehren werden, den Enckeschen und den Halley'schen. Ueber den Halley'schen Cometen sind die Resultate der für die Zeit seines nächsten Perihels von Damoiseau und Pontécoulant geführten Rechnungen nebst den sie betreffenden literarischen Nachweisungen beygebracht, und dann die von Hr Woolhouse berechnete, auf die Pontécoulantschen Elemente gegründete Ephemeride, welche seinen Lauf von 4 zu 4 Tagen vom 3. Aug. 1835 bis zum 11. Febr. 1836 umfaßt, unverändert mitgetheilt. Denn es schien nichts sagend, eine Reduction auf den Göttinger Mittag vorzunehmen, da weit größere Unterschiede bedingt sind durch die auf mehrere Tage sich erstreckende Ungewißheit über die Zeit des Perihels. Diese Ungewißheit hat ihren Grund in dem Widerstand, den der Comet durch den Aether erfährt und dessen Gesetz noch nicht ermittelt ist. Darum hat auch Hr Rosenberger, auf dessen über die Epoche des nächsten Perihels erwartete Mittheilungen in den kl. Ephemeriden verwiesen ist, wie man vernimmt, es vorgezogen, die nächste Erscheinung des Cometen abzuwarten, und in seiner schon weit vorgerückten Rechnung einen Stillstand gemacht, bis der Einfluß des Aethers auf die dießmalige Periode durch die Erfahrung sich wird ausgewiesen haben: — um dann auch diesen in Rechnung zu bringen. — Am Schluß in den literarischen Nachrichten wird von den beiden Monographien über den Halley'schen Cometen von Littrow und Möbius eine Notiz gegeben. Seitdem hat der berühmte Olbers 'Noch etwas über die nächste Wiedererscheinung des Halley'schen Cometen' in den Astronomischen Nachrichten Bd. 12. №. 268 mitgetheilt, worauf hier

durch hingewiesen seyn möge. Dort findet sich auch eine doppelte Ephemeride dieses Cometen für die Sonnennähe Nov. 1, 5 und Nov. 11, 5, von 10 zu 10 Tagen von 1834. Dec. 22, 5 bis 1835. Apr. 1, 5: — um Versuche zu veranlassen, den Cometen vor seiner Conjunction aufzufinden.

Den übrigen Theil des Anhangs nehmen einige Abhandlungen ein, durch welche auch diesem Jahrgange ein über die Grenzen seines Zeitraums sich erstreckendes Interesse gegeben ist. Zuerst ein Aufsatz von Hn Dr Olbers: 'Eccentricität des Saturns in seinem Ringe'. Es wird hier auf die Erscheinung Rücksicht genommen, welche Gallet gesehen haben will und von der im Journal des Scavans von 1684 berichtet ist: daß der Saturn zuweilen eccentricisch in seinem Ringe erscheine und zwar um die Zeit seiner Quadraturen; und ferner auf die Art der Eccentricität, welche Hr Schwabe zuerst im Dec. 1827 bemerkt hat, dessen Wahrnehmung von andern Astronomen nachher bestätigt ist. Gallet hatte jene Erscheinung aus der parallaxis orbis annui abgeleitet. Olbers weist die Erklärung als grundlos zurück und führt dagegen zwey Ursachen der scheinbaren Eccentricität auf: einmal die Phase des Saturns, wiewohl er nämlich außer der Zeit der Opposition einen Theil seiner dunkeln Halbkugel uns zukehrt; in Folge dessen bey der möglichst größten Parallaxe, z. B. in der östlichen Quadratur der östliche Zwischenraum zwischen dem Saturn und seinem Ringe zu dem westlichen sich nahe wie 79:78 verhält, — ein Unterschied jedoch, von dem Olbers bezweifelt, ob er durch ein noch so scharfes Augenmaaß entdeckt werden könne. Die andere Ursache von augenfälligerer Wirkung ist die lichtschwächende Kraft der Atmosphäre, vermöge welcher der Rand des

Saturns an der Lichtgränze weniger erleuchtet wird, wornach der dunkle Theil des Planeten breiter erscheint. — Beide Momente reichen, wie Olbers bemerkt, nicht aus, die von Schwabe bemerkte Erscheinung zu erklären; er fordert aber die Astronomen auf zu sorgfältiger und aufmerksamer Betrachtung des Saturns in seinen Quadraturen: um zu ermitteln, ob es mit der von Gallet behaupteten Wahrnehmung seine Richtigkeit habe.

Die folgende Abhandlung von Hn Prof. Benzenberg ist überschrieben: 'Versuche über die Umdrehung der Erde im J. 1831 zu Freyberg in dem Drey-Brüder-Schachte'. Es wird hier einleitend auf die verschiedenen Momente der Copernicanischen Weltordnung zurückgegangen und darnach entschieden, was hiervon den Alten schon bekannt war, und was neu und dem Copernicus eigenthümlich ist. Alsdann wird die Bedeutung der Fallversuche überhaupt für die Lehre von der Umdrehung der Erde erörtert, endlich eine geschichtliche Uebersicht über die seit Newton's Anregung unternommenen Fallversuche gegeben: über den ungenügenden von Hook i. J. 1680 und die neuern von Guglielmini in Bologna 1792 und von Benzenberg 1802 in Hamburg und 1803 auf der alten Rostkunst zu Schleebusch, endlich von Reich auf dem Dreybrüderschachte in Freyberg im J. 1831. Mit einer interessanten Nachweisung schließt der Aufsatz, indem aufmerksam gemacht wird, wie besonders geeignet zu solchen Versuchen der Brunnen auf der Festung Königsstein sey, der ganz in feinkörnigem Sandstein gebaut 1022 Par. Fuß tief ist: eine Tiefe, welche (d. h. in senkrechter Linie ausgebaut) die aller Schachte in allen Europäischen Bergwerken übertrifft.



Endlich ist S. 108 — 133 eine deutsche Bearbeitung des Messier'schen Verzeichnisses der Nebelflecke und Sternhaufen, die von Messier auf der Sternwarte der Marine in Paris beobachtet sind, aus der *Conn. des Temps* für 1784 gegeben, mit Berücksichtigung der Herschelschen Cataloge. Dieses ist auf Anregung des Hn Dr Olbers geschehen, der bey Gelegenheit seiner Anzeige des neuesten Herschelschen Catalogs auf die Unentbehrlichkeit des Messierschen Verzeichnisses zur Vergleichung hingewiesen hat. Nur die Anordnung ist übersichtlicher gemacht; die Uebersetzung ist wortgetreu, obwohl die Französische Beschreibung etwas breit ist; aber um der Authentie willen hat man nicht abweichen wollen. Nur einige Incorrectheiten des Französischen Ausdrucks sind berichtigt, z. B. unter n. 60 heißt es: *la dernière en passa si pres* — statt: er (der Comet) ging an dem letzten der Nebelflecke so nahe vorbey. Das Wort *fil horaire* ist durch 'verticaler Faden' wiedergegeben, da jenes bey uns kein *terminus technicus* ist. — Hinzugefügt ist den Nummern des Messierschen Catalogs die jedesmal entsprechende Nummer aus dem Verzeichniß des Sir John Herschel, und bey den Nebelflecken, die hier nicht vorkommen, die Jahreszahl der *Philos. Transact.*, in welchen der ältere Herschel sie beschrieben hat: und am Schluß der Messierschen Beschreibung eines jeden eine kurze Andeutung der Art, wie J. oder W. Herschel den Gegenstand gefunden. Interessant ist hierbey namentlich zu bemerken, wie viel mehr und anders diese mit ihren so viel mächtigern Werkzeugen oft gesehen haben. So heißt es bey Messier n. 14: ein Nebelfleck, ohne Sterne, nicht groß; bey J. Herschel: kugelichter Haufen, sehr groß, die Sterne kaum zu unterscheiden. Bey

Messier n. 68: ein Nebelfleck ohne Sterne; bey W. Herschel: Sternhaufen. Vergl. auch n. 79. 84. 96. — Die Messierschen Nebelflecke von sehr südlicher Declination finden sich bey John Herschel nicht; derselbe ist aber gegenwärtig auf dem Kap der guten Hoffnung beschäftigt, von dieser Seite seinen Catalog zu vervollständigen. Ja es sind schon jetzt einige Ergebnisse seiner vorzigen Forschungen bekannt geworden. In einem vom 10. Junius 1834 von dort datierten Schreiben Herschel's an Struve, welches von der Petersburger Zeitung mitgetheilt und in mehrere deutsche Blätter übergegangen ist\*), heißt es: 'Am 1. April entdeckte ich einen schönen planetarischen Nebelflecken  $0^{\circ} 59'$  nördlich von  $\alpha$  Argus und ungefähr  $4'$  in gerader Aufsteigung dem Stern folgend. Er ist völlig rund, hat einen Durchmesser von  $3''$  oder  $4''$  und erscheint im Fernrohr mit nicht mehr Nebel umgeben, als etwa ein Stern von der 9. Größe, dem er an Lichtglanz gleichkommt; und am 3. April einen zweyten,  $6''$  im Durchmesser, mit einem völlig planetarischen Diskus, aufs schärfste abgegränzt, und ohne allen Nebel. Das Merkwürdigste dabey ist, daß das Licht desselben, welches einem Stern der 7. Größe gleich kommt, entschieden blau ist, und nicht etwa durch die Wirkung des Contrastes, sondern unabhängig davon, in Abwesenheit eines jeden andern Lichtes.' — So weit Herschel! Man hat gesagt: die Astronomie habe ihr Ziel erreicht und wir seyen dem nahe, unsere Observatorien zu schließen. Wenn diese Vollendung auch für gewisse Theile der theoretischen Astronomie gilt; so steht doch den astrognostischen Forschungen noch ein weites Feld

\*) S. Augsb. Allgem. Stg. 1834. Dec. 23. Außerord. Beilage No. 503.

offen, und ein noch weiteres Feld des Nachdenkens über die Natur jener wunderbaren Gestaltungen und über ihre Bedeutung für die Welt der Vernunftwesen: worüber Pfaff und jüngst Schubert bemerkenswerthe Winke gegeben haben.

In den literarischen Nachrichten dieses Jahres geschieht auch noch der von den Herren Beer und Mädler in Berlin unternommenen, von Bessel so sehr anerkannten und auch von der Pariser Academie der Wissenschaften mit Beyfall aufgenommenen Mondkarte Erwähnung, deren erste Section erschienen sey. Seitdem ist auch schon die zweyte Section als erschienen angezeigt und die sichere und baldige Beendigung dieser mühsamen und verdienstvollen Arbeit in Aussicht gestellt.

Genes sind die Thaten von fremder Hand, mit welchen dieser Jahrgang der kleinen Ephemeriden ausgerüstet ist. Aber vor Allem werth muß uns derselbe seyn als die letzte Arbeit des erstgenannten Herausgebers, dem es nicht mehr vergönnt war, ihn beendigt zu sehen, werth insbesondere durch einen kleinen Aufsatz, der für den Anhang bestimmt unter seinen nachgelassenen Papieren sich fand und S. 106 — 108 mitgetheilt ist. Hr. Hofr. Harding gibt hier Nachricht von einer höchst merkwürdigen Erscheinung, die er am 8. Julius 1826 beobachtete. Damals nämlich einen Theil der Ophiuchusschlange durchmusternd vermistete er einen Stern 8. Gr., der in Bessel's Zonen verzeichnet ist. Er durchsuchte demnach genau diese Gegend und war damit beschäftigt, die umliegenden Sterne in seine Karte einzutragen; als er nach etwa 10 Minuten den vermisteten Stern in seiner vollen ihm zugeschriebenen 8. Größe erblickte. — Was ist die Ursache dieser Unsichtbarkeit gewesen? Es sind folgende

Fälle denkbar: die Ursache ist entweder eine subjective im Beobachter liegende, oder eine objective; d. h. der Stern ist entweder zwar sichtbar gewesen aber nur nicht gesehen, oder er ist wirklich nicht sichtbar gewesen. Im erstern Fall wäre er nur übersehen worden. Im andern kann die Ursache bezüglich auf den Stern eine innere oder äußere seyn: das erstere, wenn der Stern selbst sein Licht gewechselt hat, das andere, wenn etwas zwischen den Stern und das Auge des Beobachters eintretend den Stern augenblicklich verdeckt hat. In der erstern Hinsicht müßte man den Stern zu der Klasse der sogenannten veränderlichen Sterne rechnen: im andern Fall würde man zunächst an eine Wolke denken, die den Stern dem Auge des Beobachters entzogen habe. Alle diese Erklärungen weist Harding als unzulässig oder doch sehr unwahrscheinlich kurz und bündig, aber überzeugend zurück, was man an Ort und Stelle selbst nachsehen möge, und bleibt dann bey der Vermuthung stehen, daß allerdings eine Bedeckung eingetreten sey, aber durch einen dunkeln Körper, und zwar einen planetarischen Körper. Die Möglichkeit des Daseyns solcher Körper wird durch die Bemerkung geschützt, es sey nicht nothwendig vorauszusetzen, daß Weltkörper so viel Licht ausfenden oder reflectieren, um uns noch sichtbar zu werden und durch Hinweisung auf den analogen Fall der veränderlichen Sterne. — Hierbey drängen sich zwey Bemerkungen auf. Erstlich in Betreff der Beobachtung, so ist allerdings nur der terminus ad quem der Unsichtbarkeit wahrgenommen, der terminus a quo liegt nicht vor, da Harding bey Anfang der Beobachtung den Stern schon vermiste. Es

wäre freylich sehr erwünscht, wenn man auch diesen aus der Wahrnehmung kenne; doch ist wahrscheinlich, daß jene Unsichtbarkeit nicht lange angehalten hatte, vielleicht eben erst eingetreten war: da von einer gleichen Unsichtbarkeit an diesem Stern wie früher nichts verlauset hat, so später bey oftmals wiederholtem Beobachten Harding's nichts gefunden ist. — Was aber zweytens die Erklärung betrifft, so scheint nur die Wahl zu seyn zwischen der Annahme, daß der Stern veränderliches Licht gehabt habe und der, daß er momentan von einem dunkeln Planeten bedeckt sey. Das erstere ist nicht unmöglich, obwohl dieser Stern alsdann eine durchaus singuläre, wenigstens bis jetzt nicht bekannte Klasse veränderlicher Sterne bilden würde, wegen der plötzlichen Lichtwandelung und die seitdem sich nicht wiederholt hat. Entscheidet man sich aber für einen dunkeln Planeten (denn an eine bloß meteorische Erscheinung wird man im Ernst nicht denken wollen); so wäre durch diese Wahrnehmung eine höchst wichtige Entdeckung gemacht, welche der an die Seite gesetzt werden müßte, durch welche Harding gleich im Anfange seiner astronomischen Thätigkeit seinen Namen verewigt hat, der Entdeckung der Juno. Für diese Vermuthung eine Bestätigung suchend hat Harding wohl so lange gewartet, bis er seine Entdeckung für die öffentliche Mittheilung niederschrieb. Eine solche Bestätigung kann natürlich nicht dadurch erreicht werden, daß man diesen vermuthlichen Planeten zu sehen bekäme; sondern nur indirect, durch ähnliche Erscheinungen, die sich vermöge Bedeckung des dunkeln Planeten an andern Sternen wiederholten. Da ein glück-

liches Zusammentreffen mehrerer solcher Beobachtungen würde sogar zur Kenntniß der Bahn eines solchen von uns gar nicht gesehenen Körpers führen können. Jedenfalls ist jene Erscheinung dazu geeignet, die Aufmerksamkeit der Astronomen auf sich zu ziehen und die Beobachtungen auf jenen Stern hinzulenken, vornehmlich um auszumitteln, ob er irgend einen Lichtwechsel zeigt. Dabey ist vorerst nur eins zu bedauern, daß sich in der Handschrift die genauere Bezeichnung jenes Sterns nicht vorfand. Harding hatte diesen Aufsatz im vorigen Sommer in Karlsbad verfaßt, wo ihm die nöthigen Notizen nicht zur Hand waren. Darin ist denn auch wohl der Grund des Fehlers zu suchen, der selbst in die beyläufige Angabe sich eingeschlichen hat. Es wird nämlich angemerkt, der Stern sey von Bessel 1822 . . . beobachtet und Zone 157. 15<sup>b</sup> . . . verzeichnet. Allein weder kommt im Jahre 1822 unter Bessel's Sonnenbeobachtungen die Nummer 157 vor, noch umfaßt die No. 157, die bey Bessel 1823. April 10. aufgeführt ist, die 15te Stunde der geraden Aufsteigung. Harding hatte sich aber offenbar vorbehalten, diese Lücke nach seiner Rückkehr auszufüllen, und würde dann auch die Angabe berichtigt haben, — aber der Tod kam ihm zuvor. Es ist höchst wichtig, diesen Stern zu kennen, theils um seiner selbst willen, theils zur Bahnbestimmung des vermutheten planetarischen Körpers, wenn wiederkehrende ähnliche Erscheinungen dieser Vermuthung eine festere Basis geben sollten. Man hat unter Harding's Nachlaß eine genauere Angabe darüber noch nicht aufgefunden; doch ist nicht zu zweifeln, daß eine solche noch vorhanden ist oder

doch indirect sich wird ermitteln lassen, — in welchem Fall man nicht säumen wird, sie zu veröffentlichen.

Angehängt ist diesen Ephemeriden eine Nachricht von Hardings letzten Tagen. Sie ist nur für seine Freunde bestimmt: die fernem, um ihnen diese Kunde zu bringen; die nahen, um ihnen die Kunde zu erhalten von dem, was in unmittelbarer Kenntnißnahme ihnen sich dargeboten hat. Einem Freunde aber ist es werth, von allen Einzelheiten des Hinganges berichtet zu werden und gerade nur durch Eingehen in das Einzelste gewinnt der Bericht Leben. Denn das Allgemeine ist das Characterlose: es hat weder Gestalt noch Farbe und kann Niemandes Theilnahme erregen. Hiervon ausgehend hat man sich angelegen seyn lassen, hier mitzutheilen, was theils aus persönlicher Anschauung, theils aus den Berichten der nächsten Angehörigen mit Sicherheit hervorgegangen ist. Wer fremd dieser Persönlichkeit ist oder kalt sie ansieht, überschlage diese Worte; er hat kein Recht auf sie.

Folgende Druckfehler sind zu verbessern, von denen jedoch nur der dritte irre leiten kann: S. 3 Jan. 9 col. 4 statt 888 l. 288. S. 6 Febr. 17 col. 6 statt 10 l. 19. S. 72 für Copenhagen 3. 2 von unten col. 3 statt  $+ 0^{\circ} 4' 54''$  l. —  $0^{\circ} 10' 32''$ . — Auch ist in dem vorigen Jahrgange, dem für 1834, in dem Aufsatz des Herrn Dr Olbers S. 124 3. 9 von oben statt  $4' 32''$  zu lesen  $4' 42''$ .

Wenn wir uns schließlich noch eine allgemeine Bemerkung erlauben dürfen, so sey es der Wunsch, daß diese Ephemeriden, die nun geschlossen vorliegen, doch auch, während sie

bestimmt waren, die astronomische Erkenntniß zu fördern, nun, nachdem Harding geschieden ist, dienen mögen, auf seinen stets unermüdlischen Eifer für die Wissenschaft hinzuweisen und diesen zu noch allgemeinerer Anerkennung zu bringen. Freylich was mehr ist, als dieses, als alle Wissenschaft und aller Fleiß: das Gemüth des Mannes können sie nicht abspiegeln. Denn es ist das Schicksal mathematischer Werke, daß sie zwar allgenügend seyn können dem Verstande, aber auch darin ihren Lohn dahin haben. Sie zeigen den Mann vom Fache, den Menschen nicht. Und doch mag wohl jenes Werk dienen, auch in dieser Hinsicht Zeugniß abzulegen. Es ist ein Denkmal der vollkommensten Uneigennützigkeit Hardings, welcher sich der großen Mühe dieser Arbeiten, die er dem größern Theil nach selbst durchführte, unterzog, ohne irgend einen andern Gewinn, als der in dem Bewußtseyn liegt, etwas die Wissenschaft Förderndes zu vollbringen. Es wird nicht überflüssig seyn, dieses hier ausdrücklich bemerkt zu haben, da sein Unternehmen wenn auch nur vorübergehende Mißdeutung gefunden hat, als habe er dadurch andern Arbeiten der Art in den Weg treten wollen. Wer ihn kannte wird zeugen, daß dieses seiner Weise fern lag, daß er, wenn irgend einer, frey war von Selbstsucht: ja sein ganzes Leben zeugt dafür, daß er, ohne sich selbst und seinen Ruhm zu suchen, Opfer der Wissenschaft zu bringen wußte. Doch was bedarf es der Rechtfertigung, was bedarf es des Zeugnisses? Der Mißverstand, wie kränkend er auch war, mußte bald weichen. Nahen und Fernen aber ist sein Bild mit unauslöschlichen Zügen ins Herz geschrieben,



das Bild eines Mannes, der den Ernst der strengen Wissenschaft mit Heiterkeit und Wohlwollen, und die das Universum aufschließende Erkenntniß mit der Einfalt eines Kindes und der Demuth eines Christen verband.

F. P.

### L o n d o n.

The history, opinions and present legal position of the english Presbyterians; published under the direction of 'the english presbyterian association'. 1834. 174 Seiten in gr. 8.

Nicht eine Untersuchung von rein historischem Interesse, sondern eine Parteyschrift zur Erlangung pecuniärer Vortheile wird hier kurz zu besprechen seyn. Es handelt sich um bedeutende Stiftungen einer Lady Hewley in Yorkshire, deren bisher den Presbyterianern unbestritten gewesener Genuß ihnen jetzt wegen Aenderung des Credo und nicht mehr vorhandener Identität der Person streitig gemacht wird. Die Stifterin vermachte 1704 ihre bedeutenden Güter und Ländereyen für poor and godly preachers for the time being of Christ's Holy Gospel, deren Wittwen, Söhne, stiftete Armenhäuser und Spitäler. Ihre Stiftung hatte den Zweck, dem Nonconformistischen Clerus, der nach factisch durchgesetzter Lostrennung von der Englischen Kirche, in großer Bedrängniß lebte, Unterstützung zu verleihen. Die Aufgabe vorliegender kirchenrechtlichen Deduction geht nun dahin, zu beweisen, daß die von der Stifterin bedachten Beneficiaten Niemand anders seyn können, als die gegenwärtig

tigen Presbyterianer Englands. Es handelt sich um bedeutende reelle Vortheile, und da lohnte es sich wohl, dem Court of Chancery zu beweisen, daß die gegenwärtigen Presbyterianer nicht allein die wahren Erben der damaligen Nonconformistischen Lehren und Grundsätze, sondern auch der Güter und Beneficien seyen. Die Untersuchung mußte dogmen- und kirchenhistorisch geführt werden, um zu erhärten, daß das wahre Princip der Presbyterianer, Lossagung von jedem fixierten Glaubensbekenntniß, und alleiniges Zurückgehen auf den Boden der Schrift, damals und jetzt daselbe sey. Ob darum zu irgend einer Zeit Dogmen wie Trinität und Erbsünde unter den Presbyterianern mehr oder mindere Geltung gehabt haben, könne durchaus nicht als charakteristisches Kennzeichen der Parthey betrachtet werden, sondern allein das normative Princip von der Geltung der Schrift. Der Verfasser sucht dann aus Lebensumständen der Stifterin zu beweisen, daß sie nur mit Presbyterianern in diesem Sinne verkehrt, sich zu Geistlichen dieser Denkart gehalten, durch die Ausdrücke ihrer Stiftungsurkunde nur diese bezeichnet habe. Die Presbyterianische Association hatte sich während dieses Processes besonders durch die Herausgabe einer 'Verbesserten Uebersetzung des Neuen Testaments' geschadet, worin die evangelischen Dogmen von Christi Erlösungswerk und der Erbsünde wohl ziemlich leichtfertig behandelt seyn mögen. Der Vice-Chancellor gab deßhalb schon sein gutachtliches Urtheil dahin ab, daß die poor and godly preachers of Christ's Holy Gospel, für die jene Stiftung bestimmt war, unmöglich unter einer Association gefunden werden könnten, die so offenbar

dem Evangelium entgegen sey. Gegen diese Ansicht, die durch die dogmatische Strenge der Englischen Kirche und Behörden, sich ebenfalls bey dem höchsten Gerichtshofe selbst leicht festsetzen kann, versucht nun gegenwärtige Schrift sich auf das constitutive Princip ihrer Gesellschaft zu berufen, wornach das Evangelium allerdings Basis der Lehre bleibe, dessen Auslegung aber, und also auch die Bestimmung, ob dieses oder jenes Dogma schriftgemäß sey, nicht von irgend einer menschlichen Autorität, am wenigsten also, als rein theologische Frage, von dem Gerichtshofe entschieden werden könne. Der behandelte Gegenstand läßt einen interessanten Blick in die inneren Verhältnisse der kirchlichen Parteyen Englands thun. Die theologischen Denkartten stehen einander schroff gegenüber, haben aber kaum so sehr ein dogmatisches Interesse zu verfechten, als vielmehr ihre äußere Stellung, Kirchengüter, Stiftungen, Beneficien zu bewahren oder zu erkämpfen. Wie bey diesem Vorfall im Kleinen, so bey der Stellung der established church im Großen ist die gegenseitige Erbitterung um so größer, weil unter dem Namen der Kirche um manche höchst äußerliche, mit dem kirchlichen Leben nur sehr entfernt zusammenhängende Dinge gekämpft wird.

# G ö t t i n g e g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

8. Stück.

Den 17. Januar 1835.

---

G ö t t i n g e n.

Der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften hat der Prof. Weber in ihrer letzten Sitzung eine Abhandlung *de fili bombycini vi elastica* übergeben, von der wir hier folgenden Auszug mittheilen.

Eine Untersuchung über die Größe und Verschiedenheit der Elasticität der Seide schien schon aus dem Grunde wünschenswerth, weil seidene Fäden häufig zu Apparaten gebraucht werden, die zur Messung anderer Naturkräfte bestimmt sind. Zu vielen der feinsten electricischen, galvanischen und magnetischen Apparaten werden umgedrehte Seidenfäden angewendet. Der Vortheil, den die Seidenfäden bey solchen feinen Messapparaten vor andern Fäden gewähren, beruht darauf, daß sie eine sehr geringe Torsionskraft besitzen. Diese Kraft ist aber doch nicht so gering, daß sie bey genauen Messungen außer Acht gelassen werden dürfte: inzwischen kann sie, wie es Hr. Hofr. Gauß bey seinen magnetischen Messungen gethan

hat, durch eine passende Combination verschiedener mit dem Meßapparate selbst angestellter Versuche, sehr genau bestimmt werden. Da hiernach schon die Erfahrung die Unentbehrlichkeit einer genauen Bestimmung der Elasticität der Seidenfäden gezeigt hat; so ist zu erwarten, daß eine eigens darüber angestellte Untersuchung von Interesse seyn und deren Resultate mehrfältige nützliche Anwendungen finden werden.

Ein allgemeineres Interesse gewährt aber die Untersuchung der Elasticität der Seide für die Erforschung des Wesens der Elasticität selbst, um derentwillen es ohnedem nöthig ist, die Elasticität vieler und zwar recht verschiedenartiger fester Körper zu untersuchen.

Beym ersten Anblick scheinen zwar die Metalle, in Stab- oder Draht-Form angewendet, zur Untersuchung der elastischen Kraft besonders geeignet zu seyn, weil sie diese Kraft in vorzüglich hohem Grade besitzen: bey näherer Prüfung ergibt sich jedoch das Gegentheil. Je größer nämlich die elastische Kraft eines Körpers ist, desto kleiner sind die sichtbaren und meßbaren Wirkungen, auf deren genauer Beobachtung alle Untersuchungen über die Elasticität gegründet werden müssen. Z. B. je größer die elastische Kraft eines Stabes ist, desto weniger wird er durch eine gegebene äußere Kraft zusammengedrückt oder ausgedehnt, und desto kleiner ist die Zeit, in der er unter sonst gleichen Verhältnissen eine Schwingung macht; woraus folgt, daß, wenn die Kraft sehr groß ist, keine genaue Messung mehr möglich ist. Daher um die Elasticität selbst kennen zu lernen, weniger elastische Körper, wie die Seide, den sehr elastischen, wie die Metalle, wirklich vorzuziehen sind. Hierzu kommt, daß die Seidenfäden durch ihre Länge und Gleich-

heit für die Untersuchung noch besondere Vortheile bieten.

Weil es also ein großes Bedürfniß ist, daß die elastische Kraft mehrerer verschiedenartiger, festen Körper genau untersucht werde, weil ferner gerade die Seidenfäden sich durch Eigenschaften auszeichnen, die bey dieser Untersuchung von Nutzen sind, und weil endlich wegen des Gebrauchs, den man gegenwärtig von Seidenfäden bey andern physicalischen Untersuchungen macht, die nähere Kenntniß der Elasticität der Seide ihre unmittelbare Anwendung findet — aus allen diesen Gründen ist eine Untersuchung der Elasticität der Seide von Wichtigkeit und Nutzen.

Es lassen sich aber nicht die nämlichen Hülfsmittel, welche man sonst zur Untersuchung der Elasticität fester Körper gebraucht, bey so feinen Fäden, wie die Seidenfäden sind, anwenden. Es leuchtet z. B. von selbst ein, daß die von Gravesande angegebenen Mittel zur Messung der Elasticität so dünner Körper wie die Seidenfäden nicht geeignet sind; dasselbe gilt auch von allen übrigen seitdem zu gleichen Zwecken vorgeschlagenen Mitteln. Die einzige hier zu gebrauchende Methode ist vom Hn Hofr. Gauß dem Verfasser mitgetheilt worden, und besteht darin, den zu untersuchenden Faden horizontal aufzuspannen, indem sein eines Ende an ein Schraubenmicrometer, sein anderes Ende an ein an einem langen Drahte aufgehängenes Gewicht geknüpft wird. Das Schraubenmicrometer wird darauf bald vorwärts bald zurück bewegt, wodurch der Faden bald gespannt, bald abgespannt, und der Draht, an welchem das Gewicht hängt, bald mehr bald weniger geneigt wird, aus welcher Neigung die Größe jener Spannung sich berechnen läßt. — Es würde zu weit führen, die Vortheile, welche

diese Einrichtung gewährt, hier alle nachzuweisen, die nicht allein zur Erreichung des Hauptzwecks (der Kenntniß der elastischen Kraft), sondern auch zur Erreichung mancher nützlichen und nothwendigen Nebenzwecke dienen. Zu letztern gehört die Bestimmung der Haltbarkeit und Dehnbarkeit des Fadens.

Auf diesem Wege hat sich ergeben, daß die Haltbarkeit eines Seidenfadens so groß ist, daß er durch sein eigenes Gewicht erst zerrissen wird, wenn er eine Länge von 27414 Metern erhalten hat. Ferner hat sich ergeben, daß die Dehnbarkeit des Fadens so groß ist, daß, wenn derselbe früher noch nicht ausgedehnt worden war, seine Länge, ehe er reißt, etwa um  $\frac{1}{3}$  zunimmt, von welcher Verlängerung nur etwa der dritte Theil auf Rechnung der Elasticität zu setzen ist; die beiden andern Drittel aber als eine bleibende Verlängerung des Fadens anzusehen sind.

Was aber den Hauptzweck betrifft, nämlich die Kenntniß der Elasticität der Seide, so hat der Verf. mit möglichster Genauigkeit den Modulus der Elasticität bestimmt, der sich am bequemsten durch die Länge ausdrücken läßt, die ein Faden haben muß, der durch sein eigenes Gewicht (vorausgesetzt daß er haltbar genug wäre, daß er dadurch nicht zerrissen würde) die Länge seines obersten Theiles, an dem er hängt, verdoppeln soll. Diese Länge ist zu

864400 Metern

bestimmt worden, woben die Dichtigkeit der Seide noch zu kennen von Interesse seyn kann, die von der des Wassers wenig verschieden gefunden worden ist.

Mit dieser bloßen Bestimmung des Elasticitäts-Modulus hat sich aber der Verf. nicht begnügt, sondern er hat die auf dem neuen Wege

gemachten Erfahrungen auch mit denjenigen Elasticitäts-Gesetzen, zu deren genauer Bestimmung jener Modulus dienen soll, verglichen. Und es hat sich aus dieser Vergleichung ergeben, daß die Elasticitäts-Gesetze in der Art ausgesprochen, wie bisher geschehen ist, mit mehreren neuen Beobachtungen in Widerspruch sind, woraus zwar nicht hervorgeht, daß sie falsch, doch aber, daß sie unzureichend und unvollständig sind. Sie zu ergänzen ist daher das Hauptbemühen des Verf. geworden.

Die bekannten Elasticitätsgesetze beziehen sich vorzüglich auf das Verhältniß, welches bey dem Gleichgewicht zwischen Ausdehnung und Spannung Statt findet, und dieses Verhältniß wird in jenen Gesetzen bey einem und demselben Faden als immer constant genommen. Das Verhältniß der Ausdehnung zur Spannung, heißt es, sey immer gleich, die Spannung sey groß oder klein, sie dauere lange oder kurze Zeit. Diese Unabhängigkeit jenes Verhältnisses von der Größe der Kraft und von der Dauer ihrer Wirksamkeit bestätigt sich nun in der That nicht, sondern die Beobachtung zeigt offenbar, daß nach erfolgter Anspannung (mit der zugleich die aus dem Elasticitäts-Modulus nach dem Gesetz der Proportionalität zu berechnende Ausdehnung eintrat) im Verlaufe längerer Zeit noch eine weitere Ausdehnung nachfolgte, die durch die Elasticitätsgesetze nicht bestimmt war, die als Wirkung oder Function der Fortdauer der Spannung zu betrachten ist, und die der Verf. mit dem Namen der Nachwirkung bezeichnet hat.

Diese elastische Nachwirkung kann leicht mit der Dehnung des Fadens, von der oben die Rede gewesen ist, verwechselt werden, die lange schon bekannt ist, und durch kleine bleibende Ver-



änderungen im Aggregatzustande des festen Körpers erklärt wird. Von dieser Dehnung ist aber jene Nachwirkung ganz verschieden, und kann davon auch in den Beobachtungen leicht unterschieden werden. Es liegt nämlich in der Natur jener Dehnung, daß sie bloß nach einer Vermehrung, nicht aber nach einer Verminderung der Spannung Statt finden kann. Die elastische Nachwirkung dagegen tritt stets, eben so wohl nach vermehrter als nach verminderter Spannung ein. Nach einer vermehrten Spannung besteht die Nachwirkung in einer von der Dauer der Anspannung abhängigen Zunahme der Länge: nach einer verminderten Spannung besteht die Nachwirkung in einer von der Dauer der Abspannung abhängigen Abnahme der Länge — und die Erfahrung hat gezeigt, daß diese beiden entgegengesetzten Nachwirkungen, jene Zunahme und diese Abnahme der Länge, für gleiche Spannungsunterschiede der Größe nach gleich sind. — Ferner ist diese Nachwirkung von einer bloßen Dehnung des Fadens auch durch Folgendes wesentlich unterschieden. Es liegt in der Natur der Dehnung, daß sie bey Wiederholung derselben Versuche mit denselben Körpern immer kleiner und kleiner wird, während die Erfahrung zeigt, daß die elastische Nachwirkung immer die nämliche bleibt. Auf diese letztgenannte Eigenthümlichkeit der Dehnung, daß sie bey mehrfältiger Wiederholung derselben Versuche mit demselben Faden immer kleiner wird und endlich ganz verschwindet, ließ sich ein Verfahren gründen, den Einfluß der Dehnung bey den Versuchen über die Elasticität gänzlich auszuschließen.

Ehe nämlich der Hauptversuch gemacht wurde, wurde der dazu anzuwendende Faden besonders vorbereitet. Diese Vorbereitung des Fadens be-

stand darin, daß der Faden ein paar Stunden lang angespannt und dann wieder abgespannt wurde. Es ergab sich, daß der Faden beträchtlich und zwar bleibend verlängert worden war. Diese Operation wurde darauf ein zweytes und drittes Mal wiederholt. Auch das zweyte Mal erhielt er eine bleibende aber kleinere Verlängerung. Nach drey-maliger Wiederholung entstand keine neue bleibende Verlängerung mehr. Indem sonach von nun an innerhalb bestimmter Grenzen der Spannung die Dehnung ausgeschlossen war, wurde nun der Hauptversuch gemacht. Der Faden wurde 24 Stunden lang gespannt erhalten und dann schnell abgespannt und vor und nach dieser schnellen Abspannung gemessen. Der gefundene Längenunterschied mit dem ebenfalls gemessenen Spannungsunterschiede verglichen, ergab den Elasticitäts-Modulus, oder denjenigen Theil der Verkürzung, der von der Spannungsabnahme unmittelbar abhängt, und folglich zugleich mit ihr eintritt. Der andere Theil der Verkürzung, der bisher der Beobachtung entgangen war, dauert darauf 24 Stunden lang merklich fort. Und wenn diese Verkürzung auch sehr langsam geschieht, so beträgt sie doch zuletzt bey Seidenfäden beynabe den dritten Theil der erstern, darf also schon ihrer Größe wegen nicht unbeachtet bleiben. Uebrigens geschieht sie zwar im größern Theile der Zeit sehr langsam, im Anfang aber mit dem Microscop beobachtet ist sie groß genug, um von Minute zu Minute gemessen zu werden. — Bey der oben beschriebenen Einrichtung des Apparats ist zu bemerken interessant, daß diese nachfolgende Verkürzung des Fadens, dieser Einrichtung gemäß, sogar mit einer Spannungszunahme verbunden seyn mußte und wirklich verbunden war, statt nach den bekannten Elasticitätsgesetzen das entgegengesetzte Statt finden sollte, mit der Verkürzung des

Fadens nämlich eine ihr proportionierte Spannungsabnahme verbunden seyn sollte.

Diese anfangs von Minute zu Minute, nachher in längern Zeitabschnitten gemachten Messungen der nachfolgenden Verkürzung ergeben so regelmässige Zahlenreihen, daß das Gesetz der Abhängigkeit dieser Verkürzung von der Zeit sich daraus bestimmen läßt. Das einfachste Gesetz, das diesen Messungen Genüge leistet, hat Hr Hofr. Gauß dem Vf. mitzutheilen die Güte gehabt, und die Abhandlung enthält mehrere Vergleichen dieses Gesetzes mit der Erfahrung. Es besteht dieses Gesetz darin, daß der Rest der Verlängerung oder Verkürzung, der von irgend einem Augenblicke an noch zu erwarten ist, der bis zu diesem Augenblicke verflossenen, von einem bestimmten Momente an zu rechnenden Zeit umgekehrt proportional ist.

Zum Beleg für dieses Gesetz möge folgende Reihe von Messungen dienen, denen in der vorletzten Columne die nach der Formel

$$3900 + \frac{23,7}{7,4 + t}$$

berechneten Werthe zur Vergleichung beygefügt sind

N.	Zeit	Spannung	Gemessene Länge	Berechnete Länge	Unterschied
		Gramm	Millim		
1.	0,0	9,341	3921,90		
2.	2,1	4,215	3902,55	3902,50	— 0,05
3.	3,6		3902,08	3902,15	+ 0,07
4.	4,6		3901,84	3901,98	+ 0,14
5.	8,5		3901,61	3901,49	— 0,12
6.	11,0		3901,38	3901,29	— 0,09
7.	12,7		3901,23	3901,18	— 0,05
8.	16,2		3900,99	3901,00	+ 0,01
9.	25,7		3900,75	3900,72	— 0,03
10.	36,0		3900,51	3900,55	+ 0,04
11.	68,0		3900,14	3900,31	+ 0,17
12.	250,0		3900,14	3900,09	— 0,05

Diese neue Thatsache schien dem Vf. Aufschluß und Licht über eine andere unerledigte Frage zu geben und dadurch selber neues Interesse zu gewinnen, nämlich über die Abnahme der Schwingungsbögen bey Körpern, die durch ihre eigene Elasticität getrieben schwingen, z. B. bey einem Faden, der an seinem obern Ende befestigt, an seinem untern Ende ein Gewicht trägt, und um seine eigene Are gedreht in Schwingung geräth. Diese Abnahme der Schwingungsbögen erklärte man aus dem Widerstande der Luft. Dieser Widerstand der Luft konnte aber bis jetzt nicht genau berechnet werden und es ist daher bis jetzt unentschieden geblieben, ob dieser Grund zureiche oder nicht. Nur so viel ist gewiß, daß das von Newton aufgestellte Gesetz, daß der Widerstand der Luft dem Quadrate der Geschwindigkeit proportional sey, nicht in Anwendung kommen könne, weil die Abnahme der Schwingungsbögen nach dem Gesetze einer geometrischen Reihe erfolgt, wenn die Zeiträume nach dem Gesetze einer arithmetrischen Reihe wachsen, welches eine Kraft voraussetzt, die der Geschwindigkeit selbst proportional ist. Es muß daher der Widerstand der Luft einer neuen und genaueren Untersuchung unterworfen werden, zugleich muß aber geprüft werden, ob nicht jene Abnahme der Schwingungsbögen zum Theil aus einer ganz andern Quelle als dem Widerstande der Luft herrühre. Diese letztere Prüfung hat der Vf. vorgenommen und glaubt erstens durch seine Versuche beweisen zu können, daß die Ursache der Abnahme der Schwingungsbögen nicht bloß in der Luft, überhaupt nicht bloß außer dem schwingenden Körper gelegen sey, sondern zum Theil in der Natur des schwingenden Körpers selbst schon begründet sey,

und daher zum Theil auch Statt finden würde, wenn der Körper im leeren Raume von seiner Elasticität getrieben schwänge, wo die umgebenden Körper gar keinen Einfluß auf ihn ausüben könnten. Sodann glaubt der Verf. darthun zu können, daß dieser innere, in der Natur des schwingenden Körpers selbst liegende Grund seiner Schwingungsabnahme in seiner Eigenthümlichkeit, nach erfolgter An- oder Abspannung eine von der Dauer dieser An- oder Abspannung abhängige Ausdehnung oder Zusammenziehung zu erleiden, enthalten sey.

Schon bey acustischen Versuchen ist die Aufmerksamkeit des Verfs. darauf gerichtet gewesen, daß manche Körper sehr gut, andere sehr schlecht tönen, ungeachtet man keinen Grund von diesem Unterschiede anzugeben wußte. Z. B. vergleicht man einen Holzstab, Glasstab und Eisenstab von ganz gleicher Form, so findet man, daß der Holzstab angeschlagen sehr schwer, kaum hörbar, nur im Momente, wo er angeschlagen wird, tönt. Der Glasstab tönt dagegen am vollsten und längsten. Der Eisenstab tönt viel besser als der Holzstab, aber nicht so lange und so schön wie der Glasstab. Was ist die Ursache davon? Gewöhnlich beachtet man bloß die Form und Elasticität der tönenden Körper: diese sind aber in allen diesen dreyen nahe gleich. Höchstens beachtet man noch die Dichtigkeit, weil auf die Bewegungen des dichteren die umgebende Luft geringeren Einfluß hat. Der Glasstab aber, welcher am besten tönt, hat die mittlere Dichtigkeit. Es muß also noch etwas in der Natur der Körper liegen, wovon ihre Tönfähigkeit abhängt. Alle spröden Körper scheinen, wenn sie

nicht brüchig sind, zu acustischen Zwecken sich besser zu eignen als die nicht spröden; die Metalllegierungen besser als die einfachen Metalle; der glasharte Stahl besser als das ausgeglühete Eisen; die geschmeidigen animalischen und vegetabilischen Stoffe am schlechtesten. Diese animalischen und vegetabilischen Stoffe sind es nun aber, welche jener elastischen Nachwirkung, welche am Seidenfaden gemessen worden ist, am meisten unterworfen sind. — Zugleich bemerkt man an allen diesen Körpern, daß sie nicht lange fortschwingen, d. i. daß die Schwingungsbögen sehr schnell abnehmen. Es scheint daher ganz naturgemäß zu seyn, die schnelle Abnahme der Schwingungsbögen als Ursache der Schallunfähigkeit, die elastische Nachwirkung aber als Ursache jener schnellen Abnahme der Schwingungsbögen anzusehen. Bestätigt sich dieser Grund der Schallunfähigkeit, so läßt sich darauf eine neue Classification der tonfähigen Körper gründen, welche für die Anwendung gewiß eben so wichtig, als die nach der Form und Elasticität aufgestellten Classificationen, seyn wird.

Wie kann nun aber die elastische Nachwirkung jene Schwingungsabnahme bewirken? Zu diesem Zwecke vergleicht der Verf. den Augenblick der Schwingung, wo die größte Ausdehnung oder Beugung oder Drehung Statt findet, mit dem Augenblicke bey seinen Versuchen, wo die größte Anspannung erfolgt war. Folgte nun darauf bey diesen Versuchen eine Verlängerung ohne Anspannung des Fadens, so wird hier umgekehrt eine Abspannung ohne Verkürzung des Fadens die Folge seyn, was so viel ist, als wenn der Schwingungsmittelpunct der größten

Elongationsweite genähert worden wäre. — Eben so vergleicht er den Augenblick, wo der schwingende Körper zur Lage des Gleichgewichts (zum Schwingungsmittelpunct) zurückgekehrt ist, mit dem Augenblicke bey jenen Versuchen, wo der Faden am meisten abgespannt war. Folgte dann bey jenen Versuchen eine Verkürzung ohne Abspannung des Fadens, so wird hier umgekehrt eine Anspannung ohne Verlängerung die Folge seyn, was so viel ist, als wenn der Schwingungsmittelpunct nochmals nach derselben Seite verrückt worden wäre. — Hieraus ergibt sich, daß der Schwingungsmittelpunct bey jeder Hinzuschwingung etwas rückwärts, bey jeder Rückschwingung etwas vorwärts verlegt wird, woraus nothwendig eine Abnahme des Schwingungsbogens, bey jeder Schwingung nahe um das doppelte jener Verschiebung, bewirkt wird.

### M i n c h e n.

Reise über England und Portugal nach Brasilien und den vereinigten Staaten des La Plata: Erromes während der Jahre 1823 bis 1827 von J. Fr. von Weech. 1. und 2. Theil. 1831.

Eine Reisebeschreibung die man zur Unterhaltung und Belehrung empfehlen kann, da der Verfasser was er selbst erlebt und gesehen einfach und doch anziehend schildert, so daß man ihn gern auch über die Städte und Gegenden hört, die schon viel besucht und oft beschrieben sind.

Die Veranlassung zu seiner Reise schildert er selbst (S. 3): „Sehnsucht fremde Völker und

Länder zu sehen, sagt er, trieb mich von früher Jugend an. Meine freudige Ueberraschung war daher außerordentlich, als mir im Anfange des Jahres 1823 Briefe aus London zukamen, welche mich einluden, an einer landwirthschaftlichen Niederlassung in Brasilien Theil zu nehmen. Der Brieffschreiber war mir persönlich als ein talentvoller, rechtlicher Mann bekannt; das Dafeyn beträchtlicher Fonds zu der beabsichtigten Unternehmung wurde ausgewiesen; meinerseits hatte ich mich, nicht ohne Erfolg, auf die theoretische und practische Erlernung der Landwirthschaft gelegt, alles Gewagte und Ueberteuerliche, was gewöhnlich mit Unternehmungen in so entfernte Länder verbunden ist, fiel also weg, und ich nahm keinen Anstand, dem Rufe Folge zu leisten.' — Das Unternehmen scheiterte aber, wie der Verf. später angibt.

Seinen kurzen Aufenthalt in England benutzte er, sich mit der Hauptstadt und deren Umgebung bekannt zu machen. Er segelte dann nach Lissabon und gern begleitet man ihn auf seinen Gängen durch diese Stadt und bey seinen Ausflügen nach Cintra, Mafra u. s. w. Er gibt dann eine gedrängte Uebersicht der Geschichte Brasiliens, von der Entdeckung des Landes, bis auf unsere Zeiten, und statistische und geographische Bemerkungen. Die Ueberfahrt nach Brasilien war glücklich, nur durch Unwissenheit und Starrsinn des Capitäns langsam, so daß die Reisenden, als sie endlich das ersehnte Land erblickten, kaum den Augenblick der Landung erwarten konnten. Der herrliche Hafen Rio Janeiro's, die schönen Umgebungen desselben, das Leben am Ufer, alles reizte ihre Neugier und



spannte ihre Erwartung. Bey dem entseßlichen Getöse der arbeitenden Neger und dem Gewühle der mit dem Ein- und Ausladen der Waaren beschäftigten Menschen aller Nationen, erzählt der Verfasser, waren wir herzlich froh in einem Englischen Gasthose Unterkunft zu finden. Seit vielen Wochen auf Salzfleisch, Zwieback und schlechtes Wasser beschränkt, fanden wir die Bewirthung vortrefflich; besonders mundeten uns die herrlichen Früchte des Landes so sehr, daß wir die in einem heißen Klima so nöthige Mäßigkeit überschritten, und unsren, beynah eingezalzenen Magen mehr aufbürdeten, als sie ertragen konnten; wir eilten daher früh zu Bette, aber dort war an keine Ruhe zu denken. Schwärme von Moskitos und anderen Insecten fielen mit wahren Blutdurste über uns her, und die Anstrengung ihre Angriffe abzuwehren setzte uns, bey der ohnehin lästigen Schwüle der Luft, in den heftigsten Schweiß, wir verließen unsere harte Lagerstätte, öffneten alle Fenster und vereinigten uns zu einer allgemeinen Jagd auf unsere Peiniger, welche uns gegen Mitternacht verließen, und von anderen Fliegen abgelöst wurden, deren Stich nicht minder schmerzhaft war. Wir ließen Limonade kommen und tranken eine große Menge, aber unser Durst nahm mit jedem Glase zu, und der Schweiß drang zuletzt in großen Tropfen aus allen Poren unsers ermatteten Körpers. Ein im Saale befindliches Thermometer zeigte 20° Wärme nach Reaum., und unser begeistertes Urtheil über das Land, welches wir zu unserer künftigen Heimath gewählt hatten, wurde etwas herabgestimmt, wenn wir an die unermessliche Hitze am Tage und an die Qualen der darauf folgenden Nacht dachten.

Gegen Morgen wurde es etwas kühler und der Schlaf überwältigte uns; bey unserem Erwachen aber waren wir mehr oder minder von den rückkehrenden Moskito's so zugerichtet, daß Manche von uns die Augen nicht öffnen konnten und ganz unkenntlich geworden waren; eine Unannehmlichkeit, welche, wie unser Wirth betheuerte, jedem Ankömmlinge begegne, da die gedachten Thierchen ganz besondere Liebhaber und Kenner des Europäischen Blutes sind; nach einigen Wochen, meinte er, würden wir wenig mehr von ihnen belästigt werden.'

So fand der Reisende überall mancherley Schwierigkeiten und manches Unannehmliche, benutzte aber wacker seine Zeit Bemerkungen aller Art zu sammeln. Wir lernen durch ihn die Stadt und ihre Umgebungen, die Bewohner derselben nach ihren Sitten, Gebräuchen, Einrichtungen u. s. w. von der guten und bösen Seite kennen, von der kaiserlichen Familie an, bis zu den Negerclaven.

Die Reise durch die Provinz Minas Geraes und die Bemerkungen über diese Provinz füllen einen großen Theil des zweenen Bandes. Der Verfasser fand überall freundliche Aufnahme, und wir erhalten über diese wenig besuchten Gegenden interessante Notizen. 'Ich bin jetzt vollkommen überzeugt, erklärt der Verfasser (II. S. 264), dem geneigten Leser durch die Beschreibung dieser Provinz den größten Theil Brasiliens geschildert zu haben, und bemerkte schon einmal, daß, wer sich nur wenige Tagereisen von der Seeküste in das Innere des Landes begab, sich einen Begriff von

ganz Brasilien machen kann. Weder Kunstfleiß noch Geschmack erregen die Aufmerksamkeit des Wanderers; weder Kunststraßen noch blühende Felder ergehen sein Auge; er kann sich nur an der unbeschreiblich erhabenen Natur, an den herrlichsten Gegenden weiden; aber die Einförmigkeit derselben, der stete Wechsel von unermesslichen Wäldern und unübersehbaren Ebenen ermüden ihn zuletzt und so bald der Reiz der Neuheit verschwindet, findet er nichts mehr, was ihm die Annehmlichkeiten, welche ihm der civilisierte Welttheil den er verließ so reichlich anbot, ersetzen könnte.'

Es wird noch lange dauern ehe das große und reiche Brasilien auch nur zum Theil cultiviert seyn wird. Characteristisch ist die Redensart die man hier, wie in Portugall, überall hört: *tenha paciencia!* hab Geduld! Einem Engländer der in Lissabon von Straßenräubern angefallen ward und der um Hülfe schrie, rief ein vorbeifahrender Kutscher zu: *tenha paciencia!* Der Minister sagt es dem vergebens Bittenden; der Schuldner dem Gläubiger, der Arzt dem Kranken, der Aufwärter im Gasthause dem Stunden lang vergebens Wartenden, und so führt jeder diese Redensart im Munde.

....I.

---

G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

9. Stück.

Den 19. Januar 1835.

---

H a l l e.

Apud Ed. Anton, 1834: *Commentatio de hydrope ovariorum profluente, qua Viro etc. J. a Wiebel etc. solemnia muneris semiseularia Cal. Octobr. 1834 celebranti gratulatur Ern. Blasius, med. et chir. Dr. et professor Halensis.* 24 S. in 4.

Vorstehende Abhandlung erörtert einen bis jetzt noch nicht genau gekannten Krankheitszustand: denn wenn auch ein paar Beobachtungen ähnlicher Fälle von andern Aerzten bekannt gemacht mit den hier mitgetheilten übereinstimmen, so gebührt doch dem Verf. die Ehre, zuerst das nöthige Licht über das Wesen derselben verbreitet zu haben. — Der Verf. bezeichnet mit dem Ausdrücke ‘Hydrops ovar. profluens’ diejenige Art, wobey die in der Höhle des erkrankten Ovariums befindlichen Flüssigkeiten durch die Mutterröhre in die Gebärmutter ein- und von da durch die Scheide ausfließen. Ost

mag wohl diese Krankheit mit Gebärmutter-  
Wassersucht verwechselt worden seyn. Die Aus-  
scheidung der krankhaft angehäuften Flüssigkeit  
gibt einen neuen Beweis, welcher Mittel sich  
die Natur zur Hebung gewisser Leiden bedient.  
Der näheren Untersuchung schießt der Verfasser  
zwey Krankheitsfälle voraus, die er selbst beob-  
achtet hat, von welchen indessen nur die Mit-  
theilung des zweyten vollständig genannt wer-  
den kann, indem es hier dem Verf. vergönnt  
war, die höchst interessante Section anzustellen.  
Die Person erlag der asiatischen Cholera, wäh-  
rend die Kranke des ersten Falls noch am Le-  
ben ist. Bey beiden war jener ominöse Aus-  
fluß vorhanden, und die äußere Untersuchung  
ließ deutlich fluctuierende Geschwulst der Ova-  
rien fühlen. Bey der Verstorbenen fanden sich  
beide Eyerstöcke in 5 bis 6 größere Zellen und  
in mehrere kleinere abgetheilt, von welchen meh-  
rere mit einander communicierten: die Zellen  
selbst enthielten verschiedene Stoffe, die größe-  
ren eine bräunlich gelbliche Flüssigkeit, verdor-  
benem Eiter ähnlich, die kleineren eine gelbe  
zähe Gallerte, die kleinsten dagegen klares Se-  
rum. (Diese Beobachtung stimmt in Bezie-  
hung auf die verschiedene Beschaffenheit des  
Contenti ganz mit derjenigen überein, welche  
Callisen gleichfalls bey einem und demselben  
Subjecte fand: er erzählt nämlich in den Col-  
lect. soc. med. Hav. Vol. II. art. 14 — 53  
einen Fall von Hydrops ovar., wo zuerst ei-  
ne wässerige, später eine lymphatische, dann  
eine gallertartige, eine blutige, und zuletzt eine  
eiterartige Flüssigkeit bey der Paracentese aus-  
floß. Rec.). Die Gebärmutterhöhle war gleich-  
falls mit einer gallertartigen bräunlich gelben

Masse angefüllt; die Tuben waren in einer Länge von 9—10 Zoll über die Ovarien ausgebreitet, fast überall mit diesen, besonders an ihren Fimbrien verwachsen, die rechte Tube war völlig hohl, und der Länge nach aufgeschnitten zeigte sie sich mit demselben Fluidum, wie es in der Gebärmutterhöhle sich vorfand, angefüllt; überdies endigte sie in eine kleine Zelle des rechten Ovariums, die ohne Zweifel schon entleert war. — An diese beiden Erzählungen, von welchen die zweite die wichtigste, reiht der Verf. die wenigen Beobachtungen anderer Schriftsteller, welche mit den seinigen übereinstimmen; indessen haben diese gerade auf die Beschaffenheit der Tuben nicht die nöthige Rücksicht genommen. Bedingungen sind aber dem Verf. gerade das genaue Zusammenwachsen der Fallopischen Röhre mit dem kranken Eyerstocke, und Oeffnung der Eyerstockshöhle, welche das Fluidum enthält, in diese Tube. Um aber die Erklärung zu geben, wie unter den einzelnen Cysten selbst eine solche Verbindung zu Stande kommt, wodurch das Periodische des Ausflusses erleuchtet muß, betrachtet der Verfasser die Natur und das Wesen der Eyerstockswassersucht genauer. Der Vf. unterscheidet den Hydr. hydatidosus, saccatus, und cellulosus; trennt aber wohl von Hydr. denjenigen Zustand des Ovariums, bey welchem dieses Organ angeschwollen ist, seine inneren Theile von Verschwärung angegriffen sind, und so sich dasselbe in einen mit eiterartiger oder jauchiger Flüssigkeit angefüllten Sack verwandelt. In Bezug auf das vom Verf. beschriebene Leiden kommt besonders der sogenannte Hydr. cellulosus in Betracht, eine Species, die auch am häufigsten

vorkömmt. Die einzelnen Cysten sind hier bald unter sich getrennt, bald stehen einige mit andern durch Oeffnungen in Verbindung, und recht deutlich sieht man an noch geschlossenen Zellen wie die Oeffnungen in die benachbarten zu Stande kommen, da die Zwischenwand immer dünner wird, und schon hier, ehe noch die Oeffnung gebildet ist, sich deutlich die Stelle der künftigen Oeffnung schon bemerken läßt. Was von den Wänden übrig bleibt, das ragt in die Höhlen hinein, vergleichbar mit dem Proc. falciformis, und so können nach und nach viele einzelne Zellen sich in eine einzige verwandeln, und nur an der Hervorragung der Ueberbleibsel der Wände kann man auf den früheren Zustand schließen, die sich darstellen als 'Striae, cristae, process. membranacei parietis perforati'. So ist es erklärbar, daß die Fallopische Röhre, welche mit ihren Fimbrien nur mit einem bestimmten Theile des Ovariums verwachsen ist, aus einer Zelle das Fluidum empfangen kann, so bald sich diese selbst in die Tuba öffnet; durch dieselbe Zelle aber, so bald sie mit den andern Zellen schon in Verbindung steht, oder noch kömmt, wird sich dann auch die Flüssigkeit aus entfernteren Cysten ergießen können. Gerade aber diese Verwachsung der Tuba ist als eine sehr wichtige Bedingung des Entstehens eines Hydr. ov. profl. anzusehen, indem hier der sich ausdehnenden Cyste durchaus kein Widerstand geleistet wird, die Wand derselben sich also mehr verdünnt und am Ende geöfnet wird. Auch hier darf die Aehnlichkeit nicht übersehen werden, welche zwischen diesem pathologischen Acte und zwischen dem physiologischen der Conception Statt find

bet. — Zum Schluß dieser interessanten Abhandlung gibt der Verf. den Unterschied des Hydr. ov. prof. von der Wassersucht der Gebärmutter an. Wir selbst können nur noch den Wunsch hier ausdrücken, daß der Verf. sich ferner bestreben möge, das von ihm hier Gegebene durch weitere Erfahrungen noch mehr zu bestätigen, und daß auch andere Aerzte, welche Gelegenheit dazu haben, ihre Untersuchungen und gefundenen Resultate zum Vergleich mit denen des Verf. uns mittheilen möchten.

Ed. Casp. Jac. v. Siebold.

### M a g d e b u r g.

Bey W. Heinrichshofen: Handbuch der Diagnostik von Dr. K. Sundelin, Professor an der K. Friedrich-Wilhelms-Universität und Mitglied der Ober-Examinations-Commission zu Berlin. Erster Band. XXVI und 482 Seiten in Octav.

So groß auch das Bedürfniß einer Diagnostik sowohl für den angehenden als selbst für den erfahrenern Arzt ist, so wenig wurde diesem bis jetzt abgeholfen, indem die in dieser Hinsicht erschienenen Schriften den Gegenstand theils mehr fragmentarisch, theils mehr tabellarisch ohne gehörig deutliche Bezeichnung oder scharfe Begränzung abhandelten. Der Verfasser der vorliegenden fühlte diesen Mangel und er beabsichtigte in einem mehr ausführlichen, zusammenhängenden, systematischen Werke den oft schon laut gewordenen Anforderungen zu genügen; allein dieser erste Band scheint uns sowohl was Sprache und Darstellung als die



Entwicklung der einzelnen Krankheitsformen betrifft, die vorhandene Lücke nicht befriedigend auszufüllen. Man kann dem Verf. Einsichten, die Gabe der Vergleichen, Erfahrung und Fleiß nicht absprechen; aber er ist, was man am wenigsten bey einer solchen Arbeit seyn darf, redselig; der Wortreichthum schadet der Deutlichkeit und macht den Anfänger irre; er holt zu weit aus und schweift auf so mannigfache Art ab, daß er das Unstatthafte davon selbst fühlte (S. 170); wie er denn auch seine ermüdenden Wiederholungen rügt (S. 79), ohne sie jedoch zu vermeiden. Das rein Diagnostische nimmt verhältnißmäßig nur einen geringen Raum ein, da auch die Aetiologie und Cur in den Kreis der Schilderung gezogen wurden. Den Definitionen darf der Vorwurf zu großer Kürze gewiß nicht gemacht werden; die der Entzündung z. B. lautet folgendermaßen (S. 214): 'die Entzündung gründet sich unter allen Umständen ursprünglich auf eine örtliche Steigerung der Reizbarkeit des arteriellen Capillargefäßsystems, die als ein krankhafter Reizzustand und in der Form einer gesteigerten, bewegenden Thätigkeit dieses Systems hervortritt, und die Lebensäußerungen des arteriellen Capillargefäßes bis zu dem Grade erhöht, daß sie denen der Arterie fast nahe kommen, und wie die Lebensäußerungen der Arterie uns als vermehrte Contraction und Expansion, und überhaupt in der Form einer gesteigerten arteriellen, ihnen im normalen Zustande nicht zukommenden Grade sich äußern; nun aber, da das arterielle Capillargefäßsystem nicht nur der Irritabilität, sondern auch dem Reproductionsystem angehört, auch eine örtliche Abnormität, verschiedener Art, des vege-

tativen und reproductiven Processes zu Stande kommt'. In der Annahme besonderer Krankheitsformen, wie z. B. eines eigenen Hämmorrhoidalfiebers (S. 107), geht der Verfasser zu weit. Was er für neu und eigenthümlich ausgibt, ist nicht immer so. So wurde z. B. die scheinbare Aehnlichkeit zwischen Eienterie und Diabetes schon von Ferriar hervorgehoben. Seine Ansicht über das Wesen der Harnruhr ist die von Cullen und Formey. An seltsamen, unbegründeten und keineswegs nachweisbaren Behauptungen fehlt es auch nicht. So soll z. B. das exanthematische Fieber dadurch entstehen, daß die leicht verbildsame Nervensubstanz ausgestoßen werde. Die Selbstverbrennung bey lebenden Menschen lasse sich erklären (S. 23) 'aus raschen Strömungen des im Körper befindlichen, und als wichtiges Lebensincitament von dem Organismus in sich zurückgehaltenen, hier aber (weil die Haut aus irgend einer Ursache das Wärmezusammenhaltungsvermögen eingebüßt habe) frey und plötzlich nach außen entströmenden Wärmestoffs.'

Die Einrichtung dieses ersten Bandes ist folgende: 1. Abschnitt. Von den Hülfsmitteln und Werkzeugen der Diagnostik (Gesichts-, Tasts-, Gehör-, Geruchsinne). 2. Abschn. Die Diagnostik der Form und des Wesens allgemeiner Krankheitszustände und Krankheiten (active, hypersthenische, passive, asthenische). Von dem Fieber (actives, hypersthenisches, Reiz-, Nerven-, venöses, exanthematisches, typhöses, fauliges, Suppurations-, phthisisches, colliquatives, catarrhalisches, Wechselfieber). Die Ent-

zündung (active, passive, hypersthenische, asthenische, venöse). Der Krampf. 3. Abschnitt. Die Anomalien der Vegetation und Reproduction. Von den Krankheiten der Verdauung (Enterie); der Assimilation und Chylification (Atrophie, Hypertrophie); Kachochymien (Scrofeln, Rhachitis); Hektiken (pituitöse, chylöse, Milchfluß, Milchruhr, Harnruhr). Anomalien der Blutbereitung (Chlorose, seröse und venöse Dyskrasie); Anomalien des Bildungsprocesses (Astergewebe, tuberculöse Lungenschwindsucht, Hals-, Gebärmutter-, Leber-, Nieren- und Blaseschwindsucht; Markschwamm; Scirrhus, Wasserkrebs, Magengrunderweichung, Erweichung des Lungengewebes, der Gehirnsubstanz, der Gebärmutter).

In einem Buche, wo nur die Unterschiede der bekannten und als selbständig anerkannten Krankheitsformen so klar und so wissenschaftlich als möglich verzeichnet werden sollen, ist kein Platz für willkürliche Annahmen und weitläufige hypothetische Auseinandersetzungen. Die Aehnlichkeiten, Verwandtschaften, und etwaigen Metamorphosen der Formen dürfen, wenn man sie anders discutieren will, nur objectiv gehalten und in ihren charakteristischen Zeichen beurtheilt und verglichen werden.

Marx.

---

G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

10. 11. Stück.

D e n 22. J a n u a r 1835.

---

H a m b u r g.

Bey Perthes: Geschichte Papst Innocenz des Dritten und seiner Zeitgenossen, durch Friedrich Hurter. Zweyter Band. 1834. X und 755 Seiten in Octav.

Wenn bey Anzeige des ersten Bandes vorliegend, der inhaltsreichen Monographie (1834. St. 101), ungeachtet aller Anerkennung für den sammelnden Fleiß, die gelungene Verarbeitung, die lebendige Darstellung, dennoch die eigentliche Tendenz des Verfassers, oder der durch das Ganze leitende Faden unbedingt zurückgewiesen werden mußte, weil er als durchaus päpstelnd, blind dem Interesse der römischen Curie ergeben, als Erscheinung kaum begriffen werden konnte: so muß über den jetzt zu behandelnden zweyten Band unser Urtheil bey weitem günstiger ausfallen. Das Extrem jener Richtung, wie es sich dort aussprach, findet sich doch hier nicht wieder vor, obgleich die Richtung selbst sich nicht ver-

ändert hat. Bey der Raschheit, womit die beiden Bände auf einander gefolgt sind, darf man nun aber der Vermuthung keinen Raum geben, als haben die über den ersten Band hie und dort ausgesprochenen Urtheile, und so vielleicht auch das unsrige, Einfluß auf die Gestaltung des zweyten gehabt. Zu einer solchen Wirkung konnten sie unmöglich früh genug eintreffen, und gern erkennen wir es darum als des Verfassers eigenes Verdienst an, sich in seiner Richtung, wenn auch nicht geändert, doch wenigstens gemäßig zu haben. Es ist doch nicht mehr der laute Jubel über Papstthum und dessen göttliche Autorität; der Thron Petri heißt doch nicht mehr der Fels, zu dem aus den Stürmen der Zeit die Völker Europas anschauen sollen, u. dergl. Es scheint die wirklich berauschende Einwirkung, womit die gigantische Gestalt Innocenz des Dritten den Biographen erfaßt hatte, sich hier verloren, und so zu einer, freylich noch immer tiefen und begeisterten, aber doch besonneneren Verehrung herabgestimmt zu haben. Von dieser Richtung ihn abzubringen liegt durchaus nicht in unserm Plan, schon deßhalb weil es vergebliche Mühe ist, eine durch so langes Studium, wie dieses Werk voraussetzt, gewonnene Richtung durch ein paar Entgegnungen noch ändern zu wollen, dann aber, weil der ganze Standpunct des Verf., so wenig er uns zusagt, und so bestimmt wir uns noch immer dagegen erklären müssen, doch eine so abgeschlossene Originalität darbietet, daß man daran, wie an jedem fest ausgeprägten Gebilde, wenigstens eine herzliche historische Freude haben kann. Es ist hier nichts Halbes oder Verstecktes, kein Handeln und Dingen um den Werth oder Unwerth des zu verzeichnenden Characters: sondern die Verehrung

vor ihm ist absolut, vollendet, so daß auch nicht der geringste Makel auf ihm gelassen wird.

Nur ermäßigt nicht geändert nannten wir die Richtung, nur die zu kühn und feck hervorragenden Zweige sind aus dem Kranze entfernt, womit Innocenz gefeyert wird, nicht der Kranz selbst etwa seinem Haupte entnommen. Noch immer (S. 710) wird dem Papstthum eine ideale Bestimmung beygelegt, als einer auf sittlichen Grundlagen und der Anerkennung einer unmittelbaren göttlichen Einwirkung in die menschlichen Angelegenheiten gegründeten Macht, deren Ansehen groß und umfassend genug wäre, um die Fehden der Könige und freyer Gemeinwesen zu verhüten oder zu schlichten, und darum für wohlthätig zu gelten. Noch immer ist es also die Idee einer hierarchischen Theocratie, wie sie das Mittelalter aufgestellt hatte; worin auch der Verf. die eigentliche Bestimmung der Kirche findet. Nur sorgfältiger als früher hütet er sich davor, diese Bestimmung und Aufgabe des Papstthums, als seine eigene Meinung auszusprechen; sondern gemäß dem schon früher bemerklich gemachten Streben nach strenger Objectivität durch größtentheils wörtlichen Bericht aus den Quellen, durch Einflechtung der eigenen Worte des Papstes und seiner Zeitgenossen, wird jene Idee kunstreich genug, auch stets nur als Anschauung damaliger Zeit hingestellt, so daß wir nur aus der Form und rhetorischen Ausstattung des Ganzen den innigen Antheil ermessen können; den der Verf. selbst an jenem Ideenkreise nimmt. Es kann uns deßhalb weniger gelingen, jene Richtung dem Verf., aus eingestreutem eigenem Urtheile nachzuweisen, sondern es wird zur Gehärtung unserer Behauptung der Aufzählung mehrfacher einzelner Züge bedürfen.

So wiederholt sich hier der zum Mindesten mißliche Grundsatz, daß Innocenz seinem wahren Streben nach am sichersten aus seinen Geschäftsbriefen erkannt werden solle: er wird dadurch also zum Zeugen über sich selbst erhoben. Schon die gebrauchte Benennung, Geschäftsbriefe, mußte den Verf. bedenken lassen, wie gerade das Offizielle der Schreiben wenigstens nicht unbedingt einen Blick in die zu Grunde liegenden Motive gestatten wird. Hat die Demuth, die Freundlichkeit, und alle die anderen Tugenden, die jenem Papst aus seinen Briefen nachgerühmt werden, keinen weiteren Beweis, als daß sie dort ausgesprochen sind, so wird uns der Verf. es nicht verargen, solche Garantie immer für noch nicht genügend zu erklären. Päpstliche Schreiben können nie solcher erbaulichen Zugabe entbehren, da ihre ganze Macht nur auf moralischen Boden wurzelt, und der Ton päpstlicher Bullen ist darum durch alle Jahrhunderte sich gleich, auch bey solchen Personen, wo offen genug ihr Leben den erbaulichen Lebensarten widersprach, womit sie ihre Bullen schmückten. Ist es bey Innocenz III. anders gewesen, so erbitten wir uns dafür natürlich genug einen anderweitigen Beweis. Auf die Menge der Geschäftsbriefe wird der Verf. sich noch weniger berufen dürfen, um zu beweisen, wie durch sie gewiß jede absichtliche Täuschung ausgeschlossen werde. Was wird durch die Menge anders bewiesen, als nur die Consequenz in der Durchführung; und Consequenz hat bey Innocenz III. noch Niemand vermißt. Eben so mißlich müssen wir es erklären, wenn auch jetzt wieder des Mannes eigene Ansicht vom Papstthum, die wohl zur Ueberzeugung geworden seyn konnte, als der Maßstab betrachtet werden soll, nach dem sein

Thun zu messen ist. Weil er und seine Zeit  
 sich gerade diese Idee vom Pontificate gebildet  
 hatte, deßhalb mußte er jenen Zweck verfol-  
 gen (S. 663): darf so die jedesmalige Subjecti-  
 vität des Einzelnen, oder auch die Gesamts-  
 anschauung der Zeit hinreichen, um als ethisches  
 Princip zu gelten, wo bleibt da die objective  
 Realität des Sittengesetzes? Hat dann nicht  
 jede, auch die verschrobenste und verwildertste  
 Gestalt, so bald sie nur sich in der Ueber-  
 zeugung festgesetzt hat, augenblicklich ihre Legi-  
 timation in sich selbst gefunden? Dazu ist jenes  
 Princip hier noch weit mißlicher, weil es sich  
 nicht um bloß ethische Fragen, sondern um die  
 Bedeutung der christlichen Kirche selbst handelt.  
 Innocenz und seine ganze Zeit gab gerade sei-  
 ne theocratische Gewalt für die Kirche Christi  
 aus, wollte durch sein Verfahren deren Idee  
 verwirklichen, durch seine Maßregeln deren Be-  
 deutung auf Erden realisieren. Hat er darin  
 Recht gehabt, so ist auch in ihm die Bestim-  
 mung der Kirche Christi auf Erden erreicht, und  
 damit der Stab über alles davon Abweichende,  
 über unsere evangelische Kirche, ja am sichersten  
 über den Verfasser selbst gebrochen, der als Mit-  
 glied der reformierten Confession durch die von  
 Calvin durchgesetzte Trennung zwischen Kirche  
 und Staat, zwischen geistlicher und weltlicher  
 Macht, schnurstracks der theocratischen Vermis-  
 chung beider im Papstthume widersprechen muß,  
 das ja beide Schwerter, das geistliche wie das  
 weltliche in einer Hand zu halten verlangt. Die  
 Ablösung der bloßen Subjectivität von der all-  
 gemein objectiven Geltung ist bey dem Sittengesetze  
 darum bey weitem noch nicht so gefährlich, als,  
 die Bestimmung über das, was die Kirche Chri-  
 sti auf Erden ist und seyn soll, vom ewigen



Böden des Evangelii loszutrennen, und auf die, vielleicht consequent durchgebildete, aber doch immer haltungslose Anschauung des Einzelnen zu begründen. So erklärt es sich denn, wenn des Verf. Urtheil über das Wesen des Christenthums eben so befangen, ja eben so flach ausfallen muß, als das hierarchische Streben überhaupt es aufzufassen geneigt ist; wenn z. B. S. 334 ein Trostbrief des Papstes an die Königin von Frankreich, Ingeburg, das heiterste Abbild eines von dem wahren Geiste des Christenthums durchstrahlten Gemüthes genannt wird, während darin nichts als höchst allgemeine Anforderungen zum Tragen der Widerwärtigkeiten und zur Ausdauer im Unglück enthalten sind. Noch weniger können wir in demjenigen, was S. 699 des Christenthums Lehre genannt wird, dem Verf. beystimmen und zugestehen, daß es keine höhere geben könne; dafür gilt ihm nämlich die allerdings wohl würdige, aber doch nicht als christlich ausreichende Ansicht vom Leben, als eines von Gott befohlenen Amtes, der zur getreuen Verwaltung Belehrung, Licht und Kraft verleihe. Diese angeblich höchste Lehre des Christenthums findet sich ja nicht allein mit derselben Schärfe bey jenem hellenischen Weisen, der das Leben einen von Gott anvertrauten Posten nannte, den zu verlassen gewissenlos sey, sondern der zum Amte nöthige, von Gott zweifellos zu verleihende Verstand ist ja sogar, etwas bitter, zum Gemeinplatz der sprichwörtlichen Rede geworden, und darum schwerlich als specifisch christlich zu rechtfertigen. Zu solchen Verflachungen der christlichen Lehre war der Verf. indeß gezwungen, wenn er seiner Absicht gemäß in seinem Helden das wahrhaft christliche Element nachweisen wollte; denn zu größerer Tiefe gestattete

demselben sein nach Außen gerichtetes Streben keinen weitem Raum. Ebenso muß es als ein gänzlich sich Verlieren in die mittelalterliche Gestaltung betrachtet werden, wenn zur Rechtfertigung der vielfachen Entstellungen im Cultus und Ritus, wogegen sich der Tadel der damaligen protestierenden Secten erhob, mit schonungsloser Allgemeinheit die Form der Urkirche ihrer normativen Dignität beraubt wird, S. 207. Not. 301. 'Ein sogenanntes Urchristenthum als Norm aller christlichen Einrichtungen aufstellen zu wollen, ist ein lächerliches Bemühen, und würde zu den gleichen Abgeschmacktheiten führen wie wenn man dem Kaiser von Oestreich den Haushalt der ältesten Grafen von Habsburg, die ja seine Vorfahren waren, als bindendes Musterbild vorhalten wollte!' So verkehrend ist uns keine andere Stelle entgegen getreten! Also Urchristenthum und Apostolische Kirche, zu deren Erneuerung die Reformation den Kampf begann, hat weiter nichts für sich, als etwa das Alterthum, ja findet nicht einmal hierin etwa eine Empfehlung, sondern ist gerade deshalb der so weit fortgeschrittenen Neuerung bey weitem nachzusetzen, weil dort im Urchristenthum ja Alles alt und kümmerlich, in geringem Anfange wie in dem beschränkten Haushalte der kümmerlich gestellten Alvordern vorhanden war! Gestehe wir auch gern zu, daß die zufällige Form im Cultus und Ritus, wie sie das Apostolische Zeitalter hatte, eben weil sie nur Form war, fallen mag, und wir uns deshalb nicht verpflichtet halten dürfen, Kirchen nach Art der jüdischen Synagogen zu bauen, alle geistliche Belehrung des Volks unter freyem Himmel zu halten, oder die mißliche Form der Gütergemeinschaft hervorzurufen: so ist es doch geradezu dem evangelischen

Principe widersprechend, wenn die reine, ungetrübte Gestalt des christlichen Geistes für jenen Urbeginn nicht anerkannt und als Ideal hingestellt wird, zu der unser Streben zurückkehren soll. Es ist geradezu ein catholisches Princip, wie es nur zu Gunsten der Repräsentanten der äußern Kirche aufgestellt werden kann, der Gegenwart, oder irgend einem Punkte der Vergangenheit auch nur gleiche Geltung, geschweige denn höheres Ansehn beizulegen, als dem vom Verf. so geringfügig behandelten Urchristenthume, wo gewiß der christliche Geist sich noch rein und ungetrübzt durch das Hinzutreten der weltlichen Dinge erfassen läßt. Soll das apostolische Zeitalter seine Dignität verlieren, so fällt mit ihm auch der Canon, es bleibt uns nichts als die jedesmahl zeitliche Form der Tradition, wir kommen zu der Behauptung eines catholischen Symbolikers unserer Tage zurück, daß die Kirche um so viel höher stehe, als der Canon, weil sie diesem selbst ja erst seine Geltung sichere! Bey der nach sinniger Tiefe strebenden Tendenz des Verf., die nur deshalb sich an Innocenz so dringend anschließt, weil sich dort eine ergreifende Persönlichkeit vorfindet, bleibt es uns unerklärlich, wie er anders, als aus rein catholicisierendem Interesse zu jener Behauptung gelangen konnte, die an Flachheit beynahе Alles übertrifft, was die Theologie früherer Decennien über die apostolische Zeit geurtheilt hat. Objectivität ist bey jedem Historiker gewiß eine der wünschenswerthesten Eigenschaften; aber nur Objectivität der Darstellung, daß er die verschiedenen Zeitpunkte in ihrer wahren, natürlichen Entwicklung vorführe; nicht in demselben Sinne Objectivität des Urtheils, was ja an und für sich schon ein Widerspruch ist, da dasselbe nur

aus der eigenen Anschauung des Forschenden und Darstellenden erfolgen kann. Schließt er sich auch hierin nur seinem Material an, so urtheilt er ja nicht, sondern wiederholt nur was damals galt, mit seinen Worten, schließt sich selbst in jenen Kreis mit ein, der ihm, wie mit Zauber, den Geistesblick trüben muß. Am bestimmtesten rächt sich dann aber jene Befangenheit dadurch, daß ein solches in den damaligen Kreis gebanntes Urtheil nach einem ganz natürlichen Gesetz sofort auch auf die Darstellung zurückwirkt, und der so an die Anschauung, oft nur an die Aeußerung und vorgebliche Rede preisgegebene Historiker die wichtigsten geschichtlichen Momente deßhalb nicht zu erfassen vermag, weil die damalige Zeit, oder das apologetische Interesse geneigt war, dieselben zu verdecken. So werden S. 700 als die hauptsächlichsten Zwecke des Papstes angegeben, Hülfe dem heil. Lande, und Förderung der Kirche in Bezug auf Sittlichkeit und Würdigkeit der Personen, wozu dann noch der Zweck kommen soll, der Kirche immer größere Unabhängigkeit von der weltlichen Gewalt in jeder Beziehung zu sichern. Also im Verhältniß zum Staat und zur weltlichen Gewalt war sein Streben nur abwehrend und vertheidigend, nur schützend und entziehend, nie angreifend, und auf Unterwerfung des weltlichen Gebietes bedacht? Die Umstellung des früheren Abhängigkeitsverhältnisses der Kirche vom Staate unter römischen, griechischen und fränkischen Kaisern ward also nur zur Hälfte beabsichtigt, daß jene sich der Bevormundung durch diesen entziehe; es ward nie auf den zweyten, weiterführenden Schritt gedacht, wodurch der Staat unter die Bevormundung der Kirche fallen sollte? Wie reimen sich dazu die zwey Lichter und die zwey

Schwerter, wie reimt sich dazu Innocenzens ganzes Streben, den Staat in allen seinen Beziehungen der kirchlichen Leitung zu unterwerfen, wie das vom Verf. selbst aufgestellte Ideal, daß die kirchliche Macht, auf sittlicher Grundlage fußend über allen Fürsten und selbständigen Gemeinheiten stehen solle, um den ewigen Frieden zu erhalten? Innocenz selbst wird es ihm wenig Dank wissen, daß er seinen so umfassenden, rein theocratischen Plan hier so kurzfristig aufgefaßt, so genügsam beschränkt dargestellt sehen soll. Jedenfalls erscheint das apologetische Streben für Papstthum und dessen Heroen minder anstößig, wenn, wie in einer neuerlichen Symbolik, nur der Theorie nach die päpstlichen Befugnisse auf rein geistliche Dinge eingeschränkt werden, freylich auch schon im herben Widerspruch gegen das, was dessen Wortführer zur Zeit ihrer Größe selbst darüber ausgesprochen haben. Doppelt verlegend und widersprechend der historischen Treue bleibt es aber, wenn der Biograph Zwecke, die von jener Zeit so offen angestrebt wurden, deßhalb zu verdecken, oder ihr geradezu abzusprechen wagt, weil ihre Vertheidigung vor dem Richterstuhle des Evangeliums der Verdammung gewiß sind. Weit eher als diese geflissentliche Reticenz dessen, was Innocenz im klarsten Bewußtseyn anstrebte, würden wir ein anderes Entschuldigungsmittel dem Apologeten verzeihen, indem er die Schuld der gewaltsamen Maßregeln, zu denen der Papst griff, besonders in ihrer verlegenden Ausführung, von ihm ab, und auf dessen untergeordnete Werkzeuge, Legaten, Cardinäle hinwälzt. Ueberall wiederholt der Verf. dieses Auskunftsmittel, um namentlich von den Greueln des Albigenserkrieges seinen Schützling loszusprechen; er sey ge-

täuscht durch die Berichte (Borrebe S. VI.; S. 518. 695), habe als der Fernstehende die Vorfälle nicht im Einzelnen durchschauen können; Bestechungen, Erpressungen, wodurch die römische Curie gerade damals so verrufen war, fallen nicht ihm, sondern den untergeordneten Behörden zur Last; jeder Hochgestellte sey gezwungen, sein Vertrauen und die Ausführung Mittelspersonen zu verleihen, deren Mißgriffe nicht ihm zur Last gelegt werden könnten. Allein an und für sich schon wird die Verantwortlichkeit, dessen was geschieht, schwerlich dem ersten Urheber entnommen werden können, wenn man nicht nach einer staatsrechtlichen Fiction die Person des Herrschers zu einer bloßen Idee umbilden, und die Staatsgewalt in seinen Umgebungen finden will; am wenigsten aber wird Innocenz von der Vertretung seiner Legaten frey gesprochen werden können, weil er größtentheils selbst erst jene Zustände, jene Verwickelung der fernen Angelegenheiten herbeigeführt hat, die ihn zwangen, sein Vertrauen an Mittelspersonen, und wohl gar an nicht gehörig geprüfte und erprobte, zu leihen.

Zu den bis jetzt gelieferten Proben, wodurch unsere Behauptung gerechtfertigt werden soll, die rein papistische Richtung des Verfassers habe sich zum mindesten nicht geändert, sondern höchstens in Ausdruck und Form gemäßigt, könnten wir der Einzelheiten noch manche beyfügen, namentlich wie er in seiner Darstellung den Begriff der Kirche überall nur in dem mittelalterlich-catholischen Sinne auffaßt, und sich darin mit seinem Papst einverstanden erklärt, daß sie die sichtbar abgegrenzte äußere Gemeinschaft sey, mit Verbannung des evangelischen Begriffs derselben, wie er S. 244 das Bibelverbot für Layen

rechtfertigend erzählt u. dergl.; indessen heben wir vielmehr noch eine oft wiederkehrende Seite der Biographie hervor, die unserer Ansicht nach einen tiefern Blick in die Denkart des Verfassers, und vielleicht eine Erklärung für so manches sonst Unbegreifliche an ihm gestattet; es ist die stete Parallele, die er zwischen jener Zeit und der Gegenwart in ihren politischen Zerwürfnissen zieht. Ueberall hebt er den Gegensatz jener so unerschütterlich festen Gestalt der kirchlichen, bürgerlichen, socialen Verhältnisse, wie sie das Papstthum in seiner theocratischen Größe, und der Beweglichkeit, des Schwankens und der Unsicherheit, wie sie unsere Zeit und namentlich die helvetische Heimat des Verfassers darbietet. Klar wurde uns, daß bey dem Verf. die Quelle jener übertriebenen Erhebung der päpstlichen Alleinherrschaft größtentheils in dem Mißbehagen über die gegenwärtige Zügellosigkeit und Frechheit, wovon ihm ganz in der Nähe freylich sehr betrübende Beyspiele zu Gebot stehen, zu suchen sey, klar wurde uns dieser Zusammenhang, als wir S. 223 die einem französischen Abbe Barruel nachgesprochene Vermuthung fanden, die Katharer, Manichäer und andere Secten des Mittelalters, die damals so frech sich gegen die kirchliche Autorität erhoben, und das Werk eines Innocenz zu zerreißen droheten, seyen im Grunde nichts anders, als die mittelalterlichen Vorfahren unserer modernen Jacobiner. 'Dieselbe Abtrennung des Menschen von jeder höheren Autorität, als die er in sich selbst anerkennt, derselbe Haß gegen die Kirche und deren Wärter, dieselben Geheimnisse, die man nur denjenigen mittheilte, deren man sich durch lange Prüfung versichert hatte, dieselbe Verbindlichkeit, das Anvertraute auch vor dem Allernächsten als tiefes

Geheimniß zu bewahren, dieselben der Menge unbekanntem Obem, dieselbe Abtheilung in Landschaften unter besondern Meistern, dieselben Merkszeichen in Redeweisen und Gebehrden für die sich Erkennenden und Verstehenden, unter der schlimmsten Abart der Freymaurer (?) und den Abigensern; so daß man fast sagen möchte, jene hätten in all der Zerrüttung, welche seit mehr als einem Menschenalter die Grundpfeiler der Gesellschaft zerwühlt, und nach allen Richtungen ihre Bestrebungen wendet, ihren Vorältern in unsern Tagen den Sieg bereitet.' Zweyerley lernen wir aus diesem einzelnen Zuge und andern ihm entsprechenden: einmal die Trübung, die wir in Blick und Urtheil des Verfassers über seinen heroischen Papst wahrnehmen, erscheint uns jetzt bey weitem mehr zu entschuldigen, da wir für sie eine Erklärung gefunden haben. Die Umgebungen, unter denen der Verf. lebt, die Stürme, die sein Vaterland durchtoben und ihn an der Gegenwart verzweifeln lassen, weil eine gleiche Garantie und ein gleicher Mittelpunkt des Friedens für die Europäische Christenheit fehlt, wie ihn das Papstthum zu geben verhieß, dieß Alles rief bey ihm eine Sehnsucht nach jener mittelalterlichen Gestalt hervor, die wie ein Fels dastehen soll unter den Stürmen der Zeit: Es ist darum gewiß ein zartes, in seinen Tiefen verletztes Gemüth, das so in den Gestalten der Vorzeit Erquickung sucht für Alles, was die Gegenwart Verlegendes enthält; und solche gereizte Empfindlichkeit wollen wir schonen, wenn sie nur nicht verlangt, ihre zum Mindesten sehr einseitigen Darstellungen und ihr getrübtet Urtheil für historisch begründet, und unbefangten uns aufzubürden. Dann aber, der Historiker



täuscht sich nicht leichter, als wenn er gleichartige Symptome verschiedener Jahrhunderte in einen der Zeit nach zusammenhängenden Causalnexus bringt, anstatt das Aehnliche oder Gleiche an ihnen aus Gleichen zu Grunde liegenden Bedingungen herzuleiten. So gefährlich die Katharer des Mittelalters vor Allem der catholischen Kirche, doch aber auch dem Christenthume selbst durch das Hinzumischen unchristlicher Elemente und durch einen zerstörenden Fanatismus geworden sind; an den Revolutionen unserer Zeit sind sie gewiß unschuldig. Es ist sicher eben so ungerecht, ihnen die rothe Jacobiner- als die spitze Armensündermütze aufzudrücken, unter der die Legaten Innocenzens, die Kreuzfahrer, ein Simon von Montfort und die heil. Inquisition sie zum auto da fe führten. Gewiß wird jede Verbindung, die lichtscheu sich der öffentlichen Autorität entziehen muß, zu ähnlichen Erkennungszeichen und geheimen Formen sich verstehen: ist aber jede, die dazu greift, eine Ahnin der Jacobiner gewesen, so dürfen wir deren Secte auch höher hinauf führen zu den Mystereien des Alterthums, zum Pythagorischen Bunde; und ist jeder Aufruhr gegen die bestehende Ordnung in historischem Zusammenhange mit den Bewegungsmännern unserer Lage, so stammen die Jacobiner nicht allein von den Katharern, sondern auch direct von der Rotte Korah ab. Gleiche Bedingungen erzeugen gleiche Erscheinungen; wer denkt aber dabey wohl an einen durch das Einzelne laufenden traditionellen Faden?

Nach diesen allgemeinen Characterzügen der vorliegenden Arbeit müssen wir uns eines Eingehens in die Einzelheiten für überhoben er-

klären, da bey der Menge des dargebotenen Stoffes, bey dem Reichthum, womit die Quellen erschöpft sind, fast kein Punct dem andern im Bericht nachgesetzt werden dürfte. Unsere Bewunderung vor dem forschenden Fleiß, der Belesenheit, der sammelnden Treue, brauchen wir nicht noch einmal zu wiederholen; besonders hervorstechend sind auch hier einzelne Schilderungen, der Krönung Kaiser Otto's IV. und der daran geknüpften Localitäten Roms und St. Peters, der für denselben Kaiser so unglücklichen Schlacht bey Bovines u. dergl. Bedenkt man, welche wichtige Ereignisse in allen europäischen Staaten sich gerade in Innocenzens Zeit zusammendrängten, oder vielmehr gerade von ihm zusammengedrängt wurden, in Frankreich die Händel mit Philipp wegen seiner verstoßenen Gemahlin; in England die tactlose Stellung Johanns ohne Land und die Kämpfe gegen Barone und Clerus; in Deutschland der Kampf zwischen den Kaisern, Otto und Philipp und dann das Auftreten des jungen Hohenstaufen Friedrich II.; auf der Pyrenäischen Halbinsel der Kampf auf Leben und Tod gegen die Saracenen; in Italien die Streitigkeiten der Parteyen, in Rom der Familien, und dazu die Kreuzfahrer im heil. Lande, im griechischen Kaiserthum, in Piesland und Finnland, die Vertilgungszüge gegen die südfranzösischen Ketzer: nimmt man dazu, daß Innocenz III. von allen diesen Ereignissen der Mittelpunkt war, überall hin durch Briefe und Legaten wirkte: so wird sich das reiche Tableau begreifen lassen, das der Verfasser seinen Lesern entwirft. Nur über die Anordnung haben wir noch zu bemerken, daß seine Erzählung nach den Jahren des Pontifi-

cats durch ihre Chronikenform doch manches Störende enthält. So müssen die interessantesten Verwickelungen Deutschlands plötzlich abgebrochen werden, um den Leser in die Versammlung der Englischen Barone zu führen, oder die Parteyen in Rom verlassen werden, um über die Belagerung einer Burg der Abigenser zu berichten, Unbequemlichkeiten, die der historischen Vollendung und darstellenden Kunst sehr störend entgegenreten. Sogar in einzelnen Partien macht sich diese chronikenartige Form geltend: die Darstellung des Systems der Katharer ist ziemlich aphoristisch aus den einzelnen Angaben der Berichterstatter mosaikartig zusammengestellt, während eine lichtvolle Anordnung des Materials unter leitenden Gesichtspuncten, etwa nach der Art Schmid's im Mysticismus des Mittelalters, doch sehr wünschenswerth gewesen wäre.

Außer diesen zwey Theilen der historischen Darstellung verspricht der Verfasser noch einen dritten zur Aufstellung der damaligen kirchlichen Zustände, wozu, etwa nach Art des sechsten Bandes der Raumerschen Hohenstaufen, gewiß die Sorgfalt seines Studiums, und die Menge des eingesammelten Materials ihn vor Vielen berechtigt. Wir sehen dieser Darstellung, die uns ein Gesamtbild der behandelten Zeit liefern wird, sehr gespannt entgegen.

# G e t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

12. Stück.

Den 24. Januar 1835.

---

G e t t i n g e n.

Ueber das unter der Direction des Hofraths Conradi stehende medicinisch-klinische Institut ist von jenem schon mehrmals in diesen gel. Anzeigen (zuletzt 1832. St. 11) ein kurzer Bericht erstattet und jetzt folgender neue übergeben worden, woraus der Fortgang des Institutes in den letzten drey Jahren zu ersehen ist.

Im Jahre 1832 wurden aufgenommen: 1184 Kranke, wovon 52 starben, im Jahre 1833 1306, wovon 49 starben, und im Jahre 1834 1304, wovon 35 starben. Dabey ist zu bemerken, daß in diesem sowohl zur Unterstützung der hiesigen Armen als für den klinischen Unterricht bestimmten Institute keine Auswahl besonderer Krankheitsfälle Statt gefunden hat, sondern die schlimmsten Kranken, z. B. die an vollendeter Schwindsucht leidenden, eben so wohl als die von nicht gefährlichen Krankheiten befallenen Aufnahme gefunden haben, und daß daher auch unter den Gestorbenen gar manche längst sieche und

alte, mehr als siebenzig- und achtzigjährige oder zum Theil am Marasmus senilis leidende Personen vorgekommen sind.

Bei der großen Zahl von Kranken fehlte es auch nicht an der Mannigfaltigkeit der Fälle, und es hatten die Studierenden in diesen wie den vorhergehenden Jahren Gelegenheit außer den am gewöhnlichsten vorkommenden hitzigen und chronischen Krankheiten von sehr verschiedener Art, welche am häufigsten die Hülfe des Arztes erfordern und in der klinischen Schule vor anderen berücksichtigt werden müssen, manche seltenere, insbesondere auch viele Kinderkrankheiten, zu beobachten.

So wie es übrigens der Zweck und Raum dieser Blätter ohnehin nicht erlauben kann, hier umständlichere Geschichten einzelner Krankheitsfälle mitzutheilen, so beschränke ich mich in diesem Berichte um so mehr auf folgende Bemerkungen über die in den letzten drey Jahren in dem Institute beobachteten Arten von Krankheiten.

Die Fieber stellten sich wie in den drey vorhergehenden Jahren am häufigsten in Verbindung mit katarrhalischer, rheumatischer und gastrischer Affectio dar. Sie behielten meistens bis zur Entscheidung den entzündlichen Character bey; es war daher, wenn auch mitunter ein Uebergang in den nervösen Zustand erfolgte (der auch in manchen Fällen tödtlich wurde), in der Mehrheit der hitzigen Krankheiten der, obgleich gelinde, entzündliche Character hervorstechend, und eigentliche Nervenfieber kamen hier nur sporadisch, nicht epidemisch vor. — Auch Wechselfieber waren selten.

Von örtlichen Entzündungen kamen am häufigsten vor Bräunen, besonders Ang. fanc.,

auch sieben Fälle von Croup und zwey von der Entzündung der Schilddrüse, sodann Rosen, Augenentzündungen, wie auch Brustentzündungen. Seltener waren jedoch auch in diesen Jahren heftige und echte Lungenentzündungen, die starke und wiederholte Aderlässe erfordert hätten. Dester konnte der Aderlaß durch den in kleinen Gaben und in Verbindung mit Salpeter oder Salzmiaß, manchmal auch allein angewendeten Brechweinstein erspart werden. Daß ich sonst die von Veschier empfohlene Methode, wornach der Brechweinstein allein in wiederholten großen Gaben angewendet werden und den Aderlaß überhaupt entbehrlich machen soll, keineswegs für so bewährt halten und unbedingt empfehlen kann, und, zumal in schweren Fällen, bey Vollblütigen zc. den von jeher so bewährten Aderlaß darüber nicht versäumen möchte, habe ich schon anderswo (Handb. der spec. Patholog. u. Therap. B. 1. §. 311. Anmerk.) erklärt.

Wenn in diesem Berichte nicht von so vielen Fällen der Bronchitis die Rede ist, als manche neuere Aerzte in kurzer Zeit gesehen haben wollen, so kommt dieß daher, daß nach meiner Ueberzeugung eine reine Bronchitis acuta nicht so oft beobachtet und so leicht erkannt wird, wie manche neuere Aerzte glauben, die wohl selbst die gewöhnlich mit den Nasern verbundenen katarthalischen Affectionen oder auch reine Katarthalsieber, oder selbst nicht mehr entzündliche katarthalische Affectionen dafür ausgegeben haben, worüber ich mich auf meine Commentatio de bronchitidis historia et diagnosi und diese gel. Anzeigen von 1828 S. 2019 flg. beziehe. In jener habe ich auch gezeigt, daß die von den Verhältnissen des Schalles hergenommenen, durch die Percussion der Brust und Laennec's Ste-

thoskop erhaltenen, überhaupt oft zweifelhaften und triegerischen, Zeichen hier insbesondere auch keine sichere Diagnose gewähren.

Dagegen kamen gar manche Fälle vor von der sogenannten *Peripneumonia notha s. pituitosa*, welche Badham für eine Bronchitis *asthenica* erklärt hat, bey der aber auch keine bloße Affection der Bronchien anzunehmen seyn möchte. Die Kranken empfanden weniger Schmerz, sondern vielmehr Druck auf der Brust und Beklemmung, das Athmen war oft keichend oder bey zunehmendem Uebel röchelnd, der Husten bald feucht, mit schleimigem Auswurfe verbunden, die Fieberbewegungen waren leicht, der Puls weich, klein, die Hitze gering, es entstanden oft heftige Kopfschmerzen, die Zunge war mit Schleim belegt, der Harn nicht sehr roth, trübe oder blaß, und es traten bald die Zufälle von großer Schwäche ein. Bey mehreren zeigte sich bald Neigung zum Uebergange in Brustwassersucht, indem nicht nur die Dyspnoe stärker wurde, die Kranken aufsitzen mußten, sondern auch der Harn sparsam wurde und Odeme der Füße entstanden. Es wurden davon besonders schwache und schlaffe Personen befallen. Anfangs wurden der Salmiak und Antimonialien, dann aber vorzüglich Senega, Arnica, Spirit. Sal. Ammon. anisat. etc., auch wohl mit Campher, Flor. Benzoes ic. abwechselnd gegeben, nebst Sinapismen und Blasenpflastern mit Nutzen angewendet, wiewohl in mehreren Fällen der tödtliche Ausgang nicht verhütet werden konnte. In einigen Fällen dieser Krankheit, wo sich schon die Neigung zur Brustwassersucht zeigte, wurde von mir zugleich die Digitalis mit trefflichem Erfolge zu Hülfe gezogen.

Von sieben Fällen des Croupß war einer

bey einem dreyviertel Jahr alten Kinde, bey dem erst am dritten Tage der Krankheit Hülfe gesucht wurde, tödtlich. Mehrmals gelang es denselben durch Brechmittel, besonders aus dem Brechweinstein, in der Geburt zu ersticken. Wo aber die Entzündung schon stark ausgebildet war, fand ich es rathsam und hier wie in der Privatpraxis oft nützlich, alsbald, auch ohne vorausgeschicktes Brechmittel, Blutegel zu setzen. — Das von Hoffmann in Darmstadt empfohlene Cuprum sulphuricum mag als schnell und kräftig wirkendes Brechmittel oder auch auf andere Weise in kleineren Gaben oft nützlich seyn können; doch wirkt es nach meinen Erfahrungen in den höchsten Graden der Krankheit nicht so sicher, wie Hoffmann meinte, und es dürfen deshalb Blutausleerungen zc. in irgend schweren Fällen nicht versäumt werden. Auch halfen diese nach meiner Erfahrung noch, wo jenes für sich nicht hinreichend gewesen war.

Chronische Katarre und Rheumatismen waren wie gewöhnlich besonders häufig. — Bey jenen leistete außer dem Sulph. Antimon. aur., der Dulcamara, einem Aufgusse von Hb. Marrab. et Hyoscyami und anderen gewöhnlichen innerlichen Mitteln, so wie anhaltend angewendeten Blasenpflastern, Fontanellen und Haarseilen (die ich insbesondere bey chronischer Heiserkeit und drohender Luftröhrenschwindelsucht auch sonst mehrmals mit Nutzen an die Seite des Halses nahe am Kehlkopfe legen ließ), in gar manchen Fällen, wo der Husten auch durch erhöhte Sensibilität unterhalten und sehr krampfhaft war, eine den Heim'schen Pillen ähnliche Verbindung von Digital., Specacuanha und Opium ausgezeichnete Dienste.

Von dem im Jahre 1833 besonders seit der



Mitte des Monats May bis zum Anfange des Julius hier vorgekommenen epidemischen Katarre, der sogenannten Influenza oder Grippe, wurden über 130 Fälle in dem Institute behandelt. Derselbe hatte, wie es auch in mehreren berühmten früheren Epidemien, namentlich der von 1782 der Fall gewesen ist, vorerst im Allgemeinen ähnliche Symptome wie die gewöhnlichen durch Erkältung entstandene Katarre, als Schnupfen mit häufigem Niesen, trübe oder roth aussehenden und oft thranenden Augen, Kopfsweh; besonders in der Gegend der Stirne oder zwischen den Augenbraunen, Heiserkeit und oft sehr heftigen Husten (wovon oft und bald dieser, bald auch jene den Anfang machten); er war auch bey manchen Kranken so gelind, daß man ihn von einem gewöhnlichen leichten Katarre kaum unterscheiden konnte; und der Verlauf des Fiebers selbst war zwar oft sowohl schneller als heftiger, so daß es, wie manchmal auch der Husten und andere katarrhalische Symptome, in wenig Tagen entschieden wurde, wiewohl die lezten meistens länger anhielten; oft war aber auch das Fieber gelind oder hielt länger an, oder fehlte bey manchen Kranken ganz. Sodann waren aber auch in dieser Epidemie neben den katarrhalischen Symptomen und dem Fieber gewöhnlich hervorstechend große Mattigkeit, die plötzlich entstand und oft mehrere Wochen anhielt, stechende Schmerzen der Brust und bey Manchen auch blutiger Auswurf, Halsschmerzen, manchmal große Beängstigung bey dem Husten, starke Wüthigkeit des Kopfes, reisende Gliederschmerzen 2c.; nicht selten waren damit auch gastrische Zufälle verbunden; selten aber war der Zustand heftiger entzündlich. Die Entscheidung erfolgte durch einen critischen Schweiß

und mit ziegelmebligem Bodensage des Harnes, oder mit einem Ausbruche von Pusteln an den Lippen, zuweilen auch unter Nasenbluten. Selten war die Krankheit gefährlich und besonders nur bey Schwachen, Cachectischen und Alten, so wie bey denen; welche schon früher Fehler in den Lungen hatten. In gelinden Fällen wurde sie schon bey bloßem warmen Verhalten und leichter Diät entschieden, auch oft schnell durch diaphoretisches, erweichendes Getränk oder Spirit. Minder., kleine Gaben des Brechweinsteins &c. gehoben. Auch in stärkeren Fällen waren kleine Gaben von Brechweinstein nach den Umständen mit Nitrum oder der Mixtura temperans (Pot. River.) versehen, der Salmiak, Spirit. Minder. &c., bey heftigeren Schmerzen in der Brust &c. Senfpflaster, Blasenpflaster, gewöhnlich hinreichend, bey hervorstechender gastrischer Affection aber auch Brech- und Purgiermittel dienlich. Blutaussleerungen, die auch in früheren Epidemien dieser Krankheit nicht leicht und nur in einzelnen Fällen, wo heftigere Entzündung sich dazu gesellte, nöthig, meistens eher nachtheilig waren, fand ich in keinem Falle angezeigt.

Unter den fieberhaften Ausschlägen kamen 13 Fälle von den wahren Pocken vor. Sie betrafen Personen, welche entweder gar nicht mit Kuhpocken geimpft oder bey denen wenigstens keine Narben von Kuhpocken zu bemerken waren. Sie waren zwar bey mehreren sehr heftig, in zwey Fällen, nämlich bey einem Manne (der aber erst, als er dem Tode nahe war, bey dem Institute gemeldet wurde) und einem 14 Tage alten Kinde, tödtlich, hatten aber in den übrigen einen günstigen Verlauf. — Unter den 33 Fällen von Varioloiden (modificirten Pocken) waren die meisten gelind, mehrere

aber doch sehr bedeutend, so daß sie sich den natürlichen näherten. Ueberhaupt waren jedoch bey jenen die Pusteln kleiner, manche waren hart und enthielten wenig Eiter, manche trockneten schneller ab, es waren besonders die letzten Zeiträume der Krankheit kürzer und sie hatte immer einen guten Ausgang. In einem Falle, wo sie den natürlichen ähnlicher, im Gesichte ganz zusammengelassen, an den Gliedmaßen jedoch kleiner waren, war nur eine Narbe von Kuhpocken zu bemerken. In einem anderen Falle, der sich wie leichte Varioloiden verhielt, sollte die Einzimpfung der Kuhpocken zweymal vergebens versucht worden, und noch in einem anderen der Kranke niemals vacciniert worden seyn, aber als Kind die wahren Pocken gehabt haben. — Nach diesen und vielen anderen in der Privatpraxis gemachten Beobachtungen bin ich, wenn auch in der neuesten Zeit allerdings die Fälle von Varioloiden häufiger gewesen sind, von der Wichtigkeit der Impfung der Kuhpocken noch eben so überzeugt, wie ich es schon in der ersten Ausgabe meines Handbuches der speciellen Pathologie und Therapie geäußert habe. — Die wiederholte Impfung der Kuhpocken bey solchen, welche sie früher gehörig gehabt haben, war auch nach meinen in der Privatpraxis gemachten Erfahrungen bisher ohne Erfolg, oder es entstanden nur unförmliche, den wahren Kuhpocken keinesweges ähnliche und schnell abtrocknende Pusteln.

In den während dieser Zeit im Institute vorgekommenen 31 Fällen von falschen Pocken (Varicellen) fand wie in allen früher von mir beobachteten der bey denselben gewöhnlich schnelle Ausbruch, das schnellere Abtrocknen und Abfallen der einzelnen Pocken und neuer Ausbruch

derselben Statt. In einem Falle war die in denselben enthaltene Materie ganz eiterartig, doch der Verlauf übrigens ganz der bey falschen Pocken gewöhnliche. Falsche Pocken, die so lange gestanden hätten, wie es nach Heim bey einer Art der Fall gewesen seyn soll; sind mir nie vorgekommen. — Sie kamen wie gewöhnlich auch am behaarten Theile des Kopfes, doch hier nicht immer sehr reichlich, in einigen Fällen auch an den Lippen, in der Mundhöhle, besonders am Gaumen vor.

Die Masern (wovon 72 Fälle im Institute behandelt wurden) waren auch in diesen Jahren wie in den vorhergehenden so gelinde und gutartig, daß sie im Allgemeinen außer einer guten Diät höchstens gelinde temperierende, demulcirende und zuletzt diaphoretische Mittel erforderten. Bey einem davon befallenen vierjährigen Kinde fand zugleich der Gürtel Statt, und beide Ausschläge verliefen regelmäßig neben einander.

Der Scharlach war in den Jahren 1832 — 33 nicht sehr verbreitet, wurde erst gegen das Ende des Jahres 1834 häufiger. Es wurden 24 Fälle in dem Institute behandelt, welche sämtlich in Genesung übergingen. Während er in den meisten dieser und anderer in der Privatpraxis behandelter Fälle gutartig war, oft kaum gelinde temperierende Mittel erforderte, kamen dagegen auch gar manche schwere, zum Theil höchst schlimme Fälle vor, wo kräftigere Mittel dringend nöthig waren. Oft leisteten dabey Brechmittel gute Dienste und schienen gleich anfangs angewendet den günstigeren Verlauf der Krankheit zu befördern. Nach denselben wurden auch oft kühlende abführende Mittel in den ersten Tagen mit gutem Erfolge angewendet. Dagegen

gab es auch Fälle, wo bald ein mißlicher Durchfall erfolgte, bey dessen Fortdauer der Ausschlag blaß wurde und die gefährlichsten Nervenzufälle entstanden, und der daher durch Emuls. arab. mit Syrup. Diacod., Opiate zc. gehemmt werden mußte. Gegen die manchmal auch nach vorausgeschickten Brech- und Purgiermitteln eintretende schwere, besonders durch Schlassucht zc. sich äußernde Affection des Gehirnes mußten Blutausleerungen, kalte Umschläge auf den Kopf, oft wiederholte Sinapisimen, warme Bäder zc., so wie bey erfolgtem Uebergange in den nervösen Zustand die kräftigsten nervina zu Hülfe gezogen werden. Welches übrigens auch das Wesen jener Affection des Gehirnes (deren Verschiedenheit von der bey Kindern oft vorkommenden Gehirnentzündung neuerlich auch Herr DMR. Stieglitz in seinen pathologischen Untersuchungen, B. 1. S. 228 flg., aus triftigen Gründen behauptet hat) seyn mag, so bin auch ich nach sorgfältiger Vergleichung des Verlaufes der Krankheit der Meinung, daß wenigstens in vielen Fällen keine wahre Gehirnentzündung zum Grunde liegt, so wie ich dann auch in einzelnen tödtlich abgelaufenen Fällen eben so wie Andere höchstens einige Blutanhäufung, nicht die Zeichen eigentlicher Entzündung im Gehirne gefunden habe.

Vom Friesel kamen gar manche Fälle vor, wo er mit leichtem entzündlichen Fieber verbunden gutartig verlief und keine Spur eines nervösen Zustandes dabey sich zeigte, weshalb dann auch nur leichte temperierende Mittel angewendet wurden. Auch diese Fälle bestätigten es, daß der Friesel nicht bloß symptomatisch in böartigen Fiebern vorkommt, wiewohl dieß allerdings oft der Fall ist. In einigen Fällen sah ich aber auch, ohne daß vorher irgend Zeichen eines ner-

höheren Zustandes sich geäußert hatten, plötzlich die heftigsten Nervenzufälle, Krämpfe, Zuckungen, Lähmungen zc. eintreten. Ein Kranker, bey dem diese in hohem Grade sich geäußert hatten, wurde durch Campher, Moschus und andere kräftige nervina, wie auch wiederholt gelegte Blasenpflaster gerettet, wiewohl noch geraume Zeit Neigung zu convulsivischen Zufällen zurückblieb, die indessen durch lange fortgesetzten Gebrauch der Valeriana, Flores zinci in starken Gaben und später durch tonische Mittel gehoben wurde. Uebrigens habe ich in tödtlich abgelaufenen Fällen bey der Leichendöffnung eben so wenig eine Spur von Entzündung des Herzbeutels oder des Herzens selbst (welche nach der Vermuthung von Marcus dem Friesel zum Grunde liegen sollte) als irgend eine andere materielle Veränderung gefunden.

In einem Falle von Nesselsucht zeigte sich an den Quaddeln Neigung zur Ausschwikung, so daß es das Ansehen hatte, als wenn sich Blasen ausbilden wollten.

Unter 5 Fällen von Gürtel kamen diesmal zwey vor, wo er am rechten Oberschenkel sich zeigte, in einem von der Hüfte bis zum Knie sich zog. In vier von diesen Fällen wurde er wie in vielen früher von mir beobachteten in einigen Wochen gehoben, ohne die manchmal nach verschwundenem Ausschlage noch sich äußernden Schmerzen zurückzulassen. Nur in einem jener Fälle, wie in zwey anderen zu dieser Zeit in der Privatpraxis behandelten, blieben heftige Schmerzen an der befallenen Stelle zurück, welche wie ein in dem letzten Berichte angeführter Fall (in welchem die von J. P. Frank gegen solche Schmerzen empfohlenen Blasenpflaster nicht hinreichend waren) den fortgesetzten Ge-

brauch innerlicher hautreinigender Mittel erforderten.

Außerdem waren gar manche Fälle von Schwämmchen und von den chronischen Ausschlägen wie gewöhnlich am häufigsten zu bemerken die wahre Krätze und die verschiedenen krätzartigen Ausschläge, welche unter dem Namen *Psudrasia* zc. begriffen werden, die verschiedenen Arten von Flechten, so wie der Kopfschind und die Milchborke. In mehreren hartnäckigen Fällen von Flechten leistete wieder der innerliche Gebrauch des Sublimats die besten Dienste.

Außer vielen Fällen von gewöhnlicheren Blutflüssen, besonders dem Bluthusten und dem Mutterblutflusse, kamen auch manche von Blutbrechen und der schwarzen Krankheit vor.

Unter einer großen Menge von Durchfällen und Brechdurchfällen kamen im Sommer 1834 am Ende des Julius und im August sechs besonders schwere Fälle von unserer Cholera vor, wo nämlich zu den heftigsten Ausleerungen durch Erbrechen und Bauchfluß nicht bloß große Angst in der Herzgrube, sondern auch Krämpfe der Gliedmaßen, besonders der Waden, außerordentliche Niedergeschlagenheit der Kräfte und Sinken des Pulses, der manchmal kaum oder gar nicht fühlbar war, höchst schwache Stimme, Bleichheit der Haut und Kälte der Gliedmaßen, eingefallenes Gesicht zc. sich gesellten. Jedoch wurden diese Zufälle bald durch *Laudan. liqu. Sydenh.* mit *Pot. River.* oder *Aqu. Meuth. pip.* und *Gumm. arab.*, wie auch angemessene Erwärmung und Reiben der Gliedmaßen gehoben, außer welchen Mitteln aber die bey Einigen zurückgebliebene und noch mehrere Tage anhaltende bedeutende Schwäche den

kräftigen Gebrauch stärkender Mittel, unter denen besonders die Columbo gewählt wurde, erforderte.

Neben den gewöhnlicheren Kachexien, besonders der Darrsucht der Kinder (die in 10 Fällen so weit gekommen war, daß sie tödtlich wurde), der Lungenschwindsucht (an der 26 starben und bey welcher, wenn sie vollkommen ausgebildet ist, das neuerlich empfohlene Kreosoth nach meiner Erfahrung eben so wenig Heilung bewirkt, als manche früher gerühmte Mittel, und oft vielmehr durch Reizung nachtheilig seyn möchte), der Bleichsucht, verschiedenen Arten der Wassersucht (wovon 24 Fälle tödtlich waren), den Scropheln, der Englischen Krankheit, der Sicht, der Lustseuche und der Wurmkrankheit, kamen auch mehrere Fälle von der Werlhoffschen Blutfleckenkrankheit und 6 von der Gelbsucht vor. — Von der Balggeschwulst über der Kniescheibe oder dem von Schreger sogenannten Hygroma cysticum patellare kamen wieder einige Fälle vor, in denen um die Geschwulst gelegte Blasenpflaster und Einreibungen von Ungu. Neapolitan. gute Dienste leisteten, welche Behandlung ich auch in früheren Fällen mit bestem Erfolge angewendet und viel schneller als die von Heister empfohlene helfend gefunden habe. — Das von Cloßius bey noch ungewisser Diagnose zur Erorschung der Gegenwart des Bandwurmes empfohlene Mittel aus Terpenthin mit Eigelb in Wasser aufgelöst, wornach gewöhnlich in der Nacht oder des Morgens Stücke des Wurmes abgehen sollen, habe ich früher in zwey Fällen mit dem Erfolge gegeben, daß gleich der ganze Wurm abgetrieben wurde. In mehreren Fällen aber, wo es den Kranken Uebelkeit und Erbrechen erregte, wurde es überhaupt vergebens angewen-



bet. Das neuerdings von Veschier als das bequemste und beste Mittel zum Abtreiben des Bandwurmes empfohlene aus der mit Aether behandelten Rad. Filicis bereitete Set oder harzige Extract derselben wurde in drey Fällen, jedoch vergebens, versucht. Es macht wohl einen Unterschied, daß wir es hier gewöhnlich mit dem schwerer abzutreibenden langgliedrigen Bandwurm (*Taenia Solium*) zu thun haben, während in der Schweiz und in Frankreich der kurzgliedrige (*Taenia vulgaris* s. *lata*, *Bothriocephalus latus*) die gemeinste Art ist. Bessere Dienste leistete Rad. Filicis in Substanz gegeben, nebst nachgeschicktem Purgiermittel aus Gummi Gutt. &c. In einem Falle wurde der Wurm durch die Schmidt'sche Methode abgetrieben, in mehreren jedoch auch diese vergebens angewendet.

Von dem in den Jahren 1832 und 1834 hier herrschenden Reichhusten wurden 87 Fälle in dem Institute behandelt. Der erste Zeitraum desselben war wie in früher von mir beobachteten Epidemien nicht so heftig entzündlich, daß er Blutausleerungen hätte erfordern können. Gewöhnlich reichten gelindere antiphlogistische Mittel, wie bey katarthalischem Zustande, hin, denen, so wie sich mehr Neigung zu dem convulsivischen Zustande zeigte, Extr. Hyosc. zugesetzt wurde. In dem convulsivischen Zeitraume wurden außer dem oft in Verbindung mit Sulph. Antimon. aurat. gegebenen Hyoscyamus oder auch der Dulcamara, in schweren Fällen besonders Rad. Belladonnae, bald für sich, bald auch in Verbindung mit den Flor. Sulph. und der Ipecacuanha, manchmal auch die Flor. Zinc., das Chinin. sulph. &c. mit Nutzen angewendet. Auch die Asa foetida wurde zwar

in einigen Fällen mit gutem Erfolge gegeben, war aber sonst den Kindern auch in dem von Kopp empfohlenen Linctus nicht gut beyzubringen und mußte bey manchen bald wieder bey Seite gesetzt werden. Durch die Belladonna wurde aber oft nicht bloß Mäßigung der heftigen Anfälle, sondern auch Abkürzung der Krankheit bewirkt. Mehrere sehr schwächliche Kinder, die durch die heftigen Anfälle in hohem Grade angegriffen worden waren und bey denen sich schon ein hectisches Fieber eingestellt hatte, wurden durch Belladonna und Chinin und besonders einen neben jener gegebenen Aufguß von China und Valeriana gerettet. In vier Fällen jedoch, wovon zwey Kinder von einem halben Jahre betrafen, und wo bey einem auch schlimmer Durchfall, bey einem anderen zugleich Darmsucht Statt fand, erfolgte der Tod.

Außerdem kamen von Nervenkrankheiten besonders die Hysterie, Epilepsie und die kleine Kinder befallende Eclampsie (welche zwar oft gehoben wurde, in vielen Fällen aber auch in den Tod überging), auch mitunter der Weitzstanz, so wie der Schlagfluß (der in 3 Fällen tödtlich war) und die Lähmung, das Delirium tremens s. potatorum &c. vor, und es wurden endlich auch einige Fälle von organischen Fehlern des Magens, der Leber, des Herzens, namentlich ein sehr bedeutender, wo Verkücherung der ventralen Klappen im linken Herzen Statt fand; desgleichen ein Fall von Phlegmatia alba dolens &c. beobachtet.

S. W. H. Conradi.

### L ü b e d.

Beispiele zu syntactischen Uebungen nach dem Leitfaden der durch Ramshorn veran-

stalteten fünf und zwanzigsten Ausgabe der kleinern Bröderschen Grammatik für Schüler der untern und mittlern Klassen entworfen von Dr. Heinrich Kuhnhardt, Professor am Gymnasium zu Lübeck. Dritte verbesserte Ausgabe. 1834. 237 S. 8.

Practische Anleitung zum lateinischen Stil. Erster Kursus für Schüler der dritten Klasse ausgearbeitet von Dr. H. Kuhnhardt, Prof. am Gymn. zu Lübeck. Vierte Ausgabe. 1834. 240 S. in 8.

Wir haben schon bey anderer Gelegenheit (S. g. N. 1833. St. 190) die Verdienste des Verf. als Schulmann, und auch besonders die Correctheit seines lateinischen Stils erwähnt, welches schon ein günstiges Vorurtheil für die hier angezeigten Schriften erregen würde, wenn auch nicht das Bedürfniß der wiederholten Auflagen von der einen und der andern der sprechendste Beweis für die Brauchbarkeit und Zweckmäßigkeit derselben wäre. Die Bestimmungen von beiden sind auf den Titeln so genau angegeben, daß wir nichts hinzuzusetzen haben, als daß der Vf. ihnen treu geblieben ist. Die Einrichtung von beiden ist aus den frühern Ausgaben schon hinreichend bekannt. Die Vergleichung mit diesen wird zugleich lehren, daß der Vf. nicht bey dem Alten bloß stehen blieb, sondern diese neuen Ausgaben auch mit Recht verbesserte Ausgaben genannt werden können. Daß die Fortschritte, die in der latein. Grammatik seit Bröder gemacht sind, nicht übersehen wurden, wird in der Vorrede durch Beyspiele mit dankbarer Erwähnung der Männer, die sich die meisten Verdienste darum erworben haben, anerkannt; zugleich aber auch die Gründe angegeben, weswegen doch die Bröder-Kamhornsche Grammatik zum Grunde gelegt ist.

Hn.

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 13. Stück.

D e n 26. J a n u a r 1 8 3 5.

---

### G ö t t i n g e n.

Der 12. Januar war für unsere Universität ein festlicher Tag. An demselben feyerte unser Herr Hofrath Mitscherlich, Professor der Poesie und Beredsamkeit, sein funfzigjähriges Amtsjubiläum in dem Dienste derselben. Ein in dem Namen der Universität geschriebenes Programm des Herrn Hofrath und Professor Dfr. Müller kündigte dasselbe an. Eine Deputation des Senats, die dem Jubilar ein in den gnädigsten Ausdrücken abgefaßtes Glückwünschungsschreiben des hohen Curatoriums überreichte, und der philosophischen Facultät, so wie viele seiner Collegen und Freunde, brachten ihm ihre Glückwünsche dar. Ein festliches Mahl, von seinen Collegen veranstaltet, beschloß die Feyer.

Das erwähnte Programm behandelt eine schwierige Stelle des Römischen Dichters, der dem Jubilar so viel verdankt (Epist. II, 1, v. 170 — 176). Am Schluß desselben, nachdem der Verf. die vielen Veränderungen erwähnt hat,

die in dem Lehrer-Personal der Universität in den 15 Jahren, seitdem er angefangen hat ihr anzugehören, vorgegangen sind, fährt er fort: *Homines mutati sunt, animus, quo universitates sicut civitates vivunt et florent, spero, non mutabitur. Durat inter nos religiosior quaedam munerum a nobis susceptorum observatio, qua hanc scholam excellere dicunt, cui plures viderunt; reipublicae, quae nos indefessa cura sustinet et fovet, caritas a saeculi levitate aliena; pietas denique et reverentia, qua viros de rebus nostris bene meritos colere et suspicere consuevimus. Hac Tuorum et aequalium et juniorum fide et observantia ut multos annos laetus et lubens fruaris, dilectissime Mitscherlich, cum collegis et juvenibus nostrae disciplina mandatis communia facimus vota. Gewiß stimmen darin alle überein!*

### B e r l i n.

Gedruckt in der Druckerey der Königlichen Academie der Wissenschaften: Ueber die Entwicklung des Gorgonen-Ideals in der Poesie und bildenden Kunst der Alten. Eine archäologische Abhandlung gelesen in der K. Academie der Wiss. zu Berlin . . . von Dr. Konrad Levezow, Director des Antiquariums im K. Museum u. s. w. 1833. 100 Seiten und 5 Kupfertafeln in Quart.

Es ist ein glücklicher und rühmenswürdiger Gedanke des Verfassers dieser Schrift, alle Bildwerke des Alterthums, welche sich auf die Vorstellung der Gorgonen, insbesondere des Gorgoneion oder Medusen-Hauptes, beziehen, zusam-

menzustellen und in die Reihenfolge einer natürlichen und gesetzmäßigen Entwicklung zu bringen. Auch bey manchen andern Formen der ältesten Kunst, die sich besonders bedeutsam und gleichsam lebenskräftig zeigen, wäre ein solches Verfahren anwendbar und lehrreich; aber kaum ist darunter eine Bildung von solcher Dauerhaftigkeit und Entwicklungsfähigkeit zugleich, ein Gewächs, das seine Wurzeln so tief in die älteste Ideenwelt des Griechischen Volks schlug und seine Zweige und Blüthe so reich und mannigfach ausgebreitet, und in solcher Uebereinstimmung mit dem Genius verschiedener Zeiten der Griechischen Kunst ausgebildet hätte, als das Gorgoneion. Dazu kommt, daß im Ganzen erst die neuere Zeit uns einen solchen Reichthum altgriechischer und Etruskischer Denkmäler zugeführt hat, daß sich daraus die Grundform und weitere Entwicklung dieses Kunstgebildes im Zusammenhang begreifen läßt: es ist kein Vorwurf für Winkelmann, daß er von diesem ganzen Bilderkreis noch höchst unvollkommene Vorstellungen hatte.

Der Verf. verzichtet darauf, den Mythos von den Gorgonen in allen seinen Verzweigungen zu verfolgen, und hat auch auf die eigentliche Wurzel desselben, die in den mit dem Dienst der Pallas verbundenen Ideen und Symbolen gegeben ist, keine Aufmerksamkeit gerichtet: er begnügt sich im ersten Abschnitt der Entwicklung des Gorgonen-Ideals in der Poesie der Alten nachzuforschen. Indessen versucht er doch eine Erklärung, wie den Griechen überhaupt die Vorstellung der Gorgonen gekommen sey, oder vielmehr eine sorgfältige Ausführung eines schon von Facius (Collectaneen zur griech. und röm. Alterthumskunde S. 138. N. 16) hingeworfenen

Gedankens. Das Abenteuer eines an die Libysche Küste verschlagenen Griechen, der von einem Affen überfallen, so glücklich gewesen sey ihn zu tödten und den abgeschnittenen Kopf oder getrockneten Skalp mit sich nach Hause gebracht, habe zu der ganzen Fabel die Veranlassung gegeben. Wir wollen hier nicht geltend machen, daß von einem andern Gesichtspuncte aus dieses ganze Verfahren, welches man mythischen Pragmatismus zu nennen pflegt, wodurch man tief eingewurzelte nationale Vorstellungen und Phantasiebilder aus allerley zufälligen Begebnissen einzelner Menschen zu erklären meint, unhaltbar erscheine: aber, wenn es erlaubt ist, im Geiste dieses mythischen Pragmatismus weiter zu rathsonnieren, so müßte der kraft- und muthvolle Mann, der in jenen Zeiten auf gebrechlichem Fahrzeug sich durch alle Schrecknisse des Meeres bis zu den Küsten Libya's durchzukämpfen vermochte, doch wieder gar seltsame Anfälle von Furcht und Beängstigung gehabt haben, wenn ihm irgend ein Affe als ein dämonisches Ungeheuer, dessen Anblick versteinernes Entsetzen bewirke, vorgekommen wäre. Gegen die Aehnlichkeit aber, welche der Verf. zwischen der Gorgonen-Maske und der Bildung des Vorderkopfes mancher Affen-Arten findet, möchte vor Allem einzuwenden seyn, daß die Hauptsache, die vorgeschobenen zugespitzten Kinnladen des Affen, dem Gorgoneion ganz fehlt, welches vielmehr so viel irgend möglich in eine kreißrunde Form gebracht wird. Dem Unterz. scheint es rathlicher, die Formen des Gorgoneions aus Griechischen Ansichten über die Bedeutung gewisser Züge und Geberden zu entwickeln; namentlich würde die Erörterung der ältesten bey den Griechen üblichen Hohngeberden oder *sannaë* von wesentlichem Erfolge gewesen

seyn, wie schon Böttiger in der trefflichen Schrift über die Furien-Maske S. 110 (neben der von ihm angeregten Idee von dem Skalp eines erlegten Feindes) angedeutet hat. Das Entblößen der aufeinander gesetzten knirschenden Zähne (*χαράσσειν ὀδόντας, διαμασᾶσθαι τινα*) und das Herausstrecken der Zunge (*et linguae quantum sitiit canis Appula tantum*) sind seit uralter Zeit gebräuchliche *sannae*: gerade diese gehören zu den Eigenthümlichkeiten des Gorgoneion in seiner ältesten Form, wo immer das Eine mit dem Andern, und zwar oft auf eine wenig natürliche Weise, vereinigt wird. Die runden hervorquellenden Augen (*Γοργοῦς ὄμματα* bey Homer Ilias 8, 349), die dicken Wülste, welche die Backen bilden, die aufgetriebene Nase (*ὄνυμδες, οἷς οἱ μυκτῆρες ἀναπεπταμένοι*, Aristot. Physiogn. p. 124 ed. Franz), die von tiefen Runzeln durchfurchte Stirn möchten sich alle aus den Wirkungen des heftigsten Zorns auf das menschliche Antlitz erklären lassen. Kurz, das ganze Gorgoneion ist ein auf den höchsten Grad getriebener carikierter Ausdruck von Zorn, Wuth, Hohn aus einer Zeit, wo der künstlerische Trieb der Griechen die grellsten Züge für seine Darstellungen am liebsten ergriff, weil die feineren in äußern Stoffen wiederzugeben noch nicht in seiner Macht stand. Wir haben es übergens rühmend anzuerkennen, daß der Verf. nicht nach Gebilden der orientalischen Kunst hascht, die etwa einen Schein von Aehnlichkeit mit diesen Zügen haben; um vielleicht das Gorgoneion an Typhonische oder Ahrimanische Bildungen anzuknüpfen. Seit der Zeit, in der diese Abhandlung erschienen ist, hat Herr Raoul-Rochette im Journal des Savans 1834. p. 280 eine Reihe



von Bildwerken mit gewohnter Fülle von Gelehrsamkeit zusammengestellt, aus der eine Phöniciſche Abkunft dieſer Bildung hervorgehen ſoll. Doch würde wohl eine ſpeciellere Erörterung dieſer Angaben zu dem Ergebniß führen, daß dieſe Bildwerke theils Griechiſch von Urfprung (wie die Punifchen Münzen Siciliens), theils von dem Meduſen-Haupt zu verſchieden ſind, um damit in eine Claſſe gebracht werden zu können.

Nachdem Herr Director Levezow im erſten Abſchnitt die Zeugniſſe der Dichter und Mythographen über die Geſtalt der Gorgonen zusammengestellt hat (wir werden auf einige der bedeutendſten weiter unten zurückkommen): wendet er ſich im zweyten wichtigerern Abſchnitte zu den Darſtellungen der bildenden Kunſt. Er trennt höchſt zweckmäßig (nach dem Vorgange Böttiger's, Furien-Maske S. 128) alle Vorſtellungen des Gorgoneion und der Gorgonen in drey Claſſen, die ältere, mittlere und neuere Characteriſtik derſelben. Der älteſte Character iſt die eigentliche Grundform, deren weſentlichſte Züge bereits oben angegeben ſind; nur bemerken wir noch die Schweinshauer (ſo nennen ſie die Alten; der Verf. möchte auch dieſe gern dem Affengeſchlecht zueignen), welche in den Ecken des Mauls hervorragen und von oben und unten in einander greifen, und die alterthümliche Behandlung des Haars, in kugelförmigen Locken um die Stirn und zwey regelmäßigen dicken und geraden Maſſen auf beiden Schultern. Schlangenhaare hat die Gorgone dieſer Periode noch nicht, wie auch die Dichter erſt von Pindar und Aeſchylos an von den Schlangenhäuptern in den Locken der Meduſa reden. Heſiod ſpricht nur von zwey Schlangen, die ſich an ihren Gürteln

hinwinden und die Köpfe emporkrümmen, wie sie Pallas in Kunstwerken des ältern Styls und Medusa auf dem bekannten Terracotta-Relief von der Insel Melos hat. Dagegen findet sich in mehreren Terracotta-Platten des Berliner Museums, Taf. 1. Fig. 11. 12, so wie auf mehreren alterthümlichen Münzen, Taf. 2. Fig. 15. 16. 17, und auf einer höchst interessanten Vase von Tarquinii (Panofka Musée Blacas I. pl. 10 Levezow Taf. 2. Fig. 21), der Medusen-Kopf von einer großen Anzahl Rattern oder andern kleinen Schlangen umgeben, welche aber, nach der einleuchtenden Bemerkung des Verf., sich nicht aus den Haaren hervorbilden, sondern nur als eine Einfassung darum gesetzt sind. Der Unterz. erinnert dabey noch daran, daß das Schreckbild eines Drachenhauptes (*δράκοντος φόβος*), welches die Mitte des von Hesiod beschriebenen Herakles = Schildes bildet, gerade so von zwölf Schlangen eingefast ist, die ihre Köpfe nach allen Seiten drohend vorstrecken (s. Zeitschrift für die Alterthumswiss. I. №. 110). Seltsam ist der auf Vasengemälden mitunter wahrzunehmende, den untern Theil des Antlitzes einhüllende dunkle Bart (wenn man wirklich die Intention der Vasenmähler hierin richtig auffast). Die einzelnen Bildwerke ordnet Herr Levezow nach der mythischen Geschichte der Medusa an: A. Erster Moment, vor der Enthauptung der Medusa. B. Zweyter, die Enthauptung Medusens, wobey vor den abgesondert vorkommenden Gorgonen die Rede ist. C. Dritter, Medusa unmittelbar nach der Enthauptung. D. Vierter, die Verfolgung des Perseus durch die beiden gorgonischen Schweftern. Vielleicht wäre indeß eine andere Ordnung, wenn auch wider die mythische Zeitfolge,

doch mehr der historischen Entwicklung angemessen gewesen. Offenbar geht die mythische und plastische Vorstellung der Gorgonen ganz vom Medusenhaupt aus; und die Sagen von jenen haben hauptsächlich den Zweck, die isolierte Existenz von diesem zu erklären, daher im Mythos des Perseus das Köpfen, *κατατομειν*, der Medusa immer der Hauptzug ist. Als man daher anfang, die weitere Entwicklung des Mythos auf plastische Weise nachzubilden, mußte die Entzuehung der Medusa und die damit noch zusammenhängende Verfolgung des das Gorgoneion in der Kibisis forttragenden Perseus durch die andern Gorgonen als Hauptpunct der Fabel gefaßt werden; der letztere Gegenstand wird schon am Hesiodischen Herakles = Schilde beschrieben, und zwar in mehreren Hauptzügen ganz mit dem Vasengemälde übereinstimmend, welches Herr Levezow — zu großem Dank der Archäologen — aus der Berliner Sammlung publiciert hat, Taf. 2. Fig. 23. Das übrige Leben der Gorgonen aber liegt außerhalb der Grenzen des ursprünglichen Mythos so wie der bildenden Kunst, und so ist denn auch das Bronze = Relief von Perugia, womit der Verf. seine Reihenfolge eröffnet, welches eine Gorgone darstellt, die in hochender Stellung zwey Löwen bey der Kehle gepackt hält und zu erwürgen scheint (Inghirami Mon. Etr. S. III. tav. 23. Levezow Taf. 1 Fig. 2), im Geiste bloß verzierender Bildwerke, d. h. grilzlenhaft und phantastisch, behandelt.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

---

G e t t i n g e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

14. 15. Stück.

Den 29. Januar 1835.

B e r l i n.

Beschluß der Anzeige: Ueber die Entwicklung des Gorgonen-Ideals in der Poesie und bildenden Kunst der Alten. etc.

Von solchen phantastischen Umbildungen und Verbildungen, die sich um die Gränzen des Mythus wenig kümmern, konnte als ein interessantes Beyspiel auch der geschnittene Stein angeführt werden, der, aus den Volcentischen Nachgrabungen hervorgegangen, bey Nicali, Storia degli antichi popoli Italiani, Atlas tav. 46, 17., abgebildet ist, wo ein Ungeheuer, zusammengesetzt aus einem Gorgoneion mit Schlangenhaaren und einem Kentaurenkörper, aber die Vorderfüße von einem Adler, mit großen Fittichen, einen Löwen bey den Vordertaken gefaßt hält. Da es bey der Fülle von Mittheilungen, auch unedierter Bildwerke in diesem Abschnitt, nicht möglich ist, hier alles Einzelne zu erwähnen, heben wir noch eine Silber-Münze mit einem alterthümlichen Gorgonen-Haupte hervor, das be-

nen auf den Münzen von Populonia in Etrurien besonders ähnelt, welche Münze hier zuerst beschrieben und (Taf. 2. Fig. 13) abgebildet ist. Sie gehört nämlich einem bedeutenden Funde von alten griechischen Münzen an, welcher in Preußen — wo schon so manches Stück der Art zum Vorschein gekommen ist, daß man eine sorgfältige Sammlung und Vergleichung der Nachrichten darüber sehr wünschen muß — vor einigen Jahren gemacht worden ist. Herr Director Levezow behält es sich vor, eine nähere Untersuchung dieses merkwürdigen Fundes zu anderer Zeit mitzutheilen; und Ref. ist um so begieriger darauf, da er davon eine Bestätigung seiner Behauptung erwartet, daß schon in Herodots Zeit und früher ein Landhandel von Nord-Italien, auch wohl von Nord-Griechenland, nach der Bernstein-Küste gerichtet gewesen sey. — Vermißt hat der Unterz. unter den Gorgonen der ältern Form nur ein interessantes Bildwerk, das Terracotta-Relief bey Combe Terrac. 13. (womit die bey Guattoni Mon. ant. ined. 1788. Nov. u. Gori Mus. Etr. I, 31 verwandt sind), wo Perseus ein ungeheures Gorgoneion vom Kumpfe trennt, während Pallas das unanschaulbare Haupt ihm im Spiegelbilde ihres Schildes zeigt; die Formen sind hier sehr alterthümlich, die Haarbehandlung wie auf Taf. 3. Fig. 36, aber dabey erscheinen schon Schlangen, die in einem spätern Styl behandelt sind, wie überhaupt der Styl des Ganzen mehr archaisierend als eigentlich alt ist.

Als das Characteristische der Denkmäler des mittleren Styls bezeichnet der Verf. im Allgemeinen die Milderung des bisherigen rohen und furchtbaren Characters. Die Plastik folgt darin im Allgemeinen demselben Bestreben wie

die Poesie; wenigstens nennt Pindar zuerst die Medusa zwar schlangenhaarig, aber zugleich schönwängig (*εὐπάρσος*). Von Aeschylos ist freylich dagegen zu bemerken, daß er die Gorgonen-Vorstellung in ihrer ganzen widerwärtigen Scheußlichkeit festhält; er bildet seine Erinnyen-Maske, wie er es selbst angibt, nach der Gorgonischen, und die dabey oft angedeutete herabhängende, lechzende Zunge, ist der wichtigste Berührungspunct beider. Damit stimmt sehr wohl überein, daß unser Verf. die Medusenhäupter dieser Kunstperiode in zwey Classen theilt: a) 'mit noch ausgereckter Zunge' und b) 'ohne ausgereckte Zunge', wobey aber die Gorgone doch bisweilen noch die Zähne weist. Die erstern kommen auf geschnittenen Steinen, in Vasenbildern und Etruskischen Wandgemälden vor; auch an einigen Minerven-Statuen, namentlich der erhabenen Bildsäule in Dresden, Augusteum Taf. 14., und Giustinianischen; aber die meisten Pallas-Statuen, besonders die, in denen Phidias Werke als Original erkannt oder geahnet werden können, zeigen das Medusenhaupt in seiner zweyten Form, zwar nichts weniger als liebreizend, immer noch mit Zügen, die von Grimm und Hohn verzogen werden, aber doch ohne eine widerwärtige und Caricatur-ähnliche Entstellung. Einen Beytrag zur Bestätigung dieser Folge liefert auch noch der dem Verf. unbekante, mächtige Torso der Pallas in dem Blundellschen Antiken-Cabinet zu Ince bey Liverpool. Der Ref. hat zwar diese Sammlung nicht selbst gesehen; aber aus dem auf dem Britischen Museum vorhandenen großen Kupferwerk über diese Sammlung unter andern diese durch alterthümliche Strenge der Formen, vereint mit einer gewissen Kühnheit und Freyheit in der Behandlung, in-

teressante Figur copiert; jetzt ist sie in verkleinertem Maaßstab in Clarac's Musée de Sculpture pl. 473. n. 899 D. gegeben. Bey dieser Statue liegt die mit Schlangen eingefasste Aegis platt über Brust und Vorderleib, und wird durch einen breiten Gürtel, der aus dem Obertheil eines Löwenrachen und seinen Zähnen gebildet ist, festgehalten. Das Bruststück der Aegis aber wird fast ganz von einem mächtigen Gorgoneion angefüllt, das mit zwey Schlangen umwunden und von wallenden Haaren eingefast, im Uebrigen schon gemilderte Züge zeigt, aber dabey doch die Zunge noch herabhängen läßt. Ein Irrthum ist es übrigens, wenn der Verf. zur Begründung der Meinung, daß die ältere Aeginetische und Attische Kunst von dem Gorgoneion auf dem Brustharnische Minervens seltener Gebrauch gemacht habe, 'die leere Aegis der Minerva von Aegina zu München' anführt. S. dagegen Schorn, Beschreibung der Glyptothek N<sup>o</sup>. 60: 'Auf der Mitte der Brust dienten zwey eingebaute Löcher zur Befestigung des bronzenen Medusenhauptes'. Eben solche Löcher finden sich aus demselben Grunde auf der Aegis der Pallas im Westgiebel des Parthenon, wovon ein Stück der Brust unter den Elginischen Marmors im Britischen Museum aufbewahrt wird (Synopsis of the contents of the Brit. Museum, XV Room, n. 75). Außer diesen einzelnen Gorgoneen rechnet der Verf. zu dieser Classe noch mehrere Vasengemälde, welche einen fünften und sechsten Moment in der mythischen Geschichte darstellen: die Gorgonischen Schwestern nach der Ermordung Medusens, klagend bey Neptun (Milin Vases II. pl. 3. 4), und die Uebergabe des Medusenhauptes an Minerva.

Der dritten Styl-Periode gehören nach dem

Verf. die Denkmäler an, welche die Meduse in völliger Schönheit und Anmuth der Formen (*Gorgonis os pulcherrimum* Cic. Verr. IV; 56) darstellen, von reichem Lockenhaar umwallt, womit jetzt die Schlangen als ein beständiges Attribut verflochten werden (*crinitum anguibus* Cic.), mit denen man, wie das Melische Relief beweist, schon früher das Haupt zu umflechten hin und wieder angefangen hatte. Zum Beweise des letztern Satzes dient auch das treffliche Medusenhaupt, wohl das beste Muster der mittlern Stylart in der ersten Classe, welches nach einer Bronze des Payne-Knight'schen Cabinets in der neueren Ausgabe der *Antiquities of Ionia* T. II. als Schlußvignette der Vorrede abgebildet ist. Bey den Gorgoneen der dritten schönen und reizvollen Gestalt begnügen sich die Künstler auch in der Regel mit eben dieser Umflechtung des Hauptes, so daß zwey Schlangen, mit den Schwänzen unter dem Kinn zusammengeschlungen, in den Locken oberhalb der Stirn mit den Köpfen wieder zum Vorschein kommen; bisweilen verwandeln sich indeß die Locken selbst in Schlangen, wie auf dem berühmten Strozzi'schen Carneol (Taf. 4. Fig. 45). Als endliche Vollendung des Gorgonen-Ideals bezeichnet der Verf. die Zuthat der Kopf-Flügel, wie wir sie in sehr edeln und ergreifenden Bildungen auf einem Albanischen Marmor-Relief, an der Tazza-Farnese, und besonders an dem Wunderwerke der Kunst, dem Rondaninischen Medusenhaupte in München (Taf. 5. Fig. 48. 49. 50) finden. Auch kommt die anmuthig gebildete Medusa in ganzer Figur, wenn auch sehr im Kleinen, auf Münzen von Städten Galatiens und des Pontos aus der Kaiserzeit vor, die die Enthauptung der Gorgone durch Perseus darstellen (Taf. 5. Fig. 53. 54).



Wir vermiffen hierbey nur einen hinlänglichen Aufschluß über die eigentliche Bedeutung der fo mächtig ergreifenden Züge dieser Medusenhäupter. Daß bloße Bestreben, zu verschönern und für die unglückliche Tochter des Phorkys ein sanftes Mitgefühl in Anspruch zu nehmen, wobey der Verf. stehen bleibt, erschöpft offenbar nicht die Gedanken, welche die Griechischen Künstler in sich trugen, die in Praxiteles oder Lysippos Zeit diese Umbildung des Grauensvollen ins Unmuthige gewagt haben. Daß Grauenhafte ist aber überhaupt auch in dieser reizvollen Form nicht untergegangen, sondern zieht sich nur gleichsam ins Verborgene zurück: es blickt immer noch aus der zusammengezogenen Stirn, den gedrückten Augenbraunen, den hervorstierenden Augen, der emporgezogenen Oberlippe, welche die Zähne ein wenig sehen läßt, auch die leise Neigung des Hauptes nach vorn über ist bedeutsam, und die züngelnden Schlangen und schlängelnden Fittige sind nur die vernehmlichere Auslegung der Bedeutung jener dem Antlitz selbst verliehenen Züge. Diese Gorgone schreckt nicht, wie die ursprüngliche, durch offenen Troß und Hohn zurück; sie lockt an um zu verderben, und dem ihr Geweihten in entzückender überwältigender Umarmung den Tod zu geben. So findet die große Umbildung, welche die Griechische Plastik, nach ihrer reinen Höhe und naiven Größe in Phidias, durch die Künstler jener Zeit erfuhr, wodurch der Kreis der Aphrodite und des Dionysos zum Ausdrucke verführerischer, trunkenen Sinnlichkeit wurden, seinen tragischen Schlußpunct in dem Gorgoneion, und eine tiefe Verzweifelung, die hinter der Naturvergötterung des Alterthums sich immer vernehmlicher ausdrückt, seinen schmerzvollen Ausdruck.

Obwohl diese und ähnliche Betrachtungen in der vorliegenden Abhandlung nicht angeregt werden: heißen wir doch diese reiche, fruchtbringende Gabe aus der Hand des verehrten Verfassers willkommen, und wünschen nur, daß auch die mit dem Gorgoneion so eng verbundene Aegis, deren Geschichte auf die des Gorgoneions noch manches Licht werfen muß, nach Jacius Abhandlung und Buttmann's trefflichen Bemerkungen eine neue vollständige Bearbeitung erhalten möge.

K. D. M.

### E l b e r f e l d.

In der Schönian'schen Buchhandlung: Friedrich von Hövel hinterlassene Schriften, gesammelt und herausgegeben von Friedrich Harkort und Dr. August Nauschenbusch. Erster Theil. 1832. LXIV und 304 Seiten in Octav.

Mit Freude und Rührung haben wir das hier anzuzeigende Buch gelesen, und danken den Herausgebern recht innig für diese Gabe. Friedrich von Hövel war ein echt deutscher Mann in Gesinnung und That; der nicht bloß in den Gegenden und an den Orten, wo er für Mit- und Nachwelt segensreich wirkte, mit dankbarer Verehrung genannt zu werden, sondern überall wo deutscher Sinn herrscht, näher gekannt zu seyn verdient. Wer, wie der Verfasser dieser Anzeige, dem Berewigten nahe stand, wird in seinen gesammelten Schriften gern den lebendigen Ausdruck seiner Ansichten und seiner lebenswürdigen Eigenthümlichkeit wieder finden; Andere können durch obiges Buch, und zumal durch die darin enthaltene vortreffliche Denk-

schrift von Hn Dr Rauschenbusch ein treues Bild von dem Character und dem Wirken jenes edlen Mannes erlangen.

Friedrich von Hövel — so berichtet der den gesammelten Schriften ebenfalls vorgedruckte, von Hn Dr Rauschenbusch verfaßte Nekrolog — war geboren den 7. April 1766 zu Herbeck im Pennethal, einem Rittergute seiner Familie. Die ersten neun Jahre verlebte er an der Hand seiner rechtschaffenen Eltern. Das Kind zeichnete eine tiefe und innige Liebe zur Natur aus. Vom neunten bis zum sechzehnten Jahre brachte er im Jesuitercollegium in Fulda zu, wo man an ihm nicht den gewöhnlichen, sondern den vorzüglichen Fleiß lobte. Dann nahm er zwey Jahre Dienste bey der adeligen Garde in Münster und studierte Kriegswissenschaft, verließ aber bald diese Laufbahn, die er nach fremdem Willen angetreten hatte und widmete sich in Münster höheren Studien, litt aber sehr an Kränklichkeit. Nach seiner Genesung ging er nach Göttingen. Er hatte keinen andern Lebensplan, als einst seine eigenen Güter zu verwalten, und studierte daher nach eigenem und freyen Plane, Rechts- und Staatswissenschaft, Chemie, Mineralogie und Technologie. Schon 1785 starb sein Vater Christoph von Hövel, und viel zu früh für seine Neigung und unter schwierigen Verhältnissen mußte der Sohn die Bewirthschaftung seiner Güter antreten. Er that es, ward bald auch Mitglied der Olevisch-Märkischen Ständeversammlung, an deren Arbeiten er lebhaften Antheil nahm. Im J. 1795 mußte er, seiner Gesundheit wegen, Carlsbad besuchen. Darauf ging er nach Freyberg, wurde von Werner gefesselt, und beschloß den Winter in Freyberg zu bleiben. Er blieb von da

an Werner's Verehrer, zeigte dessen Büste nur mit Rührung, freute sich daß Er von dem fast nie, selbst an seine Familie nicht, Briefe schreibenden Werner einen Brief aufzuweisen hatte, und konnte sich bis an sein Ende vom Neptunismus nicht lossagen. Damals bereifete von Hövel auch Böhmen und sah Prag. Im Jahr 1797 verheirathete er sich mit dem Freyfräulein Wilhelmine von Ritz, und diese Ehe ward mit zwölf lebenden blühenden Kindern gesegnet. 1797 ward er Landrath des Kreises Wetter, und diese Stelle war es, in welcher er die große Aufmerksamkeit seiner Heimath erregte und sich eine Liebe erwarb, die ihn überlebte. 1805 wurde er Cammerpräsident in Minden. Seine Verwaltung traf in die schreckliche Zeit von Preußens Unglück, und die Nachricht von der Schlacht von Jena bleichte sein Haar in Einer Nacht. Nach dem Falle des Vaterlandes schwankte er eine Zeitlang über seine fernere Theilnahme am öffentlichen Leben. Indes entschloß er sich zu demselben, und konnte nachher sagen: 'Ich habe nie bey den Franzosen zum Unrechte geschwiegen, aber oft frey darauf aufmerksam gemacht; nie habe ich Schleichwege gebraucht, immer bin ich gerade gegangen. Die Franzosen selbst haben dieß anerkannt, und ich habe eben dadurch viel Unheil beseitigt'. So ward er Präfect von Göttingen und erwarb sich auch hier Vertrauen. Doch bald zog man ihn unter dem Versprechen, ihm die Generaldirection der Bergwerke zu übergeben, als Staatsrath nach Cassel, hielt ihm aber dieß Versprechen nicht. Nun fühlte er sich unheimlich in Cassel. Ueber seinem Schreibtische hing das Bild von Hohensyberg; zu diesem blickte er oft unverwandt, und bald kehrte er zurück in das Land

seiner Heimath und seiner Sehnsucht. Er widmete sich nun aufs Neue der Verwaltung seiner Güter, und wenn Andere die Fremdherrschaft sehr drückte, so sagte er weissagend: 'Seyd zufrieden, in zehn Jahren ist kein Franzose mehr in Deutschland' \*). Aber so lange er lebte, konnte er nicht ohne Erschütterung darüber reden, daß er bey einer Deputation nach Paris aus dem Munde Napoleons die Worte gehört hatte: 'Le royaume de Prusse sera detruit pour toujours'. Dann freuete er sich, daß dieß kein Wort des allmächtigen Gottes, sondern eines vom kurzen Glücke verblendeten Menschen gewesen sey. Er erlebte die neue Zeit 1813, und war voll Eifers als Mitglied des Kreis- ausschusses für die Organisierung der Landwehr in der Grafschaft Mark zu sorgen. Sein König ehrte ihn durch Verleihung des rothen Adlerordens zweyter Classe. Die letzten zwölf Jahre seines Lebens reiheten sich jenen früheren an, in welchen er als Bergwerkskundiger, als Forstmann, Landwirth und Technolog studierte und arbeitete. Ueber das Westphälische Gebirge hatte er schon 1805 eine Abhandlung geschrieben, auch am Westphälischen Anzeiger viel gearbeitet. Nach 1813 trat er bis 1819 im Herrmann, und seit 1820 im Westph. Anzeiger auf. Im J. 1818

\*) Wie fest von Hövel auf die kurze Dauer der Napoleonischen Herrschaft rechnete, zeigt u. A. auch ein kleiner Zug aus seinem hiesigen Leben. Als die äußeren Zeichen der rechtmäßigen Regierung vertilgt werden mußten, und daher auch das in Stein gehauene Königliche Wappen am hiesigen Reithause zerstört werden sollte, wurde solches von dem Präfecten im Stillen verhindert, indem er den Stein des Anstosses mit Gyps bedecken ließ, und dadurch seinen Schmuck unverfehrt einer besseren Zeit aufbewahrte.

nahm er Theil an der Deputation des Adels des ehemaligen Jülich'schen Staats zum Fürsten von Hardenberg nach Engers und an der Redaction der dem Fürsten übergebenen Denkschrift. Im Jahre 1826 im November reiste er nach Münster, um an den Geschäften des Landtages als Deputirter Theil zu nehmen. Wenige Tage war er dort, als er, der am Abend vorher noch sehr lebhaft sich in Gesellschaft unterhalten hatte, am Morgen todt im Bette gefunden wurde. Er hatte an sich des Lebens Reife gesehen, aber die gütige Vorsehung hatte es ihm erlassen, das allmähliche Hinscheiden des Lebens zu erfahren.

Auch bey uns lebt Friedrich von Hövel in dankbarem Andenken. Eine Zeit wie die in welcher er hier wirkte, war wohl geeignet in Kurzem den Werth eines Mannes, dem die erste Stelle der Administration anvertraut war, in ein unzweydeutiges Licht zu stellen. Seine große Menschenliebe, seine vielseitige Bildung, sein practischer Sinn erhoben ihn über den Standpunct eines gewöhnlichen Geschäftsmannes, und seine hohe Achtung für Wissenschaft und Kunst bewirkte, daß seine Bestrebungen sich nicht auf die engeren Gränzen seines amtlichen Wirkungsbereiches beschränkten. Er sorgte nicht bloß wo er konnte für das Wohl seiner Administrierten, sondern suchte auch für das Beste der Georgia zu wirken. Wenn er mehrere hierauf sich beziehende Lieblingspläne, u. A. die Stiftung einer besonderen Professur der Bergwerkswissenschaften, nicht durchzusetzen vermochte, so war die Schuld nicht ihm, sondern den Personen beyzumessen, in deren Händen damals die Entscheidung über solche Angelegenheiten lag. Uebrigens besitzen Stadt und Universität mehrere blei-

bende Denkmäler seiner Fürsorge. Herr von Hövel war es, der zuerst die später ausgeführte Bepflanzung des Hainberges in Anregung brachte, und die Pappeln-Allee vor dem Geismar-Thore anlegen ließ; der den Bau eines neuen Gewächshauses im Botanischen Garten bewirkte, und die Anstellung des talentvollen jungen Mannes, der den Entwurf dazu gemacht, unseres nachmaligen Klosterbaumeisters Müller, einleitete, und dadurch von indirectem Einfluß auf dasjenige gewesen ist, was Universität und Stadt dem leider früh durch den Tod uns entrissenen, ausgezeichneten Architecten verdanken.

Die in dem vorliegenden Bande zusammengedruckten Abhandlungen beziehen sich auf Landwirthschaft, Forstcultur und Gebirgskunde. Unter den landwirthschaftlichen Aufsätzen zeichnen sich die den Wiesenbau betreffenden besonders aus. Der Verfasser hatte diesem Zweige der Landwirthschaft vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet und in seiner Gegend viel für Verbesserung desselben gethan. Bey seinen vielseitigen naturwissenschaftlichen und cameralistischen Kenntnissen konnte es ihm nicht entgehen, von welcher Bedeutung die innere Zusammensetzung der Erdenrinde für ihre obere Decke ist und dadurch für Alles, was auf dieser wohnt und durch dieselbe bedingt wird; wie wichtig es daher nicht bloß für Land- und Forstwirthschaft, sondern für Staatswirthschaft überhaupt seyn muß, jene Verhältnisse mehr, als bisher unter uns geschehen, zu beachten. Als der Ref. durch eine Vorlesung in der hiesigen Kön. Societät der Wissenschaften die Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand zu lenken versucht hatte, faßte auch Herr von Hövel denselben mit besonderer Lebendigkeit auf, und schrieb darüber den

S. 82 u. f. mitgetheilten, leider unvollendet gebliebenen Aufsatz. In der Baumzucht besaß er ausgezeichnete Kenntnisse und Erfahrungen. Mit großer Liebe wurden seine Forsten von ihm gepflegt, und nahe und fern suchte er die Cultur ausländischer, vorzüglich Nordamericanischer Baumarten zu befördern. Wie viel er darin geleistet, bezeugen die herrlichen Pflanzungen zu Herbeck und Thal. Von ganz besonderem Werthe sind daher auch seine auf Baumzucht sich beziehenden Aufsätze; sie verdienen von Jedem der sich für diesen Zweig des Pflanzenbaues interessiert, beachtet zu werden. Die geognostischen Abhandlungen betreffen die vaterländischen Gebirgsverhältnisse, mit denen der Verf. genauer als irgend einer seiner Landsleute bekannt war. Er besaß ausgezeichnete Beobachtungsgabe und unermüdblichen Eifer in Erforschung der geognostischen Beschaffenheiten der Gegenden in denen er lebte. Seine im J. 1806 herausgegebene Schrift über die Gebirge in der Grafschaft Mark ist noch immer das Beste, was wir in geognostischer Hinsicht über diesen Theil von Westphalen besitzen. Dabey wurde er durch seinen practischen Sinn und seine große Liebe zum Bergbau getrieben, nutzbaren Fossilien mit rastlosem Bemühen nachzuspüren. Indem Ref. unter den hierauf sich beziehenden Aufsätzen auch eine eigene Mittheilung findet, welcher sich Bemerkungen des Herrn von Hövel anschließen, kann er nicht unterlassen es hier auszusprechen; wie viel er dem wissenschaftlichen Verkehre mit seinem unvergeßlichen Gönner und Freunde verdankt. Der im Anhange mitgetheilte, im Jahre 1817 geschriebene Aufsatz über vaterländische Einrichtungen, dürfte wohl der ausgezeichnetste von Allen seyn. Möchte er recht



verbreitet und beherzigt werden! Er enthält auf wenigen Seiten große Wahrheiten, nicht bloß für die Zeit und die Verhältnisse welche den freymüthigen und kräftigen Ausdruck derselben veranlaßten, sondern für jede Zeit und zumal für die jetzige, an neuen Staatseinrichtungen so fruchtbare.

Wir beschließen unsere Anzeige mit den eben so schönen als wahren Schlußworten der oben bereits erwähnten Denkschrift. 'Das Bild großer Geschiedenen steht vor denen, die sie kannten, als eine bleibende Mitgabe für ihr Leben, und zieht sie weg vom Anblicke des Staubes und der Nichtigkeit; und zeigt ihnen, daß Wahrheit und Tugend nicht leere Namen, und Wirken für Menschenwohl mehr als ein Traum sey. Wir sagen nicht, wie Pericles von den gefallenen Athenern sagte: ihr Grab ist in unsern Herzen, sondern: sie leben in unsern Herzen, sie stehen rathend, warnend, mahnend, hemmend und beflügelnd vor den Geistern derer, die ihren Geist vernehmen können. So lange auf der rothen Erde Gerechtigkeit wohnt, so lange der Westphale die Tugend, die er ererbt hat, bewahrt, die, seine Vorwelt zu ehren und zu schützen, so lange wird auch v. Hövel unvergessen bleiben. Und wenn nach langen Jahren der Greis den Jüngling noch auf die Trümmer von Hohenfyberg führt, wenn er ihm dann das Land zeigt, das Tacitus *paludibus horridum* nannte, und welches jetzt zu den schönsten Gauen Deutschlands gehört, wenn er ihm die Schatten der Vorfahren heraufführt, welche diese Wildniß urbar gemacht, und Gesetze und Sitten eingerichtet, wie sie dieser Natur angemessen waren, wenn er ihm von dem Volke sagt, das Carl in seiner Eigenthümlichkeit zerstören wollte, dessen

Character aber des Herrschers Eigenthümlichkeit überlebt hat, wenn er dann diejenigen nennt, welche Schönheit und Milde in dieses Thal brachten, dann werden dem Jünglinge manche Namen tönen, deren Besitzer zwar ins Dunkel des Grabes, aber nicht ins Dunkel der Bergesfenheit sanken. Denn nach hundert und aber hundert Jahren wird der Greis den Jüngling nach Herbeck hinweisen, und ihm sagen: dort lebte Friedrich von Hovel. Möge er, das gebe der gnädige Gott, sagen können, seine Nachkommen sind geworden und geblieben wie er!

### B r a u n s c h w e i g.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte, herausgegeben von Joseph Freyherr von Hormayr. Neue Folge; sechster Jahrgang. 1835. XII u. 435 S. in Octav. (bey Bieweg)

Wir haben die frühern Jahrgänge dieses Taschenbuchs angezeigt (S. g. U. 1832. St. 18); das nicht bloß zur Unterhaltung, sondern auch zur Belehrung bestimmt ist. Auch dieser Jahrgang bleibt dieser Bestimmung treu, und empfiehlt sich nicht weniger durch seine Mannigfaltigkeit. Prosaische und poetische Stücke wechseln in demselben ab. Unter den ersten nimmt an Umfang und Wichtigkeit den ersten Platz ein: die Nordweihnachten von Sendling 25. Dec. 1705, wo der Bauernaufstand in Bayern zur Vertreibung der Oestreicher auf eine so traurige Weise für jene endete. Es ist gewissermaßen die Geschichte der ersten fünf Jahre des Spanischen Successionskrieges in Beziehung auf Bayern, und zwar die urkundliche Geschichte; denn der Verf. hat die

Gelegenheit benutzt 41 darauf sich beziehende Urkunden bekannt zu machen. Die Geschichte der Unruhen in Ungern unter Franz Rasközi ist fortgesetzt. Unter dem, auch in diesem Jahrgange fortgesetzten Artikel: Sitten und Gebräuche der Vorkwelt, wird man manches Ergötzliche, besonders in Beziehung auf Lebensart und Luxus in Augsburg finden. — Die Poesien sind theils neuere, theils ältere. Unter den letztern können wir nicht umhin das 'Lied in der Noth Wilhelms I. von Dranien' zu erwähnen, das zum Holländischen Volksliede geworden ist: 'Wilhelmus von Nassave Bin ich aus teutschen Blut; Dem Vaterland getreue Bleib ich bis in den Todt &c.' Es muß zwischen 1568 und 1574 gedichtet seyn, da darin der Tod seines Bruders Adolph in Friesland 1568, aber noch nicht der Tod der beiden andern Brüder Ludwig und Heinrich, die in der Schlacht auf der Mosker Haide 1574 fielen, erwähnt ist. Man findet wohl nicht leicht ein Lied, in dem Adel der Gesinnung und Vertrauen auf die Vorsehung sich kräftiger ausspricht.

Vorgesezt ist das Bildniß von Carl Freyherrn von Stein. Ueber die Aehnlichkeit steht uns kein Urtheil zu. Aber ein Bild welches mehr den Ernst und die Stärke des Characters ausdrückte, wird man nicht leicht gesehen haben.

Sn.

---

G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

16. Stück.

Den 31. Januar 1835.

---

M e i n u n g e n.

Herr Consistorialrath Schaubach hat von daher der K. Societät einen Aufsatz mitgetheilt, welcher einen Auszug seiner fortgesetzten Forschungen über die Geschichte der alten Astronomie enthält, deren erster Theil unter dem Titel: Geschichte der griechischen Astronomie bis auf Eratosthenes 1802 erschien (G. g. Anz. 1802. St. 52). Die Fortsetzung, die Periode von Hipparch bis auf Ptolemäus, sollte einen zweyten Band ausfüllen. Da aber die Erscheinung desselben noch Hindernisse findet, so wird es den Freunden der Wissenschaft erwünscht seyn, die Resultate derselben in dem hier folgenden Auszuge mitgetheilt zu erhalten.

Ueber Hipparch's Beobachtungsmethode und die Fortschritte der Astronomie bis auf Ptolemäus. (Vergl. G. g. A. 1816. S. 565 u. f.)

Bey der Fortbildung der mathematischen Studien in der Alexandrinischen Schule darf man keinen ununterbrochenen systematischen Gang erwart-

ten. Die Idee eilte der Erfahrung voraus, die Hülfsmittel waren unvollkommen, das Verfahren ermüdend weitschweifig. Ptolemäus wiederholt in den Hypothesen die in der Syntaxis aufgestellte Theorie in einem Ueberblick, weil die gewöhnlichen mechanischen Hülfsmittel nicht ausreichten, die Phänomene zu erklären, und setzte nach Olympiodor zu demselben Zweck Feine Resultate auf die Serapis-Säule zu Kanopus. Auch Theon behauptet bey Pt. Handtafeln (ed: Halma' p. 27), daß noch zu seiner Zeit Viele weder mit den numerischen, noch graphischen Operationen fertig werden könnten. Mit Unrecht wird daher Archimed-von Scaliger wegen Mangel an wissenschaftlicher Anordnung getadelt. Er geht stets von Betrachtung der Figur und von vorläufigen empirischen Versuchen aus bey seinen apagogischen Beweisen. Die Anwendung seines Verhältnisses des Durchmessers zum Umkreiß im *Ψαμμίτης* stellt zwar die Idee dar, möchte aber der beschwerlichen Multiplication wegen selten gebraucht worden seyn. Aehnliche Beyspiele findet man bey Eutokius. Fällt doch Reinhold von Saalsfeld noch über Kopernikus das Urtheil, daß derselbe zwar aus Beobachtungen die Ursachen der Planetenbewegungen trefflich (doctissime) dargestellt, aber die Mühe, Tafeln nach seinen Grundsätzen zu berechnen, gescheut habe. Wenn man nach seinen angegebenen Regeln rechnete, träfen seine eigenen Beobachtungen nicht damit zusammen.

Eratosthenes Gradmessung blieb die Grundlage bey allen folgenden Untersuchungen, mit wenigen Modificationen, besonders in der Größe der Stadien. Hipparch glaubt aber (Strabo II. p. 77. ed. Casaub.), daß die angenommene Größe derselben bey Breitenbestimmungen gleichgültig sey.

Für diese Bestimmung gab es noch kein anderes Mittel, als 1) die Dauer des längsten Tages, 2) den Gnomon, 3) auf den Schiffen den Mastbaum und die Segelstangen (Ptol. geogr. I. 7); außerdem 4) an jedem Orte den Polarkreis, für welchen zu Meroë Hipparch  $\alpha$  Urs. min. im Horizonte annimmt (Strabo II. p. 91), mit einem Fehler von  $4^\circ$  in der Breite. Den Gnomon auf Reisen schnell zu benutzen, diente das vom Mathematiker Diodor (Proclus Hypot. p. 103 ed. Halma, wahrscheinlich unter Pyscon, wenn der von Achilles Tatiüs genannte Grammatiker gleiches Namens dafür angenommen werden darf) erfundene Analemma, aber in der einfacheren Einrichtung, wie bey Vitruv (IX, 5) nicht in der zusammengesetzteren zu orthographischen Projectionen von Ptolemäus. Dieser Breitenbestimmungen konnte aber Hipparch nur wenige machen (Ptol. geogr. I, 4). Noch seltener waren aber die Längenbestimmungen, aus Mangel an Hülfsmitteln bey Mondfinsternissen. Ptolemäus weiß nur eine einzige anzuführen, aus correspondierenden Beobachtungen zu Arbela und Karthago (Geogr. I. c.). Diese Schwierigkeiten mußten auch Einfluß auf die Karten haben. Hipparch wußte, daß sich die Meridiane an den Polen schneiden, er nahm aber doch, wie seine Vorgänger, bey den Parallelen und Meridianen sich in rechten Winkeln durchschneidende gerade Linien an (Strabo p. 63), und ging also nicht von trigonometrischen Lehrsätzen aus. Ptolemäus bemerkt außerdem (Geogr. I, 3), daß man den Umfang der Erde nicht bloß durch die Sciothetica im Meridian, sondern auch durch zwey Bögen größter Kreise überhaupt finden könne, wenn man an zwey gegebenen Orten die Polhöhen, die Entfernung des Zeniths vom Pol und das

Azimuth beobachte. Die Methode führt aber auf eine verwickelte Formel, deren Auflösung durch seine Trigonometrie noch nicht wohl möglich war. Da nun auch die Beobachtung ihre Schwierigkeiten hatte, so zweifelt Delambre (Hist. de l'astr. anc. T. II. p. 521), ob Ptolemäus je einen Versuch damit gemacht habe. Da sich aber Ptolemäus dabey auf sein dazu erfundenes Meteoroscop bezieht, ohne jedoch dasselbe weiter anzugeben, so dürfte man doch wohl eine einfache geodätische Probe damit an einem kleinen Bogen vermuthen. Den Bogen des Aequators mißt Pt. dabey durch den Winkel am Pol, was Schwierigkeiten bey der Rectascension andeutet. — Zu genaueren astronomischen Beobachtungen war Hipparch's Kreisinstrument nach Cabasillas (in den Scholien zur Syntaxis anno Chr. 1350) eine Aequinoctialarmille (Synt. III, 2), nur noch außer dem Meridian und dem Aequator mit den beiden Wendekreissen versehen. Delambre will den Vortheil der beiden letzteren am Instrument nicht anerkennen, und glaubt, dieselben müßten hinderlich gewesen seyn. Sie waren aber für Hipparch das einzige Mittel, die Lage der genannten Kreise zur Nachtzeit am Himmel zu finden, und die Abstände der Sterne von den genannten Kreissen an dem Meridian des Instruments durch die Dioptern zu messen. Die Lage des Thierkreises war zwar bekannt, für die Ekliptik aber bedurfte es ebenfalls sinnlicher Punkte. Nach Cabasillas hatte H. noch ein anderes, vom vorigen verschiedenes Instrument, ein Astrolabium (aber nicht das Ptolemäische), um die Länge zwischen dem verfinsterten Mond zu nehmen, welcher ihm am nächtlichen Himmel die Lage der Ekliptik angeben mußte. Zu ähnlichem Zwecke wurde auch Spica und

Regulus benutzt. Für den letzten berechnete Ptolemäus deswegen noch in seinen Handtafeln eine Hülftafel zu Planetenbeobachtungen. Die Abstände von den Parallelen waren die einfachsten Messungen, obgleich noch sehr unvollkommen. Hipparch gibt die Bogen nach Ellen an, die Elle ungefähr  $2^\circ$  (Strabo p. 92; ad Phaen. Petav. Uranol. ed. Antw. p. 140 sq.). Bey den Rectascensionen und den Tagebogen zieht er durch jedes Bild des Thierkreises einen Parallel, und theilt auf demselben in der Mitte des Himmels jedes Bild in 30 Theile. Dadurch findet er nicht bloß die Rectascension einzelner Sterne in und außer dem Bilde, sondern auch die Theile der Ekliptik selbst, indem er den gemessenen Theil eines Parallels mit dem ähnlichen Theile des Declinationskreises vom Mittelpunct der Kugel aus, nicht mit dem Aequator vergleicht, wahrscheinlich durch die Diopter an der Armille (ad phaen. I, 10; II, 7). Alle Messungen gehen dabey, wie überall, vom Krebs aus. Um diese Werthe genauer graphisch zu bestimmen, brauchte er wahrscheinlich seine von Theon angeführte Sehrentafel und sein Planisphär (*σφαιρικῆς ἐπιφανείας ἐξάπλωσιν*), welches Synesius (de dono astrol. p. 310. p. Chr. 410) von ihm anführt. Der alte (*παμπάλαιος*) Hipparch, sagt er, habe einen solchen Versuch gemacht. Derselbe spreche aber nur dunkel davon, und habe nur 16 Sterne darauf eingetragen (Hipparch benutzt aber zu demselben Zwecke auch noch mehrere Sterne, ad ph. III. 16 seq.). Der berühmte (*ὁ πᾶν*) Ptolemäus, und seine Nachfolger in der Alexandrinischen Schule hätten sich bloß damit beschäftigt, die Stunden der Nacht damit zu finden. Dieses könne man aber ebenfalls durch H.'s 16 Sterne. Man müsse es den großen



Männern verzeihen, welche diese Kenntnisse vernachlässigt hätten, weil die Geometrie noch in ihrer Kindheit gewesen sey. Es sey unmöglich die Sterne auf die Ekliptik zu tragen. — Daß H. die Eccentricität der Sonnenbahn entdeckte, ist bekannt. Beym Monde konnte er nach Geminus von den Chaldäern nur die mittlere tägliche Bewegung benutzen. Von den Planeten aber gehen die ersten unvollkommenen Beobachtungen, und zwar bloße Zusammentünfte und Bedeckungen selbst bey den Chaldäern nur bis in das dritte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung hinauf. — Die Kenntniß der Gestirne gehörte zwar damals in Griechenland und Rom zu den studiis humanitatis. Man begnügte sich aber nur mit den allgemeinen Kenntnissen der Vorzeit. Arat's Gedicht unterhielt die Phantasie, und gab den Grammatikern Stoff zu Erklärung der Mythen; Columella versichert (IX, 14), daß die subtilitas Hipparchi den pinguioribus rusticorum literis nicht nothwendig sey. Es sey einerley, ob man mit H. die Kolluren in den ersten Grad der Zeichen, oder mit Meton in den achten setze. Die erst von H. aufgefundenne Präcession war also ein zu kleines Element, als daß man bey dem damaligen Zustande der Geometrie oder vielmehr bey dem gänzlichen Mangel an Trigonometrie, und bey einer Ungewißheit von 2 Graden in den Messungen davon hätte Gebrauch machen können. Sie wird daher auch nur wenig genannt. Geminus schweigt, Columella und Caserna führen dasselbe zwar an, scheinen aber eine unrichtige Vorstellung davon zu haben. Caserna erwartet davon auch Einwirkung auf die Witterung (Colum. I, 1). Außerdem erwähnt noch Plinius derselben, aber

auch nur im Allgemeinen mit declamatorischem Lobe. Cicero kommt oft auf die wunderbar scheinende Planetenbewegung, ohne je auf Apollonius Erklärung Rücksicht zu nehmen; Hipparch führt er nur als Geographen an, und Sosigenes der Peripatetiker zieht bey Bestimmung der Größe der einzelnen Jahreszeiten die empirische Beobachtung der Zu- und Abnahme des Lichts Hipparch's schärferen Angaben vor, so wie Eudorus concentrische Planetenkreise den eccentricischen. Auch Strabo erklärt überall scharfe mathematische Bestimmungen in der Geographie für unnöthig. Eben so Vitruv in seinem Fache. Die Kugelgestalt der Erde wurde selbst nach Ptolemäus noch nicht allgemein anerkannt. Dieses bezeugt unter andern die dem ersten Nicäischen Concilio zugeschriebene Anordnung des Osterfestes, von welcher Kästner glaubte, die Anordner hätten nicht daran gedacht, daß die Erde eine Kugel sey. Aus den Philosophenschulen erhielt sich nur Aristoteles Hypothese von der Stellung der Elemente im Weltraume und der scheinbar naturgemäßen Anordnung in concentrischen Kreisen bis auf Copernicus. Besonders scheint Alexander der Aphrodisäus nach Simplicius zu ihrer Erhaltung thätig gewesen zu seyn. Die Schule setzte solches Vertrauen in ihre Dialectik, daß sie selbst die fortschreitende Erfahrung dadurch abzuweisen versuchte. So waren z. B. nach einem, obwohl unvollkommenen Citat bey Simplicius de caelo I. comm. 86) wahrscheinlich durch Hipparch's entdeckte Eccentricität Zweifel gegen Aristoteles Ansicht und Definition vom Falle der Körper entstanden. Die Mathematiker bekamen dadurch immer mehr Veranlassung, die Erscheinungen am Himmel bloß als eine geometrische Aufgabe zu behandeln, ohne auf die Ur-

sachen Rücksicht zu nehmen. Die Wendung endlich, welche die Philosophie überhaupt nahm, und welchen Einfluß die astrologischen Ideen der Orientalen dabey bekamen, weist die Geschichte nach. Was die griechischen Mathematiker den Chaldäern zu verdanken hatten, ist jetzt gelegentlich bemerkt worden. Von der Astronomie der Aegypter findet man — wenn man nicht die Stellung der Pyramiden in die Mittagsfläche dafür nehmen will, wozu es aber keiner weitern astronomischen Kenntnisse bedurfte — nichts, als ihre Versicherungen, von ihrer großen den Ausländern lange geheim gehaltenen, späterhin aber Einigen derselben mitgetheilten Wissenschaft, ohne Beweis. Davon fand aber Strabo (lib. XVII. p. 554) zu seiner Zeit keine Spur mehr zu Heliopolis; Platos und Eudorus Wohnung wurde nur gezeigt. Dagegen führt er einen gewissen Chæmon, einen Begleiter des Ael. Galus in die südlichen Gegenden Aegyptens an, welcher sich für einen Astronomen ausgab, sich aber durch seine Unwissenheit lächerlich machte. Nur zwey Männer, Petosiris und Necepsos werden von Manetho, Plinius (II, 23) und Firmicus (VIII) genannt, deren Vorschrift auch Manilius nach Scaliger (ad Manil. p. 218 sq.) benutzte. Delambre macht aber über beide die Bemerkung, daß, wenn ihre Verdienste sich nur auf das beschränkten, was Manetho und Plinius von ihnen anführten, es für die Ehre der Priester besser gewesen wäre, zu schweigen; und bey ihrem Versuche, die Entfernungen der Planeten zu finden (Plin. II. 23) setzt er hinzu, man könne aus dieser Probe (par cet échantillon) sehen, was von der Aegyptischen Weisheit zu halten sey. So lange aber die Paralaxen noch nicht mehr in Anwendung kommen

Konnten (und hier zeigt sich wieder der Mangel an Trigonometrie), mußten alle Versuche der Art scheitern. Eben deswegen ist auch Kleomedes (wahrscheinlich Posidonius) Hypothese, der doch von Aristarch's und Archimed's Lehrsätzen ausgeht (cycl. th. ib. II), nicht gelungen. Es bleiben also bey einer Vergleichung der Aegyptischen Begriffe mit den Griechischen bis zu dieser Zeit die beiden Gedichte übrig von Manetho und Manilius. Beide Gedichte rechtfertigen aber Strabo's Urtheil über die astronomischen Kenntnisse der Aegypter seiner Zeit. Beide enthalten astrologische Vorstellungen gegründet auf die Sphäre Arat's. Die geographische Breite ist bey Manetho so unbestimmt, daß Delambre urtheilt, man könne eher den Horizont von Griechenland, als von Aegypten darunter verstehen. Bey Manilius ist, wie fast überall der Horizont von Rhodus =  $36^{\circ}$  angenommen. Die Parallelen sind ohne mathematische Genauigkeit, die Koluren fehlen ganz bey Manetho; Manilius setzt dieselben, wie Eudorus, in den  $8^{\circ}$  der Zeichen. Die Sternbilder sind ebenfalls griechischen Ursprungs. Die Wage kennen beide, nur haben nach Manetho (II. v. 136) ἀνέρες ἰσολ die Trennung vom Scorpion veranlaßt. Nigidius Figulus und später Achilles Tatius brauchen theilweise andere Namen, behalten aber die Gestalten der griechischen Sphäre bey. Nigidius scheint außerdem den ägyptischen Horizont schärfer von dem griechischen, nach einem Fragment zu urtheilen, unterschieden zu haben, und fügt auch noch ägyptische Mythen der griechischen Sphäre bey. Manetho gibt die Aspecten nur im Allgemeinen an, Manilius hingegen bemerkt zugleich die ausgehenden Punkte der Ekliptik, aber ohne noch auf den Aequator dabey Rücksicht zu nehmen,

wie Hippikles, dessen Methode ich im neuen Archiv für Philologie und Pädagogik (Januar 1830. №. 2) auseinandergesetzt, und mit Hipparch, Ptolemäus und den Zachischen Sonnentafeln in einer Tabelle verglichen habe. Erst durch Ptolemäus Trigonometrie that die Astronomie wieder einen bedeutenden Fortschritt.

Plinius erwähnt noch einer Mondperiode Hipparch's von 600 Julianischen Jahren, welche von der, die Ptolemäus von demselben in der Syntaxis (IV, 2) anführt (von  $441\frac{2}{3}$  Julianischer Jahre), im Resultat wenig unterschieden ist. Ptolemäus zeigt zugleich die Entstehung dieser Perioden. Die älteren Mathematiker, sagt er im Gegensatz von Hipparch, hätten nur die 18jährige Periode gekannt. Aus dieser entstand durch Multiplication die 54jährige, welche Geminus (c. 15) den Chaldaern beylegt. Delambre setzt hinzu: Quoique rien ne nous l'atteste. Doch läßt sich Geminus Bemerkung nicht geradezu abweisen. Man darf nur bey den Chaldaern nicht immer an die ältesten Zeiten denken. Hipparch war damit noch nicht zufrieden und suchte, wie seine Vorgänger, durch Multiplication der einfachern Angaben immer größere Genauigkeit. Solche Perioden können also der Geschichte nie Beweise für das Alter eines Volks liefern (Vergl. Götting. gel. Anzeigen 1825. S. 1319 u. f.).

### U l t o n a.

Bey J. F. Hammerich, 1834: C. Valerii Catulli Veronensis carmina annotatione perpetua illustravit Frid. Guil. Doering. X u. 255 Seiten in Octav.

Eine freudige Ueberraschung hat der ehrwürdige Herausgeber durch diese neue Bearbeitung des Catullus den Freunden des Römischen Alterthums bereitet. Denn statt seine vor bey nahe funfzig Jahren zuerst erschienene Ausgabe des Veronesischen Dichters mit Veränderungen im Einzelnen, so wie sie reifere Ansichten darboten, wieder auflegen zu lassen, beschenkt er uns mit einem ganz neuen Commentare, welcher zwar minder ausführlich als der erste ist, aber dagegen an Klarheit und Gründlichkeit unendlich viel gewonnen hat. Die Erklärung berücksichtigt vorzugsweise die Sachen, und entwickelt den Zusammenhang der Gedanken; grammatische Seltenheiten oder Schwierigkeiten finden nur eine beyläufige Beleuchtung in den Noten; und die Aufzählung und Beurtheilung der Varianten, welche in der früheren Ausgabe sehr viel Raum einnahmen, ist jetzt gänzlich ausgeschlossen worden — was wir um so weniger zu bedauern haben, da die zeither in Deutschland erschienenen Ausgaben des Catullus nur das critische Interesse nach Kräften zu fördern sich bemüht haben. Damit wollen wir aber keineswegs das Ansehen gewinnen, als hielten wir alle Fragen in Bezug auf die critische Herstellung des Catullischen Textes für befriedigend gelöst. Im Gegentheil beweist jeder neue critische Versuch über diesen durch sehr schlechte Handschriften, die alle aus Einer verdorbenen Quelle geflossen zu seyn scheinen, uns überlieferten Dichter, wie wenig überhaupt darin bis jetzt ergründet worden ist. Sillig sowohl als Bachmann haben freylich den Text so zu bestimmen gesucht, wie es die vorhandenen Quellen erlaubten; aber es ist wirklich nicht die Schuld der Herausgeber, wenn der besonnene Leser oft Einzelheiten dun-

kel findet und oft auch den logischen Tbeengang eines Ganzen nicht ergründen kann. Catullus ist voll von Lücken und Corruptelen, die aus eigenen Kräften auszufüllen und zu verbessern jeder neue Critiker sich wohl stets vergebens abmühen wird. Daß nun aber auch die Auslegung eines solchen Schriftstellers nicht immer fröhlich gedeihen will, ist hiernach sehr begreiflich. Der Herr Kirchenrath Döring ist in der That der einzige Erklärer, den dieser Dichter in unserm Jahrhunderte gefunden hat. Die sonstigen Zeitgenossen, welche einen Theil ihrer Muße dem Studium des Catullus zugewandt haben, hielten es wenigstens bis jetzt nicht der Mühe werth, die durch schätzbare Probeschristen erregten Erwartungen zu befriedigen. Dankbar wollen wir daher die neuen Leistungen des vortrefflichen Herausgebers anerkennen, und zugleich bemerken, daß dieselben in einer ihrem inneren Werthe entsprechenden äußern Form vor uns treten. Auch dürfen wir zum Besten derjenigen, qui ex indicibus sapere audent, nicht mit Stillschweigen übergehen, daß der Herausgeber sich ihren Dank durch die genaue Anfertigung eines solchen für sie unentbehrlichen Hülfsmittels zu sichern gesucht hat, ohne gerade mit seinen Bemühungen schon auf dem Titel zu prahlen — eine Bescheidenheit, die sonst zum größten Aergerniß derjenigen, qui ex ingenio sapere audent, nicht immer beobachtet zu werden pflegte.

Unter den neuesten Beyträgen zur Förderung der Catullischen Studien zeichnen wir ein hier in

### G ö t t i n g e n

bey C. E. Rosenbusch erschieuenes Schriftlein aus:  
Symbolae Catullianae, quas collegit Guil..

Vict. Christ. Pfeiffer, Eutinensis. IV und 53 Seiten in Octav.

Mit allgemeinen Bemerkungen über die neuesten Bearbeitungen des Catullus anhebend, verbreitet sich der Verf. zunächst über Catull's Beruf zum Dichter. In dieser Würdigung wird dann auch das Verhältniß des Dichters zu seiner Zeit und die neue Richtung, welche die poetischen Bestrebungen damals zu nehmen anfangen, kurz berührt. Als erotischer Dichter wird Catullus darauf mit Horaz und Anakreon verglichen. Diese Zusammenstellung ist mit Urtheil und Umsicht geschehen; eine zu große Vorliebe zu seinem Dichter ist dabey aber nicht zu verkennen; doch hat dieser Eifer für Catullus den Verf. keineswegs zu Ungerechtigkeiten gegen andere Dichter verleitet. — Die Hauptmasse des Buchs bildet eine ausführliche critische und exegetische Behandlung einzelner schwieriger Stellen des Catullus, an die sich dann gelegentlich noch anderweitige Bemerkungen anschließen. Das Ganze zeugt von einer sehr vertrauten Bekanntschaft mit den Schriften des Veronesischen Dichters, und berechtigt zu dem Wunsche, daß der Verf. auch fernerhin seine Beobachtungen fortsetzen und bekannt machen möge.

G. H. B.

### C a s s e l.

Bey J. C. Krieger: Universal-Repertorium der deutschen medicinischen, chirurgischen und obstetrischen Journalistik des 19. Jahrhunderts von Dr. Louis Pfeiffer. Erste Abtheilung. VI und 385 S. Zweyte Abth. IV u. 433 Seiten. 1833. Octav.

Der Vf. beabsichtigte in den vorliegenden zwey Abtheilungen eine nach dem Inhalte geordnete



Uebersicht der seit den Jahren 1800 bis 1828 in den deutschen medicinischen Journalen sich findenden Aufsätze und Beobachtungen, sogar mit Rücksicht auf die in mehreren Zeitschriften erschienenen Recensionen in der Art zu liefern, wie dieß früher von Ploucquet in seiner *Literatura medica digesta* geschehen. Die Reihe der verzeichneten Gegenstände von Aachen bis Zythus ist ungemein groß, und schon die zweyte Abtheilung enthält beträchtliche Zusätze. Zu verwundern ist eben so sehr die Mannigfaltigkeit als die Zahl solcher Artikel, welche Untersuchungen betreffen, die mit Recht die Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen oder zur Mode gehörten. Solche Zusammenstellungen zeigen erst, wie viel und worüber Alles geschrieben wird. Was nun die Bearbeitung selbst betrifft, so verdient der aufgewandte Fleiß, die bewiesene Genauigkeit und Geduld, so wie der bezweckte Nutzen und die unverkennbare Brauchbarkeit des so geordneten Materials alles Lob. Allenfalls ließe sich das Umfassende des Titels rügen, weil zu viele Journale fehlen, um für ein allgemeines Repertorium gelten zu dürfen; das Weglassen der Vornamen im Texte und Index, weil dadurch Verwechslungen unvermeidlich sind, und das zu seltene Verweisen der deutschen Kunstausdrücke auf die lateinischen, und umgekehrt, wodurch das Auffinden erschwert wird. Einen Tadel müssen wir verschweigen, weil er nicht den Verfasser, sondern das schreiblustige ärztliche Publicum oder vielmehr die Redacteurs der Journale trifft, nämlich den, daß im Ganzen so wenig ausgezeichnete, die Probe haltende Abhandlungen unter den einzelnen Rubriken sich finden, und daß durch derartige Verzeichnisse Vieles, was wohl die Bogen, kaum aber eine müßige Stunde der Gegenwart ausfüllt, wie ein wissenschafts-

licher Besitz für eine ferne Zukunft aufbewahrt wird. Wäre zu erwarten, was bey literarischen Hülfschriften selten der Fall ist, daß diese Ausgabe bald vergriffen würde, so könnte in einer neuen allen billigen Wünschen noch mehr entsprochen werden. Vielleicht liefert aber auch der Verf. in einem einzelnen Nachtrage die systematisch geordnete Uebersicht des Inhalts der noch fehlenden Journale mit einer Angabe derjenigen Verweisungen, welche bey der außerordentlichen Masse des Stoffs, zuerst nicht vollständig geliefert werden konnte. Eine kurze Notiz des Inhalts, ein Wort des Lobes oder Tadel; so subjectiv dieses auch ausfallen möchte, würde den Werth der Arbeit bedeutend erhöhen.

Marx.

### H a m b u r g.

Hamburgische Monatschrift für Politik und Handel; herausgegeben von Dr. Ascher. Viertes bis achttes Heft. 1834.

Wir haben die ersten drey Hefte dieser Monatschrift in diesen Blättern (1834. St. 92) empfohlen, und wir sehen mit Vergnügen daß ihr Werth sich erhält. Jedes Stück enthält in der Regel drey Aufsätze, und zwey oder drey Rechtsfälle. Wir zeichnen von den Aufsätzen folgende aus. In St. 4 die Resultate der von der dazu niedergesetzten Commission über den Zustand des Britischen Handels und Fabriken. Sie lauten durchgehends vorthellhaft für England. — Griechenland und die Turkey. — Theorie der Armuth von C. Godefroy. Ueber Armenanstalten. St. 5. Ostindien. Geschichte der Englisch-Ostindischen Compagnie, die fortgesetzt werden soll. — Ueber den deutschen Zollverein in

Beziehung auf Hamburg. — Gründe, weshalb Hamburg demselben nicht beytreten kann. — Spanien; königliches Statut in Beziehung auf die Cortes. St. 6. Die Englischen Getreidegesetze. Resultate der zur Untersuchung niedergesetzten Commission. Der Aufsatz ist von dem Verfasser des früheren Aufsatzes St. 2., dessen Wichtigkeit wir damals empfohlen haben. — Ostindien. Fortsetzung. Geht bis 1781. — St. 7. Betrachtungen über die Umgestaltung des jetzigen Ostseehandels zu Gunsten des allgemeinen Verkehrs, und im Interesse sämmtlicher Ostsee-Staaten. — Die Idee ist, zu zeigen: welche Vortheile den sämmtlichen Ostseeländern, besonders aber Rußland zu Theil werden könnten, wenn der baltische Handel, anstatt wie bisher durch den Sund durch eine großartige Canal-Verbindung zwischen der Trave und Elbe auf Lübeck und Hamburg, als dessen natürliche Stapelplätze, geleitet würde. — Erster Bericht über die Handelsverhältnisse Frankreichs und Großbritanniens. Bey den jetzigen Verhandlungen über einen Handelstractat besonders wichtig. — H. D. Schädler: die Einrichtung einer Waaren-Deposito-Anstalt betreffend. — Aus Hest 8. empfehlen wir besonders den Aufsatz Australasien; das unterrichtendste was wir über die dortigen Einrichtungen in Beziehung auf die Exportierten gelesen haben. Nur protestieren wir gegen den Namen Australasien, weil er zu ganz falschen Vorstellungen führt. Australien ist kein Theil oder Anhang von Asien, es ist in jeder Rücksicht ein für sich bestehendes Continent, und von Asien durch Lage, Klima, Producte, Thierarten und Bewohner gänzlich verschieden. — Die Rechtsfälle betreffen hauptsächlich Wechsel- und Affecuranz-Sachen.

G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

17. Stück.

Den 2. Februar 1835.

---

H a l l e.

Bei Schwetschke u. Sohn auf X u. 206 S.  
H. Oct. 1834. mit einem farbigen Umschlage:  
Die Statuliberi des Römischen Rechts von  
D. Carl Otto von Madai.

Ueber die statu liberi haben wir in den Digesten einen eigenen Titel, und zwar einen von 42 Stellen (48 in Blume's zweyter Tabelle ist ein Druckfehler). Dieß ist bekannt genug; daß diese aber ohne eine einzige Versehung ganz regelmäßig nach SEP und sogar in den vier letzten auch nach A (Appendix) was zuerst Pp hieß, auf einander folgen, und daß der Titel in dem ersten Buche steht, mit welchem kleine Nachträge nach der Institutionen-Ordnung anfangen, weiß man erst seit Kurzem. Eben so weiß man seit bald drey Jahrhunderten, daß, der Ueberschrift nach, ein ganzer Titel unter den Titeln Ulpian's sich damit beschäftigt; es ist aber dem Inhalte nach nur die Hälfte Desselben, eine halbe Spalte der einzigen Hand-

schrift, wenigstens der einzigen nach bekannten. In Gajus Institutionen kommt die Lehre freylich nur ganz beyläufig und mit etwas Bekanntem p. 105. l. 16. vor. Aber auch so hätte sie doch wohl verdient, schon früher der Gegenstand einer eigenen Schrift zu seyn, und nicht bloß in Erläuterungen der Stellen, die sich auf sie beziehen, und allenfalls in Lehrbüchern über das ganze römische Recht erwähnt zu werden. Herr D. v. Madai weiß indeß nur von einer 1826 in Leyden erschienenen Dissertation über den vorhin näher bezeichneten Digesten-Titel von einem Herrn van der Bruggen, welche er aber nicht hat zu sehen bekommen können und deren auch der Unterz. sich wenigstens nicht mehr erinnert. Ein Hauptgrund dieser bisherigen Vernachlässigung liegt wohl darin, daß in der ganzen nicht juristischen römischen Literatur von dieser Lehre, die doch auf das häusliche Leben mannigfaltigen Einfluß gehabt haben muß, gar Nichts gesagt ist, die kleine Stelle in Festus ausgenommen, welche erklärt, das Wort *emtori* komme in den 12 Tafeln mit Rücksicht auf den *statu liber* in einem sehr weiten Sinne vor, eine Stelle, in welcher zwar kein besonderer Grund liegt, sie für verdächtig zu halten, bey welcher aber doch das allgemeine Mißtrauen in den Abdruck verdorbener Handschriften, wovon noch neulich Barro als Beyspiel erwähnt worden ist, auch eintritt. Der Verf. hat nun, was von den *statu liberi* theils bey Ulpian, theils in den Digesten vorkommt, nach drey Kapiteln, wovon das zwente fast noch einmal so groß ist als die beiden andern zusammen genommen, 1. das Allgemeine, 2. die einzelnen Bedingungen, und 3. die Rechtsverhältnisse des *statu liber* und des *heres* mit vielem Fleiße

zusammengestellt. Bey den Stellen der Digesten nimmt er auch auf verschiedene Ausgaben, z. B. S. 130 u. f., Rücksicht, ohne jedoch zu bemerken, daß das an sich verdächtige Wort Statulibertät, dessen er sich so oft bedient, nur auf der Peseart der bekannten ältesten Handschrift in dem einzigen fr. 39 pr. unsers Titels beruht, statt dessen, wie freylich die Glosse nach Savigny III. S. 751, auch nicht erwähnt; die andern Handschriften *statuta libertas* lesen sollen. Sowohl die Basiliken als die Scholien dazu, oder, da diese Scholien wohl größten Theils weit älter sind, sollte man sagen: sowohl die Scholien, als die Basiliken sind zu Rathe gezogen, und dabey steht in der Vorrede eine Bemerkung, welche etwas Unbekannteres zu enthalten scheinen kann, als in der That der Fall ist, nämlich, daß die Scholien oft die einzelnen Digestenstellen in dem ursprünglichen Zusammenhang, aus dem sie von den Compilatoren herausgerissen wurden, enthalten. Es ist nämlich nicht davon die Rede, daß die Scholien etwa Ulpian's Werk *ad edictum* selbst vor sich gehabt und daraus etwas genommen hätten, was in Justinian's Digesten nicht mehr in dieser Verbindung oder gar nicht mehr steht, sondern die Meinung ist nur Die, daß die Compilatoren der Basiliken manche Stelle der Digesten verstümmelt haben, die bey den über die Digesten selbst geschriebenen und zu den Basiliken nur abgeschriebenen Scholien vollständiger steht, wie z. B. S. 142 ein Fall vorkommt. Darauf folgt dann die Glosse, natürlich nur die gedruckte, und endlich werden neuere Schriftsteller seit dem sechzehnten Jahrhundert benützt. Bey diesen letztern sey es dem Unterz. erlaubt, etwas zu bemerken was frey-

lich bey Weitem nicht auf unsern Verf. allein geht und wovon es ihm also leid thun sollte, wenn es nur als ein Vorwurf gegen diesen betrachtet würde, da es nur statt einer Bemerkung über diese oder jene einzelne Stelle dienen soll. Es geschieht gar zu oft, daß bey der Anführung von Schriftstellern die Zeitfolge nicht beobachtet wird, und so steht S. VII (A.) Faber (aus dem siebenzehnten Jahrhundert) hinter Bynkershoek (aus dem achtzehnten). Etwaß Aehnliches ist es, wenn bey neuern Schriftstellern, deren einzelne Ausgaben sehr von einander abweichen, gerade diejenige spätere angeführt wird, die einem Verfasser eben zur Hand ist, woraus man denn wohl gar schließen könnte in früheren stehet davon noch Nichts, also ein in der That viel später erschienenes Buch sey einem andern zuvorgekommen, welches doch in der That die Frage viel früher angeregt hat. Gleich auf der ersten Seite ist hiervon ein Beyspiel, Herr D. v. M. hat aber selbst im Texte die richtige Ordnung befolgt und also stillschweigend vor dem gewarnt, was man aus dem genaueren scheinenden Citat unter dem Texte folgern könnte.

Hugo.

## P a r i s.

La Grèce. Vues pittoresques et topographiques, dessinées par O. M. Baron de Stackelberg. 22 Lieferungen, theils in großem, theils in gewöhnlichem Folio, 96 lithographierte Blätter enthaltend. 1830. 1831.

Diesß Werk, von dem die oben bezeichnete Anzahl von Blättern vor uns liegt, ohne daß es damit vollendet und geschlossen zu seyn scheint,

hat für den Freund von Naturschönheiten, den forschenden Geographen und den Kenner des Alterthums, der den Wunsch hegt, sich ein Bild der classischen Gegenden machen zu können, gleich viel Anziehendes und Werthvolles. Herr Baron von Stackelberg hat in seinem Werk über den Phigalischen Tempel und durch manche einzelne in andern Werken zerstreute Blätter nicht mehr Geist und großartige Treue in der Nachbildung antiker Sculpturwerke, und in seinen Bildern der neugriechischen Trachten nicht mehr lebensvolle Phantasie in der Darstellung des heutigen Lebens an den Tag gelegt, als er in diesem Werke Talent und Uebung entwickelt in charakteristischer, geistreicher Auffassung landschaftlicher Formen. Die Ansichten, welche hier gegeben werden, sind fast durchaus von Gegenden genommen, die durch Natur oder Geschichte merkwürdig sind; sie sind meist von solchen Standpuncten gefaßt, daß die Bildung des Landes, Verhältniß von Berg, Thal, See, Erstreckung und Gestalt der Gebirge, Richtung und Ausbreitung der Gewässer, uns in einem klaren Bilde vorgehalten wird, wie denn besonders die Ansichten von Küsten vom Meere aus, mit guten Charten verglichen, diese aufs schönste ergänzen und beleben; wie wahr und lebendig die Ausführung sey, werden Andere, denen die eigenthümlichen Reize dieser Gegenden durch eigene Anschauung bekannt sind, besser beurtheilen können als der Unterz. In wiefern Hr v. Stackelberg mit den Französischen Künstlern zufrieden ist, die seine Zeichnungen lithographirt haben, ist dem Ref. unbekannt; mehrere sind gewiß in den Geist des Zeichners eingegangen; einige Blätter scheinen zu sehr, mit Vernachlässigung alles Details, auf die allgemeine Wirkung berechnet zu seyn. Auch finden



sich, wir wissen nicht auf welche Veranlassung, mehrere Blätter, die nicht nach Zeichnungen des Hn v. Stackelberg, sondern der Französischen Künstler Dedreux und Garneray gearbeitet sind; man unterscheidet sie, auch ohne die Unterschrift, gleich daran, daß sie mehr nach einem interessanten Effect, als nach charakteristischer Darstellung der landschaftlichen Formen streben; auch berühren diese nur einige der zugänglichsten Küstenpuncte im westlichen Theile von Morea.

Der Werth des Stackelberg'schen Werks wird dadurch sehr erhöht, daß es sich über ganz Griechenland vom Tánarischen Vorgebirge bis zum Olymp erstreckt. Wir wollen daher noch anführen, wie viel Blätter von jeder Landschaft vor uns liegen. Lakonika mit der Insel Kythera, vier Blätter in kleinern, vier in größerm Format; darunter sehr imposante Ansichten der schönen Ebene am Eurotas bey Mistra, und zwey lehrreiche Blätter mit der Gegend von Sparta. Messenien, zehn Blätter in kleinerem, eins in größerem Format; vier von den erstern, welche Navarin, Koron und Modon betreffen, sind von den erwähnten Französischen Zeichnern, Garneray und Dedreux. Wir zeichnen zwey Blätter über die Ruinen der Stadt Messene aus, obgleich wir über diese durch das große Werk der nach Morea geschickten Commission ausführlichere Kunde erlangt haben. Argolis, nebst den Inseln Aegina und Kalauria, zehn Blätter in kleinerem, sechs in größerem Format; darunter sehr lehrreiche Ansichten der Küstenstrecken von Napoli di Romania, Epidaurus, Poros, vier Ansichten von Korinth und seiner uralten Tempelruine, welche völlig genügen um sich die Lage Korinths deutlich zu machen; außer den Tempeln von Aegina und Nemea, ist auch das Löwenthor von Mykená im

Zusammenhänge mit der ganzen Ringmauer mit besonderer Klarheit dargestellt. *Achaia* (Sikyon eingeschlossen), sechs Blätter in kleinerem Format; auch von diesen sind drey Ansichten von Patras von Dedreux und Garneray. *Arkadien*, vierzehn Blätter in kleinerem Format, zum Theil weniger bekannte Gegenden, deren Mittheilung um so dankenswerther ist, einige von schauervoller Erhabenheit, wie der Sturzbach *Styr* bey *Nonafris* im wildesten Felsengebirge und die Schlucht *Bathos* bey *Kaitena* (wo *Stackelberg* das alte *Trapezus* hinsetzt). Von dem Lande der *Eleer* liegen zwey Blätter, der Lauf des *Alpheios* durch *Pisatis*, von *Phrixa* aus gesehen, und die Ebene von *Olympia*, diese in größerm Format, vor Augen. Von *Megaris* ein Blatt, die Gegend der alten Stadt und ihres Hafens *Misäa*. *Attika* nebst den Inseln *Salamis* und *Euböa*, an die sich, nach dem beygegebenen Titelblatt dieser Abtheilung, auch *Keos* anschließen soll, zwölf Blätter in kleinerem, drey in größerm Format; darunter ein aus vier Blättern bestehendes sehr detaillirtes Panorama *Athens*, welches von dem Hügel der *Pnyx* aufgenommen ist, eine sehr reiche Ansicht der Ebene *Athens*, Landschaften aus allen Theilen *Attika's*, unter denen das *Vorgebirge Sunion* immer den Preis davon trägt. *Böotien*; hiervon sind nur drey Blätter in kleinerm Format vorhanden; eben so von *Phokis*. *Thessalien* nebst der Insel *Skopelos*, sechs Blätter in kleinerem, zwey in größerm Format; ein Panorama des *Pagasetischen Meerbusens*, die kühn emporgethürmten Felsen von *Meteora*, das Meiste auf *Tempe* und die benachbarten Gegenden von *Peneios* bezüglich. Der Hoffnung, einige Landschaften aus den weniger bereisten westlichen Strichen *Thessaliens* zu erhalten, wo noch am meisten *terra incognita* in *Griechenland* ist, darf man

wohl keinen Raum geben; es war immer sehr schwer dahin vorzudringen und wird es leider jetzt noch mehr seyn. Von Aetolien zwey Blätter, ein größeres, eine vortreffliche Uebersicht der Küste Aetoliens, wie sie sich von Patras aus darstellt, und ein kleineres, Messolonghi. Zakynthos, Kephallenia, Ithaka, drey größere und drey kleinere Blätter. Endlich erregt ein Titelblatt: Epire avec l'île de Corcyre, mit einer Ansicht des Klosters Nikolaß bey Meteora, von Renour gezeichnet, noch die Erwartung, daß auch von den sehr malerischen Gegenden am Acheron und am See von Jannina manche in dieses Werk aufgenommen werden sollen.

Wir erlauben uns am Schlusse noch den Wunsch auszusprechen, daß die speciellern Localnamen, welche nach einer sehr nützlichen Einrichtung bey umfassenderen Ansichten den einzelnen Hauptpunkten untergesetzt worden sind, möglichst immer aus der heutigen Geographie genommen werden möchten, indem der Gebrauch classischer Namen, ohne Rechtfertigung und Erörterung, leicht irre führen oder wenigstens über den Punct, der zu bezeichnen ist, in Zweifel lassen kann. So ist z. B. auf der schönen Ansicht der Aetolischen Küste der pyramidalisch geformte Berg zunächst der Meerenge von Lepanto Corax genannt, aber das Corax-Gebirge lag nicht an der Küste, sondern im innern Aetolien und schloß sich an den Deta an. Offenbar ist dieser Berg, der vor den Bergen Chalkis und Arakynthos liegt, der Taphiassos oder Taphios der Alten, und seine ausgezeichnete Form und vorspringende Lage erklärt auch erst auf eine völlig befriedigende Weise, warum er in dem Orakel für Mystellos bey der Angabe des Wegs nach Italien als ein Ausgenpunct für die Richtung der Fahrt so besonders hervorgehoben wird (vgl. diese Anz. 1832. S. 1377).

K. D. M.

G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

18. 19. Stück.

Den 5. Februar 1835.

---

P a r i s.

Histoire de la restauration et des causes qui ont amené la chute de la branche aînée des Bourbons. Par un homme d'état. Tome V... X. 1832. 8.

Seit der Erscheinung der ersten vier Bände dieses Werks (von denen wir seiner Zeit in diesen Blättern Bericht abstatteten\*) hat dasselbe, und zumal die vorliegenden sechs letzten Bände durch mancherley Umstände eine noch größere Bedeutung erhalten, als es vermöge seines Inhaltes schon an und für sich besaß. Diese Bedeutung ist aber keinesweges gebührend anerkannt, und überhaupt dem Werke nicht die Aufmerksamkeit geschenkt worden die es verdient. Man hat es meist oberflächlich und lau, gleichsam beyläufig abgefertigt, wenig und höchstens in Auszügen gelesen. Versuchen wir die Stelle anzudeuten die ihm gebührt.

\*) s. G. g. N. 1832. St. 142 zc.

Wir wollen nicht weiter zurückgehen um zu untersuchen wie viele verderbliche Folgen aus der mehr oder weniger aufrichtigen, weit verbreiteten Annahme gewisser historischer Unwahrheiten, Irrthümer und Vorurtheile schon für unser Vaterland entstanden sind, indem theils die Regierenden, theils die Regierten practische Folgerungen daraus ziehen. Offenbar aber geht die Politik der meisten Europäischen Regierungen, zumal in Beziehung auf innere Angelegenheiten seit 1830 mehr oder weniger von der Voraussetzung aus, daß der Sturz der legitimen Dynastie in Frankreich und die Gefahren, welche das Königthum selbst in jenem Lande seit der Einführung der constitutionellen Regierungsform umgeben, lediglich, oder doch hauptsächlich den Plänen, dem Verfahren derjenigen Partey zuzuschreiben sey, welche man mit dem Namen der liberalen, und seit einiger Zeit der revolutionären zu bezeichnen pflegt. Unter diesen Umständen scheint es von einiger Wichtigkeit zu seyn, einmal zu zeigen, daß aus dem Berichte eines so sachkundigen, unparteyischen Zeugen, wie der Verf. des vorliegenden Werks \*), die gänzliche

\*) Als solcher wird seit einiger Zeit Hr Capesigue genannt, der durch mehrere andere historische und belletristische Werke und noch kürzlich durch eine Geschichte der Ligue und der Reformation in Frankreich bekannt ist. Wir kennen seine persönlichen Verhältnisse nicht genug, um zu entscheiden, ob jene Angabe sich mit einer Stelle in dem vorliegenden Werke verträgt, worin der Verf. sich selbst als Theilnehmer an dem Ministerium Martignac's bekennt. Dies könnte jedenfalls wohl nur im zweyten oder dritten Rang der Fall gewesen seyn; etwa als Bureauchef einer Ministerialsection, oder Privatsecretär eines Ministers oder dergl.; denn im ersten Range suchen wir vergeblich, den Namen Capesigue. Wie dem aber auch sey, so thut der Name wenig zur Sache

Unrichtigkeit jener Annahme handgreiflich und überzeugend hervorgeht. In wiefern denn auch die Schlüsse, welche aus jener irrigen Voraussetzung entstanden sind, modificiert werden könnten oder dürften, brauchen wir begreiflich hier nicht zu untersuchen, und eben so wenig können wir uns darauf einlassen so manche eben so handgreifliche (absichtliche oder unabsichtliche) historische Fiktionen hervorzuheben, aus welchen, von Seiten eben jenes Liberalismus so manche verzerbliche theoretische oder practische Folgerungen gezogen werden. Die Fiktionen und Trugschlüsse der Regierten, der Parteyen sind es nicht die an und für sich jemals eine große Gefahr herbey-

und es genügt uns, daß theils jenes Geständniß des Verf., theils der Inhalt und Ton seines Werkes seinen Anspruch auf den Namen eines *homme d'état* als etwas mehr denn eine Fiction erscheinen lassen. Er ist jedenfalls ein Mann der die Begebenheiten, Verhältnisse und Personen nicht bloß aus Büchern kennt, der auch von den Kleinern und geheimern Details unterrichtet ist und doch das unbefangene, practische Urtheil für die größern Verhältnisse nicht verloren hat, obgleich er vielleicht auf das Anecdotische, Picante zu viel Werth legt. Einen hohen Grad von Ernst und Tiefe der Ansichten darf man bey ihm nicht erwarten, was vielleicht seine staatsmännische Würde nicht verdächtig machen kann. Ein gewisses *nil admirari*, was wir ihm keinesweges als Fehler vorwerfen, hängt doch mehr mit dem Blasiertseyn der großen Welt zusammen, als daß wir es ihm sehr hoch anrechnen könnten. Doch schützt es ihn jedenfalls vor manchen sehr wesentlichen Fehlern und Lächerlichkeiten, woran nichtstaatsmännische Historiker, zumal bey uns so häufig leiden. Von wenig oder gar nicht zugänglichen Quellen scheinen ihm nur die Privat-, vielleicht auch manche Ministerialpapiere Decazes und einiger von dessen Vertrauten zu Gebote gestanden zu haben. Und dieß ist für jene Epoche schon nicht ohne Wichtigkeit.

führen können, sondern jene der Regierenden. Wenigstens ist dieß glücklicherweise bey uns noch der Fall, eben weil die Regierenden noch die Macht und Stellung behaupten, die ihnen gebührt. Aber in demselben Maße steigt auch nothwendiger Weise die Bedeutung und Verantwortlichkeit jedes Irrthums, jeder Schwäche.

Folgendes sind aber die Hauptresultate, welche sich aus dem vorliegenden Werke ergeben, ohne daß sie freylich dem Verf. selbst alle klar genug geworden wären. Der Hauptgrund des Sturzes der ältern Bourbonen-Dynastie in Frankreich lag in dem unverträglichen Gegensatz zwischen den unvermeidlichen Bedingungen der constitutionellen Monarchie in Frankreich und den Ansichten, welche die Dynastie, besonders aber Karl X. von dem Verhältniß der königlichen Gewalt in einer constitutionellen Monarchie hatten. Auf eine Untersuchung der Vortheile und Nachtheile der constitutionellen Monarchie im Allgemeinen, oder in allen andern Fällen, wo sie practisch ins Leben getreten ist, brauchen wir uns glücklicher Weise nicht einzulassen. Es genügt als unleugbar erwiesen anzunehmen, daß sich in Frankreich bey der weitem Entwicklung des constitutionellen Lebens unfehlbar als Hauptbedingung derselben hervorthun mußte die factische, moralische Annullierung der königlichen Gewalt unter der Herrschaft parlamentarischer Majoritäten und aus ihnen hervorgegangener, ihnen factisch verantwortlicher Minister \*). Ob ein sol-

\*) Das Verhältniß dieser Majoritäten zu der öffentlichen Meinung, die Frage: in wiefern diese in der Wähleraristocratie repräsentiert werde und werden könne? gehört zwar auch hierher, aber doch nicht zunächst und würde uns viel zu weit führen. Ebenso wenig brauchen wir hier zu untersuchen wie weit

ches Resultat im allgemeinen oder in diesem besondern Fall wünschenswerth sey, kann in Frage gestellt werden, unvermeidlich war es auf jeden Fall. Daß eine solche Bedingung der alten Dynastie hart, unerträglich erscheinen mußte, kann weder Befremden noch Tadel erregen; um so weniger da sie den Thron keinesweges unter dieser ausdrücklichen Bedingung bestieg — da diese sich vielmehr nur allmählich als Thatsache entwickelte. Wenn man sieht wie noch bis auf diesen Augenblick sehr ehrenwerthe Männer sich selbst oder andere mit den leeren Formeln, dem tohten Buchstaben, den geschmeidigen, harmlosen Theorien constitutioneller Verfassungen täuschen, vergnügen oder belästigen, so kann es wahrlich weder der Dynastie noch Frankreich zum Vorwurf gemacht werden, daß damals, als sie sich auf der Grundlage einer constitutionellen Monarchie wieder versöhnten, keiner von beiden Theilen eine hinreichende Kenntniß der practischen Bedeutung jener Grundlage, jener Bedingungen ihrer Wiedervereinigung besaß. Eben so wenig können wir eine solche bey den fremden Beförderern und Bürgen derselben voraussetzen. Vorbedachte, absichtliche Wortbrüchigkeit braucht daher billigerweise keinem der Beteiligten vorgeworfen zu werden; sondern alle Theile litten dadurch, daß theils die gegenseitigen Ansichten und Deutungen jener Bedingungen, theils ihre wirkliche practische Bedeutung sich immer mehr von einander entfernten. So geschah es, daß endlich die Dynastie Republik und Anarchie in dem sah, was für Frankreich constitutionelle Monarchie war, während dieß absolute Monarchie nannte, was jene als con-

der Einfluß der Regierung auf die Wahlen möglich, nöthig oder nützlich ist.



stitutionelle ansah. Und ohne Ironie kann man sagen, daß Karl X. eben so aufrichtig die Freyheit der Charte wollte, als die liberale Opposition und die öffentliche Meinung die Dynastie und die Monarchie der Charte wollten. Möchte man aber behaupten diese ganze dem Königthum (nach den Begriffen der Dynastie) so unzweifelbar verderbliche Staatsform sey denn doch jedenfalls ein Product, eine Erfindung des Liberalismus, so ließe sich dagegen bemerken, daß erstlich damals jedenfalls die Gemeinschaft dieser Schuld und dieses Namens sich sehr viel weiter als jetzt — und z. B. bis auf den unumschränktesten aller Europäischen Fürsten erstreckte. Was in gemeinsamem Irrthum ins Leben gerufen wurde, läßt sich aber nicht in Folge späterer, besserer oder doch neuer Erkenntniß des einen oder andern Theilnehmers so leicht ungeschehen machen, noch ist es billig die spätere Erkenntniß des andern Theils, dessen unmittelbare Auffassung und Erfahrungen anderer Art seyn mögen, unbedingt zu verdammen. Auf wem aber auch zweyten die Verantwortlichkeit der ersten Erfindung oder Beförderung lasten mag, so ist doch jedenfalls so viel gewiß, daß die Restauration mit allen ihren für Frankreich und Europa (unter den gegebenen Umständen) so unermesslich wohlthätigen Folgen unter keiner andern Bedingung, auf keiner andern Grundlage möglich war, als eben auf der damals angenommenen. Oder ist dieß ein Irrthum, so war er damals wenigstens so allgemein bey denen, welche eine Stimme in der Sache hatten, daß es seltsam wäre irgend Jemand dafür verantwortlich zu machen\*).

\*) Hoffentlich wird man uns nicht zumuthen hier noch weiter zurückzugehen und zu untersuchen, wie und durch wen die Verhältnisse auf den Punct gebracht

Ist es also überhaupt ein Irrthum zu glauben, daß die Hauptursache des Sturzes der Dynastie in den Ansichten, dem Treiben, den Plänen, in den Fehlern oder Verbrechen der liberalen Partey (nach ihren jetzigen Gränzen) zu suchen sey, lag diese vielmehr in den Institutionen, in den Verhältnissen, so ist es eben so falsch, daß diese Institutionen und Verhältnisse ausschließlich oder auch nur vorzugsweise von der liberalen oder revolutionären Partey zu ihren Zwecken und zum Nachtheil der königlichen Gewalt (wie die Dynastie sie verstand) entwickelt und benützt worden wären. Vielmehr kann gar nicht der geringste Zweifel obwalten, daß es die entgegengesetzte Partey — diejenige, welche sich als ausschließliche Verfechter und Stütze der Dynastie und des Königthums anzusehen pflegt — daß es die sogenannten Royalisten waren, welche das Königthum in seinem Repräsentanten, dem Haupt der Restauration, Ludwig XVIII., zwangen die harte Bedingung der Herrschaft der parlamentarischen Majoritäten anzuerkennen und sich diesen und ihren Häuptern gegenüber moralisch und factisch zu annullieren. Was ferner im Einzelnen die Mittel betrifft, deren sich diese Partey zur Erreichung ihrer Zwecke bedient hat, so kann nicht der leiseste Zweifel obwalten, daß es wesentlich ganz dieselben waren, deren sich die Gegenpartey auch

worden waren, daß nur dieser mißliche Ausweg, dieser übertünchte Compromiß möglich war. Die Revolution! die Revolutionärs! ruft wieder die bequeme historische Fiction. Wohlan — und wer führte die Revolution herbey — d. h. ihre Nothwendigkeit? Welches System? welche Thorheiten und Verbrechen? Und wer waren die Revolutionärs von Ludwig XIV. bis auf Napoleon? Ein König der seinen Scepter fallen ließ, oder Demagogen die ihn aufnahmen?

bedient hat \*). Es bedarf deshalb in diesem Fall auch gar keiner langen Erörterung, in wiefern diese Mittel zu entschuldigen, zu rechtfertigen oder zu verdammen seyn mögen — sey es nach göttlichem, oder nach menschlichem, oder nach constitutionellem Recht. — Dieß sind die Thatsachen; die Folgerungen überlassen wir gerne andern. Ihre Auseinandersetzung würde uns zu einer nicht hierher gehörenden Polemik nach sehr entgegengesetzten Seiten zwingen.

Es käme nun darauf an, diese allgemeinen Resultate des vorliegenden Werkes im Einzelnen, wenigstens in den Hauptpunkten nachzuweisen. Es ist aber der Stoff so verwickelt und ausgezehnt, daß eine Anführung einzelner Beweisstellen oder gar eine Kritik solcher Behauptungen und Bemerkungen des Verf., welche unserer Ansicht scheinbar oder wirklich widersprechen, uns weit über alle Gränzen dieser Blätter führen würden. Gelegenheit zur Kritik würden wir übrigens um so seltener haben, da wir unsere Ansicht nicht nur meistens durch den Verf. bestätigt finden, sondern selbige oft auf seinem Zeugniß wesentlich sich begründet. Nur jene Hauptursache des Verderbens der Restauration scheint er nicht klar begriffen zu haben, sonst könnte er es z. B. nicht als eine so leichte natürliche Sache für Karl X. ansehen de rentrer dans l'admirable mécanisme du système constitutionnel. Nicht daß er das schwere Opfer des moralischen Selbstmordes des Königthums nicht bringen mochte, wird die Geschichte Karl X. vorwerfen, son-

\*) Wenn man nicht vielmehr darauf bestehen will, daß die Royalisten in sofern eine weit schwerere Verantwortlichkeit trifft, als sie aus dem schändlichsten Mißbrauch der Religion und religiöser Institute ihr ausschließliches Monopol machten.

bern, daß er das Riesenwerk des Kampfes auf Leben und Tod mit dem selbstgefälligen Leichtsinne unternahm, ohne irgend eine Eigenschaft, irgend eine Vorkehrung, welche den (zwar unter allen Umständen fast undenkbaren) Sieg oder auch nur einen ehrenvollen Untergang sichern konnten. Vielmehr bleibt es jedenfalls ein Verdienst Karls X., daß er, wenn auch nur instinctmäßig erkannte, daß es sich allen Phrasen und Formeln der constitutionellen Theorien zum Trotz um Seyn oder Nichtseyn der königlichen Gewalt handle. Außerdem könnten wir dem Verf. eine gewisse Parteylichkeit gegen die liberale Opposition vorwerfen, wenn nicht eben dadurch sein Zeugniß oft um so bedeutsamer würde.

Schließlich bemerken wir, daß wir uns nur auf die Hauptpunkte der Entwicklung des constitutionellen Lebens, der innern Politik beschränken werden, obgleich der Verf. auch über die Verwaltung, die Finanzen und besonders über die auswärtige Politik der Restauration interessante und zum Theil neue Aufschlüsse gibt. Ueber letztere besonders, in sofern er die Restauration vollkommen gegen die Anklage einer antinationalen, Frankreichs und seiner Europäischen Stellung, seiner Hülfsmittel zc. unwürdigen, seine Interessen vernachlässigenden Politik rechtfertigt.

Der vierte Band des vorliegenden Werkes führte uns bis zu der Auflösung der Kammer von 1815 durch die Ordonnanz vom 15. Sept. 1816. Eine kurze Wiederholung der Ursachen und der Bedeutung dieser Krise wird die beste Einleitung zur Darstellung der weitern Entwicklung, der dabey betheiligten Elemente und Verhältnisse seyn, wie sie in den vorliegenden sechs folgenden Bänden bis zu den Ordonnanzen von

1830 fortgeführt wird. Diese Eintheilung ist durch die Natur der Sache gegeben, da diese beiden Aeußerungen der königlichen Eigenmacht den Anfang und das Ende der normalen Entwicklung des constitutionellen Lebens in Frankreich unter dem ältern Zweige der Bourbonischen Dynastie bezeichnen, und bey so verschiedenartigen Resultaten doch dieselbe bedeutungsvolle Lehre von der Natur und den Bedingungen dieser Form des Staatslebens enthalten.

Wir können den absoluten Werth oder Unwerth der Ansichten und Pläne derjenigen Parthey, deren Organ die Kammer von 1815 war, hier gänzlich auf sich beruhen lassen. So viel liegt jedoch am Tage, daß sie in manchen wesentlichen Puncten weder mit dem Geist des, aus der Revolution und dem Kaiserreich hervorgegangenen Frankreichs, noch mit den persönlichen Ansichten und Gesinnungen, dem ganzen Character des Königs \*), noch endlich mit den Wünschen und Interessen der fremden Mächte harmonierten, welche bey einer gewaltsamen Krise in Frankreich sehr unmittelbar theilhaftig waren.

Wir haben in dem vierten Bande gesehen wie das Ministerium Richelieu vergeblich versuchte, durch ein den Kammern vorgelegtes Wahlgesetz sich eine fügsamere Majorität zu bereiten. Die Kammer ließ sich begreiflicherweise zu einer solchen Art von Selbstmord keinesweges willig fin-

\*) Wir müssen hier ein für alle Mal bey den constitutionellen Theorien um Dispensation einkommen, wenn hier gelegentlich von den persönlichen Ansichten, dem Willen u. s. w. des Königs die Rede ist. Aber dieser war damals für sich noch eine mächtige Thatfache, allen Theorien über régner und gouverner, und dem abgedroschenen: the king can do no wrong zum Troß.

den, und der Vorschlag des Ministerium mußte zurückgenommen werden. Gerade dieser vorübergehende Sieg entschied jedoch den Sturz der Kammer, indem er den König wenigstens auf einen Augenblick die eigentliche Gefahr und Schwierigkeit seiner Stellung einer repräsentativen Versammlung gegenüber erkennen ließ. In dem Eifer des Widerstandes gegen den ministeriellen Gesetzesvorschlag hatte sich die Kammer nämlich bis zu sehr deutlichen Anmaßungen und Versuchen der Initiative der Gesetzgebung fortreißen lassen, welche mit dem Buchstaben der Charte und ihrem Geiste (wie wenigstens deren Verfasser ihn verstanden haben wollte) in offenbarem Widerspruch stand. Diesen inconstitutionellen Bestrebungen der Nationalrepräsentation stellte der König in den Ordonnanzen einen Act der königlichen Macht entgegen, der, was man auch sagen mag, eben so wenig in der Charte lag, als die Ordonnanzen Karls X. Ohne uns weiter auf die Erörterung dieses Punctes einzulassen, müssen wir vielmehr den Scharfsinn bedauern, der von allen Seiten in dieser Hinsicht verschwendet worden ist, weil die Streitenden sich aus manchen, oft sehr entgegengesetzten Gründen nicht entschließen konnten, den einzigen Punct einzugestehen, der klar, oder doch am klarsten vorliegt: daß nämlich die Charte gewisse Fälle nicht vorhergesehen hatte, noch vorhersehen konnte. Von da wäre nicht mehr gar weit zu dem Schluß: daß in solchen Fällen irgend etwas geschehen mußte was nicht in der Charte lag. Am wenigsten darf man sich hier verleiten lassen den constitutionellen oder inconstitutionellen Character jener Maßregeln nach deren nächstem Erfolg zu beurtheilen. Der Widerstand ge-

gen die Ordonnanz Ludwig XVIII. konnte deren factische Vollziehung und gesetzliche Anerkennung nicht einen Augenblick hindern, weil sie unter ganz verschiedenen factischen Verhältnissen Statt fand, als die Ordonnanz Karls X. Diejenigen Elemente, Ansichten und Interessen, geistigen und materiellen Kräfte, an denen 1830 die Ordonnanz Karls X. und mit ihnen die Dynastie scheiterte, waren 1816 nur erst im Keime vorhanden, und die königliche Gewalt war verhältnißmäßig ohne allen Vergleich stärker als 1830. Sie war in der That fast die einzige Klare, fertige, handgreifliche Thatsache in dem damaligen Frankreich, nicht zu gedenken der unermesslichen materiellen Hülfsmittel, welche ihr die Occupations-Armee zunächst gegen jeden materiellen Widerstand dargeboten, ja vielleicht aufgedrungen hätte. Theoretische Zweifel an der formellen Befugniß der königlichen Gewalt zu einer solchen Maßregel fehlten zwar auch damals nicht; aber sie waren bey weitem nicht so allgemein und festgewurzelt wie später. Nur einzelne Ueberzeugungen und Stimmen wagten es die Ordonnanz geradezu als illegal zu bezeichnen, und jedenfalls fehlte es der Partey von der damals der Widerstand ausging (zumal auf dem entscheidenden Punkte, in der Hauptstadt), ganz und gar an hinlänglichen materiellen Mitteln, um ihre Ansicht auf die Weise und mit dem Erfolge geltend zu machen, wie dieselbe Ansicht 15 Jahre später von der Gegenpartey geltend gemacht wurde. An dem guten Willen aber hat es jener Partey damals nicht gefehlt, und sie hat gethan was ihr irgend unter obwaltenden Umständen möglich war. Außerdem werden wir bald sehen, daß sie wenige Jahre dar-

auf der königlichen Macht alle Früchte der Ordonnanz vom 15. Sept. wieder aus den Händen zu reißen mußte.

Indem wir nun den Weg verfolgen den die Entwicklung dieser Verhältnisse während der Regierung Ludwig XVIII. nahmen, müssen wir zunächst zwey ganz verschiedenartige Hauptepochen, und eine dazwischen liegende Uebergangsperiode unterscheiden. Die erste beginnt mit dem Anfang der Wirkungen der Septemberordnanz, und schließt mit den königsmörderischen Wahlen von 1819 und der Auflösung des Ministerium Desolle. Während dieser Zeit findet im Ganzen eine leidliche, für die Bedürfnisse des constitutionellen Lebens hinreichende Harmonie zwischen den Ansichten, dem liberalen System des Königs und seiner Minister, den parlamentarischen Majoritäten und der öffentlichen Meinung Statt. Die Uebergangsperiode umfaßt das Ministerium Decazes und das zweyte Ministerium Richelieu. Ihren Höhepunct bildet die Ermordung des Herzogs von Berry und der Sturz des Günstlings. Den Character dieser Epoche bildet das vergebliche Streben der Regierung dem Strom einer royalistischen Reaction, welche anfangs am Hofe, dann in der Majorität der Kammern ihre Hauptstärke findet, zu widerstehen, ohne ihr doch entschieden entgegenzutreten, oder eine liberale Majorität zu begünstigen. Diesem schwankenden Zustande macht der Eintritt des, dem Könige von der royalistischen Majorität aufgedrungenen Ministerium Villèle, also der entscheidendste Sieg der parlamentarischen Majorität über die königliche Gewalt ein Ende, und bedingt den Character der zweiten Hauptepoche, welche bis ans Ende der Re-



gierung Ludwig XVIII. bauert, sofern noch von ihm und seiner Regierung die Rede seyn kann. Die Parteyen welche während dieser sowohl, als während der folgenden Epochen mit wechselndem Erfolge bemüht sind, sowohl die verfassungsmäßigen Mittel und Gewalten als andere außerhalb dieser Gränzen liegende Kräfte und Waffen zur Beförderung ihrer Pläne zu gebrauchen, sind im Allgemeinen bekannt genug, und die größte Schwierigkeit bey ihrer Bezeichnung scheint in der Auswahl unter so vielen allgemein gebräuchlichen Benennungen zu liegen. In der That aber sind die wirklichen Schwierigkeiten sich in dieser Sache auch nur über den vorläufigen Punct der Nomenclatur zu verständigen, fast unübersteiglich, so bald man verlangt und erwartet, daß sich mit einem bestimmten Ausdruck auch ein bestimmter, practischer, der Sache oder gar auch der Etymologie und gewöhnlichen Bedeutung der Wörter angemessener Sinn verbinden lasse. Gar nicht zu gedenken, daß gewisse Parteybenennungen von den Parteyen selbst unbedingt nur in löblichem oder nur in gehässigem Sinn verstanden werden, so bestehen die größern Massen, die nach gewissen allgemeinen Hauptbeziehungen allerdings als politische Parteyen sich darstellen, doch wieder aus so mannigfaltigen, in manchen Beziehungen so heterogenen Elementen; das Verhältniß dieser Elemente unter einander ist so vielen Veränderungen unterworfen, manchen derselben läßt sich (da sie eigentlich mehr Uebergangsglieder einer Hauptmasse in die andere sind) so schwer eine Stelle anweisen, daß schon dieß Alles hinreichen würde uns auf eine brauchbare politische Nomenclatur verzichten zu lassen. Hierzu kommt aber noch, daß auch in

den wirklich vorhandenen und bleibenden allgemeinen Beziehungen jener Hauptmassen es oft sehr schwer ist zwischen Zweck und Mittel zu unterscheiden; indem theils die untergeordneten Zwecke immer wieder zu Mitteln werden, theils auch die (ihnen selten klar bewußten) letzten und eigentlichen Zwecke der Parteyen häufig scheinbar oder wirklich in den Mitteln untergehen. Ist es aber auch möglich die Hauptmassen nach verschiedenartigen letzten Zwecken zu unterscheiden, so bedienen sich doch alle unter ähnlichen Umständen derselben Mittel, besetzen, vertheidigen dieselben Stellungen, und zwar nicht selten zur selben Zeit, zumal gegen irgend einen gemeinsamen Gegner. Wie oft verschwinden dann die tiefer liegenden Gegensätze unter zwar vorübergehenden, oberflächlichen, aber für den Augenblick doch entscheidenden gemeinsamen Beziehungen, während umgekehrt wesentlich homogene Elemente sich in derselben Weise scheinbar feindselig trennen, weil sie sich über die Mittel, die Zeit nicht vereinigen können. So finden wir also unter derselben Benennung (in demselben Fach, wenn wir uns so ausdrücken dürfen) zu verschiedenen Zeiten ganz verschiedene Elemente, bezeichnen damit einen ganz andern Gegenstand, und sollten also einen ganz andern Begriff damit verbinden als zu andern Zeiten. Nur ein Beispiel zu allem Ueberfluß. Unter dem Ausdruck Liberale (Constitutionelle, Linke u. s. w.) bezeichnet man ziemlich allgemein die Vertheidiger des constitutionellen Lebens, zunächst in der Form, die es in der Charte angenommen und mit Vorbehalt mehr oder weniger weitgehender Entwicklungen einzelner Elemente desselben. Und doch gibt es kein Interesse, keinen Grundsatz die-

ses constitutionellen Lebens der nicht von den ausgezeichnetsten Anhängern der Partey, die man gewöhnlich der liberalen unter dem Namen der Royalisten (Aristocraten, Ultra, Rechten, Servile u. s. w.) entgegenstellt, mit eben so großem Eifer verfochten worden wäre, als je von jenen geschehen ist. Ja, wie wir schon oben andeuten, in manchen wichtigen Punkten eröffneten nicht jene sondern diese den Kampf gegen das Königthum. Die meisten von denjenigen, welche über diese Gegenstände schreiben oder sprechen, sind über alle diese kleinen Bedenklichkeiten erhaben; sie brauchen diesen oder jenen hergebrachten Ausdruck und überlassen es ihm sich geltend zu machen so gut er kann, was denn auch meistens keine Schwierigkeiten hat, da im gewöhnlichen Handel und Wandel diese Münze auf Vertrauen, wie gegeben, auch angenommen wird. Zu merkliche Anomalien in den so rubricierten Massen werden dann leicht und mit dem Ansehen tieferer Welt- und Menschenkenntniß, auf Rechnung individueller Schwächen oder Laster gesetzt, und vermehren die Verzeichnisse der sogenannten politischen Wetterfahnen \*).

\*) Wir wissen nicht ob das vor mehreren Jahren begonnene Dictionnaire des girouettes fortgesetzt worden ist. An Stoff hat es jedenfalls nicht gefehlt, ohne daß wir deshalb gerade solche politische Charaktere oder Ansichten haben möchten, an denen alle seit 50, oder 15, oder 4 Jahren gemachten Experimente und Erfahrungen nichts verändert haben.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

---

G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

20. Stück.

Den 7. Februar 1835.

---

P a r i s.

Fortsetzung der Anzeige: Histoire de la restauration et des causes qui ont amené la chute de la branche aînée des Bourbons. etc.

Wir sind übrigens weit entfernt die hier nur zum Theil bezeichneten Schwierigkeiten und Widersprüche lösen zu wollen, welche einer irgend genügenden Darstellung dieser Epoche gleich bey den ersten vorbereitenden Schritten entgegentreten; aber es scheint uns, daß schon damit etwas gewonnen, wenn man allseits sich entschlosse dem Wahn zu entsagen, als seyen dergleichen Schwierigkeiten gar nicht vorhanden, oder als würden solche Widersprüche durch einige hergebrachte Ausdrücke, in einigen allgemein absprechenden Phrasen oder Formeln gelöst, ehe man sich auch nur über die Bedeutung und Brauchbarkeit jener Ausdrücke verständigt hat.

Versuchen wir nun, wenn wir uns auch künftig derselben nothgedrungen bedienen werden, doch zunächst ohne Rücksicht auf solche Ausdrücke, die

wichtigsten der activen politischen Elemente zu characterisieren, welche in der Ordonnanz vom 15ten Sept. eine neue Grundbedingung ihrer weitem Entwicklung erhielten, so möchte sich im Allgemeinen folgendes Resultat ergeben. Wir finden zunächst eine Masse, welche damals unstrittig auch, nachdem sie die wichtige Stellung (man halte uns den militärischen Ausdruck zu Gute) der Kammer verloren hatte, als Parthey noch in jeder Hinsicht sowohl an geistigen als materiellen Hülfsmitteln ohne allen Vergleich stärker war als ihre nachmalige Hauptgegnerin, die constitutionell liberale Parthey. Ihr vorherrschender Character war Feindschaft gegen die Revolution und das Kaisertum, und das Streben deren Resultate in politischer, besitzthümlicher, gesellschaftlicher und geistiger Beziehung möglichst zu annullieren, und durch eine nicht bloß nominelle, sondern wirkliche und nicht auf die Dynastie beschränkte Restauration des vorrevolutionären Frankreichs zu ersetzen. Man sieht leicht, daß der erste und negative Theil der Lösung dieser Aufgabe sehr viel verständlicher war als der zweite positive. In der That war auch in Beziehung auf jenen die ganze Masse ziemlich einig, während dieser den Keim zahlreicher Mißverständnisse und Spaltungen in sich trug, sobald man von dem Allgemeinsten ins Einzelne gehen sollte. Man wollte eine Restauration des alten Frankreich; aber was man sich unter diesem Ausdruck zu denken habe, und welche Epoche als Norm für diese Restitution gelten solle? das war die schwer zu entscheidende Frage. Man hat dieser Parthey damals vorgeworfen, daß sie seit 1790 nichts gelernt und nichts vergessen habe. Ohne zu untersuchen ob bis zu einem gewissen Grade diese Schwäche nicht auch andern

Parteyen elgen ist, und sich zumal bey der seit 1830 siegreichen Partey im höchsten Grade gezeigt hat, müssen wir wenigstens bemerken, daß dasjenige was die Antirevolutionärs gelernt hatten, jedenfalls nicht dazu beytrug größere Einheit und Klarheit in die Beantwortung jener Frage zu bringen. Daß in dem vorrevolutionären Frankreich selbst die Ursachen der Revolution lagen, hatten sie allerdings gelernt, und man thut ihnen sehr Unrecht ihnen vorzuwerfen, daß sie den ganzen früheren Zustand mit allen seinen Mängeln zurückwünschten; vielmehr war es ihr eifrigster Wunsch nicht nur eine neue sondern auch eine verbesserte Auflage des alten Frankreichs zu veranstalten. Aber worin diese Verbesserungen bestehen, welcher Text, welche Handschrift zum Grunde gelegt werden sollte? Das war eben wieder die Frage, worauf der Antworten nur zu viele waren. Zu diesen in den entferntern Zwecken liegenden Ursachen der spätern Auflösung der Partey kamen begreiflicher Weise noch gar manche andere, welche mehr aus den verschiedenen Meinungen über die anzuwendenden Mittel entspringen mußten. Frägt es sich nun nach alle dem, welches im Allgemeinen die Stellung der Partey zu der Charte war, so kann man billigerweise nicht behaupten, daß sie sie damals bloß benutzte um sie zu zerstören, und ohne sie je aufrichtig anzuerkennen, daß sie dieselbe mit in ihre Feindschaft gegen die Revolution und alle deren Resultate gezogen hätte. Die Charte war für Jedermann, und war in der That ein noch unentwickelter Versuch, und die Gegner der Revolution hatten damals noch alle Ursache zu glauben, daß man mit der Charte eine Restauration in ihrem Sinne herbeiführen, daß heißt die dazu nöthigen Gesetze erhal-

ten und ausführen könne. In diesem Sinne hielten sie sich aufrichtig an die Charte; natürlich mit Vorbehalt einiger ebenfalls auf verfassungsmäßigem Wege herbeizuführender Modificationen, die man sich und andern leicht als Entwicklungen, Verbesserungen u. s. w. darstellen konnte. Und wer, welche Parthey, welche Gewalt hat je die Charte in einem andern Sinne angenommen als in diesem? Das Princip der Legitimität aber war leicht versöhnt; der Vorwurf der Inconsequenz beseitigt, indem man sich an die Form und nicht an das Wesen hielt, und die Charte als ein freyes Geschenk des Königthums, nicht als einen Vertrag mit der Revolution annahm. Die Anhänger dieser Parthey muß man unter der königlichen Familie, am Hofe, unter den Familien, der Emigration, der catholischen Geistlichkeit, der Landbevölkerung des Südens und Südwestens suchen, wo indessen auch nicht nur die untern Classen der Bevölkerung einiger Städte (Marseille, Toulon, Aix, Avignon u. s. w.), sondern auch die Mehrzahl der reichen Mittelstände anderer (Toulouse, Bordeaux) ihr zuhielen. Daß unter den Wortführern und literarischen Organen der Parthey und ihren Anhängern in der Hauptstadt manche waren, die keiner der eben genannten Sphären angehörten, sondern zufällig, oder durch ganz individuelle Beweggründe der Parthey zugeführt worden, bedarf kaum einer Erwähnung, so bald man bedenkt wie durchaus cosmopolitisch die seltsame Macht zusammengesetzt ist, welche Paris und von da aus Frankreich nach den verschiedensten Richtungen geistig bearbeitet und beherrscht. Es ist indessen dem Liberalismus, indem er allmählich in der öffentlichen Meinung die Oberhand gewann, so gut gelungen, alle wirklich oder angeblich an-

tirevolutionären und antiphilosophischen (im französischen Sinn) Ansichten als absurd und lächerlich jeder weitem gewissenhaften Untersuchung zu entziehen, und deren Verfechter als Schwachköpfe oder Heuchler darzustellen, daß es nicht ganz überflüssig seyn dürfte zu bemerken, daß jedenfalls das Uebergewicht des Geistes und des Wortes damals auf Seiten der Royalisten war. Und wenn auch später das Verdienst und der Vortheil von einem viel größern Publicum verstanden und gepriesen zu werden den Organen des Liberalismus mehr und mehr zufiel, so beweist dieß nichts für die Ueberlegenheit ihres Geistes und ihres Ausdrucks, über jene ihrer politischen Gegner, sondern nur für die größere Verwandtschaft derselben mit den Gefühlen, dem Geist, dem Ausdruck, der Menge und des Tages.

Was sie aber auch später geworden seyn mag, 1816 war die Partey des eigentlichen, politischen, constitutionellen Liberalismus unglaublich schwach und unbedeutend, und beschränkte sich in der That auf einige Pariser Salons und deren literarische Wortführer, und einige isolirte theils aristocratische, theils industrielle Notabilitäten in den Provinzen, zum Theil Ueberreste oder Reminiscenzen der Constituanten. Durch ihre ganze Stellung und manche untergeordnete Ursachen und Antecedentien bis dahin von der thätigen Theilnahme an der Entwicklung des constitutionellen Lebens fast ganz ausgeschlossen, blieb ihnen nichts übrig, als dessen Bedingungen theoretisch zur Doctrin zu entwickeln \*); und auch später und bis zum Ende der ersten Epoche der Regierung Ludwig XVIII. blieben sie im

\*) Daher der Name Doctrinärs, der freylich später aus mancherley zum Theil willkührlichen Ursachen nur auf einige dieser Männer beschränkt worden ist.



Hintergrunde, oder verschwanden vielmehr in dem ganzen Ton einer Regierung, eines Königthums, welches selbst die Initiative des constitutionellen Liberalismus annahm, so große und oft unwürdige Mühe sie sich auch gaben eine erste Rolle zu spielen. Die eigentliche große und in mancher Hinsicht schöne und wohlthätige Bedeutung der liberalen Partey beginnt erst in dem Augenblick, wo das Königthum der ganzen Masse von Popularität entsagte, die es erworben hatte, und sie der liberalen Opposition zu weiterer Entwicklung und Ausbeute Preis gab. — Bey alle dem reicht das ganze Gewicht des Einflusses des Königthums nicht hin um zu erklären, wie der constitutionelle Liberalismus in so kurzer Zeit die ganze Masse des eigentlichen Bürgerthums im größten Theile Frankreichs und zumal in der Hauptstadt, kurz die gewöhnlich sogenannte öffentliche Meinung für sich gewinnen konnte, wenn man bedenkt bis zu welchem Grade in eben dieser Sphäre noch 1816 entweder völlige Unbekanntschaft mit der Feindseligkeit gegen die Lehren und zum Theil Personen der liberalen Doctrin vorherrschte. Der vorherrschende Character in der wenig Jahre darauf so entschieden liberal-constitutionellen Masse, war damals (zumal in der Hauptstadt) ohne Zweifel gänzliche politische Gleichgültigkeit und Apathie, in der sich höchstens einige Keime von erwachender Anhänglichkeit an den König und einige Glieder seines Hauses regten. Nichts ist lächerlicher als die zum Ekel wiederholten stereotypen Phrasen von legitimer Begeisterung und Liebe auf die damalige Stimmung des Volks, zumal der Mittelclassen angewandt, außer etwa die Phrasen womit man von der andern Seite diese Stimmung als eine der zurückgekehrten Dynastie überwie-

gend feindselige barge stellt hat. Weder von dem einen noch von dem andern Gefühl war bey der großen Mehrzahl damals (noch in der That zu irgend einer Epoche bis gegen 1830) die Rede, und zu keinem von beiden war irgend ein vernünftiger Grund vorhanden, was auch feile oder dumme Schmeichler, oder unredliche Gegner sagen mögen. Der König hatte Frankreich zum zweyten Mal vor den unabsehbaren Folgen der Fortdauer des Bürgerkrieges und des Europäischen Krieges bewahrt, ihm zunächst die unermesslichen materiellen Vortheile der Ruhe und des Friedens gesichert — freylich ohne großes persönliches Verdienst von seiner Seite, durch die Macht der Nothwendigkeit, deren Repräsentant er war. Das Königthum war die einzige allgemein verständliche, organisierte, fühlbare, wirkliche Gewalt im Staate, und zwar eine Gewalt, die sich der Mehrzahl im Ganzen nur in einer schützenden, wohlthätigen, wohlwollenden, nützlichen, nothwendigen Wirksamkeit zeigte — zumal den leidenschaftlichen Parteyen und den fremden Siegern gegenüber. Wo aber diese Gewalt zum Schutz nicht zureichte, wie z. B. eben gegen die Folgen der Niederlage und der fort dauernden Occupation, da konnte man ohne unterschiedene Böswilligkeit wenigstens nicht an dem guten Willen und Streben zweifeln. Alles dieß konnte und brauchte keine begeisterte Liebe und Treue zu erzeugen, aber es konnte eine zunächst freylich aus Egoismus hervorgehende Neigung, einiges Vertrauen, jene Tendenz des Schwachen sich an das Stärkere zu lehnen hervorbringen, zumal wo eigentlich gar kein gehässiges Gefühl, sondern bloß Gleichgültigkeit zu bekämpfen war. So geschah es denn auch wirklich, und bald that die im Grunde ganz gut-

müthige Bubauberie der Pariser, welche in der Anwesenheit eines neuen (oder neualten) Hofes so reiche und erwünschte Nahrung fand, das Uebrige. Und mochte sie auch hier manchen Stoff zum Spott finden, so war doch das Resultat dasselbe. Es bildeten sich allmählich jene tausende oft so schwer zu entwirrenden Beziehungen und Fäden, welche durch Gewohnheit, durch das so schwer zu zerstörende Bedürfniß des Volks etwas zu lieben, zu bewundern, zu verehren, an etwas zu glauben, bald zu dauerhaften Banden hätten erstarken können, wenn nicht die Entwickelung des constitutionellen Lebens dem Königthum so gefährliche Nebenbuhler in der Aufmerksamkeit und bald in dem Vertrauen, der Zuneigung des Volks erweckt hätte. Damals aber, wie gesagt, war das Königthum, der König und seine Regierung, seine Familie, der einzige Gegenstand, an den sich die wenigen und schwachen Ranken von Gemeinsinn und Gefühl festsetzen konnten, welche in der Apathie und der Selbstsucht der Mehrzahl noch Raum fanden. Um so rascher freylich mußte die constitutionelle Erziehung dieser Masse fortschreiten, als das Königthum selbst sie begünstigte, ja übernahm und leitete. Bedenken wir überdieß, daß der politische Liberalismus nur eine der Früchte der viel allgemeineren und tiefer liegenden Richtung ist, welche der Geist, die ganze Bildung der Nation schon seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts erhielt — daß in diesem allgemeineren Sinne auch die in völlige politische Ermattung und Nullität versunkene Masse der Nation durchaus liberal war, so kann es uns nicht befremden, wenn sich die innere Verwandtschaft zwischen dem allgemeinen Liberalismus und seinen speciell politischen Früchten und Organen so schnell und unwider-

stehlich geltend machte, und zwar in demselben Maße, als eben diese gemeinsame Grundlage von der Gegenpartey befeindet und bedroht wurde \*). Zugleich darf man aber auch nicht übersehen, daß eben diese gemeinsame Grundlage des Liberalismus damals eine noch festere Stütze der Popularität des Königs werden konnte, als sein constitutionelles Regierungssystem. Der König war in seiner ganzen Bildung ein Sohn der Philosophie des 18ten Jahrhunderts, und alles was damit im Widerspruch war konnte bey ihm nur Neuerlichkeit, Rücksicht, Convenienz, höchstens Gewohnheit seyn.

Dieses gemeinsame Element des Liberalismus führte aber den constitutionellen Doctrinär nicht nur die politisch-neutralen Massen zu, sondern erleichterte noch die Amalgamation mit der Partey, welche in Folge der 100 Tage noch der Restauration sowohl als den Doctrinär feindselig gegenüber stand, und damals an Zahl, geistigen und materiellen Hülfsmitteln ohne Zweifel mächtiger war als die andern zusammengenommen; so daß sie nur durch die Vereinigung derselben mit der königlichen Macht und die Anwesenheit der Europäischen Occupationarmee im Raume gehalten werden konnte. Man hat diese Partey die Napoleonische genannt, und die Bez

\*) Wenn die Kammer von 1815 der damaligen öffentlichen Meinung der Mittelstände (besonders in Paris) anstößig wurde, so geschah es wahrlich nicht um ihres anticonstitutionellen Characters willen, sondern wegen des antiphilosophischen Catholicismus den sie zur Schau trug, und wegen ihrer politischen Leidenschaftlichkeit, ihren Regenerationsplänen, ihrem ganzen unruhigen Treiben, welches die Apathie jener öffentlichen Meinung belästigte und erschreckte. Jede kräftige, thätige Partey würde denselben Eindruck hervorgebracht haben.

nennung ist bezeichnend genug, wenn man mit dem Namen Napoleon nicht ausschließlich die Person, den Ruhm, oder die Dynastie Napoleons, sondern auch sein Regierungssystem und die Interessen versteht, welche er repräsentierte und beschützte. Dahin gehörten (abgesehen von allen nothwendigerweise sehr zahlreichen persönlichen und vorübergehenden Interessen) nicht nur die materiellen Resultate der Revolution, sondern auch alles, was so lange und noch in den hundert Tagen mit vollem Rechte Nationalehre und Nationalunabhängigkeit genannt werden konnte, sofern diese Worte irgend eine Bedeutung haben. Ohne weiter ins Einzelne zu gehen genügt schon das Gesagte um anzudeuten, wie mannigfache, zum Theil heterogene Elemente auch in dieser Partey sich vereinigen konnten, besonders wenn man bedenkt, daß die Interessen oder Gefühle, welche in Folge der fremden Occupation und der Unvorsichtigkeiten, des Uebermuths der siegenden Partey sich gekränkt oder bedroht sahen und dem legitimen Königthum, so lange es sich nur als Werkzeug dieser Partey zeigte, weder den Willen noch die Kraft zutrauten sie zu schützen, sich natürlich dahin wandten, wo sie nicht nur Verwandtschaft der Interessen und Gefühle, sondern vor allen Dingen Thatkraft sahen. Diese Opposition gegen das Treiben der Kammer von 1815, nicht die Theorien der Doctrinäre, noch die liberale Apathie der Pariser Bourgeoisie war es, welche endlich den König und seine Ráthe sowohl als die fremden Staatsmänner über die Gefahren der Bahn, auf welcher die Kammer fortstürmte, das Königthum fortriß, und über die Nothwendigkeit einzulenzken und jene Interessen und Gefühle wenigstens theilweise zu versöhnen, aufklärte. Diese Noth-

wendigkeit wurde zumal unabweisbar von dem Augenblick an, wo auch die Besitzer der Nationalgüter und die ehemaligen Zehntpflichtigen durch vorlaute Aeußerungen von jener Seite beunruhigt und somit die Masse des Landvolkes, zumal in den nordöstlichen Provinzen (wo ohnehin der Haß gegen die fremden Sieger und deren Schützlinge als Folgen der Kriegsleiden vorherrschten) der Napoleonischen Parthey in die Arme getrieben wurde. Die heterogene Zusammensetzung dieser Parthey brachte es aber anderseits wieder mit sich, daß sie sehr leicht einzeln gewonnen und aufgelöst werden konnte. Die Interessen der Massen und der einflußreichen Individuen brauchten nur gesichert und berücksichtigt, die Gefühle geschont, der stille Cultus der Vergangenheit und des Namens geduldet zu werden. Alles dieß geschah von Seiten des Königthums in jener ersten Epoche, aber die Früchte kamen auch hier fast ausschließlich der liberalen Opposition zu statten, welche also wie durch die Masse der Gleichgültigen so auch durch die Masse der Napoleonischen Parthey verstärkt wurde. Diese Erscheinung allein durch Abneigung gegen die Bourbonische, durch die Anhänglichkeit an die Napoleonische Dynastie erklären zu wollen, wäre ein großer Irrthum. Von dieser war im Grunde bey der großen Mehrzahl in diesem Sinne nicht mehr die Rede \*); man ließ sich vielmehr die legitime Dynastie, das Königthum gefallen, aber nur in der Bedeutung die ihm die Entwicklung der constitutionellen Theorien ließ, wel-

\*) Ein stillschweigender, oft kaum bewusster Vorbehalt für gewisse Fälle, deren Möglichkeit immer mehr verschwand, ändert daran nichts. Von dem Andenken, dem Cultus Napoleons selbst ist hier nicht die Rede.

che bald die Garantie der früher gefährdeten, gereizten Interessen nicht in dem Königthum, sondern in der Charte suchten, und jenes immer mehr hinter der öffentlichen Meinung und deren präsumtiven Repräsentanten verschwinden ließen. Die Gewandtern dieser wie aller andern Parteyen überzeugten sich überdieß bald, daß das constitutionelle Leben dem Ehrgeiz jeder Art ein eben so ergiebiges Feld darbot als die kriegerischen Bahnen des Kaiserreichs, und von dem Augenblick an sahen sie die bisher so gering geschätzten constitutionellen Theorien mit ganz andern Augen an und bemühten sich zum Theil eifrigst sich dieselben anzueignen. Diesem vor allen Dingen practischen Geschlecht konnte nicht entgehen, welchen practischen Werth jede Theorie erhalten kann, so bald sie das, wenn auch nur conventionelle, künstliche Gesetz wird, wonach gegebene Verhältnisse sich entwickeln. So ging man denn gern bey den Doctrinärs in die Schule, welche ihren Catechismus eben fertig hatten. Um so mehr da diese nicht die geringsten Schwierigkeiten machten, und vielmehr schlau genug das Lob des frühern Lebenswandels ihrer Zöglinge zu ihrer besondern Aufgabe machten. Auch hier vermehrte der constitutionelle Liberalismus seine Bedeutung mit dem, was die Restauration von sich stieß, mit allem was das Andenken des Kaiserreichs Nationelles, Großartiges, Ruhmwürdiges und Glänzendes hatte, und dieses reiche Erbe war in der That mit ein paar Selbstwidersprüchen wohlfeil genug erkaufte. Einer dritten Partey, von der schon damals (oder damals wieder) viel die Rede war, brauchen wir hier nur mit wenig Worten zu erwähnen. Die Massen, welche unter Umständen den Stoff zu einer republicanischen Partey darbieten konnten, hatten

sich in der Napoleonischen Parthey aufgelöst, und gingen mit ihr in die Masse des constitutionellen Liberalismus über. Die wenigen Individuen aber, welche noch als Reliquien oder als Erben von 1793 angesehen werden konnten, waren für den Augenblick ohne Aussichten, ohne wesentlichen Einfluß irgend einer Art. Die republicanischen Principien sind indessen der Art, daß sie unter Umständen immer wieder gewissen Massen als Garantie gewisser Interessen erscheinen müssen, und also eine republicanische Parthey erzeugen können. Der natürliche Gang der Dinge und die Fehler der andern Partheyen haben in Frankreich noch vor dem Sturz des ältern Zweiges der Dynastie ein solches Resultat gehabt, aber 1816 und in den nächstfolgenden Jahren gab es keine republicanische Parthey und die Intriguen und Verschwörungen, welche einen republicanischen Beygeschmack hatten, und wobey einzelne Individuen obgedachter Gattung figurirten, hatten als letztes Ziel immer Napoleonistische, oder später Orleansistische Pläne, wozu jene nur als Vorbereitung, Uebergang und Werkzeuge dienen sollten. Aber es ging damit wie mit dem Wolf in der Fabel. Die reinen Royalisten haben so lange über Jacobiner, Republicaner u. s. w. geschrieen, haben diesen Beynamen so unsinnig gemißbraucht — wurden doch Männer wie Descazes, Richelieu, ja der König selbst als des Jacobinismus verdächtig verschrieen! — daß sie alles Vertrauen verloren hatten, als später wirklich der constitutionelle Samen (zum Theil unter ihrer eigenen Pflege) republicanische Früchte zu tragen begann.

Wenn wir das Gesagte zusammenfassen, so finden wir seit 1816 die Gotterie der constitutionellen Doctrinärs als Lehrer zweyer großen



Massen — der apathischen und Napoleonischen. Jene Doctrinen durchdringen und verschmelzen um so schneller beide Massen, da bey keiner von beiden irgend eine selbständige Ansicht über die Gränzen und Bedingungen der neuen Bahn, die sich dem Volksleben öffnete, vorhanden war. Die Zwecke nun der liberalen Partey (in dem Sinne wie sie sich seit 1816 zu entwickeln begann) sind im Allgemeinen nicht schwer anzugeben. Sie gehen schon aus dem Gegensatz mit der sogenannten royalistischen Partey hervor, als Erhaltung der geistigen, besizthümlichen, socialen und politischen Resultate der Revolution und des Kaiserreichs — wobey freylich nicht vergessen werden darf, daß die geistigen Elemente des neuen Frankreichs größtentheils Früchte der Philosophie des 18ten Jahrhunderts, also vorrevolutionär sind. Die Möglichkeiten der weitem Entwicklung dieser Resultate waren zwar nicht geradezu ausgeschlossen, aber sie wurden im Ganzen damals sehr wenig berücksichtigt, und die Tendenz des Liberalismus war in sofern wirklich eine vorherrschend conservative, um uns eines neuern Ausdrucks zu bedienen. Möchte man nun auch eben deshalb geneigt seyn dem in diesem Sinne so genügsamen Liberalismus den Vorwurf der Oberflächlichkeit, Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit zu machen, und der Gegenpartey sogar als Quelle ihrer Irrthümer und Fehler eine ernstere, weitere und tiefere Auffassungskraft der Bedürfnisse und Zwecke des Volks- und Staatslebens zuzugestehen, so darf man anderseits nicht verkennen, daß gerade aus jenem Mangel, jener beschränkten Selbstgefälligkeit des Liberalismus große practische Vortheile für ihn erwachsen, indem es ihm dadurch möglich wurde den Augenblick ganz zu benutzen, ohne sich

durch Zweifel an der Allzulänglichkeit desselben durch den Blick in eine ferne dunkle Zukunft stören und verwirren zu lassen. In sofern nun die Charte eben hinreichende Bürgschaften für diesen Augenblick gewährte — in sofern die Erfahrungen des constitutionellen Lebens im Allgemeinen immer mehr zu dem Resultat führten, daß jene Zwecke auf diesem Wege erreicht werden konnten, daß bey dem Uebergewicht, den der Liberalismus in der öffentlichen Meinung immer mehr erlangte, die Charte am Ende immer wieder liberalen Majoritäten die Gewalt zuspielen werde — in sofern war die Charte für die Liberalen nicht bloß Mittel, sondern als allerdings Zweck, und sie meinten es wirklich aufrichtiger damit als ihre Gegner, für welche sie nur Mittel zu einer weitaussehenden Res. oder Metageneration seyn sollte. Aber man darf nicht vergessen, daß es Augenblicke gab wo dieß Resultat der Charte sehr zweifelhaft schien, und daß denn auch die Liberalen nicht verfehlten außerhalb der Charte Mittel zu ihrem Zweck zu suchen. Auf solche Abwege wagten sich dann natürlicherweise nur die Kühnern, ungeduldigen, ehrgeizigen, aber was die Mehrzahl abhielt ihnen zu folgen war im Grunde nur die vis inertiae aller Massen, welche so oft als Surrogat für viele andere Eigenschaften dient. In solchen Epochen kommen denn auch wieder die antidynastischen, antimonarchischen Bestrebungen zum Vorschein, ohne daß man berechtigt wäre daraus auf eine tiefliegende, beharrliche, oder gar irgend weit verbreitete Antipathie gegen die Dynastie zu schließen. Wenn man sich nur gewöhnen wollte in unsern Tagen nicht solche Fragen auf die Spitze volltönender Phrasen zu stellen und eine Alternative von Haß oder Liebe zu

suchen, die gar nicht in der Natur der Sache liegen konnte, so würde man sich leichter verständigen. Hier konnte alles nur conditionell seyn. Sogar von dieser Partey gilt dasselbe was wir oben von der Masse der Nation sagten. Die angebliche incompatibilité zwischen ihr und der Dynastie ist nur eine jener Phrasen, womit man sich die gewissenhaftere Untersuchung und aufrichtiges Geständniß zu ersparen weiß. Auf die spätern prahlenden Geständnisse mehrerer angeblich unversöhnlicher Feinde der Dynastie und permanenter Verschwörer gegen sie legen wir nicht mehr Werth, als auf die Anklagen ihrer Gegner, welche damit nur ihre eigene Unfähigkeit, die günstige Stimmung der Nation zu benutzen, beschönigen wollen.

Durch die Ordonnanz vom 15ten September verband sich das Königthum, die Regierung mit den liberalen Doctrinärs und stellte sich an die Spitze der nun rasch vor sich gehenden Entwicklung einer constitutionell-liberalen Partey und öffentlichen Meinung. Die ordonnanzmäßigen und unter der unläugbaren, doch nicht übertriebenen, Anwendung des Einflusses der Regierung und der persönlichen Wünsche des Königs stattfindenden Wahlen von 1816 führten eine liberale und zugleich ministerielle Majorität in die Kammer. Auch in der Pairskammer gewann der ministerielle Liberalismus eine, wenn auch weniger bedeutende Majorität.

(Die Fortsetzung in einem der folgenden Stücke.)

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

21. Stück.

Den 9. Februar 1835.

---

P e s t h.

1. a. A' Magyar tudós Társaság Alaprajza és Rendszabásai. 1831. 27 Seiten in Quart.
1. b. Planum et Statuta Societatis eruditae Hungaricae. 1831. 27 Seiten in Quart.
2. Magyar tudós Társasági Névkönyv. 1833ra. 50 Seiten in Octav.
3. A' Magyar tudós Társaság' Évkönyvei. Első Kötet. 1833. 6 unbezifferte Seiten Vorbericht, und 369 bezifferte Seiten in Quart, mit einem meisterhaften Bildnisse des berühmten ungarischen Dichters, Franz Kazinczy, dem Facsimile einer lateinischen Urkunde von 1458, und drey Abbildungen eines alten Gefäßes.

Die hiesige Gesellschaft der Wissenschaften erhielt diese Schriften, als ein Geschenk der neu errichteten Ungarischen gelehrten Gesellschaft zu Pesth. №. 1. a. b. sind gleichen Inhaltes; №. 2. enthält ein Verzeichniß der Mitglieder der Gesellschaft, nebst einigen Beylagen, und №. 3. den ersten Theil der Jahrbücher der Gesellschaft. —

Der Zweck dieser im J. 1831 gestifteten Gesellschaft ist die Kenntniß und Ausbildung der vaterländischen Sprache auf jede zweckmäßige Weise zu befördern, und dadurch die Liebe zum Vaterlande zu stärken, und Aufklärung und wissenschaftliche Bildung zu verbreiten. Um diesen Zweck zu erreichen, sollen nicht nur die ältesten Denkmale der Landessprache aufgesucht, erläutert, und bekannt gemacht werden, sondern die Gesellschaft wird sich auch bestreben, so wohl durch eigene Arbeiten, als durch Ermunterung und Unterstützung anderer Gelehrten die Anwendung der vaterländischen Sprache in wissenschaftlichen, historischen, und der schönen Literatur angehörenden Werken zu befördern. Die Gesellschaft ist überzeugt, daß vor allem eine auf historischen Grund gebaute Grammatik, und ein gelehrtes Wörterbuch noth thut, und wird daher sich beeifern diesem, auch von Ausländern gefühlten, Bedürfnisse entgegen zu kommen; sie wird ausgezeichnete in der Landessprache verfaßte Werke und gelungene Uebersetzungen aus alten und neuern Sprachen unterstützen und belohnen, durch periodische Blätter die Bekanntschaft mit der inländischen und ausländischen Literatur zu verbreiten suchen, und zu gelehrten Forschungen durch Preisaufgaben, und Unterstützung wissenschaftlicher Reisen ermuntern. Die Theologie ist von dem Kreiße, den sich die Gesellschaft vorgezeichnet hat, ausgeschlossen, und die sechs fest gesetzten Classen sind die philologische, philosophische, historische, mathematische, rechtswissenschaftliche, naturwissenschaftliche.

Das Protectorat der Gesellschaft unter der Oberaufsicht des Königes hat der Palatinus des Reiches Erzherzog Joseph übernommen. Von den ordnenden Mitgliedern wird jährlich ein Prä-

ses und ein Stellvertreter desselben gewählt, und von dem Könige bestätigt. Die übrigen Einrichtungen sind ungefähr dieselben, die bey andern gelehrten Gesellschaften Statt finden. Die Sitzungen werden zu Pesth gehalten. — Diese vorläufige Nachricht, zu der wir uns verpflichtet glaubten, und auf welche wir uns für jetzt beschränken müssen, verbinden wir mit den besten Wünschen für das Gedeihen dieser Gesellschaft. In der Liste der Mitglieder fanden wir nicht wenige durch Geburt und Geist ausgezeichnete Männer, deren Namen uns, unter Gefühlen mancher Art, an frühere Zeiten erinnerten, in welchen jene Herren mit dem der Ungarischen Nation eigenen Eifer die Hörsäle unserer Universität besuchten.

### F r a n k f u r t a. M.

Gedruckt und verlegt bey Joh. David Sauerländer: Geschichte der Seuchen, welche in dem Herzogthume Nassau seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts unter den Hausthieren geherrscht haben, bearbeitet von Dr. J. W. Franque, Herzoglich-Nassauischem Medizinalrathe, Lehrer der Veterinärkunde an dem landwirthschaftlichen Institute zu Idstein u. s. w. mit zehn Tabellen. 1834. VIII und 244 S.

Der Verf. ist zu der Herausgabe dieser Schrift zunächst durch die Verhandlungen bestimmt worden, welche bey dem landwirthschaftlichen Verein im Herzogthum Nassau, dem sie auch gewidmet ist, über die Errichtung einer Viehversicherungs-Anstalt Statt gefunden haben. Auch glaubt der Verf. in seiner Ueberzeugung, daß um eine feste Begründung der Lehre von den Epidemien zu erreichen, deren Nothwendigkeit lebhaft gefühlt

werde, auch die Epizootien nicht vernachlässigt werden dürfen, durch seine hier mitgetheilten Untersuchungen und Ansichten über die Ursachen der Seuchen, zugleich einen nützlichen Beytrag zu jener Lehre zu geben. Ob nun zwar die vorliegende Arbeit einen mehr örtlichen Zweck hat, so dürfte sie doch nicht minder auswärtigen Thierärzten willkommen seyn, indem die beschriebenen Seuchen auch an anderen Localitäten vorkommen, und sowohl ihre pathognomische Schilderung als therapeutische Behandlung größten Theils schulgerecht, und dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft entsprechend ist. In der Einleitung werden zuerst die allgemeinen Verhältnisse beleuchtet, welche auf das Entstehen, die Verbreitung und die Bösartigkeit der Seuchen Einfluß haben, namentlich Bitterung, Klima, Boden, Viehzucht u. s. w. Dann folgen in fünf Abschnitten die Seuchen und zwar nach den Thierarten.

I. Abschnitt. Die Krankheiten unter den Pferden.

1. Die nervösen Seuchen unter den Pferden. Der Verf. beschreibt namentlich die welche 1805, 1824, und 1831 geherrscht haben. 2. Der Milzbrand. 3. Die Rehkrankheit. 4. Strengel, Druse und Rogz. Nach alter Sitte wird hier die Verschiedenheit zwischen Strengel und Druse aufgestellt, die indessen Ref. nicht einleuchtet, da beide Uebel nur Modificationen catarrhalischer Affection darstellen. 5. Die Kolik. II. Abschnitt. Die Seuchen des Rindviehes. 1. Eöserdürre. 2. Milzbrand. 3. Zungenkrebs. 4. Lungenfäule. 5. Maul- und Klauenseuche. 6. Die Fäule. 7. Das Blutharnen. Am ausführlichsten und gründlichsten ist die Lungenfäule oder Lungenseuche beschrieben, die als eine eigenartige, von jeder anderen Krankheit der Athmungswerkzeuge des Rindviehes wesentlich verschiedene Krankheit

zu betrachten sey. Es bestehe zwar in ihr ein entzündungsartiger Zustand der Lunge und des Brustfelles, welcher aber immer mit Ablagerung von plastischem Stoffe in dem Lungengewebe, und mit einer von den gewöhnlichen Folgen der reinen Entzündung der Lunge und des Brustfelles wesentlich verschiedenen Entartung des Lungengewebes verbunden sey. Diese Entartung des Lungengewebes sey auch nicht in einem bloß örtlichen kranken Zustande desselben begründet, sondern das Erzeugniß einer eigenthümlichen, aus einer besondern Mischung des Blutes hervorgehenden allgemeinen Krankheit, welche sich durch einen in der Regel langsamen Verlauf, und durch ein nachlassendes Fieber von der eigentlichen Brustentzündung genügend unterscheidet. Die bisher gangbaren Meinungen über diese Krankheit sucht der Verf. zu widerlegen. Ob es demselben hiermit gelungen sey, alle über das Wesen und die Natur der Lungenseuche noch obwaltenden Dunkelheiten aufzuhellen, läßt Ref. dahin gestellt seyn. Das Urtheil des Verf. über die so viel besprochene und doch noch nicht entschiedene Frage der Ansteckbarkeit der Lungenseuche fällt bejahend aus. Woran aber das Contagium haften, sey noch nicht zur Gewißheit erhoben; am ansteckendsten scheine die ausgeathmete, widrig riechende Luft, der Schleim und Geifer der Nase und des Maules der Kranken.

III. Abschnitt. Seuchen der Schafe. Es werden hier nur als vorgekommene Seuchen der Milzbrand, die Klauenseuche, die Fäule und die Räude erwähnt. Als eine auffallende Erscheinung führt der Verf. an, daß die Schafpocken das Herzogthum noch nie heimgesucht haben. Eben so unbekannt sind daselbst die wurmige Lungenseuche und die Traberkrankheit.

IV. Abschnitt. Krankheiten der Schweine. Außer dem



Milzbrand und der Lungenentzündung wurden noch zwey andere Krankheiten, die Schnuffelkrankheit und die Pocken beobachtet, über welche letztere jedoch der Verf. aus Mangel eigener Beobachtung keine Auskunft zu geben vermöge. V. Abschnitt. Die Hundswuth und die Seuche unter den Füchsen. Es werden hier nur mehrere Krankheitsfälle mitgetheilt, indem der Verf., was die Beschreibung beider Krankheiten betrifft, auf seine 1827 darüber erschienene Schrift verweist. Von den zehn Tabellen enthält die erste Bitterungsbeobachtungen vom Jahr 1824 bis zu Ende des Jahrs 1832; die zweyte eine Uebersicht des gesammten Viehstandes im Herzogthum Nassau; die dritte das Verhältniß des Viehstandes zum Flächengehalte; die vierte gibt eine Uebersicht der im Thierhospitale zu Idstein behandelten kolikkranken Pferde vom 1. October 1822 bis 1. Oct. 1833; die fünfte eine Uebersicht über die Verbreitung des Milzbrandes. Die sechste bezeichnet die Verbreitung der Lungenfäule. Die siebente zeigt die Verbreitung der Lungenfäule nach den Jahrgängen; die achte die Verbreitung der Maul- und Klauenseuche. Die neunte liefert eine Uebersicht der Verbreitung der Fäule auf dem hohen Westerwalde im J. 18 $\frac{2}{3}$ . Die zehnte Tabelle bezeichnet die Verbreitung des Milzbrandes unter den Schweinen.

L.

### B r a n d e n b u r g.

Ueber den Einfluß der classischen Studien auf die Bildung eines künftigen Staatsmannes von Dr. August Schröder, Professor an der Ritteracademie daselbst. 1833. 34 S. in 4. — Zwar nur eine Gelegenheitschrift, als Einladung zur Prüfung der Böglinge des Instituts, die aber schon durch ihren Gegenstand, und

nicht weniger durch dessen Behandlung unsere Aufmerksamkeit auf sich zog. Gab es je ein Zeitalter in welchem die Bildung von Jünglingen, die durch ihre Geburt und übrigen Verhältnisse die Wahrscheinlichkeit vor sich haben zu höhern Stellen in Staatsdiensten zu gelangen, von der größten Wichtigkeit war, so ist es das gegenwärtige. Wir haben schon bey anderer Gelegenheit es unbedenklich ausgesprochen, daß die festeste Stütze selbst der Fürstenstühle und der Thronen die Bildung und Moralität ihrer Besitzer ist, und eben daher die Erziehung und der Unterricht der Nachfolger von größerer Wichtigkeit sey, als man häufig es zu glauben scheint. Aber dasselbe gilt auch von den Männern, welche den Fürstenstühlen und Thronen durch die Stellen, die sie bekleiden, am nächsten stehen. Es ist daher gewiß ein sehr zeitgemäßer Gegenstand, welchen der Vf. zu behandeln sich vorsetzte, und wir wünschten angelegentlich daß dieser Schrift ein größerer Leserkreis zu Theil würde, als es mit solchen Schriften der Fall zu seyn pflegt. Die Meinung daß die Routine und eine äußere Bildung den Mangel gründlicher wissenschaftlicher Kenntnisse ersetzen könne, findet nur zu leicht Eingang in den höhern Ständen; es war daher auch besonders für ein Institut wie das bey welchem der Vf. angestellt ist, das aus Zöglingen der höhern Stände besteht, um so mehr passend, über den Gegenstand zu sprechen. Der Verf. hat sich dabey auf die classische Litteratur und ihre Wichtigkeit für die künftige practische Laufbahn beschränkt. Er betrachtet den Einfluß derselben in vierfacher Rücksicht: in intellectueller (Sprachbildung, besonders Studium der Grammatik, als angewandter Logik), in Rücksicht auf das Gemüth (Geschichte, Alterthumskunde als Darstellung des Lebens der Alten), auf den practischen Standpunct des künftigen Staatmannes (Vorbereitung

zur Redefertigkeit, practischer politischer Blick), und in ethisch-religiöser Rücksicht (Andeutung des Verhältnisses der alten Religionen zu dem Christenthum). Die Aufgabe die der Vf. hier zu lösen hatte, war weder zu viel noch zu wenig zu fordern; denn daß die Verhältnisse des Staatsmanns und des Gelehrten auch Verschiedenheit der Kenntnisse bedingen, darf nicht übersehen werden. Daß dem Vf. dieß nicht entging zeigt gleich der erste Abschnitt, der sich auf die Sprachkunde und Grammatik bezieht. Allerdings bedarf der künftige Geschäftsmann hier nicht der gleichen Kenntnisse wie der Sprachforscher; aber dennoch soll der Unterricht nicht bloß oberflächlich, sondern gründlich seyn. Daß unter den folgenden Abschnitten der dritte, die Redefertigkeit betreffend, von besonderer Erheblichkeit ist, fällt leicht in die Augen. Er ist es aber — setzen wir noch hinzu — in einem höhern Grade für die jetzigen Zeiten, wo bey den Fortschritten constitutioneller Verfassungen das Bedürfniß davon immer fühlbarer wird, und es noch weit mehr werden wird, wenn bey unsern gerichtlichen Verhandlungen, wie es doch wohl zu erwarten steht, mehr Deffentlichkeit eingeführt werden sollte. Schon deshalb also sollte in unsern gelehrten Schulen die classische Literatur den ersten Platz behalten; wäre es auch nicht längst durch die Erfahrung erprobt, welchen wohlthätigen Einfluß sie auf die Bildung des Mannes überhaupt hat. Es ist hier nicht der Ort dieß weiter auszuführen; wir können aber auf die Schrift des Vf. uns um so mehr beziehen, da die Wärme mit der sie geschrieben ist, ihr gewiß viele Leser verschaffen wird. Der am Ende beygefügte Lehrplan zeigt am besten, welcher Umfang dem Unterrichts in dem dortigen Institute gegeben ist.

Sn.

# Gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

22. 23. Stück.

Den 12. Februar 1835.

Paris.

Fortsetzung der Anzeige: Histoire de la restauration et des causes qui ont amené la chute de la branche aînée des Bourbons. etc.

So war die Harmonie der drey Staatsgewalten unter einander und mit der öffentlichen Meinung erlangt — alles auf Kosten der Royalisten. Indessen blieben diesen noch Mittel genug den Gegnern die Benützung des Sieges zu verkümmern, indem sie überall, in der öffentlichen Meinung und in den beiden Kammern eine durch Zahl sowohl als durch Fähigkeit und Thätigkeit bedeutende Minorität, und bey Hofe so wie in der Administration einen persönlichen Einfluß behielten, der nicht nur alle dem Liberalismus günstigen Regierungsmaßregeln in der Ausführung häufig zu lähmen, zu beschränken und zu entstellen vermochte, sondern auch beständig die Gefahr unterhielt, daß der König zwar nicht seine Ansicht ändern, aber aus Mangel an Charakterstärke und Bedürfniß nach Beyfall, Ruhe und

Frieden in seinen nächsten Umgebungen diesen Einflüssen nachgeben möchte. Das Centrum dieser unaufhörlichen Intriguen war der Graf Artois und seine Umgebungen, das sogenannte Pavillon St. Marsan. Die Minister sahen bald die Gefahr ein, die ihnen von dieser Seite drohte und nur die Wachsamkeit und die steigende persönliche Gunst, deren Decazes beym König genoß, vermochte sie schlimmere Folgen zu verhüten. Eben deshalb war schon damals Decazes der Hauptgegenstand der Angriffe dieser Partey, welche auch die verächtlichsten Mittel (Verläumdungen und Intriguen aller Art, untergeschobene Briefe u. s. w.) nicht scheute, um ihm das Vertrauen des Königs zu rauben. Der Haß und die Intrigue blieb indessen nicht bey dem Günstling stehen, sondern ergriff bald den König selbst. Nicht zu gedenken der Art wie man sich in den Salons dieser Partey über den König äußerte, und der giftigen, schmutzigen Spottschriften welche man in Umlauf setzte, nahm die Intrigue einen Augenblick sehr entschieden die Gestalt einer Verschwörung an, deren Zweck war den König zur Abdankung zu Gunsten des Grafen Artois zu zwingen. Dieß ist die sogenannte Conjuratiou du bord de l'eau, deren Daseyn wie das aller mißlungenen oder in der Geburt erstickten Verschwörungen von den Betheiligten geläugnet oder als ein Werk der Polizen dargestellt worden ist. Bis zu völliger Reife scheint die Verschwörung allerdings nicht gekommen zu seyn, eben weil sie früh genug entdeckt und erstickt wurde. Da der König sich sogleich überzeugte, daß eine weitere Entwicklung und eine strenge Untersuchung das Pavillon St. Marsan compromittieren würde, so befahl er die Sache niederzuschlagen, so daß nur einige subalterne

Werkzeuge der Ahndung der Polizey anheim fiele, ohne daß weder die Gerichte noch das Publicum etwas Näheres erfuhren\*). Aber mit welcher Stirn wagt es diese Parthey und ihre Verbündeten oder Befreundeten im Auslande dem Liberalismus, der Revolution die Anfeindung, Untergrabung und Zerstörung der königlichen Macht vorzuwerfen und sich selbst das ausschließliche Verdienst der Treue und Ergebenheit anzumessen? So sehr jedoch der König sich scheute gegen seinen Bruder und dessen Umgebungen und Schütz-

\*) Wer ein Interesse dabey hat sich oder andere mit Worten über die Sache zu täuschen, der kann allerdings immer noch sagen: es war keine eigentliche Verschwörung, man wollte dem Könige nur bange machen u. s. w. Wer? Vielleicht Decazes selbst; denn freylich konnten ganz entgegengesetzte Wirkungen von einer solchen Furcht erwartet, also von zwey entgegengesetzten Seiten darauf speculiert werden. Der König war überzeugt que le complot existait dans la pensée des royalistes und der Verf., der wie es scheint die polizeylichen Documente selbst gesehen hat, ist überzeugt, daß schon eventuel wenigstens von den untergeordneten Agenten bestimmte Verabredungen getroffen waren. In wiefern dergleichen an und für sich den Namen Verschwörung verdient, ist aber gar nicht einmal die Frage, sondern dieß: wenn die royalistische Polizey bey den später ungefähr im selben Stadium der Reihe entdeckten Verschwörungen der Liberalen dasselbe Verfahren beobachtet hätte wie hier die liberale oder Decazesche, statt (wie sie es ohne allen Zweifel that) die Zeitigung zu dulden, ja zu befördern — oder wenn sie umgekehrt hier mit solchen Liebesdiensten zugetreten wäre, wo bliebe dann der auch nur scheinbare Unterschied zwischen dem Verfahren beider Partheyen? Uebrigens darf man bey diesen Umtrieben des Pavillon St. Marsan gegen den König nicht vergessen, daß auch hier die Keime, die Gewohnheit der Feindseligkeit, der Intriguen viel weiter zurückgehen, bis zu den letzten Regierungsjahren Ludwig XVI. und der Emigration.

linge Ernst zu zeigen, so sahen sich doch die Minister bald genöthigt dieß zu einer unerlässlichen Bedingung ihrer fernern Dienste zu machen. Die Intriguen des Pavillon St. Marsan verbreiteten sich mit Hilfe einer mehr oder weniger förmlich organisierten geheimen Gesellschaft, eines Netzes von Comités über das ganze Land. Ein großer Theil der Beamtenwelt ließ sich durch solche Verbindungen und Einflüsse theils zu Saumseligkeiten aller Art, gelegentlich sogar zu offenbarem Ungehorsam verleiten, und berücksichtigte die geheimen Winke des Pavillon St. Marsan mehr als die Befehle und Circulare der Minister. So groß war die Furcht und Hoffnung wozu die bisherige Stellung des Grafen Artois zu berechtigen schien, so gering das Vertrauen zu der Standhaftigkeit des Königs. Nur mit der größten Mühe gelang es den Ministern die unumgänglichsten Veränderungen in dem Personal der höheren Beamtenwelt durchzusetzen. Ein großer Theil des Einflusses den der Graf Artois ausübte hing mit seinem Wirkungskreis als General-Inspector der Nationalgarden des ganzen Königreichs zusammen. Der König war durchaus, und trotz der klarsten Beweise des Mißbrauchs dieser Gewalt, nicht dazu zu bewegen sie ihm geradezu zu nehmen. 'Ich werde nie die Entlassung meines Bruders unterschreiben, sagte er, welches Unrecht er sich auch gegen meine Regierung mag zu Schulden kommen lassen.' Und man sucht die Ursachen des Sturzes dieser Dynastie bey dem Liberalismus, bey der Revolution! — Endlich mußte der Zweck auf Umwegen erreicht werden, durch eine Reorganisation der Nationalgarde, welche das General-Inspectorat zu einer Sinecure machte. Doch empfand der Graf Artois diesen Schlag so tief, daß seit-

dem auch der äußerliche Schein des guten Vernehmens zwischen beiden Brüdern aufhörte und ihr Verkehr sich auf die dürftigsten Anstandsbeobachtungen beschränkte, und besonders von Staatsangelegenheiten gar nicht mehr die Rede zwischen ihnen war.

Nicht zufrieden mit diesen Umtrieben im Innern, suchte die Parthey eben so eifrig die fremden Mächte gegen das Regierungssystem des Königs einzunehmen, und durch deren Einfluß eine Veränderung zu ihren Gunsten, jedenfalls aber die Verlängerung der Anwesenheit der Occupationsarmee zu bewirken, in der sie allein Schutz gegen die Folgen dieses königlichen Jacobinismus sahen. Auf dem Congreß zu Aachen, wo diese wichtige Frage verhandelt wurde, fanden indessen die geheimen Noten des Pavillon St. Marsan, der Eindruck der Unvorsichtigkeiten und Thorheiten, welche die Liberalen sich damals schon angeblich oder wirklich hatten zu Schulden kommen lassen, billigerweise weniger Gehör als der außß dringendste ausgesprochene Wunsch des Königs, Frankreich um jeden Preis von fremden Bayoneten befreyt zu sehen, verbunden mit den genügendsten Anstalten zur Erfüllung der übernommenen pecuniären Verpflichtungen, und der ernstlichen und gründlichen Widerlegung der gegen das liberale Regierungssystem erhobenen Anklagen. Auch das gewichtige Gutachten des Herzog von Wellington (als Oberbefehlshaber der Occupationsarmee) sprach entschieden die Ueberzeugung aus, daß die innere Ruhe Frankreichs nicht bedroht und zu deren Erhaltung eine längere Dauer der Occupation nicht nöthig sey. Das Mißtrauen Preußens und Oestreichs wich endlich dem Einfluß Alexanders, der die einmal übernommene Rolle des philanthropisch-liberalen, groß-



müthigen Siegers fortspielte. Die Resultate, die Räumung Frankreichs, die Aufnahme in den Bund der Großmächte sind bekannt und gehören nicht hierher.

Trug nun auch in Aachen das liberale System einen entscheidenden Sieg davon, so verlor es doch bald darauf eben diejenige seiner Stützen, der es diesen Sieg verdankte; und zwar trugen dazu zum Theil eben die Folgen des Sieges, die Art wie er benutzt wurde bey. Der Herzog von Richelieu hatte die Ordonnanz vom 15ten Sept. als eine nothgedrungene Maßregel der Vertheidigung der königlichen Gewalt gegen eine usurpierende Kammer gebilligt, während er dennoch die Ansichten der Kammer über die Bedürfnisse der Zeit, ihre Pläne für die Zukunft im Allgemeinen billigte. Nur den Weg, die Mittel, die Initiative konnte er nicht billigen, als treuer Diener des Königs und des Königthums. So konnten ihm denn die weitem Folgen der Ordonnanz, welche die Regierung mehr und mehr von den Plänen und von den Personen jener Parthey entfernte, nichts weniger als angenehm seyn. Die größten Besorgnisse aber erregte es bey ihm, als er sah, wie schnell unter dem Schutz der Regierung die liberale Parthey sich zu einer selbständigen Macht entwickelte, welche, seiner Meinung nach, die Regierung ebenso zu überflügeln, zu beherrschen drohte, wie es früher von der Gegenparthey geschehen war. War aber einmal die Alternative zwischen den Anmaßungen einer royalistischen oder einer liberalen Majorität gestellt, so konnte seine Wahl nicht zweifelhaft seyn. Betrachten wir nun aber die Thatfachen, welche bey diesem edeln und bedeutenden Staatsmann solche Besorgnisse erregten, so finden wir in ihnen lediglich die ihm ganz unge-

wohnten, unbekanntem, aber unvermeidlichen Folgen des constitutionellen Lebens unter den in Frankreich gegebenen Verhältnissen und Bedingungen — Folgen, die in einer andern Ordnung der Dinge als durchaus unerträglich, so bald aber das constitutionelle System selbst als gültig und nothwendig angenommen war, als sehr unerblich angesehen werden mußten. So zeigte sich schon hier die ganz falsche Stellung, in welcher sich alle diejenigen befanden, welche auf dem gegebenen und anerkannten Grund und Boden der Charte und des neuen Frankreichs leben und sich doch dessen Früchte nicht gefallen lassen wollten, vielmehr sich unablässig bemühten ihm ganz fremdartige zu entlocken oder abzuзwingen. Mit mehr Recht könnte man sich darüber wundern, daß — abgesehen von der Befriedigung der alltäglichsten, rohesten Bedürfnisse der Staatsverwaltung, deren Maschinen ungefähr so wie sie vom Kaiserreich übernommen worden war, natürlich im Gang blieben — jene Früchte so spärlich, kraftlos und unfruchtbar waren. Aber man darf nicht vergessen, daß der Liberalismus wesentlich conservativ und durchaus nicht schaffend war. Wirklich brachte die vereinte Kraft der drey Staatsgewalten in dieser Zeit nichts von tieferer und weiterer Bedeutung in irgend einer Art hervor, als das Wahlgesez von 1816 und das Gesez zur Recrutierung und die anderweitigen damit verbundenen Maßregeln des Kriegsminister Gouvion St. Cyr zur Reorganisation der Armee. Beides waren allerdings nicht unwichtige organische Geseze im Sinne des Liberalismus, aber sie erschöpften auch seine damalige Zeugungskraft, und sogar sein Zeugungsbedürfniß. Das Recrutierungsgesez, die Reorganisation, die ganze Behandlungsart der Armee,

verschaffte vor allen Dingen auf diesem Gebiet den Principien der Gleichheit aller Bürger dem Staat gegenüber wiederum volle Geltung und hob eine Anomalie auf, welche hier angefangen hatte sich im Gegensatz zu jenem aus der Revolution und dem Kaiserreich hervorgegangenen Grundprincip zu entwickeln. Das Mißtrauen welches das Benehmen des Heers 1815 bey der Dynastie erregen mußte, hatte sich nämlich mit der leicht begreiflichen Tendenz der royalistischen Parthey vereinigt, um nicht nur der royalistischen Aristocratie so viel es irgend möglich war factisch das Privilegium der Officierstellen wieder zuzuwenden, sondern auch den Einfluß derselben auf den Soldaten durch Berücksichtigung localer Verhältnisse in der Zusammensetzung der Heeresabtheilungen zu vermehren. Möglichst vollständige Ausschließung der Elemente des Napoleonischen Heeres war natürlich eine Hauptbedingung in der Ausführung dieser Pläne, und eben in diesem Punkte wie in allen anderen wurde ihnen durch das System Souvion St. Cyr außersamste entgegen gearbeitet, ihre schon gewonnenen Resultate zerstört. Die Royalisten erkannten die ganze Bedeutung dieser Veränderung und verfehlten nicht sie mit ihrer gewöhnlichen Uebertreibung als eine jacobinische zu verschreyen, während umgekehrt der liberalen Opposition noch lange kein Genüge geschah. Doch behielt der ministerielle Vorschlag ohne wesentliche Modificationen eine bedeutende Majorität \*).

\*) Man hat behauptet die spätern Begebenheiten hätten bewiesen, daß die Royalisten nicht Unrecht gehabt, als sie damals aus der neuen Organisation des Heers den Untergang der Dynastie prophezeiten. Und in der That, obgleich unter den spätern royalistischen Ministerien viel gethan wurde, um zumal

Das Wahlgesetz von 1816 gab die Entscheidung der Wahlen fast unbedingt in die Hand der höhern und mittlern Classen der Städte, also der eigentlichen Kraft des Liberalismus. Dem Einfluß der Regierung blieb indessen, besonders so lange sie den Liberalismus nicht geradezu zurückstieß, noch immer ein überwiegendes Gewicht. Der Royalismus dagegen konnte sobald dieser Einfluß gegen ihn, oder auch nur nicht entschied-

in der königlichen Garde wieder ein aristokratisches Officiercorps zu bilden, so läßt sich doch nicht läugnen, daß ein royalistisches Heer (in dem Sinne dieser Partey) 1830 wahrscheinlich eine andere Rolle gespielt haben würde, als das damalige, aus jenem Gesetz hervorgegangene. Damit ist aber wahrlich noch nicht bewiesen, daß jenes royalistische System die Dynastie, das Königthum, Frankreich gegen alle Gefahren geschützt und nicht viel mehr selbst, und wahrscheinlich schon früher als 1830, größere Gefahren herbeygeführt haben würde, als diejenigen waren, denen jenes nur nicht begegnen wollte oder konnte. Hier wie auf allen andern Gebieten hatte die Restauration zwey entgegengesetzte Einflüsse zu bekämpfen und auf ein unbedingt und in allen Fällen passiv gehorsames Heer konnte und kann in dem jetzigen Frankreich keine Regierung mehr rechnen. Daß aber die von den Royalisten so bitter getadelte Organisation am Ende doch die war, welche der Regierung am meisten, den beiden andern Einflüssen am wenigsten Gewicht gab, können wir schon daraus schließen, daß der bürocratische Instinct auch unter royalistischen Ministerien und Majoritäten dieselbige im Ganzen beybehielt, und nur im Einzelnen einige Corrective und Concessionen zu Gunsten der Partey gestattete. Außerdem ist es immer wieder die alte Selbsttäuschung, welche meint der Abfall, die Unzuverlässigkeit des Heers habe die Revolution von 1830 möglich gemacht. Die Bourbons verließen das Heer, wie alles andere worauf sie sich stützen konnten; — nicht umgekehrt.

den für ihn war keine Majorität mehr erwarten. Allerdings war dadurch theilweise eine völlig triegerische, erkünstelte Repräsentation gegeben, so bald man die Localitäten berücksichtigt. Es konnten fortan Departements, worin die Kraft der Royalisten lag (die Vendée z. B.), Deputierte (Manuel) auf die äußerste Linke \*) schicken, weil gerade hier der Gegensatz zwischen Stadt und Land in den blutigen Bürgerkriegen sich am schärfsten entwickelt hatte. Eben diese Anomalien mußten aber begreiflicher Weise dem Liberalismus das Gesetz eben so sehr empfehlen, als der Regierung, welche, ganz abgesehen von ihrer augenblicklichen Verbindung mit dieser oder jener Parthey, dem Instinct der Feindseligkeit gegen jede individuelle und locale Selbständigkeit folgte und recht gut fühlte, daß es ihr in größerer Entfernung von den Mittelpuncten der Verwaltung immer schwerer seyn werde den Einfluß der bleibenden localen Kräfte, Notabilitäten, Namen, Individuen und Thatsachen zu beschränken. Durch die jährlich theilweise Erneuerung der Wahlen hoffte ohne Zweifel die Regierung sich die Leitung derselben zu erleichtern und die mit einem solchen Act des politischen Lebens der Nation unvermeidliche

\*) Indem wir uns hier zum ersten Mal dieses Ausdrucks bedienen, glauben wir erinnern zu müssen, daß er und die analog gebildeten Rechte, Centrum, rechtes und linkes Centrum keinen bestimmten, sich gleich bleibenden Begriff gaben. Sie bezeichnen Stellungen, welche zu verschiedenen Zeiten (schon seit der constituante), von verschiedenen Partheyen oder Partheynüancen besetzt wurden. Im Ganzen indessen gilt in der Epoche, von der hier die Rede ist, die Linke bekanntlich als gleichbedeutend mit den Extremen des Liberalismus, so weit sie überall in der Kammer Platz finden konnten.

Aufregung zu vertheilen. Da indessen die Royalisten auch die gleichsam tropfenweise einfallenden Resultate dieses Systems mit derselben Trauer und Wuth aufnahmen, als wenn die Fluth jacobinischer Ueberschwemmung auf einmal herein gebrochen wäre, so gewann die innere Ruhe wenig bey diesem Verfahren. So erklärlich es nun auch ist, daß diese Partey jeden Vorwand zu solchem Treiben eifrig benutzte, so seltsam erscheint es, daß jene völlig normalen Erscheinungen allmählich wirklichen Einfluß auf die Regierenden haben konnten. In der That beschränkt sich alles darauf, daß nach und nach eine kleine Anzahl von Männern ihren Weg in die Kammer fanden, welche im Namen des Liberalismus eine Opposition, die berühmte und berüchtigte Linke gegen die liberale Regierung bildeten — eine Opposition, die aber der Regierung, so lange sie nur die Majorität behielt, durchaus keinen wesentlichen Nachtheil oder Gefahr sondern nur mancherley, zum Theil ganz heilsame Unannehmlichkeiten bereiten konnte. Diese Opposition beruhte durchaus auf keiner wesentlichen Verschiedenheit der Zwecke oder auch nur der wichtigern Mittel, auch wenn man die Dynastie zu diesen letztern rechnen will. Sie drehte sich vielmehr bloß um das Mehr oder Weniger, Früher oder Später der an und für sich unvermeidlichen Entwicklung gewisser Bedingungen des constitutionellen Lebens, oder wohl gar nur zu häufig um persönliche Interessen, oder doch um den Antheil, der gewissen Personen an den Geschäften gebühre. Was die angebliche antidynastische Tendenz der äußersten Linken betrifft, so haben wir uns darüber schon ausgesprochen; aber gesetzt auch solche Gesinnungen wären

so entschieden vorhanden gewesen als sie es damals entweder gar nicht, oder bloß ganz conditionell und eventuell waren, so ist immer wieder die Frage: wo konnten sie unschädlicher, wo mußten sie stummer seyn als gerade in der Kammer? Und mochte man es beklagen, daß eine, wenn auch noch so geringe Minderzahl unter den Wählern solchen Repräsentanten ihre Stimmen gab, so wurde doch dadurch das eigentliche Uebel, die antidynastische Gesinnung nicht vermehrt, die Gefahr nicht vergrößert, sondern im Gegentheil. Aber — zum Beweise wie sehr das constitutionelle Leben noch in der Kindheit war — alles dieß kam nicht in Betracht gegen den Eindruck den einige Namen auf die einen machten, und gegen den Eifer womit von andern auf diesen Eindruck speculiert wurde. Eben so wenig als in der dynastischen Frage kann man in den Forderungen, welche die Linke in Beziehung auf Sicherung der individuellen Freyheit gegen außerordentliche polizeyliche Maßregeln und Gerichtshöfe, und der Pressfreyheit gegen die Censurmächte, Anzeichen eines irgend wesentlichen, eigenthümlichen Gegensatzes finden. Theoretisch und im Allgemeinen waren nicht nur der Liberalismus der Regierung und ihrer Majorität in den Kammern darüber einig, daß hinreichende Bürgschaften der Freyheit der Personen und der Presse eine nothwendige Bedingung und Eigenschaft der vollständigen Entwicklung des constitutionellen Systems seyn mußten, sondern auch die royalistische Opposition stimmte dieser Ueberzeugung vollkommen bey. Der ganze Unterschied entsprang aus den gegenseitigen Bedürfnissen jeder Regierung und jeder Opposition, wonach jene den anerkannten allgemeinen Grundsatz (den

ohnehin kein Vernünftiger unbedingt verstanden haben will) möglichst beschränkt und möglichst spät, diese möglichst ausgedehnt und möglichst schnell practisch ausgeführt wissen will. Die Ursachen liegen am Tage, den Beweis gibt eben die Uebereinstimmung aller Oppositionen und aller Regierungen in diesem Punkte, wie verschieden auch sonst ihre Grundsätze und Interessen seyn mögen. Der Unterschied zwischen dieser und jener Regierung, dieser und jener Opposition wird aber immer nur daraus hervorgehen, daß die practisch möglichen Gränzen der gegenseitigen Ansprüche in verschiedenen Epochen sehr verschieden sind, und daß auch diese zu finden immer eine gewisse Zeit und Erfahrung erfordert. Man muß es immer wiederholen, die Rechte hat so oft sie in der Minorität, also in der Opposition war, eben so eifrig für Pressfreiheit, individuelle Freyheit, und gegen Mißbräuche und Mißstände der Gewalt declamiert als die Linke. Zwar hatte diese sich damals fast ausschließlich des zweyten Punctes bemächtigt und machte der Regierung, namentlich in Beziehung auf die Verbannten und Flüchtlinge aus der Zeit der 100 Tage, viel zu schaffen. Allein diese Thätigkeit ging keinesweges aus einem der Linken eigenthümlichen Grundsatz hervor, sondern daraus, daß jene Verbannten und Flüchtlinge — einige alte Jacobiner und Königsmörder abgerechnet — der Napoleonischen Partey angehörten, welche, vermöge der oben angedeuteten Amalgamation gerade die Hauptkraft des Liberalismus zu bilden begann. Wenn ferner die Klagen der Linken und ihrer Journale über wirkliche oder angebliche Mißbräuche der Gewalt von Seiten der Regierungsbeamten mehr Anklang



bey der öffentlichen Meinung fanden, als jene ganz ähnlichen der Rechten, so beweist auch dieß keinesweges einen größern Eifer, sondern nur mehr Gewandtheit und Tact. Das Verdienst ist aber nicht hoch anzuschlagen, da es weit mehr aus einem Mangel als aus einem Vorzuge, jedenfalls höchstens aus einem gewissen Instinct der Verwandtschaft mit den am wenigsten rühmlichen Seiten der öffentlichen Meinung entsprang, z. B. mit ihrer Neigung zu kleinlicher, oberflächlicher Klatscherey. Eben dadurch, daß die royalistische Opposition ihren Angriffen auf diesem Gebiete einen Character von größerem Ernst und Tiefe gab, daß sie sich weniger an die Details hing, daß sie auf die Wurzel des Uebels ging, die Centralisation angriff und größere Selbständigkeit der Gemeinden forderte — eben dadurch wurde sie der Regierung weniger lästig, der öffentlichen Meinung unverständlicher und gleichgültiger, welche für dergleichen damals noch eben so wenig Sinn hatte als im Ganzen die liberale Opposition selbst. Scheint nun hierin ein Verdienst für die rechte Seite zu liegen, so müssen wir gleich hinzusetzen, daß die Interessen der Partey dabey keinesweges vergessen wurden, da sie eben in den emancipierten Gemeinden (mit Recht oder Unrecht) einen überwiegenden Einfluß zu erlangen hoffte. Ueberdieß bedarf es kaum der Bemerkung, daß, nachdem dieselbe royalistische Minorität zur Majorität geworden war, und das Ministerium die Gewalt erobert hatte, von all diesen schönen Dingen nicht mehr die Rede war. Uebrigens war die eben berührte Eigenthümlichkeit der Angriffe der royalistischen Opposition nicht die einzige, nicht die Hauptursache, weshalb alle Popularität, welche durch solche Mittel den Oppositionen von

Rechtswegen, aber freylich oft sehr wohlfeilen Kaufes zufällt, der Linken und nicht der Rechten zu Theil würde. Die Hauptursache lag vielmehr in der oben angedeuteten Verwandtschaft zwischen dem politischen Liberalismus und der allgemeinen Bildung der höhern und mittlern Stände in Frankreich \*). Obgleich es sich aber jedenfalls nicht läugnen läßt, daß es schon damals den Männern der Linken gelang sich allmählich der öffentlichen Meinung als die einzigen aufrichtigen, uneigennütigen, standhaften Freunde der Freyheit und Vertheidiger der Rechte und des Beutels des Volks zu empfehlen\*\*), so würde man doch sehr irren wenn man die Bedeutung, die sie später wirklich erlangten, schon damals suchen, oder als aus ihrer eigenen Stellung, ihrem eigenen Wesen nothwendig hervorgehend ansehen wollte. Vielmehr trugen auch hierzu die Fehler der Regierung bey weitem am meisten bey. So lange diese nur einigermaßen ihre Stellung auf dem Gebiet des practischen

\*) Schon darin, daß die royalistische Opposition die picanteste, erwünschteste und reichhaltigste Ader für tägliche mehr oder weniger gegründete Klagen, Spott und Klatschereien, die Unvorsichtigkeiten oder gar Vergehen der Geistlichkeit ausschließlich den Liberalen zur Ausbeute überlassen mußte, stand sie sehr im Nachtheil bey der öffentlichen Meinung.

\*\*) Ohne die wirklichen Verdienste mancher dieser Männer zu läugnen, oder ihnen andere oder mehr Fehler vorzuwerfen als in politischen Kämpfen bey den Anhängern und Häuptern aller Parteyen zu finden sind, können wir ein für alle mal (mit dem Verf.) erinnern, wie lächerlich bey den Meisten diese Ansprüche, besonders der der Uneigennützigkeit und der staatsmännischen Ueberlegenheit erscheinen müssen — zumal nach der Juliusrevolution!

Liberalismus behauptete, kamen endlich zuletzt doch alle Eroberungen, welche die weniger disciplinirten, oder gelegentlich sogar meuterischen Parteygänger des Liberalismus machen mochten, am Ende wesentlich der Regierung zu statten; denn das Uebergewicht der materiellen Hülfsmittel war bey einer so centralisirten, allumfassenden Verwaltung so groß, daß, wenn die öffentliche Meinung nur nicht geradezu entfremdet beleidigt wurde, sie auf die Länge immer der Macht zu fallen mußte. Aber von dem Augenblick wo die Restauration selbst das erworbene Terrain der öffentlichen Meinung und des Liberalismus aufgab und eine entschieden feindselige Stellung gegen beide annahm, fielen umgekehrt alle jene gemeinsamen Eroberungen und Vortheile ganz von selbst ausschließlich der liberalen Opposition zu.

So vortheilhaft nun auch die Stellung der auf eine bedeutende Majorität in der Deputirtenkammer und auf eine hinreichende in der Pairskammer gestützten Regierung war, so erregten doch schon die Wahlen von 1818, welche der Opposition der Linken die bekannten Namen Girod de l'Ain, Manuel, Lafayette, de Corcelles, Benjamin Constant, Geratry u. s. w. zuführten, zugleich aber auch das Gebiet der Rechten zu Gunsten der ministeriellen Majorität beschränkten — ferner die Entwicklung der liberalen Presse und ihres Einflusses auf die öffentliche Meinung so große Besorgnisse bey mehreren Mitgliedern des Ministerium, daß sie eine Annäherung an die Rechte für nöthig erachteten.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

---

# G e t t i n g e n g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

24. Stück.

Den 14. Februar 1835.

---

P a r i s.

Fortsetzung der Anzeige: Histoire de la restauration et des causes qui ont amené la chute de la branche aînée des Bourbons. etc.

An der Spitze stand Richelieu, der seit seiner Rückkehr von Aachen dem Einfluß der royalistischen Salons und des Pavillon St. Marsan ausgesetzt, obnehin bey allen seinen Verdiensten allerdings in einem liberalen Ministerium nicht an seiner Stelle war, und im äußersten Fall die königliche Gewalt doch lieber der Herrschaft einer royalistischen als einer liberalen Majorität unterworfen sehen mochte. An ihn schlossen sich Lainé und Molé, während die übrigen Minister und vor allen Decazes, mit des Königs persönlichen Ansichten am vertrautesten, die Beybehaltung des liberalen Systems verfochten. Als diese Spaltung endlich so weit gedieh, daß alle Minister ihre Entlassung einreichten, erhielt anfangs Richelieu den Auftrag ein Ministerium zu bilden, und es schien einen Augenblick als wenn der

König den verdoppelten Anstrengungen seiner Umgebungen, seiner Familie weichend, dem Pavillon St. Marsan und der Rechten wenigstens einige Concessionen machen würde. Allein während diese keinesweges hinreichten jene Ansprüche zu befriedigen, mußten sie die liberale Majorität mißtrauisch machen und die Linke verstärken. Alle diese und manche andere widersprechende Einflüsse erklären es hinreichend, warum Richelieu, der sie alle mehr oder weniger berücksichtigen sollte, und außerdem seine eigenen Antipathien und Zuneigungen hatte, gar kein Ministerium zu Stande brachte. So blieb dem Könige nur die Wahl zwischen einem Ministerium der Rechten und einem etwas mehr nach der Linken neigenden. Denn auf die Majorität welche dem Liberalismus des aufgelösten Ministerium entsprach, war nun schon nicht mehr ganz zu rechnen; sie hatte sich in Folge eben dieser Auflösung natürlich mehr nach der Linken geneigt und ein neues Ministerium, welches sich auf sie stützen wollte, mußte ihr in dieser Richtung bis auf einen gewissen Punct folgen. Die Wahl konnte bey den Ansichten des Königs, bey seiner Scheu vor dem Grafen Artois, bey dem Einfluß Descazes nicht lange zweifelhaft seyn, und so entstand das Ministerium Desolle (de Serre, Descazes, Portal, Louis, Souvion St. Cyr u. s. w.), welches als der Gipfelpunct des Regierungsliberalismus unter der Restauration bezeichnet wird, in der That aber sich nur durch eine geringe Nuance von dem vorhergehenden unterschied und jedenfalls noch immer nicht die Gränzen des persönlichen Liberalismus des Königs überschritt. Dieß wird man nicht leicht in Abrede stellen, wenn man bedenkt, daß die wirklich oder angeblich bedenklichen Erscheinungen, welche die Ent-

wickelung der öffentlichen Meinung und des constitutionellen Lebens unter diesem Ministerium darboten, eben so unfehlbar eingetreten wären wenn das vorige den eingeschlagenen Weg fortgesetzt hätte, denn auch diese Erscheinungen waren durchaus nicht der Art, daß sie irgend wesentliche Besorgnisse für die constitutionelle Monarchie, wie sie in Frankreich nun einmal allein möglich geworden war, rechtfertigen konnten. Es waren keine andern als die natürlichen unvermeidlichen, alltäglichen Dornen, welche das constitutionelle Leben nun einmal für die Regierenden trägt. Und wie man übrigens auch diese Dornen beurtheilen mag, so war es auch jetzt nicht bloß die liberale, sondern eben so sehr die royalistische Opposition, welche sich beeiferte sie den Ministern unterzustreuen.

In der zweyten Kammer blieb die relative Stellung des neuen Ministerium im Ganzen dieselbe, wie die des vorhergehenden. Es stützte sich auf eine völlig hinreichende Majorität, und hatte eine zwar häufig lästige, aber doch nicht gefährliche Doppelopposition der beiden Extreme der Rechten und Linken zu bekämpfen. jene Majorität war indessen allerdings nicht ganz dieselbe und nicht ganz so leitsam und zuverlässig als die frühere; oder vielmehr sie war es unter etwas andern Bedingungen. Die natürliche Entwicklung des constitutionellen Lebens, welche unfehlbar den Majoritäten die factische Herrschaft zuführt, war durch das ministerielle Interregnum, und durch die anfängliche Unthätigkeit des neuen Ministerium beschleunigt worden, und hatte das Erwachen des Selbstbewußtseyns der Majorität befördert. Ein Theil der Majorität hatte sich während jener Schwankungen der Linken, als einem festen Punct genähert und ohne doch

eigentlich zur Opposition überzutreten, ja während sie vielmehr selbst mit der Majorität zu amalgamieren, und diese und mit ihr die Stellung des Ministerium zu verstärken schien, und unter Umständen wirklich verstärken konnte, machte sie ihre Unterstützung doch von Bedingungen abhängig, deren Erfüllung nicht immer in der Macht oder in dem Willen des Ministerium liegen konnte. Damit ist zwar nicht gesagt, daß das Ministerium Richelieu sich einer unbedingten Majorität erfreut hätte, aber die Forderungen der gegenwärtigen waren eben durch ihre Annäherung an die Linke gesteigert, während das Ministerium wesentlich dieselbe Nuance des Liberalismus beybehielt, welche sein Vorgänger in die Kammer trug. Zugleich aber und durch einen natürlichen Gegenstoß lösten sich einige Stimmen von dem andern Ende der Majorität und fielen der Opposition der Rechten zu. Dennoch aber zeigte sich auch damals durchaus keine tiefere, wesentliche Differenz zwischen dem Liberalismus der Majorität, ja selbst der Linken und jenem der Regierung. Bey den fortgesetzten Kämpfen um die Rückkehr der Verbannten, so wie bey den Discussionen über die Ministerverantwortlichkeit und das Preßgesetz handelte es sich nur um ein unwesentliches Mehr oder Weniger. Gar manchem mochte es freylich damals und mag es jetzt noch anders erscheinen. Aber wenn man sich an das Wesen und nicht an leere Formen oder gar Phrasen hält, und die Erfahrungen, welche seit jener Zeit in dem constitutionellen Leben gemacht worden sind, beherzigt, so verschwinden die Unterschiede unter den damals oder später geäußerten Wünschen und Meinungen ziemlich neben der radicalen Unmöglichkeit über diese Punkte ein auch nur den wesentlich-

sten Ansprüchen der Sache, des Ganzen und der Parteyen genügendes Gesetz zu finden — also neben der factischen Impotenz der Gesetzgebung auf diesem Gebiete. Diese zeigte sich begreiflicher Weise deutlicher in der Discussion über die Ministerverantwortlichkeit, welche zu gar keinem Resultat führte, als in jener über das Pressgesetz, aus welcher ein eben so unzulängliches Gesetz hervorging, als aus allen spätern Discussionen über diesen Gegenstand. Bey dieser Gelegenheit zeigte sich indessen zum ersten Mal die Möglichkeit eines bedenklichen Anwachsens der Minorität durch vorübergehende Vereinigung der beiden Oppositionen, im Fall die Minister den Anforderungen der Linken zu wenig entsprachen. Diese Gefahr brachte indessen ihr Correctiv zum Theil mit sich, indem die äußerste Linke keinesweges den Sturz des Ministerium wünschte, da sie selbst durchaus keine Aussicht hatte ihm zu folgen, oder auch nur ein noch fügsameres an seine Stelle treten zu sehen, sondern weit eher das Gegentheil. So mußten gerade solche Augenblicke eines zu auffallenden Zusammentreffens ihrer Stimmen mit jenen der Rechten, die Linke stutzig machen und dem Ministerium wieder näher bringen. Ganz anders und viel gefährlicher war in dieser Hinsicht für das Ministerium die Haltung derjenigen Fraction der Kammer, welche den Uebergang von der Opposition der Linken zu der Majorität bildete, und wozu jene Männer gehörten, welche man damals schon anfangs ausschließlicher mit dem Namen der Doctrinäre zu bezeichnen. Da diese nämlich nicht nur in allen wesentlichen Grundsätzen, sondern auch sogar in dem Mehr oder Weniger der Entwicklung des constitutionellen Regierungssystemes und der dem Liberalismus zu machenden Concessionen dem Mi-



nisterium weit näher standen, als die Linke — da überdieß ihre Antecedentien meist nicht revolutionärer oder Napoleonistischer, sondern royalistischer Art waren (wenn auch nur seit 1814), weshalb sie auch schon längst auf der zweyten oder dritten Stufe der Beamtenhierarchie zugelassen waren, und durch persönliche und gesellschaftliche Verhältnisse den Ministern, dem Hofe, dem Könige selbst mehr oder weniger nahe standen, so konnten sie nicht ohne einige Wahrscheinlichkeit daran denken die Erben des Ministerium zu werden. Dieser Versuchung wußte ihre zum Theil wohlmeinende und nicht unfähige Eitelkeit nicht zu widerstehen, und sie sind es vor allen Dingen welche damals und später das Beyspiel einer durchaus persönlichen, oft unredlichen, hinterlistigen Opposition gegen ein Ministerium gaben, dessen politisches System sie so sehr billigten, daß sie nur an dessen Fortsetzung denken konnten. Auf diese Weise haben sie als falsche Freunde weit öfter zu der Vermehrung der Schwierigkeiten, gegen welche die Restauration zu kämpfen hatte, beygetragen, als die äußerste Linke. — Bey alle dem aber, wir wiederholen es, bot die Stellung des Ministerium Desolle zur zweyten Kammer damals durchaus keinen Grund zu ernstlichen Besorgnissen.

Anderß verhielt es sich mit der Pairskammer. Daß hier die Elemente einer bedeutenden royalistischen Opposition nicht fehlen konnten, bedarf keiner weitem Auseinandersetzung. Doch hätte diese allein schwerlich jemals eine ernstliche Verlegenheit herbey führen können, denn man darf nicht vergessen, daß die Pairskammer auch eine bedeutende Zahl von Notabilitäten aus der Kaiserzeit und sogar aus verschiedenen Epochen der Revolution enthielt, welche im Ganzen gegen

das ministerielle System nichts einzuwenden haben konnten, zumal so lange es so notorisch auch den persönlichen Ansichten des Königs entsprach. Indessen damals wurden durch untergeordnete persönliche Rücksichten und Intriguen, die eben als solche hier keine nähere Darlegung verdienen, der royalistischen Opposition (welche ohnehin alle Kräfte anstrengte) so viele Stimmen zugeführt, daß (durch Annahme der Motion Barthelemi) ein Tadel des bestehenden Wahlgesetzes und somit des ganzen ministeriellen Systems mit einer geringen Majorität von der Pairskammer ausgesprochen wurde. Diese Niederlage hatte nun zwar ebenfalls die natürliche Folge die ministerielle, liberale Majorität der zweyten Kammer durch eine entschiedenere Annäherung der Linken zu stärken; allein eben damit war der Gegensatz zwischen den beiden Kammern und die Nothwendigkeit einer Herstellung der unentbehrlichen Harmonie durch eine Modification in der Zusammensetzung entweder der Pairskammer, oder der zweyten Kammer und des Ministerium um so schärfer bezeichnet. Unter den obwaltenden Umständen war kaum daran zu denken, daß die Ansicht des Königs, des Ministerium und der zweyten Kammer derjenigen der Pairskammer weichen sollte, und so blieb nichts übrig als die bekannte Rectification der letztern durch die Einschlebung von 60 neuen Pairs. Diese Maßregel war zwar nicht nur unvermeidlich und constitutionell, sondern hob auch wirklich für den Augenblick die obwaltenden Schwierigkeiten. Wenn es sich aber freylich bald zeigte, daß damit auf die Länge wenig geholfen war, so kann man daraus den damaligen Ministern um so weniger einen Vorwurf machen, da die Ursache nicht nur in dem Wesen des constitutionellen Lebens selbst-

lag, sondern auch der Mangel an Erfahrung in dessen factischen Gesetzen damals eine Täuschung über die Dauer der Wirkung dieses constitutionellen Heilmittels viel eher entschuldigte als später. Es wirkte hier die, der Pairskammer wie jeder Corporation eigenthümliche Tendenz der Reaction gegen eine solche, zwar buchstäblich verfassungsmäßige, aber darum nicht weniger unwillkommene und kränkende Invasion. Hiezu gesellte sich die Tendenz der neu hinzugekommenen Elemente sich mit den alten, vorhandenen zu versöhnen, zu amalgamieren; eine Tendenz, welche um so mehr geneigt war sich eben in der Theilnahme an jener gemeinsamen Reaction der Corporation gegen die Urheber jener Invasion zu zeigen, da diese Art von Undankbarkeit sowohl vor der Kammer selbst als vor der öffentlichen Meinung am ehesten als ein Beweis politischer Selbständigkeit gelten konnte. Zu diesen natürlichen, in allen ähnlichen Fällen wirklichen Ursachen, kamen jedoch noch andere, in der Entwicklung der damaligen Verhältnisse, den weitern Resultaten desselben Systems, dessen Opfer die Pairskammer geworden, liegende Momente, deren Einfluß auf die Ansichten der neugeschaffenen ministeriellen Majorität man dieser billigerweise nicht zum Vorwurf machen, oder die Aufrichtigkeit dieser Veränderung bezweifeln kann. Ein ähnlicher Einfluß, ähnliches Schwanken und Wechseln der Ansichten war damals zu allgemein, als, daß man sie anders zu erklären brauchte, als aus dem Mangel an Erfahrung des constitutionellen Lebens, an Bekanntschaft mit seinen unerläßlichen, aber allerdings zum Theil schwierigen und unangenehmen Bedingungen.

Jene Momente, welche nicht nur in der Pairskammer, sondern auch im Ministerium und end-

lich beyrn Könige selbst Zweifel an der Zweckmäßigkeit oder Gefahrlosigkeit des, seit der Auflösung der Kammer von 1815 und noch mehr seit der Bildung des Ministerium Desolles befolgten Regierungssystems erweckten, entsprangen wesentlich aus einigen Symptomen der Entwicklung der öffentlichen Meinung und der zugleich als Organ und Schöpfer derselben immer bedeutsamer hervortretenden Presse. Dahin gehören theils die gesteigerten Anforderungen der Extreme der indeß immer noch constitutionell monarchischen und dynastischen Majorität des Liberalismus, theils die Thätigkeit der antimonarchischen, oder doch antidynastischen Elemente desselben. Zwischen beiden glaubte man eine nahe Verwandtschaft, wo nicht Identität zu erkennen, beiden schrieb man das Verhalten der Opposition der Linken in der Kammer — die Verstärkung dieser Opposition durch mehrere Wahlen (besonders durch die von 1819) — die Versuche sogar anerkannte Feinde des Königthums, ja Königsmörder in die Kammer zu bringen — die zunehmenden Angriffe der liberalen Presse auf das System und die einzelnen Handlungen der Regierung — die bis zu hochverrätherischen Umtrieben, oder gar Verschwörungen gehende Aufregung der öffentlichen Meinung — endlich ihre Theilnahme und ihre Wechselbeziehungen mit der gleichzeitig in benachbarten Staaten überhandnehmenden Gährung zu. Alle diese Erscheinungen waren nun zwar allerdings der Art, daß sie die Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten der ganzen Stellung der Restauration vermehrten, aber erstlich waren auch sie (eben so wie die, welche die Auflösung des Ministerium Richelieu herbeygeführt hatten) unausbleibliche Res

sultate und Symptome der Entwicklung des constitutionellen Lebens und der liberalen Bildung Frankreichs, der einzigen Grundlagen auf denen überall die Restauration fußen, von denen sie ausgehen konnte. Zweytens waren auch sie nicht der Art, daß sie der Restauration, so lange diese nur jene Grundlage festhielt, irgend wesentliche Gefahr bringen konnten. Drittens waren sie der Art, daß ein anderes (wohl gar entgegengesetztes) System, als dasjenige dem man sie Schuld gab, in derselben Zeit entweder dieselben oder zwar vielleicht andere, aber jedenfalls noch viel gefährlichere Erscheinungen herbeigeführt oder beschleunigt haben würde.

Auf keinen Fall also konnten diese Erscheinungen eine Entfernung von jenen unerlässlichen Bedingungen und unentbehrlichen Grundlagen der Restauration, die Annahme eines andern, entgegengesetzten Systems rechtfertigen. Daß dieß dennoch geschehen, daß die Restauration jene oft herben aber unvermeidlichen Unannehmlichkeiten nicht zu ertragen vermochte, und statt jene Schwierigkeiten einzeln mit Geduld, Beharrlichkeit und Klugheit zu bekämpfen, zu umgehen, die Quellen aus der sie entsprangen zerstören wollte, ohne zu bedenken daß sie damit ihre eigenen Grundlagen aufwühlte und zerstörte — daß sie statt die Fehler ihrer Gegner zu benutzen, sich dadurch zu weit größern Fehlern hinreißen ließ — das sind die Ursachen ihres Sturzes.

Werfen wir nun einen Blick auf jene dringenden Gefahren, welche angeblich die Restauration in Folge des auf eine liberale Majorität gegründeten Regierungssystem bedrohten, so finden wir zunächst in der Deputiertenkammer zwar

allerdings eine Verstärkung der linken Opposition, besonders in Folge der Wahlen von 1819, sowohl in Hinsicht auf Zahl als auf Gewicht der Stimmen, und Einfluß der Rednergabe \*).

Wir finden in Folge dieser Verstärkung gesteigerte Anforderungen in Beziehung auf das oben bezeichnete Mehr oder Weniger, eine drohende Sprache und endlich sogar, als neue Spaltungen im Ministerium ausbrachen, bey

\*) Der Ruf, die Bedeutung der meisten dieser Männer ist allerdings auf eine lächerliche Weise übertrieben und entstellt worden; indessen waren unter ihnen einige von so unbezweifelten sehr bedeutenden und mannigfaltigen, und vielseitigen politischen Fähigkeiten, daß sie schon völlig hinreichten jeder Opposition (in welcher Zeit, bey welchem Volk man sie auch suchen mag) einen hohen Grad von Glanz, Gewicht und Einfluß zu sichern. Die Fehler und Schwächen von der andern Seite trugen dann freylich dazu bey auch die unbedeutendern Gestalten der Opposition zu heben und in ein vortheilhafteres Licht zu stellen. Bey der (allerdings sehr zu rechtfertigenden) Rauheit des Verf. gegen Berühmtheiten aller Art muß die Achtung, welche auch er dem General Foy, nicht nur als einem der bedeutendsten Redner, sondern auch als einem der sehr wenigen edlen, reinen, politischen und Privatcharacteren der Opposition, und in der That aller Parteyen zollt, um so unverdächtiger erscheinen. Mit Recht sieht er in ihm einen würdigen Gegner eines Richelieu und Deserre. Was Lafayette und Manuel betrifft, so will uns, nach den Erinnerungen, die wir als Augen- und Ohrenzeugen aus jener Zeit haben, bedünken, als schläge der Verf. ihre Fähigkeiten (besonders die des letzteren) zu gering an. Doch geben wir zu, daß der erste seinen Einfluß größtentheils seinen Antecedentien, letzterer der kundischen Wuth seiner Gegner verdankte. Der Beredsamkeit, dem Geiste eines Benjamin Constant, Royer Colard, Casimir Perrier gibt er gebührende Anerkennung.

einigen Oppositionsgliedern Hoffnungen in dasselbe einzurücken und demgemäß einige jener Intriguen, welche den natürlichen Lauf parlamentarischer Kämpfe unterbrechen und dem bedrohten Ministerium ganz unerwartet ein Bein unterschlagen können. Allein diese Intriguen gingen doch auch jetzt noch größtentheils von den Doctrinärs aus (deren Stellung wir oben bezeichneten), und im Falle sie gelungen wären, hätten sie doch nur eine Veränderung in den Personen, nicht in dem System des Ministerium bewirkt. Jedenfalls aber behielt, trotz der Angriffe der beiden Oppositionen (welche sich überdies eben so oft die Wage hielten als vereinigten), trotz der Intriguen der Doctrinärs, das Ministerium für alle wichtigen Fragen eine, wenn auch nicht glänzende doch practisch hinreichende Majorität. Was verlangte man denn mehr? Worüber beklagte man sich? Daß man damals den sogenannten Undank der Parteyen, die Unersättlichkeit, Unbilligkeit, Unredlichkeit, Hestigkeit u. s. w. der Opposition als ein großes Unheil, eine dringende Gefahr ansah, läßt sich indes allenfalls entschuldigen; aber wenn der Vf. auch jetzt noch gelegentlich in diese Jeremiaden einstimmt und sie als Gründe für allgemeine, radicale Maßregeln gelten läßt, so möchte man fast seine Ansprüche auf den Namen eines Staatsmannes bezweifeln. Ueberdies bezeichnet er selbst den Antheil, den die Linke und die Doctrinärs an dem Sturze des Ministerium Desolle haben mochten, als einen Fehler. Wie konnte sich denn die Restauration oder das Ministerium über die Fehler ihrer Gegner beklagen, statt sie zu benutzen? Majoritäten, nicht Dank und Lob, nicht Billigkeit der Parteyen, nicht Liebe,

Ehrfurcht, Treue des Volks, bedarf eine constitutionelle Regierung. Hat sie Majoritäten der Wähler, der Gewählten, der Pairs — ja sogar der öffentlichen Meinung, so muß und kann sie jene Dornen des constitutionellen Lebens in Kauf nehmen, auch wenn diese Dornen die zartesten, empfindlichsten Stellen verletzen. Der Verf. legt großes Gewicht darauf, daß wenn die Wahlen bey jeder Fünftelserneuerung ähnliche Resultate wie die von 1819 gegeben hätten, sich am Ende eine Majorität der äußersten Linken hätte bilden können, welche die Regierung auf eine legislative Bahn der bedenklichsten demokratischen Art fortgerissen hätte. Allein theils ist die Wahrscheinlichkeit solcher Resultate der künftigen Wahlen keinesweges erwiesen, da bey der damaligen Stimmung der öffentlichen Meinung, oder doch der großen Majorität unter den Wählern es nur einer einigermaßen thätigen und zugleich behutsamen, nicht unredlichen, nicht übertriebenen Anwendung des factischen und gesetzlichen Einflusses der Regierung auf die Wahlen bedurfte, um der ohnehin sich von selbst gegen drohende Extreme bildenden Reaction, der Furcht vor Umwälzungen das Uebergewicht zu geben. Theils waren jene Gefahren viel zu entfernt, als daß man um ihretwillen von einem System hätte abgehen dürfen, was für den Augenblick und die nächste Zukunft Majoritäten gab, mit denen die Restauration sich ganz wohl verständigen konnte, wenn sie nicht Dinge verlangte, die nun einmal unwiederbringlich für sie verloren waren. Was man auch zum Lobe einer fernsehenden und vorsorgenden Politik sagen mag, so gibt es doch Epochen wo man froh seyn muß sich von Tage zu Tage mit dem Augenblick abzufinden,



das Fahrzeug zwischen Klippen und Sandbänken durchzubringen, ohne an den Cours und das letzte Ziel der Fahrt zu denken. Eine solche Epoche war die damalige in Frankreich, und wenn man aufrichtig seyn wollte, so fände man deren mehr, als man gewöhnlich zugibt. Jedenfalls müßten jene für die fernere Zukunft wirkenden Politiker wenigstens durch jene Zukunft gerechtfertigt, anerkannt werden, indem sie als Gegenwart den Erfolg brächte. Wir kennen nun die Erfolge jener ferntreffenden royalistischen Politik! Aber nicht nur das, sondern wir kennen nun auch die blasse Farbe, die Unbehülfslichkeit, Zahmheit und Impotenz eben der Majoritäten, deren ferne Möglichkeit man damals so fürchtete. Und halten wir uns auch nur an die Voten und Reden der äußersten Linken, so suchen wir vergeblich irgend ein kräftiges, drohendes, demokratisches Princip, wir sehen auch jetzt noch durchaus keine wesentliche Verschiedenheit zwischen den Grundsätzen, der Tendenz der linken Minorität und jenen des Ministerium und seiner Majorität — wir finden immer nur den alten Streit um das Mehr, das Weniger, die Form, die Fassung bey den wenigen Principienfragen welche das Ministerium der Kammer vorlegte, z. B. über Ministerverantwortlichkeit und Pressfreyheit. Was die angebliehen oder wirklichen antidynastischen oder gar antimonarchischen Gesinnungen und Pläne der Linken betrifft, so können sie in parlamentarischer Hinsicht gar nicht in Betracht kommen, da sie aus sehr guten Gründen nie auch nur die leiseste Aeußerung der Art wagte, und ihr ganzes parlamentarisches Verhalten der Art war, daß es sich vollkommen mit einer solchen An-

hänglichkeit an die Dynastie, das Königthum vertrat, wie man sie in dem damaligen Frankreich, zumal bey dem Liberalismus überhaupt allein erwarten konnte. Was aber die Königs- mörder betrifft, so werden wir darauf zurück- kommen, und bemerken hier nur, daß die Kam- mer sie zurückstieß, ohne daß auch nur ein Wort zu Gunsten der Gesinnung, Ansicht, Sache, Zeit gesprochen worden wäre, als deren Reprä- sentanten sie galten, daß man also vernünftiger Weise aus diesem Vorfall gerade das Gegen- theil von dem schließen kann, was man hinsicht- lich der Gesinnungen der Kammer oder der Ein- sen geschlossen hat.

Wir kommen nun auf die öffentliche Meinung und die davon unzertrennliche Presse. Auch hier finden wir Unannehmlichkeiten, höchstens Schwie- rigkeiten, aber keine Gefahren; und auch jene nur von der Art, wie sie in der Natur der Sache und den gegebenen Verhältnissen unab- weislich lagen. Zu Gefahren wurden sie nur eben dadurch, daß man dieses verkannte. Am wenigsten aber kann man sie ausschließlich einer oder der andern Parthey zur Last legen.

Die Censur war nicht mehr haltbar. Die öf- fentliche Meinung, die beiden Oppositionen, das Pavillon St. Marsan, alles vereinigte sich mit Hestigkeit gegen sie. An entschiedenen Ver- theidigern fehlte es ihr damals um so mehr, da auch die aufrichtigsten, ängstlichsten Feinde des Mißbrauchs noch wähten bey einer freyen Tri- büne, öffentlichen Gerichtsverhandlungen, bey dem ganzen geistigen, politischen und gesellschaft- lichen Zustande Frankreichs lasse sich eine soge- nannte gemäßigte Preßfreyheit durch angemessene und gesetzliche Vorkehrungen erlangen, und da

in der That nur sehr wenige, auch unter den eifrigsten Partheymännern etwas anderes verlangten, als eben eine gemäßigte Preßfreyheit — freylich in ihrem Sinne und nach ihrem Bedürfnisse. Doch konnte es vor weitem Erfahrungsungen hier an einem mittlern Maßstab zur Vereinigung der nöthigen Majorität am wenigsten fehlen. Der Erfolg bewies freylich bald, was alle ähnlichen Versuche bewiesen haben, daß die öffentliche Meinung der einzig wirksame Damm für den Strom der Presse ist, während alle künstlichen Leitungen oder Beschränkungen irgend einer Art nur seinen Lauf trüber, reißender, oder seine Ueberschwemmungen ausgedehnter werden lassen. Sollte man das gegen einwenden, daß eben der Strom selbst sich jenen angeblichen Damm bildet, und daß also endlich doch alles seiner Willkühr, oder der Kraft die ihn treibt anheim fällt, so könnten wir dieß zugeben und nur bemerken, daß wir keinen neuen, bessern Rath zu geben, sondern bloß die Thatsache zu bezeugen haben, daß der bisherige Rath völlig eitel war, und das Uebel verschlimmert hat. Außerdem aber ist jene Behauptung nur bedingt und einseitig wahr, denn die öffentliche Meinung ist nicht ein ausschließliches Resultat der Presse, sondern es wirken noch gar manche andere Momente zu ihrer Bildung mit, und zwischen ihr und der Presse findet ein fortwährender Wechsel von Erzeugung und Bestimmung statt.

(Die Fortsetzung in einem der folgenden Stücke.)

---

G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

25. Stück.

Den 16. Februar 1835.

L e i p z i g.

In der Hahn'schen Verlags-Buchhandlung, 1835: Grammatik der hebräischen Sprache des A. T. von Heinrich Ewald. Zweite Auflage. IV u. 386 S. in gr. Octav. (Preis im Buchhandel Ein Thaler).

Da eine neue Auflage des kurzgefaßten, aber bis ins Einzelste vollständigen Lehrbuchs nöthig wurde, hielt es der Verf. und Ref. für seine Pflicht, das erste Werk als sey es nicht das seine zu betrachten, und alles aufs neue durchdenkend, ordnend, fertigend, wie auf neuem Grunde und mit neuen Stoffen ein wo möglich noch festeres und sichereres Gebäude aufzuführen. Wiefern nun dieß gegenwärtig gelungen ist, zeigt das oben benannte Buch. Die wichtigern Theile des Ganzen sind von den für das erste Betrachten minder nöthigen äußerlich ge-

schieden; in sich aber alle Theile fester zusammengefest und enger versflochten, da der Verf. nie des Glaubens gewesen ist, die Ordnung des Ganzen sey der Willkühr des Bauherrn zu überlassen. Künftig möchte besonders nur in einem Abschnitte der Syntax S. 473 eine Umsehung nothwendig seyn, so daß zuerst der Gegensatz des Selbständigen und Unselbständigen (Nominativ und Casus obliquus) im Sätze überhaupt, dann der des loser oder enger untergeordneten (Accusativ und Genitiv), endlich der der neuen Setzung und der bloßen Fortsetzung oder Apposition, damit aber auch alle beym einzelnen Wort in Semitischen möglichen syntactischen Verhältnisse abgehandelt würden. Daß die einzelnen Steine des Baues sämmtlich aufs neue untersucht sind, bedarf kaum der Erwähnung. Erweitert ist aber das Ganze durch manchen neuen Zusatz, worunter der über die Accentuation der längste.

### H a n n o v e r.

In der Hahn'schen Hofbuchhandlung, 1835: Der evangelische Kirchenfreund, ein practisches Hülfsbuch zur nähern Kenntniß des Wesens und der Gestalt der evangelischen Kirche, ihrer Entstehung und Ausbildung im Allgemeinen, so wie ihrer Haupt- und Unterscheidungslehren, Einrichtungen, Gebräuche, Handlungen, Personen, Dertter, Sachen und Rechtsgrundsätze insbesondere, für alle Gebildete, vorzüglich für Geistliche, Lehrer und Katechumenen, von A. W. Knauer, Archidiaconus zu Celle. VIII und 229 S. in 8.

Wenn unserer Kirche von den Catholiken wiederholt eine Vernachlässigung der ganzen äußeren Seite des kirchlichen Lebens vorgeworfen, ihre Rechtsprincipien schwankend, ihre rituellen und liturgischen Formen minder bestimmt, selbst der Zusammenhang unserer kirchlichen Gebräuche mit dem christlichen Alterthum im Bewußtseyn des Volks unklar und getrübt genannt ist: so liegt der Grund dazu einfach genug in dem geistigen Begriff der Kirche selbst, die gar das Bedürfniß nicht fühlte, sich sofort in demselben Maße wie die Catholische eine äußere Stellung zu erringen, sich zu uniformieren, und sichtbar in starrer Form abzuschließen. Das Zeitalter der Reformation spricht bestimmt genug seine geistige Tendenz aus, indem es vor Allem der Predigt des lautern Wortes, der schriftgemäßen Verwaltung des Sacraments Bahn brach, Alles Uebrige aber gern in so weit frey gab, als nur nichts wider das Evangelium geduldet werden könne. Ewigkeit erblicke man darin ja nicht; denn wo im geringsten durch Rückwirkung der äußern Form auf den geistigen Gehalt der Kirche, für diese selbst eine Gefahr eintrat, da war man freylich entschieden genug, um selbst während der trüben Zeit nach dem Schmalkaldischen Kriege dem damals unbeschränkt gebietenden Kaiser das Interim zu verweigern und Adio-phora wegen der daran geknüpften Folgerungen und geistigen Bedeutung nicht mehr für gleichgültig zu erklären. So hat die rein geistige Bestimmung unserer Kirche viel dazu beigetragen, die äußern Formen weniger bestimmt und weniger gleichmäßig zu gestalten, als es für die Praxis wohl wünschenswerth gewesen wäre:

kam man doch nicht einmahl über die nothwendigsten Principien des kirchlichen Rechts, die Verwaltung der durch Nichtzutreten der Bischöfe zum Reformationswerk vacant gewordenen bischöflichen Gewalt, zu einer bewußten Entscheidung, so daß nachdem die Praxis dieselbe schon den evangelischen Landesherren zugesprochen hatte, erst lange hernach die Theorie dafür aufgestellt ward. Einen Uebelstand darf man nun eben nach den Principien unserer Kirche, wenigstens für die wahre Bestimmung des kirchlichen Lebens, in dieser minderen und späteren Ausbildung der Formen nicht erblicken; Schrift, Sacrament und Symbol haben so vollkommen ihre Bestimmung erfüllt, daß die geistige Einheit auch in der äußern Vielgestalt nicht vermischt wurde. Allein gänzliche Gleichgültigkeit gegen die Formen des kirchlichen Lebens, und besonders gegen ihren Zusammenhang mit der Urkirche wird dadurch eben so wenig gebilligt, als eine gänzliche Spiritualisierung in der Reformationszeit ja schon bestimmt genug gegen Enthusiasten und Schwärmer abgewiesen ward. Hat demnach die Gegenwart ihre Aufgabe richtig erkannt, sich wie im Dogma, so auch im Cultus und Ritus an die Reformationszeit, und durch dieses Mittelglied an die Urkirche selbst immer lebendiger und fester anzuschließen: so wird es hohe Zeit seyn, zu sammeln, festzustellen und vor Allem auch den Gemeinden ins Gedächtniß zurückzurufen, was an äußerer Form und Handlung den Stempel des Evangelischen an sich trägt: erst so mag der Gegenwart die weitere Aufgabe, zu der sie sich anschickt, mit einiger Gewißheit gelingen, eine organische Fort-

bildung unserer kirchlichen Verhältnisse. Nur der Zusammenhang mit dem Früheren wird Mißgriffe vermeiden lehren, die ein willkürliches Eingreifen in organisch ausgebildete Formen jedesmahl begehren muß.

Von diesem Standpuncte aus betrachten wir das vorliegende Werk als eine der erfreulichsten Erscheinungen der kirchlichen Literatur. Der Herr Verfasser hat die mühsame, aber gewiß segensreiche Arbeit unternommen, und trefflich gelöst, im populären Tone Rechenschaft von dem gegenwärtigen Zustande und der historischen Entwicklung unserer kirchlichen Verhältnisse zu geben: man dürfte das Werk mit dem freylich etwas schwankenden Namen einer Archäologie unserer Kirche belegen, wenn nicht so bestimmt gerade der gegenwärtige Zustand überall berücksichtigt, und zur nöthigen Vollständigkeit auch ein Abriß der symbolischen Lehren unserer Kirche, mit comparativer Zusammenstellung der anderen Confessionen, hinzugefügt wäre. Es findet sich so eine vollständige Nachweisung alles dessen, was dem Interesse für kirchliches Leben wissenschaftlich erscheinen kann. Es kam hier nicht auf durchgeführte antiquarische Untersuchungen an, obgleich das selbständige critische Urtheil sich an mehreren Stellen recht befriedigend ausspricht; sondern es sollte zusammengedrängt werden, was der academisch gebildete Theologe vielleicht schon zerstreut besitzt, jeder andere Freund kirchlichen Lebens gewiß aber mit vieler Theilnahme sich dargeboten sehen wird. In acht Abschnitten gibt der Verfasser 1. einen geschichtlichen Ueberblick der christ-



lichen Kirche überhaupt, und der einzelnen christlichen Parteien; 2. die Hauptlehren der evangelischen Kirche im Vergleiche mit den der andern Hauptkirchen; 3. das Kirchenjahr und die kirchlichen Zeitabschnitte; 4. die Feste und Sonntage; 5. die kirchlichen Handlungen; 6. die kirchlichen Personen; 7. die kirchlichen Orter und Sachen und 8. kirchliche Rechtsgrundsätze. Etwaige Wünsche, die wir für eine gewiß zu erwartende neue Auflage aussprechen, sind Zusammenfassung des Abschnitts 3. und 4., wodurch einzelne Wiederholungen vermieden werden könnten; sodann eine noch ausführlichere Nachweisung über das Kirchenlied. Poesie und Gesang ist ja der einzige Weg, auf dem der Kunst in unserer Kirche eine Einwirkung auf das Gemüth eröffnet wird, und hat dessen Bearbeitung ja von jeher so viel Theilnahme gefunden, daß die Zahl evangelischer Gesänge leicht die Summe kirchlicher Lieder in allen übrigen Confessionen aufwiegt. Kurze Andeutung, welche der üblichsten Kirchenlieder Nachbildung altlateinischer Gesänge, welche neueren Ursprungs sind, nebst kurzen Notizen über die Verfasser, würde gewiß eine noch sehr liebe Zugabe seyn. Man kennt ja gern den Namen dessen, der durch sein Lied unserer Andacht Worte leihet. Dazu würde ein Register über das Ganze die Brauchbarkeit sehr erhöhen.

Bei dem regen Eifer, den der Verfasser hier wie überall für das Gedeihen kirchlicher Dinge beweiset, wird er gewiß dem Werke zu seiner Zeit die fördernde Hand nicht entziehen. Wir wünschen dem Büchlein unter allen Stän-

den eine recht liebevolle Aufnahme, damit es das Seinige dazu beytrage, die Gemüther an die kirchlichen Gestaltungen enger zu fetten.

R — g.

## Paris.

L'Obelisque de Louqsor, transporté à Paris, Notice historique, descriptive et archéologique, sur ce monument par Mr. Champollion Figeac; avec la figure de l'obélisque et l'interprétation de ses inscriptions hiéroglyphiques, d'après les desseins et le notes manuscrites de Champollion le Jeune. 1833. 92 Seiten in Octav.

Diese Schrift ist eine Reisebeschreibung eigener Art, die eines Monuments das von Theben in Oberägypten zu Schiffe nach Havre gebracht ward, um demnächst seinen Platz in Paris zu finden. Zu dem Transport ward ein eigenes Fahrzeug in Toulon erbaut, der Luxor genannt, das im März 1831 von Toulon abging und nach einer Fahrt von 18 Tagen glücklich in Aegypten ankam. Die Fahrt ging, nachdem man die Barre glücklich passiert hatte, den Nil aufwärts. Am 17ten Julius kam man zu Cairo, am 15ten August zu Theben an. Der Obelisk ist der kleinere der beiden die vor dem Pallast von Luxor standen, seine ganze Höhe beträgt 70' 3" 5". Am 19ten Decem-  
ber ward der Obelisk, nachdem man ihn abgenommen hatte, an Bord des Luxor gebracht, und langte am 2ten Januar zu Alexan-

drien an, von wo er am 1. April abfuhr, und am 11ten May zu Toulon ankam. Am 22sten Junius fuhr der Luxor von dort ab, und langte am 12ten August zu Cherbourg an; von wo er nach Rouen und weiter nach Paris gebracht ward. Nach den Erklärungen von Champollion liest man darauf die Namen und Titel von Ramesseß II. und III. (Sesostris), wovon wir das weitere auf eine andere Gelegenheit versparen. Die Abbildungen stellen den Obelisk mit seinen Inschriften von den vier Seiten dar. — Der sehr einfache Mechanismus der Abnahme und des Transportes durch Herrn Desbas ist in einer eigenen kleinen Schrift: *Description de l'Obélisque de Luxor 1833.* 15 Seiten in 8. beschrieben. — Der Abschied des Obelisks von seinem Gefährten, neben dem er seit 3000 Jahren gestanden hatte, jedoch nicht ohne die Hoffnung des Wiedersehens in Paris, wohin auch der andere gebracht werden soll — möchte kein unebner Gegenstand für die Poesie seyn.

• Sn.

### D r e s d e n.

Von den Tafeln der Geschichte des Herrn Archivar Dr. Eduard Vehse, wovon wir die sechs ersten Lieferungen, mit Angabe ihres Plans und ihrer Einrichtung beifällig anzeigten (Gött. gel. Anz. 1834. St. 97), ist uns die siebente und achte Lieferung zugesandt, welche nach gleichem Plan den Zeitraum von 1000 — 1300 umfassen.

---

G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

26. 27. Stück.

Den 19. Februar 1835.

---

P a r i s.

Recherches sur l'emplacement de Carthage etc. suivies de renseignements sur plusieurs inscriptions Puniques inédites, de notices historiques, géographiques etc. avec le plan topographique du terrain et des ruines de la ville, dans leur état actuel et cinq autres planches par C. T. Falbe, Capitain de vaisseau et Consul général de Danemark. 1833. 133 S. in 8.

Das Schicksal, das Carthago verfolgte, schien auch durch seinen Untergang noch nicht versöhnt zu seyn; denn auch die Versuche das Local das es einnahm genauer zu erforschen, hatten entweder keinen genügenden Erfolg, oder sind auch — wie die des Grafen Camillo Borgia — nicht bekannt gemacht. Der Verf. des gegenwärtigen Werks war 11 Jahre R. Dänischer General-Consul in Tunis, und studierte, hinreichend ausgerüstet mit den nöthigen mathematischen und antiquarischen Vorkenntnissen, das Local der alten

Stadt, und entwarf alsdann den Plan des Ganzen, eine Arbeit, die ihn allein zwey Jahr beschäftigte; 'il est construit, sagt er, avec une telle exactitude, qu'un savant qui desirerait que son correspondant à Tunis entreprit une recherche pourrait lui indiquer, à huit ou dix pas de distance près, le point même ou il faudrait faire cette recherche. Der Plan umfaßt die Küste von la Goulette an bis Cap Quamart, der Raum auf welchem das alte Carthago stand, und wo jetzt drey elende Dörfer stehen, Malqua, Sidi Daut, und Quar el Schat. Wir müssen uns bey der weitem Anzeige auf das beschränken, was ohne die Charte vor Augen zu haben verständlich ist, da die bloße Anführung von Namen keinen klaren Begriff geben würde.

Es war, besonders durch die Angaben von Shaw eine verbreitete Ansicht, daß das Local der alten Stadt große physische Veränderungen erlitten habe. Das genauere Studium hat glücklicherweise gezeigt daß dieß hier nicht der Fall war. Die allerdings entstandenen Veränderungen finden bey den Mündungen des Flusses Mejerda (dem alten Bagradas) statt, wo durch den von ihm herbegeführten Schlamm der Boden solche Alluvionen erlitten hat, daß das alte Utica, das vormals Küstenstadt war, in seinen Ruinen fast eine geographische Meile landeinwärts liegt. Carthago lag dagegen an keinem Fluß, und hat auch nicht durch Erdbeben so gelitten, daß dadurch eine solche Veränderung hätte bewirkt werden können. Dieß gestattete es also, daß die Vergleichung des jetzigen Locals mit den Nachrichten der Alten angestellt werden konnte. Unter diesen ist Appian der einzige, dem wir eine einigermaßen genaue Beschreibung des Locals

der alten Stadt verdanken, die also auch mit vollem Recht zum Grunde gelegt wurde. Es war ein höchst erfreuliches Resultat hier eine solche Uebereinstimmung zu finden, daß dadurch der Plan des Verf. die beste Bestätigung erhielt. Bey den noch vorhandenen wenigen Ruinen bemerkt der Verf. selber, daß es zwar nicht mit Sicherheit nachzuweisen sey, welche aus dem Tyrischen, und welche aus dem spätern Römischen Carthago herkommen. Allein er zeigt, daß dieß letztere ganz oder doch größtentheils auf dem Plage des alten, und gewiß aus dessen noch übrigen Materialien erbaut sey, und mithin auf die Darstellung des Areal's dieses keinen Einfluß haben könne, zumal da dieß spätere Carthago von viel geringerm Umfange als das alte Tyrische gewesen sey.

Die genauere Orientierung hängt nun von der Bestimmung einiger einzelnen Hauptpuncte ab. Das alte Carthago lag auf einer Halbinsel, welche durch eine Landenge mit dem festen Lande verbunden war, die 25 Stadien (etwas über eine halbe Meile) in der Breite hatte, und bey Appian *ἀρχήν* heißt. Diese Landenge muß man nicht mit der Landzunge *ταϊνια, γλωσσῆ* verwechseln, die nach la Goulette in westlicher Richtung ins Meer laufend, und dieses von dem See von Tunis trennend, nur ein halbes Stadium in der Breite hatte. Diese Maassen sowohl der Landenge, als der Landzunge sind noch jetzt dieselben, und erleichtern die Bestimmung des Weitern. Unter diesen kommen zunächst die Häfen in Betracht. Carthago hatte einen doppelten Hafen; den äußern, der für die Handelsschiffe, und den innern, davon abgesonderten, zu welchem man durch jenen gelangte, der für die Kriegsschiffe bestimmt war. Den eifrigen For-

schungen des Verf. gelang es den Eingang des äußern Hafens aufzufinden, wodurch das weitere sich von selbst darlegte. Jeder der beiden Häfen bildet jetzt ein Bassin, wo das Wasser nur noch einen Fuß Tiefe hat. Der innere, oder Kriegshafen, hatte in seiner Mitte ein Inselchen, auf dem die officielle Wohnung des Oberbefehlshabers der Flotte stand, und von der aus er die freye Aussicht bis ins offene Meer hatte. Dieses Inselchen mit Ruinen zeigt sich noch. Was aber unserer Ansicht nach die Angabe des Verf. besonders bestätigt ist der Umstand, daß neben dem Eingange sich die Ueberbleibsel des großen Mo- los oder Quais theils unter theils noch über dem Wasser zeigen, auf dem nach Appian die zum Verkauf bestimmten Waaren ausgelegt wurden. Von dem innern Hafen führten drey Hauptstraßen nach der Citadelle Byrsa; welche nach Appian auf einer Anhöhe in der Mitte der Stadt erbaut war. Es ist unmöglich, sagt der Verf., sie zu verkennen. Die Anhöhe zeigt sich von selbst da wo sie gesucht werden muß. In ihrer Nähe war das Forum, und man sieht die Spuren mehrerer großen Gebäude, Tempel und anderer; auch eines Circus und Amphitheatere (die doch wohl erst aus der Römischen Periode waren), alles deutet an, daß hier der Mittelpunkt der Stadt war. Jene drey Hauptstraßen konnten erst nach einem mörderischen Kampfe, indem jedes Haus vertheidigt ward, von Scipio eingenommen und dann in Brand gesteckt werden, um dann den Weg zur Belagerung der Citadelle sich zu bahnen, die durch Capitulation überging. Die Ueberreste einer Wasserleitung sind erst aus dem Römischen Zeitalter, aber das Dorf Malqua ist auf den Gewölben alter Cisternen gebaut, von denen funfzehn die Breite von

430 Fuß haben. Der Theil der Stadt oder Vorstadt, der unter dem Namen Megara oder Magalia vorkommt, muß in der Ebene el Mersa nördlich der Citadelle und dem Dorfe Malqua gesucht werden, die noch jetzt mit Delgärten bedeckt, oft aber der Boden auch voll von Trümmern ist. In der Vertheilung des Bodens in Vierecke glaubte der Verf. nach sorgfältiger Untersuchung noch jetzt die Ultrömische Eintheilung in doppelte Jugera zu erkennen. Der Verf. sucht alsdann den Umfang der alten Tyrischen Stadt genauer zu bestimmen, der auch nach seinen Resultaten völlig hinreichend für eine Bevölkerung von 700,000 Einwohnern war, die Strabo zu der Zeit ihres Untergangs ihr zuschreibt. Ueber die Lage von Hadrumetum und Thysdrus, wo noch ein wohl erhaltenes Amphitheater steht, werden Untersuchungen angestellt.

Die Cippi mit den Punischen Inschriften sind von Hn D. Lindberg in Copenhagen aus dem Hebräischen erklärt. Sie finden sich in den Museen von Copenhagen und von Leyden. Sie enthalten Gelübde an den Baal Hammon, die Thanat (Astarte?), und den Melcart (Herakles), durch welche die auf ihnen genannten Personen sich diesen Gottheiten weihen. Ihre Kritik müssen wir den Orientalisten überlassen. Die Sprache zeigt wohl daß sie dem alten Carthago angehören.

Der Atlas enthält sechs Blätter. I. Plan du terrain et des ruines de Carthage, in größtem Folio-Format. Die Analyse der Karte ist in dem Buch gegeben. Wenn man aus der Schrift die großen Schwierigkeiten hat kennen lernen, welche mit der Erforschung des Terrains und der Entwerfung der Karte verbunden waren, die nicht bloß das Mißtrauen der Eingebornen, sondern selbst die Eifersucht Eines der



diplomatischen Collegen, während die andern dem Verf. behülflich waren, in den Weg legten, wird man sich zu desto größerer Dankbarkeit verpflichtet fühlen. II. La Côte de Tunis depuis Porto Farina jusqu'à Mohadia avec notes et corrections. Die Verbesserungen betreffen besonders die Karte von Smyth von der Küste des westlichen Mittelmeers. III. 1. Vue de la partie S. E. de Tunis. 2. 3. Vue de Cisternes et d'une ruine de Carthage. IV. 1. Maison de campagne à el Mersa. 2. Amphithéâtre de Legjem (Thysdrus). V. VI. Gefäße und Münzen. Die Münzen sind aus dem Römischen Zeitalter; sie finden sich theils in der Sammlung S. K. H. des Kronprinzen von Dänemark, theils in der eigenen Sammlung des Verfassers in Copenhagen.

Wenn es jeden Freund des Alterthums freuen muß, eine so wichtige Lücke in der Kunde desselben auf eine so ausgezeichnete Weise ausgefüllt zu sehen, so war die Theilnahme des Ref. desto größer, da er einen nicht unbedeutenden Theil seiner Forschungen früher dem Staat von Carthago gewidmet hat. Das Wenige was er über das Local der alten Stadt in den Ideen ic. damals sagen konnte (Hist. Werke B. XIII. S. 30. 31 Note, und S. 253) erhält jetzt allerdings bedeutende Zusätze, glücklicherweise jedoch braucht er nichts davon zurückzunehmen, da sowohl das, was er über die schmale Landzunge, und die Lage der Häfen, als der Vorstadt Megara gesagt hat, sich bestätigt. Auch hier also mögen, wie anderwärts, die Monumente sprechen!

## D a r m s t a d t.

In Joh. Willh. Heyer's Verlags-Handlung:  
Die Lehre vom Beweise im deut-  
schen Strafprocesse und der(en) Fort-  
bildung durch Gerichts-Gebrauch und deut-  
sche Gesetzbücher in Vergleichung mit den  
Ansichten des englischen und französischen  
Strafverfahrens von D. C. J. A. Mitter-  
maier, Geheimenrathe u. Professor zu Hei-  
delberg. 1834. VIII u. 504 S. in 8.

Ein wichtiges Werk, welches alle früheren Be-  
arbeitungen dieses schwierigen und viel bestritte-  
nen Gegenstandes und selbst die ein Vierteljahr-  
hundert vorher (1809) von eben diesem Verfasser  
erschienene Schrift über den Beweis in mehr-  
facher Rücksicht hinter sich zurückläßt. Vertraute  
Bekanntheit mit den Quellen und Hülfsmitteln,  
Gründlichkeit, Scharfsinn, sorgsame Ab-  
wägung der Gründe und Gegengründe, edle  
Freymüthigkeit, verbunden mit einer oft bis zum  
Anschauern gesteigerten Klarheit und einer anzie-  
henden, fast durchweg rein gehaltenen, nur hin  
und wieder zu gedehnten Schreibart machen das  
Eigenthümliche dieser Bearbeitung aus. Wir  
wollen zuerst eine kurze Uebersicht des Inhalts  
vorlegen und sodann die Ansichten des Verf. über  
einige der streitigsten Materien, da, wo es nütz-  
lich scheinen kann, mit prüfenden Bemerkungen  
begleitet, darstellen.

Das Ganze zerfällt nach der Natur der Sache  
in einen allgemeinen und einen besondern Theil,  
von denen der erste die allen Beweisarten ge-  
meinschaftlichen Vorkenntnisse, der andere eine  
Entwicklung jedes einzelnen Beweismittels  
enthält. Der Verf. hat es nicht für gut gefun-  
den, diese beiden Haupttheile namentlich zu un-

terscheiden, doch ist seine Anordnung der Materialien vollkommen die nämliche. Sie besteht aus 9 unmittelbar nach einander fortlaufenden Abtheilungen, deren jede wieder eine Anzahl sorgfältig überschriebener Paragraphen oder Unterabtheilungen umfaßt, und deren Inhalt folgender ist. I. Abth. Von dem Beweise in Strafsachen überhaupt und von den Verhältnissen desselben nach der Verschiedenheit: ob Urtheilssfällung durch rechtsgelehrte Richter oder durch Geschworne eingeführt ist. §. 1—20 Wichtigkeit des Beweises. — Geschichtliche Entwicklung der Ansichten über denselben. — Einfluß der zwey Grundformen des Anklage- und Untersuchungs-Processes auf die Beweislehre. — Verhältnisse der Geschwornengerichte zu gesetzlichen Beweisregeln. — Prüfung einiger neuern Beweis-theorien. — Verschiedene Eintheilungen u. s. w. II. Von dem Beweise durch richterlichen Augenschein §. 21—25. III. Beweis durch Aussagen von Sachverständigen §. 25—30. IV. Beweis durch Geständniß des Angeklagten §. 31—37. V. Beweis durch Zeugen §. 38—47. VI. Bew. durch Urkunden §. 48—52. VII. Bew. durch Zusammentreffen von Neben Umständen §. 53—61. VIII. Von der nothwendigen Unterstützung mehrerer Beweisquellen oder von dem zusammengesetzten Beweise §. 63. 64. IX. Von dem unvollständigen Beweise §. 65—70.

Als eine — allem Anscheine nach für die Geschichte des deutschen Criminal-Verfahrens folgenreiche — Merkwürdigkeit zeichnen wir aus der I. Abtheilung eine wesentlich modificierte Erklärung über Geschwornengerichte in Criminalsachen aus. Unsere Leser werden sich aus St. 146. 147. dieser G. A. vom abgewichenen

Jahre (S. 1457) erinnern, wie der Verf. im XIII. B. des neuen Archivs für das Criminalrecht behauptete, daß nur durch diese Gerichte geholfen werden könne und wie er in dieser Ueberzeugung diese Einrichtung fordert. In dem vorliegenden Werke findet sich diese Ueberzeugung bedeutend gemildert und die darauf gebaute Forderung um ein großes herabgestimmt. Die hier mitgetheilten Ansichten lassen sich in folgende Bemerkungen zusammenfassen, die wir, so viel möglich, mit den eigenen Worten des Verf. ausdrücken wollen. 1) 'Es ist ein verderblicher, leider oft vorkommender Irrthum, daß die Formen und Gerichtsorganisationen, welche bey Einem Volke als trefflich sich bewähren, auch bey jedem andern die nämlichen Früchte tragen werden, oder daß das, was unter gewissen Voraussetzungen weise ist, die einzige und beste Form für alle Zeiten sey. Auch die gerichtlichen Einrichtungen fordern in einem gewissen Sinne ein bestimmtes Klima, einen bestimmten Boden und eine gewisse, Pflege, wenn sie gedeihen sollen' (S. 116). 2) Jede Gerichtsform ist in Bezug auf Strafproceß die beste, welche am meisten die bürgerliche Gesellschaft sichert, daß kein Schuldiger seiner Strafe entgehe, und kein Unschuldiger eine Strafe leide, und die auf das allgemeine Vertrauen so Anspruch machen kann, daß das Volk die gerichtlichen Urtheile als gerecht erkennt' (S. 117). 3) 'Nur unter gewissen (§. 13 ausführlich entwickelten) Voraussetzungen, die das Französische Gesetz gar nicht garantiert, kann das G. G. einen Werth erhalten' (S. 113). — 'Die erste Einrichtung, entstanden in Zeiten, wo überhaupt das Verhältniß der Gesetzgebung noch nicht ausge-

bildet war, und wo alle Schöffen ohne Beweisstheorie richteten, darf nicht ewig die nämliche bleiben' (S. 114). 4) Der Grund, warum man vertrauensvoll auf rechtsgelehrte Richter blickt, liegt darin, daß sie durch eine gesetzliche, auf den Schutz der Unschuld berechnete, und als Product der Erfahrungen von Jahrhunderten aufgestellte Beweisstheorie beschränkt sind, daß sie Rechenschaft für ihre Entscheidungen durch die dem Urtheile beygefügte Gründe geben müssen, und ihr Ausspruch noch der Prüfung eines höhern Gerichts, an welches der Angeklagte Berufung ergreifen kann, unterworfen ist' (S. 124). 5) Betrachtet man (bey Geschwornen-Gerichten) den schwankenden Begriff der innern Ueberzeugung, die so leicht der Deckmantel des Leichtsinns, leidenschaftlicher Aufwallungen und der Ungründlichkeit werden kann, so ist in die Hände von Richtern, welche bloß nach ihrem Ermessen, ohne Rechenschaft geben zu müssen, über die Schuld ihrer Mitbürger entscheiden dürfen, eine furchtbare Gewalt über Leben und Tod, wie sie kein Regent haben darf, gelegt' (S. 121). — Die so eben angedeuteten Voraussetzungen ehren den Scharfsinn und das Rechts- und Wahrheitsgefühl des Verfassers. Aber man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß sie sich in diesem tief durchdachten Vereine bey keinem Geschwornen-Gerichte auf der ganzen bewohnten Erde in der Wirklichkeit finden. Um die dem Institut der Jury entgegen gesetzten Gründe zu schwächen, schafft der Verf. gewissermaßen ein neues, ohne sich zu erinnern, daß dieses offenbar den Standpunct der Frage verrückt und daß der Grundcharacter der Jury (Ausspruch nach innigster

Ueberzeugung) dadurch in das entgegenstehende System (Ausdruck nach einer gesetzlichen Beweisstheorie) hinüber gespielt wird. Die Wahrheit dieser letztern Bemerkung mögen unsere Leser selbst aus folgender Stelle beurtheilen. Nach einigen Betrachtungen über die Geschwornen-Gerichte, besonders in England, heißt es nämlich (S. 112): 'Diese Verhältnisse zeigen den rechten Weg an, auf welchem das G. G. weise an Beweisregeln gebunden werden soll. Wir fordern nämlich, daß die Criminalordnung genaue Vorschriften für die Aufnahme und Benutzung der Beweismittel gebe.... und daß dann eine Beweisinstruction bearbeitet werde, welche die Rücksichten, nach welchen die Glaubwürdigkeit der Beweismittel beurtheilt werden soll, enthalte, auf ähnliche Art wie die Englischen Schriften über evidence es aussprechen.' Wenn unmittelbar hinzugesetzt wird: 'was in den deutschen Gesetzbüchern über Beweis vorkomme, würde auch in dieser Instruction aufgenommen seyn, allein nicht um absolut das Ermessen der Geschwornen zu binden, sondern um sie überall aufmerksam zu machen' so erscheint jedenfalls der Sinn dieser Stelle so viel zweifelhafter, da der Verf. selbst kurz vorher die Schriften eines Starkle, Phillips und Bentham mit der Bemerkung erwähnt hatte, 'daß sie im wesentlichen die nämlichen Beweisregeln aufstellen die unsere Gesetzbücher angeben' (S. 111) und da er eben daselbst von der hochgefeierten Common law bemerkt hatte: 'sie enthalte eine wahre, der deutschen Ansicht ähnliche Beweisstheorie'. — Bey dieser Mannigfaltigkeit der verschiedenartigsten Ansichten muß man es dem Verf. Dank wissen, daß er selbst den

Faden darreicht, um aus diesem Labyrinth heraus zu finden. 'Welcher von beiden Wegen, sind seine Worte (S. 50), der beste und am meisten geeignet ist, die bürgerliche Gesellschaft zu sichern, kann in jedem Staate nur nach Abwägung der Cultur und der politischen Verhältnisse des Volkes beurtheilt werden. In jedem Falle, man mag die Urtheilsfällung durch Geschworne oder durch angestellte Richter annehmen, empfiehlt diejenige Verhandlungsform sich als die zweckmäßigste, welche am meisten Bürgschaft dafür gibt, daß die urtheilenden Richter die Beweise rein und echt, und nicht bloß durch willkürliche Auszüge aus Protocollen erfahren, vielmehr die Aussagen der Angeschuldigten und der Zeugen selbst aus ihrem Munde hören und im Stande sind, durch geeignete Fragen jeden Zweifel zu beseitigen und sich die nöthige Ueberzeugung zu verschaffen.' In diesem Resultate dürften wohl alle Freunde eines veredelten Gerichtswesens übereinstimmen; so lange rechtsgelehrte Richter in einer angemessenen Organisation es verwirklichen können — und wer möchte dieses bezweifeln? — sollte in reincriminalistischer Hinsicht im cislemanischen Deutschland von Geschwornengerichten keine Rede mehr seyn.

'Omne supervacuum pleno de pectore manat.'

*Hor.*

Die S. 48 aufgestellte Behauptung: es sey Zweck der Gesetzgebung daß kein Verbrechen unentdeckt und kein Schuldiger unbestraft bleibe, dürfte in dieser Allgemeinheit weder aus staatsrechtlichen, noch aus criminalistischen, noch selbst aus bloß moralischen Gründen erweislich seyn und hätte um so mehr eine eigne

ausführliche Erörterung verdient, da ohne die bestimmtesten Grundsätze über diesen Zweck keine haltbare Gesetzgebung gedacht werden kann. — In dem Abschnitt über den Einfluß der zwey Grundformen, des Anklage- und Untersuchungs-Processes (§. 3) scheint die Verschiedenheit dieser beiden Formen nach einem, mit den nachfolgenden Aeußerungen nicht ganz übereinstimmenden Maaßstabe angegeben zu seyn. 'Nicht bloß in äußern Merkmalen, heißt es S. 29, z. B. darin, daß bey der ersten Form ein Ankläger auftritt, und das Verfahren zwischen ihm und dem Angeklagten auf eine dem Civilproceße ähnliche Weise geführt wird, während im Inquisitions-Process ein Inquirent von Amtswegen einschreitet, liegt der Unterschied dieser Formen. Die ganze Einrichtung, der Grundcharacter des Verfahrens in allen einzelnen Theilen ist vielmehr verschieden, je nachdem Anklage- oder Inquisitionsform zum Grunde liegt, und da der Strafproceß überhaupt ein organisches Ganzes ist, so werden auch die Grundsätze der Beweisführung und Beurtheilung auf verschiedene Weise bestimmt, je nachdem ein Strafproceß auf dem Anklage- oder dem Inquisitionsprincip beruht.' Dagegen wird S. 45 bemerkt: 'in einem gewissen Sinne sey jeder Strafproceß ein Anklage-Process und daß natürliche Verhältniß der einzelnen Theile des Strafprocesses trete am besten hervor, wenn man die Anklage und Vertheidigung als die zwey Grundbestandtheile auffasse . . . . 'Auch im Inquisitionsproceße, heißt es S. 142, ist es der Staat, oder die bürgerliche Gesellschaft, welche durch den mit der Erforschung der Verbrechen beauftragten Beamten ihr Interesse



verfolgt. . . Wenn auch dabey keine förmliche Anklage gestellt wird, so liegt in der Eröffnung des Strafprocesses und in den gegen den Inculpaten öffentlich vorgenommenen Schritten eine Beschuldigung, daß er gewisse verbrecherische Thatfachen verübt habe, und auf jeden Fall liegt von dem Augenblicke an, wo die Special-Untersuchung eröffnet wird, der Sache nach eine Anklage vor.' Nach S. 46 'lehrt auch die Geschichte der Ausbildung des Inquisitionsprozesses, daß man von der Ansicht, daß dem Strafproceß eine Anklage zum Grunde liege, sich nicht entfernen wollte, daß man nur die mala fama als die Anklägerin und die Inquisitionskartikel als die Anklagsacte betrachtete.' Daß 'in den verschiedenen Gesetzgebungen Europa's und in den legislativen Bestrebungen der neuesten Zeit sich ein Streben nach Einführung von Formen des Anklageverfahrens finde' konnte ebenmäßig der Aufmerksamkeit des Verf. nicht entgehen (S. 37). Wenn er daher S. 50 bemerkt, eine weise Strafproceßgebung werde eine Mischung von Formen des Anklags- und des Inquisitionsprincips seyn, so befindet sich dieser Wunsch bereits auf dem Wege der Vollziehung und scheint, nach den bisherigen Bemerkungen, nur in Rücksicht des Ausdrucks einer angemessenen Berichtigung empfänglich zu seyn. — Viel Interessantes wird über den Englischen Anklage-Proceß mitgetheilt und u. a. S. 37 bemerkt, in der Einrichtung daß nur dieser Proceß in England gilt und in dem Mangel eines Beamten, welcher (wie, nach S. 44 und 48, in Schottland und Frankreich) als öffentlicher Ankläger die Spuren verübter Verbrechen verfolgt und sie dem Unter-

suchungsrichter mit dem Antrage auf eine Untersuchung mittheilt, liege ein Hauptgrund der beklagenswerthen und in England selbst lebhaft beklagten Zunahme der Verbrechen. Er empfiehlt daher, 'entweder einen öffentlichen Ankläger wie in den beiden kaum gedachten Ländern aufzustellen, oder einen gewissen Beamten in einem gewissen Bezirke zur amtlichen Auffuchung und Benützung aller Spuren begangener Verbrechen in einer Voruntersuchung zu verpflichten' (S. 48). 'Auf diese Art würde sich jenes öffentliche Ministerium bilden, welches alle jene Klagen zum Schweigen bringt, und wovon schon Montesquieu bemerkt: *La partie publique veille pour les citoyens; elle agit, et ils sont tranquilles* (Espr. d. loix VI, 8). Durch eine zweckmäßige Einfügung dieses Instituts in das deutsche Gerichtswesen würde auch der, in neuerer Zeit häufig wiederholte Vorwurf beseitigt werden, daß der deutsche Richter in den meisten Ländern deutscher Bunge 1) Ankläger, 2) Defensor und 3) Urtheilssprecher in Einer Person sey. Bestimmte Vorschläge zu dieser Organisation werden zwar nicht aufgestellt, über einige bereits vorhandene Versuche derselben erklärt sich der Verfasser mit 'schwerem Tadel'. Ob das noch in einigen Provinzen dieses Königreichs übliche Fiscalat so ganz werthlos und zu Verzögerungen hinführend sey, wie S. 42 bemerkt wird, dürfte sehr zweifelhaft seyn. Mehrere große Rechtsgelehrte haben es mit Achtung genannt, und wer möchte in demselben ein interessantes Ueberbleibsel ältesten Vorzeit, das Unterpand, die Grundlage einer — vielleicht nahen — Ausbildung und Vollendung verkennen? — 'In dem Un-

tersuchungs-Verfahren wird, wie schon die bereits aus S. 142 mitgetheilte Stelle bezeugt, der bekannte Unterschied unter General- und Special-Inquisition beybehalten. 'Da dieser, selbst der Karolina unbekannt und in neuerer Zeit lebhaft bestrittene Unterschied auf die Praxis nur gar zu leicht verwirrend und störend einwirken kann, so dürfte eine kritische Beleuchtung der Gründe desselben, wenigstens für diejenigen Leser welche ihn noch nicht als durchaus unhaltbar verworfen haben, erwünscht gewesen seyn. — Eben dieses gilt von dem Fundament oder dem Rechtsgrunde der Untersuchung, einer Lehre von der größten Wichtigkeit, die gewiß mehr als manche andere von ungleich geringerm Einfluß einen eigenen Abschnitt verdient hätte. Bekanntlich schloß Joh. Ch. Eschenbach seine Abhandlung von der General-Inquisition (1795) mit den Worten: 'die beiden Sätze, daß der Richter sich Injurien- und Entschädigungs-Klagen aussehe, wenn er ohne rechtmäßige Veranlassung zur Untersuchung schreitet, daß er aber auch sich verantwortlich macht, wenn er die Untersuchung unterläßt, werde er an einer andern Stelle näher erörtern.' Leider hat der Tod den Faden dieser Untersuchungen zerschnitten. Mehrere achtungswerthe Schriftsteller haben ihn wieder aufgenommen, ohne jedoch den Stoff einer reichen Nachlese zu erschöpfen.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

---

# G e t t i n g e n g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

28. Stück.

Den 21. Februar 1835.

---

D a r m s t a d t.

Beschluß der Anzeige: Die Lehre vom Beweise im deutschen Strafproceſſe etc. etc.

Ueber die Verhöre im Inquisitionſproceſſe und über die Mittheilung der Klage wird S. 35 bemerkt 'die Verhöre können nicht den Character des Anklageproceſſes haben. Eine offene Vorlegung aller Verdachtgründe würde eine positive Beſchuldigung ſeyn und der Erlangung eines Geſtändniſſes ſchaden.' Nicht ganz mit dieſer Bemerkung vereinbar heißt es S. 46: 'In jedem Strafproceſſe ſpreche ſich eine Verhandlung zwiſchen Ankläger und Angeklagten aus, in ſofern der Erſte alle Anklagepuncte und Beweiſe dem Angeklagten zu ſeiner Rechtfertigung vorlegt.' — Die Frage: In wiefern von einer Beweiſelaſt im Strafproceſſe die Rede ſeyn könne? wird in einem eigenen Abſchnitt beantwortet (S. 141—149). Nach dem Inhalt der gleich folgenden Stellen könnte man

versucht werden, sie für einen bloßen Wortstreit zu halten. 'Es würde zwar irrig seyn, heißt es S. 144, wenn man wollte, daß dem Inquirenten als Ankläger die Beweislast der Schuld obliege, aber es ist dennoch so viel wahr, daß der Ungeschuldigte fordern kann, daß man vollständig gegen ihn alle Thatsachen beweise, von deren Daseyn die Anwendung der Strafe, welche gegen ihn erkannt werden soll, abhängt.' . . . Die Beweisführung des Inquirenten ist ein Ganzes, in welchem man nicht den Beweis der Schuld, oder den Beweis der Unschuld trennen kann' (S. 14). — Bey der allgemeinen Würdigung des Inquisitions-Processes wird (S. 44) bemerkt: 'Jedes Volk das bey fortgeschrittener Bildung zu der klaren Erkenntniß komme, daß in dem gut organisierten Strafprocesse ein sicheres Mittel liegt, die Gesetze und eben dadurch die bürgerliche Ordnung aufrecht zu erhalten, werde zu dem Inquisitions-Process kommen, weil man erkennt, daß der Anklage-Process nicht genug die sichere Verfolgung und Entdeckung der Verbrechen verbürgt.' Hier möchten wir fragen: wie stimmt dieses mit der bereits oben aus S. 27 als nicht befremdend angeführten Bemerkung, daß man in den verschiedenen Gesetzgebungen Europa's und in den legislativen Bestrebungen der neuesten Zeit ein Streben nach Einführung von Formen des Anklageprocesses findet? und verweisen übrigens auf das bereits von uns angedeutete Correctiv der Errichtung eines öffentlichen Ministeriums, oder der Staatsanwaltschaft. — In den ausführlichen Erörterungen sowohl des Beweises im Allgemeinen als der einzelnen Beweismittel zeigt sich der Verf. durchweg als selbständigen Forscher, den man selbst da wo man durch seine

Gründe nicht vollständig überzeugt wird, mit Vergnügen auf dieser höchst schwierigen, durch Mißgriffe aller Art verunstalteten Bahn zum Führer erwählt. Das Characteristische wodurch sich sein System von dem gemeinrechtlichen unterscheidet, ist die höhere Geltung welche er den Indicien oder Vermuthungen beylegt, die aus ältern und neuern Systemen und Gesetzgebungen unter den Benennungen Argumenta, Argwohn, Verdacht, Anzeigungen, so wie der darauf (im Gegensatz des natürlichen oder unmittelbaren Beweises) gestützte Ueberzeugungsgrund unter dem Namen des künstlichen, mittelbaren oder circumstantiellen Beweises bekannt sind. Schon bey den Eintheilungen des Beweises (S. 136) zeigt sich der Einfluß dieses Systems. Der Begriff eines unvollkommenen Beweises hat nach S. 139 gar keinen Werth, und die kaum gedachte Unterscheidung eines natürlichen und künstlichen Beweises keine practische Bedeutung (S. 140). Die außerordentliche Strafe wird nach diesem System in allen oder den meisten Fällen, wo sie bisher bey dringenden Verdachtsgründen in Ermangelung eines natürlichen oder unmittelbaren Beweises gestattet wurde, zu dem Range der letztern erhoben, in den übrigen Fällen ist sie völlig überflüssig, so bald der Gesetzgeber eine zweckmäßig erweiterte Beweistheorie gibt, so bald er insbesondere erkennt, daß auch durch Indicien voller Beweis entstehen kann.' 'Ist dieses ausgesprochen, heißt es S. 498, so wird ohnehin in der Mehrheit der Fälle, in welchen man bis jetzt außerordentliche Strafe zu erkennen für nöthig fand, die volle Strafe gegen die Schuldigen ausgesprochen werden können, und in den übrigen Fällen, wo die Indicien so schwach

sind, daß man nicht wagen kann, darauf ein Strafurtheil zu gründen, wird ohnehin der weise Gesetzgeber eine Strafe auszusprechen nicht gestatten, weil sonst die Gefahr, daß ein Unschuldiger bestraft werden könnte, zu groß seyn würde.' Auch die Lossprechung von der Instanz, wodurch sich der bisherige Gerichtsgebrauch den Vorbehalt sichern wollte, daß man gegen einen nicht Ueberwiesenen aber dringend Verdächtigen auch nach seiner Losprechung zu jeder Zeit die Untersuchung wieder beginnen könne (S. 469), so wie der Reinigungs Eid und selbst die Cautionsleistung verlieren nach diesem System ihre Anwendbarkeit und Bedeutung. Die seit drey Jahrhunderten ohne irgend eine gesetzliche Vorschrift in die Gerichte eingedrungene Form der Losprechung von der Instanz wird mit sorgfamer Umsicht entwickelt, aber zu leicht befunden. 'Es kann nur zwey Zustände geben, sagt der Verf. (S. 472), den der Gewisheit der Schuld oder den der Nichtschuld, und als nichtschuldig gilt derjenige Inculpat, welcher nicht auf die vom Gesetz vorgeschriebene Weise vollständig der Schuld überwiesen ist. Wie nun im Anklagsprocesse, wenn der Ankläger nicht beweisen kann, der Angeklagte losgesprochen wird, so muß es auch im Inquisitionprocesse seyn, wenn die bürgerliche Gesellschaft nicht zu beweisen im Stande ist.' (Actore non probante accusatus absolvitur). Der, schon dem Römischn Rechte und der Karolina durchaus unbekante, Reinigungs Eid als Bedingung der Freysprechung von einem nicht völlig getilgten Verdachte wird für unzulässig erklärt. Selbst in der neuerdings vorgeschlagenen Beschränkung auf besonders glaubwürdige Personen (deren bloßes Nein ohnehin jedem Schwure gleich gel-

ten wird), und bey geringen Vergehen scheint derselbe nicht gerechtfertigt werden zu können (S. 487). Auch die Caution gegen einen Inculpaten, der wegen unvollständigen Beweises losgesprochen werden muß — ganz verschieden von derjenigen die nach Art. 176 und 178 bey erwiesenen Thatsachen gefordert werden darf, so wie auch von derjenigen, welche gegen einen gefährlichen Menschen von der Verwaltungsstelle als policeyliche Sicherheits-Maßregel erkannt wird — scheint nach S. 473. 501 ff. eines Rechtsgrundes zu ermangeln.

Die Gründe dieses Systems dürften nicht für jede Leserklasse gleich überzeugend seyn, aber Alle werden der Tiefe und dem Streben nach Folge-richtigkeit, welche in Entwicklung derselben vorherrschen, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen: Zu dem durch Indicien oder Vermuthungen herzustellenden künstlichen Beweise sind nach S. 405 die Fälle zu rechnen, 'in welchen, ohne daß der Angeschuldigte das Verbrechen gesteht, und ohne daß Zeugen über die Hauptthatsache des Verbrechens aussagen, der Richter seine Ueberzeugung von der Wahrheit gewisser Thatsachen auf das Zusammentreffen von Neben Umständen und die daraus abzuleitenden Schlußfolgerungen baut.' Da nach S. 402 der natürliche Beweis durch Augenschein, Geständniß und Zeugen nur in der Minderzahl von Straffällen hergestellt werden kann, so ist die Anwendung des künstlichen im Strafproceß unentbehrlich, und ein Verbot der Beurtheilung auf Indicien würde die bürgerliche Sicherheit auf das höchste gefährden (S. 460. §. 61). Der Verf. hält es für einen Irrthum, zu glauben, daß die Beweismittel, durch welche wir den natürlichen Beweis begründen zu können meinen,



nur auf der sinnlichen Erwidern beruhen, und für uns nur dadurch überzeugend werden, daß wir dem Zeugnisse unserer Sinne trauen. 'Es ist überall, heißt es S. 403, nur eine Kette von Vermuthungen, worauf wir unsere Ueberzeugung bauen. Wir trauen dem Geständniß des Angeklagten, weil wir nicht glauben können, daß jemand, der nicht wirklich schuldig ist, sich Verbrechen andichten würde, wir schließen aus dem Benehmen des Gestehenden auf seine Schuld, in sofern das was er gesteht innerlich wahrscheinlich und mit allen andern Nebenumständen übereinstimmend ist, und unser Geist bestimmt sich daher nach langer Vergleichung des Eingestandenen mit den Nebenumständen zu dem Urtheile, daß der Gestehende die That verübt habe. Wir bauen auf die Aussage von zwey Zeugen, weil wir jeden dieser Zeugen für glaubwürdig ansehen, d. h. vermuthen, daß er die Wahrheit beobachten konnte und aussagen wollte, und weil die Aussagen mit allen übrigen hergestellten Nebenumständen übereinstimmen. Auf diese Art ist es überall erst der circumstantielle Beweis, welcher uns zu einem Urtheile bewegt, und auf jeden Fall kommen bey jedem Verbrechen Merkmale vor, welche nicht durch äußere Beobachtung erkannt werden können, weil sie dem Innern angehören, wo daher nur durch Schlüsse von bekannten Thatsachen die Existenz dieser Merkmale erkannt werden kann.' (Nach dieser Theorie fallen die auf unmittelbare sinnliche Evidenz gestützten Ueberzeugungsgründe mit den aus zufälligen Nebenumständen hergeleiteten Vermuthungen gewissermaßen zusammen; um den letztern eine höhere Stellung anweisen zu können werden die erstern mit ihnen in Eine und dieselbe Classe gesetzt, ein Grundsatz dessen folge-

richtige Durchführung alle Pfeiler des bisherigen Criminalrechts erschüttern würde. Daß auch die Anwendung des natürlichen Beweises gewisse Geistesoperationen erfordere, wird niemand in Abrede seyn; der Verf. hat vielfältig darauf hingewiesen und welches menschliche Geschäft könnte derselben ermangeln? Aber durch Operationen dieser Art seine Identität mit dem aus Vermuthungen hergeleiteten Beweise begründen zu wollen, dürfte keiner Dialectik gelingen. Seit den Ur-Anfängen der Civilisation hat die allgemeine Völkervernunft anerkannt, daß der erstere einen festen Anhaltspunct hat, dessen der letztere gänzlich ermangelt. Vermuthungen sind ewig Vermuthungen, und noch ist es nicht allgemeingültig entschieden, ob selbst aus der größten Anzahl derselben eine Gewißheit entsteht, die der auf sinnliche Evidenz gegründeten das volle Gleichgewicht hält). Da selbst die mögliche Trieglichkeit dieser letztern durch das Erforderniß prüfender Geistes-Operationen anerkannt wird, wie viel größer muß die Gefahr seyn, 'wenn, nach S. 435, der Richter ermächtigt wird, auch bey künstlichem Beweise zu verurtheilen und eben dadurch ein furchtbares, leicht dem Mißbrauche unterworfenenes Recht erhält, über Leben und Tod der Mitbürger nach seinem Ermessen zu urtheilen.' Gegen die volle Kraft dieses Beweises werden S. 436 Gründe angeführt, die der Verf. selbst mit achtungswerther Bescheidenheit als 'höchst gewichtige Stimmen' bezeichnet. Ueber die darauf folgende Widerlegung dieser Gründe dürften die Meinungen sehr getheilt seyn. (Wem es darum zu thun ist, über einen Gegenstand der keinem auf Bildung Anspruch machenden Menschen ganz fremd seyn sollte, und selbst in pädagogischer Hinsicht

hinsichtlich auf Bestrafung überhaupt die größte Beachtung verdient, Gründe und Gegenstände ausführlicher dargestellt zu sehen, lese eine Abhandlung des vormaligen Oldenburgischen Oberappellationsraths H. J. Siegen. Es ist die dritte von dessen so eben allhier erschienenen juristischen Abhandlungen, vorzüglich den Zustand deutscher Gesetzgebung und Rechtspflege betreffend. Sie umfaßt 93 Seiten in 8. (S. 16—123) und hat die Ueberschrift: Es gibt keinen Criminalbeweis durch Vermuthungen). Der Verf. bemerkt selbst: in Bezug auf das gemeine Recht müsse man noch jetzt behaupten, daß keine Art von Strafe auf Indicien, auch wenn sie in der größten Harmonie zusammentreffen, gebaut werden dürfe (S. 449). Die dahin gehörigen Gesetzstellen werden zwar nicht ganz vollständig, aber doch überzeugend selbst für denjenigen angedeutet, welchen die beygefügte Interpretation nicht durchweg befriedigen dürften. Der berühmte Ausspruch des Kaisers Trajan (L. 5 D. de poenis), nach welchem der auf Verdacht Verurtheilte mit dem Unschuldigen in Eine Klasse gesetzt zu werden scheint, wird als ein Beispiel angeführt, 'daß man auch in Rom die Tieglichkeit des Verdachts kannte und davor warnte' (S. 442). Der Verf. gibt zu, daß nach dem Art. 22 der Carolina 'Indicien auch in noch so großer Zahl zur Verurtheilung in eine (peinliche) Strafe nicht hinreichen sollten.' ('daß niemand (sind die Worte) auff eynicherley anzeygung, argkwoß, warzeichen, oder verdacht, entlich zu peinlicher straff soll verurtheylt werden') (S. 445), und bemerkt (S. 448), 'alle Versuche dieses Verbot wegzurasonnieren, lassen sich

nie vertheidigen.' Den legislativen Versuch der neuesten Zeit, eine Beurtheilung auf Indicien unter Beobachtung gewisser Verhaltensregeln geltend zu machen hat (nach S. 451) die Erfahrung kein günstiges Zeugniß gegeben. Die dahin gehörigen Bestimmungen und Erfordernisse werden in einem eigenen Abschnitt (§. 61) geprüft und mit Vorschlägen zu Verbesserungen bereichert. Ob, und in wiefern, selbst unter diesen Voraussetzungen, Vermuthungen eine criminelle Bestrafung begründen sollen, muß dem eigenen Gewissen aufgeklärter Gesetzgeber um so angelegentlicher zur sorgsamsten Prüfung empfohlen werden, als die Zeichen der Zeit eine gründliche Entscheidung dieser Vorfrage lebhaft zu erfordern scheinen. Wenn aber S. 457 gesagt wird, 'nicht zu billigen sey die Vorschrift neuer Gesetzbücher, nach welcher auch im Falle der Ueberweisung auf den Grund des Indicienbeweises gewisse Strafarten, z. B. Todesstrafe, von dem Gerichte nicht erkannt werden darf (dürfen)', so glauben wir diesem Tadel auf das bestimmteste widersprechen zu müssen, weil er nicht nur mit einer der humansten, bereits oben angeführten Bestimmungen des gemeinen Rechts (die man vielleicht in mancher Hinsicht einen völkerrechtlichen Constitutionartikel nennen könnte), durchaus unvereinbar ist, sondern auch weil er die im Zusammenhange des vorhergehenden mitgetheilten Geständnisse über Trüglichkeit der Vermuthungen unberücksichtigt zu lassen scheint. Könnten dieselben noch den mindesten Zweifel übrig gelassen haben, so dürfte die jetzt folgende Stelle denselben entscheidend beseitigen. 'Wir würden die Natur der Verhältnisse verkennen, heißt es nämlich S. 441, wenn wir nicht zugeben wollten, daß

unter dem Vorwande des künstlichen Beweises schon viele Opfer des Leichtsinns, der Bosheit oder des Unverstandes der Richter schuldlos gefallen sind.' (Sollte nicht vielmehr dankbare Anerkennung dem Gesetzgeber gebühren, welcher Erscheinungen dieser Art für ewige Zeiten unmöglich zu machen sucht, ohne einer einzigen Pflicht gegen das Ganze der Staatsgesellschaft entgegen zu handeln? Was geschehen ist, kann wieder geschehen und wer möchte behaupten, daß nicht auch unser Zeitalter Opfer dieser Art zu beweinen hat?) Mit ungetheilter Achtung bezeichnen wir übrigens eine Maßregel, die der Verf. zur Sicherstellung gegen solche Mißgriffe empfiehlt; es ist die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der gerichtlichen Schlußverhandlungen. 'Will die Gesetzgebung — sind seine Worte S. 458 — eine wahre Garantie für die Gerechtigkeit der Verurtheilungen auf Indicien, so gewähre sie diese durch Einführung der Oeffentlichkeit in der Art, daß von (vor) den urtheilenden Richtern alle Verhandlungen selbst vorgehen. Nur dadurch wird es den Richtern möglich werden, das genaueste Detail des Zusammenhanges der Indicien zu erhalten, jeden Zweifel durch Fragen zu beseitigen, die Verantwortung des Ungeschuldigten selbst zu hören und ihn zu befragen, und jene lebendige Totalanschauung zu gewinnen, die durch keine Relation erreicht werden kann.

Böhmer.

### B r a n d e n b u r g.

Bey J. J. Wiesike: Lehrbuch der Mathematik für die obern Classen höherer Lehranstalten von Joh. Aug. Grunert. Erster Theil, allge-

meine Arithmetik, XVI und 180 S. Zweyter Theil, Stereometrie, VI u. 139 S. Dritter Theil, Trigonometrie, VI u. 170 S. Viertes Theil, Kegelschnitte VI u. 162 S. Octav. 1832.

Der Verf. spricht sich in der Vorrede zum ersten Theile ausführlich über den Plan aus, den er bey der Ausarbeitung dieses Lehrbuches befolgt hat. Er hat dabey zunächst ein gut eingerichtetes Gymnasium von 6 Klassen vor Augen gehabt, in welchem die beiden oberen Classen die erste Bildungsstufe ausmachen. Für diese ist das Lehrbuch bestimmt. Es wird angenommen daß die Schüler in der zweyten Classe mindestens ein Jahr, in der ersten zwey Jahre sitzen, und zugleich wird vorausgesetzt, daß die in diese zweyte Classe eintretenden Schüler schon die ebene Geometrie und die ersten Elemente der Buchstabenrechnung kennen. Wird halbjährlich ein Course vorgetragen, so gibt dieß für die drey Jahre, die der Schüler in den zwey Classen zubringt, sechs Course. Daher besteht das Buch aus vier Abtheilungen, wovon zwey in zwey Unterabtheilungen zerfallen. Die allgemeine Arithmetik ist nämlich in zwey Theile getheilt. Der erste umfaßt die Combinationslehre, das Binomialtheorem, die ersten Begriffe von Gleichungen und deren Auflösung, die Methode der unbestimmten Coefficienten, die allgemeine Theorie der Potenzen und Wurzeln, die imaginären Größen, die Logarithmen und die Kettenbrüche. Die zweyte Abtheilung enthält die Lehre von den Gleichungen der drey ersten Grade, die arithmetischen und geometrischen Reihen, allgemeine Sätze von den Gleichungen, Auflösung der höheren Gleichungen durch Näherung, die unbestimmten Gleichungen des ersten Grades. Die dritte Abtheilung enthält die Stereometrie. Die

Trigonometrie besteht wieder aus zwey Abtheilungen, wovon die eine die ebene, die andere die sphärische Trigonometrie enthält. In der sechsten Abtheilung wird die Lehre von den Kegelschnitten vorgetragen. Die vier Hauptabtheilungen sind aber absichtlich so eingerichtet, daß sie unter einander nicht eigentlich in einem innern Zusammenhange stehen, was in der Absicht geschehen ist, damit die einzelnen halbjährigen Course für sich ein Ganzes bilden, und also jeder eintretende Schüler sogleich dem Vortrage folgen kann. Hierdurch ist es freylich nothwendig geworden Manches mehrmals zu wiederholen. Den Inhalt des ersten Theils haben wir schon angegeben und wollen nur noch einige Bemerkungen hinzufügen. Der Verf. wendet in der Arithmetik, wie auch später z. B. bey Entwicklung der Reihen für Sinus und Cosinus die Methode der unbestimmten Coefficienten an, die er mit sichtbarem Nutzen gebraucht zu haben versichert. Wenn wir auch Herrn Gr. unbedingt eine viel gründlichere Einsicht in die Bedürfnisse eines Gymnasialschülers einräumen, als uns selbst zu Gebote steht, so können wir doch nicht umhin zu bemerken, daß diese Methode für den ersten Unterricht nicht die geeignetste seyn möchte. Wenn man bey dem mathematischen Unterrichte keinen andern Zweck im Auge hat als den Schüler mit einer gewissen Anzahl von Sätzen bekannt zu machen, so ist freylich die Methode, durch welche man zu denselben gelangt, ziemlich gleichgültig, und die kürzeste wird die beste seyn. Da aber die Mathematik auf Schulen als Mittel zur allgemeinen Bildung und als Theil derselben gelehrt werden soll, so kommt es weit mehr auf die Methode als auf die Masse von Sätzen an, und es wird hauptsächlich darauf zu sehen seyn

daß man immer den natürlichsten Weg wähle, der am meisten geeignet ist dem Schüler den Organismus, nach welchem sich das Gebäude der Mathematik aus einfachen Grundbegriffen entwickelt, aufzudecken. Gerade die Methode der unbestimmten Coefficienten ist aber am wenigsten hierzu geeignet, da sie immer nur zeigt daß etwas so und so ist, nicht aber warum es so ist, da sie mehr überführt als überzeugt. Man vergleiche nur z. B. die Art wie der Verfasser im siebenten Kapitel die allgemeine Gültigkeit des Binomialtheorems mittelst der unbestimmten Coefficienten beweist; in wie ganz anderem Lichte muß dieses Theorem dem Schüler erscheinen, wenn es mittelst der Combinationslehre, die der Verf. ja voraussetzt, unmittelbar aus den Begriffen der Multiplication und Division abgeleitet wird, und weitläufiger ist die letzte Methode gewiß nicht. In Beziehung auf Vollständigkeit läßt dieser Theil, nach seinem beschränkten Zwecke, wenig zu wünschen übrig; der Vf. bemerkt mit Recht in der Vorrede, daß er eher fürchte deswegen getadelt zu werden daß er zu viel als daß er zu wenig gegeben habe. Allerdings hätte auch Manches ohne Schaden wegbleiben können, wohin wir z. B. einen großen Theil des 14. Kap. rechnen. Namentlich ist in §. 209 ein so künstliches Verfahren zur Summation einer Reihe angewandt worden, wie es sich wohl kaum zum Vortrage eignet. Für Lehrer, welche dieses Buch benutzen, wollen wir bemerken daß man viel leichter zum Ziele kommt, wenn man zuerst die ersten Glieder der Reihe allmählich zusammen nimmt. So ist die Summe der zwey ersten Glieder

$$\frac{1.2\dots n}{1.2\dots n} + \frac{2.3\dots n + 1}{1.2\dots n}$$



$$= (1 + n + 1) \cdot \frac{2 \cdot 3 \dots n}{1 \cdot 2 \dots n} = \frac{2 \cdot 3 \dots (n+1)(n+2)}{1 \cdot 2 \dots n \cdot n+1}$$

Addiert man hierzu das dritte Glied

$$\frac{3 \cdot 4 \dots n + 2}{1 \cdot 2 \dots n}$$

so erhält man die Summe

$$\begin{aligned} & (2 + n + 1) \cdot \frac{3 \cdot 4 \dots (n+1)(n+2)}{1 \cdot 2 \dots n \cdot n+1} \\ & = \frac{3 \cdot 4 \dots (n+2)(n+3)}{1 \cdot 2 \dots n \cdot n+1} \end{aligned}$$

Da nun der Satz für die ersten Glieder richtig ist, so kann hieraus alsdann das Allgemeine aus bekannten Gründen gefolgert werden. Ref. hat auch noch an manchen andern Stellen Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß Hr. Gr. nicht immer mit der ihm sonst eigenen analytischen Gewandtheit verfahren hat; so gelangt er z. B. auf eine ziemlich verwickelte Weise zu dem Beweise des Satzes, daß jede cubische Gleichung nothwendig eine reelle Wurzel hat, während ihm gewiß mehr als ein einfacherer Weg zu Gebote stand. Im 17. Kap. finden wir zwar die Näherungsmethoden zur Auflösung der numerischen Gleichungen mit großer Ausführlichkeit behandelt, doch ist es uns aufgefallen, daß er das Mangelhafte derselben gänzlich mit Stillschweigen übergangen hat, da sie es bekanntlich in vielen Fällen unentschieden lassen, ob zwischen zwey Gränzen zwey reelle oder zwey imaginäre Wurzeln liegen. Ueber die Stereometrie haben wir Nichts zu bemerken als daß man in derselben gewiß mehr finden wird als man erwartet. Namentlich findet sich im 3. u. 4. Kap. das Wesentlichste aus der descriptiven Geometrie und Anwendung auf Perspective, Gnomonik und das

Zeichnen der Landkarten. Auch die Trigonometrie ist sehr zweckmäßig bearbeitet und zeichnet sich besonders durch eine große Fülle berechneter Aufgaben aus. Es ist uns aufgefallen daß der Vf. die Methode gar nicht erwähnt hat, nach welcher man die trigonometrischen Functionen ohne Hülfe des Kreises definiert. Im Eingange polemisiert er gegen die gewöhnliche Erklärung der ebenen Trigonometrie. Er sagt nämlich, die ebene Trigonometrie sey die Wissenschaft, welche aus drey in Zahlen gegebenen Stücken eines ebenen Dreyecks die übrigen drey Stücke durch Rechnung finden lehrt. Die gewöhnliche Erklärung dagegen, meint er, nach welcher die Trigonometrie lehrt, aus drey gegebenen, ein Dreyeck bestimmenden Stücken, die übrigen Stücke durch Rechnung zu finden, sey nicht ganz richtig, oder wenigstens sey der Zusatz, daß die drey gegebenen Stücke das Dreyeck bestimmen müßten, überflüssig, da die Trigonometrie selbst die besondere Aufgabe habe, in allen Fällen zu unterscheiden, ob das Dreyeck durch die gegebenen Stücke bestimmt sey oder nicht. Indessen scheint uns hierdurch die Definition, die der Vf. gibt, keinesweges gerechtfertigt zu seyn. Denn sobald man sagt, die Trigonometrie lehre aus drey gegebenen Stücken die übrigen durch Rechnung zu finden, so schließt diese Definition auch die Behauptung ein, daß jede drey Stücke hinreichend seyen um die Größe der übrigen zu finden, was doch nicht der Fall ist, da z. B. aus drey gegebenen Winkeln nicht die Seiten gefunden werden können. Wenn man aber sagt daß die drey gegebenen Stücke das Dreyeck bestimmen müssen, so will man dadurch eben nichts weiter andeuten, als daß sie zur Auffindung der übrigen wirklich tauglich seyn müssen, und es wird hierdurch keinesweges gesagt, daß die Bestimmung

dieser Tauglichkeit nicht durch die Trigonometrie selbst geleistet werden sollte. Am wenigsten hat uns die Darstellung der Lehre von den Kegelschnitten befriedigt.

Stern.

### B o l o g n a.

Antonii Bertolonii, M. D. in Archigymnasio Bononiensi Botanice Professoris etc. Mantissa plantarum Florae alpium Apuennarum. 1832. 74 S. in gr. 4.

Ein bedeutender Nachtrag von Pflanzen, welche Hr Bertoloni, in Gesellschaft seines älteren Sohnes, auf zwey Reisen nach dem Apuanischen Gebirge entdeckte. Die Anordnung dieser Mantisse ist ganz wie in der Flora (Amoenitat. Italic. p 317—452) nach dem Linnéischen System. Die weniger bekannten Pflanzen sind, wie man es von dem Verf. gewohnt ist, sehr gut beschrieben und nicht selten mit kritischen Bemerkungen erläutert. Wir erwähnen nur *Allium montanum* und *Schoenoprasum* β., *Aconitum Lycoctonum*, *Cnicus polyanthemus* und *Artemisia nitida*. Auch beweist Herr B. (gegen De Candolle), daß seine *Cardamine hastulata* (hier *hamulosa* genannt), eine von *resedifolia* sehr verschiedene Art ist, worin Rec. gern beypflichtet. Weniger Beyfall möchte aber die Verbindung von *Linum aureum* mit *gallicum* finden, wie wir denn auch der Vermuthung nicht beytreten können, daß *Verbascum Alopecurus* Thuill., *rubiginosum* W. et K., *sustriacum* Schott., *Chaixii* Vill. und *alpinum* Bass. nur als Abarten von *nigrum* zu betrachten seyen.

Schr.

# G e t t i n g e r g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

29. Stück.

Den 23. Februar 1835.

---

P a r i s.

Fortsetzung der Anzeige: Histoire de la restauration et des causes qui ont amené la chute de la branche aînée des Bourbons. etc.

Wie dem aber auch sey die Proceſſe, welche in Folge des Proceſſes von 1818 zuerst recht an die Tagesordnung kamen, dienten unfehlbar nur dazu die Popularität der verfolgten Ansichten, Journale und Schriftsteller, und der sie vertheidigenden Advocaten zu vermehren, so bald sie innerhalb der Schranken oder doch des Geistes des damaligen Liberalismus blieben \*). Ja, auch wo sie jene überschritten und diesen scheu machten und verletzten, wo die öffentliche Meinung bereit war sie zu verdammen — wo

\*) Damals fing der Advocatenstand an jene der Restauration so gefährliche Bedeutung zu gewinnen. Damals eröffnete sich Männern wie Dupin, Persil, Barthe, Mauguin, Merilhon, Raynouard u. s. m. die oft so bequeme Bahn, welche sie bald an die Spitze der Parteien, und seit 1830 an die Spitze der Kammer oder der Regierung führte.

also das Vergehen zugleich ein Fehler gewesen wäre, da gelang es den geschmacklosen Uebertreibungen, der gehässigen, unredlichen Dienstfertigkeit mancher königl. Anwälde die öffentliche Meinung zu Gunsten der Angeklagten zu stimmen. Man kann den Schaden den die Rhetorik solcher plumpen Lakayen der Gerechtigkeit der Restauration zugefügt hat nicht hoch genug anschlagen. Mag man übrigens die Mißbräuche der Presse schon damals so hart tadeln wie man will, unsere Aufgabe ist es nicht irgend eine Parthey oder Gewalt zu rechtfertigen, zu entschuldigen. Aber auch hier müssen wir wieder und wieder die Thatfache bezeugen, daß jene Mißbräuche allen Partheyen ohne Ausnahme zur Last fallen. Oder wurden etwa die gehässigsten, unredlichsten, frechsten, beißendsten Verunglimpfungen der Regierung in irgend einem liberalen Journal weiter getrieben als in dem damals auftretenden ultraroyalistischen Drapeau blanc? Freylich glaubten die Royalisten durch solche und ähnliche Waffen nur das Ministerium Richelieu, oder Desolle, oder Decazes anzugreifen und zu stürzen; aber bedarf es noch eines Beweises, daß dadurch die Regierung, die Restauration, das Königthum überhaupt eben so sehr geschwächt und untergraben wurde, als durch die Angriffe von der andern Seite, welche im Ganzen doch auch immer den formellen Vorbehalt der Dynastie, des Königs, des Königthums mit sich führten. Und was die Aufrichtigkeit betrifft, so war sie wenigstens in Hinsicht auf Ludwig XVIII. bey den Royalisten oft verdächtiger als bey den Liberalen. Endlich aber darf man nicht vergessen, daß die Journale der Regierung selbst den Kampf auf diesem Gebiet nicht scheuten, sondern oft herausforderten und nicht immer ohne Glück führten. Ja, bekanntlich gesiel sich

Der König selbst gelegentlich durch einen Artikel im nichtofficiellen Theil des Moniteurs die öffentliche Meinung zu bearbeiten. Wenn man sich auf dieß Gebiet einließ, wie kann man sich denn beklagen, daß man endlich denen unterlag die das Terrain und die Waffen besser kannten?

Untersuchen wir übrigens den Character der damaligen Presse (zunächst der liberalen) unbefangen und näher, so können wir zwar auch hier die Empfindlichkeit, die Reizbarkeit und Furchtsamkeit der Restauration mit dem Mangel an constitutionellen Erfahrungen erklären, aber nichts desto weniger bleibt es gewiß, daß eine constitutionelle Regierung damals durchaus keinen besonderen Grund haben konnte über die Presse zu klagen oder gar eine wesentliche Gefahr von ihr zu fürchten. Alle Maßregeln der Regierung, ihr ganzes System, das Wahlgesetz, unzählige Einzelheiten und Individuen der Verwaltung wurden zwar täglich bald von diesem bald von jenem Journal dieser oder jener Partey mehr oder weniger heftig angegriffen, getadelt; in den Andeutungen der Mittel, wodurch den wirklichen oder eingebildeten Uebeln abgeholfen werden könne, wurde die königliche Gewalt häufig sehr kärglich abgesselt. Aber alles dieß war eben durchaus nichts als Recht, Brauch, und Bedürfniß der Parteyen und des constitutionellen Lebens. Hier war von einem Kampf die Rede worin die Parteyen sich der Presse, die Regierung sich außer ihrer Presse auch noch der gerichtlichen Verfolgungen bedienen mag; jeder Theil auf seine Gefahr und Verantwortung. Sagt man: alles dieß war aber unerträglich; so heißt das eben nichts weiter als: das constitutionelle Leben war unerträglich. So lange die Regierung dabey die Majoritäten für sich hatte, konnte jedenfalls consti-

tutionell gesprochen von Gefahr oder Beeinträchtigung nicht die Rede seyn. An der Majorität zu verzweifeln war aber nicht der geringste Grund vorhanden. Sie bildete sich, wenn auch aus noch so selbstsüchtigen Gründen, bey dem steigenden materiellen Wohlstand, als Folge des Friedens und der Entfernung der fremden Heere immer entschiedener zu Gunsten der constitutionellen Monarchie (wie man sie eben verstand), der Dynastie, des Königs Ludwig XVIII., ja sogar des damaligen Ministerium; und erst nachdem Jahre lang in einer falschen Voraussetzung verkehrte Maßregeln gehäuft, ja erschöpft worden, trat das ein, was man so leichtsinnig oder furchtsam vorausgesetzt hatte, gänzliche Entfremdung der öffentlichen Meinung. Damit sind wir übrigens weit entfernt in Abrede zu stellen, daß sich damals schon (oder eigentlich damals noch, oder wieder) Elemente in der öffentlichen Meinung regten, welche sich der Dynastie, oder gar der Monarchie selbst feindselig zeigten. Die oben ange deutete Amalgamation der Napoleonisch-jacobinischen Partey in dem constitutionellen Liberalismus war noch nicht vollendet. Die cruderen Partikeln derselben sträubten sich um so mehr gegen diese Umwandlung, je mehr sie um sich griff, je unvermeidlicher sie schien, und glaubten die mit der Entwicklung des constitutionellen Lebens damals nothwendiger Weise verbundene Aufregung in ihrem Sinne benutzen zu können. Ob diese Tendenzen damals schon sich bis zu Verschwörungen consolidiert hatten, ist wohl sehr schwer zu bestimmen, da die bald darauf eintretende Epoche unlängbarer anerkannter Verschwörungen gar zu leicht über die Zeit ihres Ursprungs irre leiten, und da die seitdem eingetretenen Verhältnisse die Theilnehmer sowohl als die Beseitiger jener Um-

triebe in die Versuchung geführt haben, ihre Bedeutung überhaupt zu übertreiben, und ihre Entwicklung zu antidatieren. Der Vf. selbst (obgleich gerade in diesen Dingen gut unterrichtet) ist sehr schwankend und widersprechend in seinen Aeußerungen über diesen Punct, im Allgemeinen aber scheint es doch, daß ihm während der Dauer des Ministerium Desolle keine eigentliche Verschwörung bekannt ist, obgleich er schon hier die ersten Keime der seitdem bekannt gewordenen zu entdecken glaubt.

Wie dem aber auch sey, so konnten gerade diese angeblichen oder wirklichen Umtriebe und Verschwörungen am allerwenigsten jene Reaction, jene Schwankung und endliche Umwälzung in dem Regierungssystem rechtfertigen, weil gerade sie am allerwenigsten für irgend Jemanden gefährlich oder auch nur nachtheilig werden konnten, außer für die Theilnehmer selbst, und für die Parteyen welche irgend mit ihnen in Verbindungen standen oder zu stehen schienen. Dieß waren gerade Fehler oder Nachtheile der Parteyen, welche die Regierung hätte benutzen können und sollen um ihre eigene constitutionelle Stellung auszu dehnen und zu befestigen, statt sich dadurch verleiten zu lassen sie aufzugeben und dem Feinde zu überlassen. In der That, wenn man bedenkt welchen Ausgang, welche Wirkung alle spätere, viel entschiedenere und besser organisierte Verschwörungen hatten, zu einer Zeit wo die öffentliche Meinung schon mehr oder weniger der Restauration entfremdet war — wenn man bedenkt wie bald die Verschwörungsfüchtigen selbst sich überzeugten, daß auf diesem Gebiete kein Heil für sie zu erwarten sey, so muß man sich wundern wie der Vf. den damaligen schwachen Keimen der Art, welche mitten in einer der Restau-



ration mehr oder weniger günstigen öffentlichen Meinung fast von selbst ersticken mußten, irgend eine Bedeutung beylegen, sie als Gründe für die wichtigsten allgemeinen Maßregeln auch nur einen Augenblick gelten lassen kann \*).

Das bisher Gesagte macht es überflüssig uns ausführlicher über eine Seite der Entwicklung der öffentlichen Meinung auszusprechen, welche besonders dazu beytrug die Besorgnisse der Restauration zu erwecken; nämlich die Theilnahme des Liberalismus in Frankreich an der politischen Gährung in den benachbarten Ländern. Auch diese war im Allgemeinen eine unvermeidliche Frucht des constitutionellen Lebens und eben deshalb an und für sich nicht gefährlich, so lange die Restauration sich dasselbe überhaupt gefallen lassen wollte oder mußte. Sie hatte im Allgemeinen durchaus keinen antidynastischen oder antimonarchischen Character. Sie war sogar bey der unendlichen Mehrzahl in der That weiter nichts, als ein, von fast gänzlicher Unbekanntschaft mit den Verhältnissen jener Länder unterstütztes Kannengießerinteresse (man entschuldige den trivialen Ausdruck), welches freylich aus dem Instinct der wirklich vorhandenen Verwandtschaft mit dem in jenen Ländern (unter mehr oder weniger gehässigen Umständen) unterdrückten, verfolgten Liberalismus entstand — eines Liberalismus, der seinerseits im Allgemeinen nur constitutionell und weder gegen das Königthum überhaupt noch gegen die respectiven Dynastien jener Länder gerichtet war \*\*).

\*) Hoffentlich brauchen wir hier nicht dem abgeschmackten Einwurf zu begegnen: ob man dergleichen Vergehen oder Verbrechen denn ungestraft lassen solle? Zur Bestrafung derselben bedurfte es aber keiner allgemeinen Veränderung des Systems.

\*\*) Ob nicht auch dort die ursprünglich constitutionellen Bewegungen am Ende den Dynastien, oder dem Kö-

dieß war fürs erste und auf lange Zeit hinaus völlig harmlos. Wo aber etwa ausnahmsweise schon damals thätigere, staatsverbrecherische Theilnahme an den Umtrieben im Auslande Statt fand (was noch keinesweges erwiesen ist, auch vom Vf. nicht geradezu behauptet wird), da gilt eben das selbe, was wir oben über ähnliche Anschläge gegen die Restauration selbst bemerkt haben. Sie hatten die öffentliche Meinung gegen sich und waren nicht gefährlich, sondern nur strafbar. Sie zu bestrafen, ihnen vorzubeugen, so weit dieß überall in solchen Fällen rathsam, nöthig oder möglich, dazu fehlten aber die Mittel keinesweges, wohl aber nicht selten die besonnene umsichtige Anwendung derselben.

Ergibt sich aus dem Gesagten (was wir nicht umhin können immer zu wiederholen) daß der innere Zustand Frankreichs zu jener Epoche zwar seine Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten für die Regierenden, aber keinesweges irgend eine Gefahr, am wenigsten eine dringende darbot, so fragt sich nur noch, ob vielleicht nicht dennoch die Verhältnisse Frankreichs zu den verbündeten großen Mächten, und die Ansicht die diese von der Sache haben mochten, die Nothwendigkeit einer Verän-

nigthum gefährlich werden mußten, geht uns hier nichts an. So viel ist gewiß, daß damals der Liberalismus in ganz Europa sehr aufrichtig vom Gegentheil überzeugt war, und daß die bald darauf Statt findenden Spanische, Portugiesische, Neapolitanische, und Piemontesische Revolutionen nie den Beyfall der öffentlichen Meinung in Frankreich erlangt haben würden, wenn diese geahndet hätte, daß sie zur Republik führen könnten. Was die damaligen Umtriebe in Deutschland betrifft, so war ihr eigenthümlicher Character dem Französischen Liberalismus völlig unverständlich, auch nachdem Wit-Döring u. a. sich zu Dolmetschern aufgedrängt hatten.

derung des Regierungssystem herbeiführen konnten. Allein der Verf. selbst legt auf diese Seite der Sache durchaus keine große Wichtigkeit, und wir entsinnen uns nicht irgend sonst eine dahin weisende Angabe gefunden zu haben. Den großen Mächten (durch geheime Noten der Royalisten noch mehr angeregt) mochte allerdings die Entwicklung der Dinge in Frankreich, in Verbindung mit der Gährung in ihren eignen Staaten, ernstliche Besorgnisse einflößen; allein die politischen Verhältnisse in Europa im Allgemeinen und jene zu Frankreich insbesondere hatten sich in den letzten Jahren so gestaltet, daß an die Anwendung von Zwangsmitteln irgend einer Art gegen die französische Regierung so leicht nicht zu denken war, auch wenn man den fortwährend beruhigenden Versicherungen derselben nicht den Glauben hätte schenken wollen, der ihnen, (wenigstens officiell) gebührte. Man konnte immerhin Vorstellungen, Anfragen, Warnungen versuchen, aber am Ende mußte man sich doch mit der Bürgschaft begnügen, welche die Restauration selbst gegen das Ausland übernahm — obwohl mit mehr Zuversicht als sie vielleicht selbst fühlte. Ueberdies wollte oder sollte Frankreich an den Carlsbader Verhandlungen keinen Theil nehmen; wie hätte man ihm denn eine Einmischung in seine inneren Angelegenheiten aufdringen können? Also auch hier konnte kein Grund zu einer Veränderung des liberalen Systems liegen.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

---

# S t t i n g e r s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

30. 31. Stück.

Den 26. Februar 1835.

---

P a r i s.

Fortsetzung der Anzeige: Histoire de la restauration et des causes qui ont amené la chute de la branche aînée des Bourbons. etc.

Wir haben hinsichtlich der schweren Verantwortlichkeit, welche man diesem System, wie es seit der Auflösung der Kammer von 1815 sich naturgemäß entwickelte, zuschieben will, nur noch eine Bemerkung zu machen. Man schlage die Symptome der Aufregung und Feindseligkeit der Presse und der öffentlichen Meinung, die Schwierigkeiten oder Gefahren der Verhältnisse von 1816—1820 noch so hoch an, so reicht dieß doch zu einer richtigen Beurtheilung des Systems, dem man sie zuschreibt, keinesweges hin. Es wäre vielmehr erst die Frage, ob jene Schwierigkeiten und Gefahren vermieden, ob nicht vielmehr weit dringendere, größere (wenn gleich zum Theil anderer Art) eingetreten wären, wenn man jenes System nicht ergriffen hätte, wenn die Restau-

ration sich von der Kammer von 1815 auf ihrer stürmischen Reactionsbahn hätte fortreißen lassen? Wie man auch 1820 diese Frage beantworten mochte oder jetzt beantworten mag, so ist wenigstens so viel gewiß, daß seit 1815 u. 16 außerhalb eben jener Reactionspartei, kaum ein vernünftiger, sachkundiger Mann daran zweifelte, daß ein Schritt weiter auf jener Bahn Frankreich und Europa in unabsehbare Verwirrung, Bürgerkrieg und allgemeinen Krieg stürzen müsse. Die Fürsten und Staatsmänner der großen Mächte selbst theilten mit wenig Ausnahmen diese Ansicht, und hießen die Ordonnanz von 1816 und das daraus hervorgehende System gut, und bewiesen noch 1818 durch Zurückziehung des Occupationsheeres, daß sie ihre Ansicht nicht geändert hatten.

Ludwig XVIII. selbst widerstand lange dem Eindrucke, den manche Aeußerungen der öffentlichen Meinung auf seine Vorurtheile, Gewohnheiten, Gefühle, auf seine Unbekanntschaft mit den Bedingungen des constitutionellen Lebens immer noch machen mußten, so sehr er auch in dieser Hinsicht weit über allen seinen Umgebungen stand. Er widerstand dem fortgesetzten Schmollen, Klagen, Warnungen, Bitten seiner Familie, seiner Umgebungen und allen den kleinen aber sehr wirksamen Mitteln des täglichen Lebens, womit man ihn zu gewinnen, zu schrecken, oder zu ermüden suchte; wobey ohne Zweifel die Furcht vor den Anmaßungen des Pavillon St. Marsan wesentlich dazu beitragen mochte, seine Furcht vor den möglichen Gefahren des Liberalismus aufzuwiegen. Was endlich bey ihm den Ausschlag gab war ein Ereigniß, welchem am allerwenigsten diese Bedeutung, diese Ehre gebührte. Wir meinen die

Wahl des ohne irgend einen politischen Einfluß harmlos philanthropisierenden Gregoire, den die Royalisten aber mit eben so unredlicher als lächerlicher Emphase damals nur le prêtre apostat; le régicide évêque de Blois zu nennen pflegten, obgleich er bekanntlich gar nicht für den Tod Ludwig XVI. gestimmt hatte \*).

Diese Wahl mußte, bey dem Ruf als Königsmörder, den man Gregoire nun einmal (mit Recht oder Unrecht) gemacht hatte, allerdings für die Gefühle des Königs und seines Hauses im höchsten Grade beleidigend, verletzend seyn; aber irgend ein Grund zu Besorgnissen für das constitutionelle Königthum lag darin so wenig, daß vielmehr gerade diese Wahl als einer der größten Fehler der Parthey gelten konnte, welcher man sie zuschrieb und Veranlassung zu der entschiedensten, beschämendsten Niederlage gab, welche die Linke je erlitten. Die Verlegenheit, in die sie durch diese Unvorsichtigkeit oder Böswilligkeit einiger Wähler \*\*) gerieth, war so unvermeidlich, so leicht vorherzusehen, daß man nur billig zu seyn braucht

\*) Auch die Wahl Lambrechts erregte damals ein ähnliches, doch weniger lautes Aufsehen. Der Kürze wegen halten wir uns hier nur an Gregoire.

\*\*) Wir haben Grund zu glauben daß die meisten Wahlstimmen für Grégoire sich nicht auf seine älteren jacobinischen Antecedentien, sondern auf seine spätere philanthropische Thätigkeit zu Gunsten der Regier zc. bezogen. Uebrigens bemerken wir hier, ohne weitere Anspielung auf diesen Fall, daß (auch nach des Wf. wiederholter Aussage) die Royalisten damals in mehreren Fällen ihre Stimmen solchen Candidaten gaben, deren revolutionäre Antecedentien oder damaligen Ansichten ihre Wahl in den Augen der Dynastie, der Regierung und des Auslandes zu einem besonders schlagenden Beweis gegen das System machen mußten.

um zuzugeben, daß sie dieselbe keinesweges gewünscht oder veranlaßt haben konnte. Man kann sogar zuversichtlich noch weiter gehen und behaupten, daß der Linken kein größeres Unheil hätte widerfahren können, als wenn statt Grégoire und Lambrechts ein Paar wirkliche, dienstfähige Jacobiner nicht nur gewählt, sondern auch in der Kammer zugelassen worden wären. Die Furcht vor den Kammern, dem Könige, dem Hof, der öffentlichen Meinung als Mitschuldige und Verwandte solcher mit Recht oder Unrecht Gebranntmarkten zu erscheinen, hätte die Opposition jeden Augenblick in die allerfalscheste Stellung, die größten Verlegenheiten bringen, sie auflösen, oder lähmen müssen. Daß übrigens durchaus kein verfassungsmäßiger Grund zur Ausschließung der Repräsentanten dieser, oder irgend anderer politischen Antecedentien und Ansichten vorhanden war, so bald sie sonst den vorgeschriebenen Bedingungen und Förmlichkeiten der Wählbarkeit genügten, bedarf keiner Bemerkung. Natürlich kehrten sich die Royalisten innerhalb und außerhalb der Kammer daran nicht, sondern brüteten eine so treffliche Gelegenheit den König und die Minister zu schrecken, den Liberalismus zu verdächtigen, zu beschämen nach besten Kräften aus \*). Diesem

\*) Wir sind weit entfernt an der Aufrichtigkeit jenes Stromes von Phrasen der Treue und Ergebenheit, der Wuth und des Abscheus zu zweifeln, womit die Rechte sich gegen die Möglichkeit erhob, ihre kiltensweise Loyalität durch die blutige Nähe eines Königsmörders besleckt zu sehen. Doch ist es gut sich zu erinnern, daß sogar der Graf Artois noch wenige Jahre vorher es nicht verschmähte mit dem Königsmörder Fouché persönlich zu unterhandeln, und daß die Dynastie ihre zweyte Restauration wesentlich derselben blutigen Hand verdankte.

Sturm, der sich mit seiner eigenen, vielleicht vorübergehenden Stimmung vereinigte, konnte Ludwig XVIII. nicht ganz widerstehen. Gefühle der ehrwürdigsten Art, welchen aber im constitutionellen Staatsleben durchaus keine Stimme, kein Einfluß zukommen durfte, überwogen für einen Augenblick alle Gründe der constitutionellen Politik. Von Tadel kann hier keine Rede seyn; denn der Fehler war zu natürlich und (nach einem andern Maßstab als dem constitutionellen) zu achtungswerth; aber die verderblichen Folgen blieben darum doch nicht aus \*).

Die Veränderung in dem bisherigen System, wozu Ludwig XVIII. sich nun entschloß, war indessen allerdings zunächst eigentlich sehr unbedeutend. So sehr, daß man ziemlich allgemein (und auch der Verf.) ihr um so weniger die Bedeutung beylegt, die sie doch wirklich hatte, da ihre Grenzen so bald darauf in der, durch den Tod des Herzog von Berry herbeygeführten reißenden Ueberschwemmung der royalistischen Reaction verwischt und in Vergessenheit gebracht wurden. Und

\*) Aus dem anecdotischen Reichthum des Verf. glauben wir Folgendes mittheilen zu können. Seit der Zeit, wo dem Grafen Artois die Generalinspection der Nationalgarden genommen worden, hatte jeder freundschaftliche Verkehr zwischen ihm und dem Könige aufgehört. Die ersten Worte die sie nach langer Zeit wechselten wurden durch die Nachricht von der Wahl Grégoires veranlaßt, welche während der Abendgesellschaft beym König eintraf. 'Wohlan, Sire, rief der Graf Artois, sie sehen wohin man sie führt!' 'Ich weiß es, mein Bruder, antwortete der König, und ich werde die nöthigen Maßregeln treffen.' Nun war das Eis gebrochen und der König sehr bald von der Nothwendigkeit einer Veränderung im Wahlsystem überzeugt.



doch hätte jenes traurige Ereigniß schwerlich jemals so schnelle, umfassende, verderbliche Folgen haben können, wenn nicht durch das Schwanken bey Gelegenheit der Gregoirschen Wahl, das liberale Regierungssystem schon seine Festigkeit und Haltung verloren gehabt hätte.

In der That handelte es sich zunächst nur um eine Veränderung der Combinationen des Wahlgesezes, wodurch eine größere und mehr gesicherte Majorität in dem Sinne des Centrum der damaligen Kammer (das linke und rechte Centrum mit eingeschlossen) erzielt, die Elemente, welche die äußerste Linke repräsentierte, wo möglich ganz ausgeschlossen und das doctrinäre Mittelglied gewonnen oder möglichst beschränkt werden sollte. An eine organische, tief und weit greifende Reaction im Sinne der Rechten und des Pavillon St. Marsan dachte der König nicht entfernt. Das liberalisierende Regierungssystem, welches seinen Ansichten, seiner ganzen Bildung, seinem Character entsprach, sollte vielmehr beybehalten, und nur die anmaßende, nie befriedigte, lästige Aufsicht, das rastlose Treiben der äußersten Linken und des mit ihr verbündeten Theils der Presse sollte beschränkt, die Wiederholung der Wahlstandale vermieden, und dem Gange der Regierung sowohl in den laufenden Angelegenheiten als in den wenigen organischen Maßregeln, von denen bey dem Liberalismus überall die Rede seyn konnte, eine größere Ruhe und Behutsamkeit möglich gemacht werden. Mit einem Worte die Veränderung sollte nur eine liberal-conservative, keinesweges eine royalistisch-reactive seyn. Der König und die sonstigen Beförderer dieser Veränderung bedachten nicht genug, daß sein ausdrücklicher Wille nicht hinreichen werde um die Rechte

zu vermögen sich mit derselben zu begnügen, während nicht nur die Linke, sondern auch ein guter Theil des linken Centrum die gewichtigsten Gründe zur Feindseligkeit gegen sie und alles was mit ihr zusammenhing haben mußte, indem dieselbe schon an und für sich geradezu gegen sie gerichtet war. Ueberdies sahen auch die weniger unmittelbar bedrohten Nuancen des Liberalismus innerhalb und außerhalb der Kammer darin nur den ersten Schritt auf einer Bahn, welche endlich unfehlbar zu einer dem ganzen Liberalismus gefährlichen Reaction führen mußte. Und man muß gestehen, daß der Erfolg hier wie fast immer das Mißtrauen der Parteyen (welches ihr sicherster Instinct ist) vollkommen rechtfertigte, ohne, daß freylich daraus Zweifel an der damaligen Mäßigung und Aufrichtigkeit der Regierung hervorgehen dürften. Zu allen diesen Gründen der Feindseligkeit gegen die, wenn auch noch so geringe Modification des Regierungssystems, kam noch ein anderer, der sogar eine noch allgemeinere Wirksamkeit haben mußte, insofern er die ganze Kammer als solche anging. Die Veränderung des Wahlgesetzes nämlich war ein indirecter Sieg der Pairskammer über die Deputiertenkammer, da die erstere sich von der Paircreation Desfolle mit einer Majorität und nach derselben mit einer immer zunehmenden Minorität in diesem Sinne ausgesprochen hatte, während die Deputiertenkammer damals so ausdrücklich ein System verfochten hatte, dem sie ihren Ursprung verdankte. So kam die Eifersucht zwischen beiden Kammern ins Spiel. Theils diese Rücksichten, theils untergeordnete Intriguen — in denen zwar wieder die Doctrinäre eine Hauptrolle spielten, aber doch auch einige Mitglieder der äußersten Linken sich

einen Augenblick ministeriellen Träumen hingaben — führten zu wiederholten mehr oder weniger heftigen Discussionen, zu einem Zustande von Lähmung, von Schwanken, und endlich zu einer Auflösung des Ministerium, indem ein Theil desselben (Desolle, Louis, St. Cyr) sich weigerte an irgend einer Modification des bisherigen Systems Theil zu nehmen, oder ein neues Wahlgesetz vor die Kammer zu bringen, und da der König bey seinem Willen beharrte, seine Entlassung anbot. Die übrigen Minister, denen Pasquier, Roy und Latour-Maubourg beytraten, bildeten endlich im December 1819 nun unter dem Vorßiß des Herzog Decazes das neue Ministerium. Die unvermeidlichen Folgen dieser Veränderung und des ihr vorhergehenden Schwankens zeigten sich um so schneller, da außer allen politischen Gründen nun auch die persönliche Feindschaft des Davillon St. Marsan gegen den Günstling, und der (nur anfangs verhaltene) Groll der in ihren ministeriellen Hoffnungen getäuschten Dectrinärs sich dazu gesellte. Schon die Discussionen über die von allen Seiten einlaufenden Petitionen gegen eine Veränderung des Wahlgesetzes, wobey das Ministerium mit genauer Noth eine Majorität von drey Stimmen erhielt, bewiesen, daß es kaum rathsam sey über irgend eine wichtige Frage es noch einmal auf eine Probe ankommen zu lassen; denn auch in der Pairskammer, auf deren Unterstützung das Ministerium glaubte billiger Weise rechnen zu können, zeigte sich die größte Launeit. Gerade hier waren theils persönliche Intriguen, theils der richtige Instinct, daß dieses Ministerium nur ein Uebergangspunct sey, besonders wirksam. Hierzu kamen außerhalb der Kammer die unablässigen, verdoppelten Anstrengungen des

Pavillon St. Marsan, ja fast des ganzen Hofes den Sünstling zu stürzen, wozu seit der einmal eröffneten Annäherung zwischen dem Könige und seiner Familie die Veranlassungen und Aussichten sich häuften — hierzu die Rückwirkung aller dieser Umtriebe, dieser falschen Stellung und Unsicherheit des Ministerium auf die öffentliche Meinung. Zumal dasselbe einige inconsequente, willkührliche, tactlose Versuche machte, durch gerichtliche oder polizeyliche Verfolgungen links und rechts der Presse zu imponieren, welche dadurch nur noch mehr Hestigkeit und Beyfall der Parteyen gewann. Um diese Zeit und durch diese Ursachen nahm die Thätigkeit und Aufregung der liberalen Extreme ohne allen Zweifel schon einen entschieden hochverrätherischen Character an und erzeugte in einzelnen Fällen durch zufällige, locale Ursachen begünstigt thätliche Störungen der Ruhe durch die untern Classen, welche zwar schnell und leicht, aber doch nicht ohne Anwendung von Gewalt unterdrückt wurden. Damals begann (durch gerichtliche Verfolgungen veranlaßt) die Umwandlung der bisherigen Gesellschaft zum Schuß der Pressfreyheit in jenen berühmigten comité directeur, fortan den Mittelpunkt aller ähnlicher Umtriebe. Hiezu kam als bedenkliches Beispiel und lästige Nachbarin die Spanische Revolution, um die Verlegenheiten des Ministerium zu vermehren. Alles dieß indessen war an und für sich und allein immer noch durchaus nicht der Art, daß eine dringende Gefahr für die Restauration daraus hervorgehen konnte. In dieser Hinsicht war ihre Lage 1816 vor der Septemberordonnanz unendlich viel bedenklicher. Damals bildete die Jacobinisch-Napoleonische Partey noch eine thatkräftige Masse unter kühnen, erfahrenen

Führern, während 1820, Dank der constitutionellen Amalgamation, nur noch einzelne Fragmente der Art übrig geblieben waren. Dringend, unumgänglich nöthig war nur eine bessere Stellung, eine hinreichende und sichere Majorität in den Kammern, und die Erfahrung lehrte bald, wie fest diese constitutionelle Stellung sey, wie lange sie sogar der öffentlichen Meinung und allem Mißbrauch, allen Fehlern zum Troß behauptet werden konnte. Dieselbe Erfahrung bewies aber freylich auch, wie unfehlbar endlich auf die eine oder andere Art doch die öffentliche Meinung ihre Gelegenheit zur Reaction findet, die dann um so heftiger wird, je länger sie zurückgehalten wurde. Damals indessen war immer noch die Möglichkeit vorhanden wenigstens in der Deputiertenkammer eine der öffentlichen Meinung entsprechende Majorität wieder zu erlangen. Freylich aber hätte nun die bloße Rückkehr zu den Personen oder dem System des Ministerium Desfolle dazu nicht mehr hingereicht, sondern wie in allen ähnlichen Fällen hätte die Opposition und Majorität, die man ohne Noth beleidigt, entfremdet hatte, ihre Forderungen gesteigert, und der König hätte sich am Ende doch wohl z. B. ein doctrinäres Ministerium (vorausgesetzt, daß der geschmeidige Decazes seinen Platz darin fand) noch viel lieber gefallen lassen als ein solches, wie es ihm die Rechte und das Pavillon St. Marsan als Bedingung einer Majorität in diesem Sinne auferlegen wollten. Der einzige Umstand, welcher die unabweisliche Wahl zwischen einem Schritt rechts oder einem Schritt links noch zweifelhaft machen zu können schien, war der, daß eine Majorität der Linken in der Deputiertenkammer fast unfehlbar eine entgegengesetzte

setzte Majorität in der Pairskammer hervorrufen mußte. Ein auf jene gestütztes Ministerium mußte sich also bald in der leidigen Nothwendigkeit einer neuen Paircreation sehen. Dagegen schien eine Majorität der Rechten in der Deputiertenkammer den Einklang mit der Pairskammer zu sichern. Schien sagen wir; denn die Erfahrung lehrte bald, daß die Pairskammer ihre eigenen Wege hatte; und die nächste Paircreation en masse ging bekanntlich von einem Ministerium der Rechten aus.

Die Ermordung des Herzogs von Berry (Februar 1820) war es, welche bekanntlich dieser schwankenden Stellung einen Ausschlag nach einer ganz entgegengesetzten Richtung gab, als ohne dieß geschehen wäre. Es lag in der ganzen Stellung des Liberalismus, daß dieß anerkannt ganz isolierte Verbrechen eines Einzelnen, woran keine Fraction der Partey auch nur den geringsten Antheil hatte, doch einen Schatten auf die Partey warf und sie in eine ähnliche, nur unendlich viel größere Verlegenheit stürzte als z. B. die Wahlen der Königsmörder. Dieß war aber auch in der That die einzige Bedeutung, das einzige Gewicht, welches dieß traurige Ereigniß in der constitutionellen Politik der Restauration hätte haben sollen. Diese Bedeutung war indessen offenbar eine der Restauration in hohem Grade günstige. Nie konnte sich eine vortheilhaftere Gelegenheit darbieten den Liberalismus der Restauration, verherrlicht durch ein großartiges Vertrauen und Vergeben, auf lange Zeit hinaus wirklich an die Spitze des zwar (in diesem Falle und Sinne) schuldlosen, aber bestürzten, verlegenen Liberalismus der Nation zu stel-

ten und die liberale Opposition aus dieser Stellung zu verdrängen, welche sie anfang ausschließlich zu befehen. Der nationale Liberalismus wünschte damals aufrichtig eine solche Versöhnung und Vereinigung. Bey der großen Mehrzahl entstand dieser Wunsch aus aufrichtigem Mitgefühl für das von neuem so schrecklich heimgesuchte Königshaus — aus aufrichtigem Abscheu vor dem Verbrechen und Verbrecher, welche beide nicht nur jedes rechtliche, menschliche Gefühl, sondern auch das besondere nationell-französische Gefühl aufs tiefste empören mußte — endlich aus Furcht vor neuen Umwälzungen, welche wie immer die Massen drängte sich der bestehenden Gewalt anzuschließen. Damit soll nicht geläugnet werden, daß einzelne antidynastische oder antimonarchische Fractionen des Liberalismus, da das Verbrechen einmal geschehen war, ohne es veranlaßt oder gewünscht zu haben, ohne es zu billigen, doch auf dessen Folgen speculieren mochten. Aber solche Speculationen waren es eben, welche damals die Partey oder Faction, die sich derselben im geringsten verdächtig machte, in der öffentlichen Meinung unwiederbringlich zu Grunde richten mußten. Was konnte also ein völlig isolirtes Verbrechen eines menschen scheuen, keiner Partey angehörenden Fanatikers — was konnten die heimlichen Speculationen einiger schwacher Ueberreste der Jacobinischen, Orleanistischen, oder Napoleonischen Partey gegen die öffentliche Meinung, gegen den Liberalismus, gegen das ganze constitutionelle Leben beweisen? Wie konnte man daraus die Nothwendigkeit von Maßregeln ableiten, welche gerade das Uebel hervorbringen mußten, welches man so leichtsinnig, gewissenlos und leidenschaftlich als vorhanden vor-

aussetzte? Die öffentliche Meinung war in jener verhängnißvollen Epoche nicht nur so voll von dem Bedürfniß der materiellen Ruhe und Ordnung, wie sie es in Frankreich mit seltenen Ausnahmen immer ist und war \*), sondern sie war auch zu keiner Zeit der Restauration so günstig, als gerade damals. Diese Stimmung zu benutzen zu einer aufrichtigen, möglichst dauernden Versöhnung zwischen der Dynastie und der Nation — dieß konnte ein würdiges Sühnopfer für das zuletzt und das früher vergossene Blut werden — eine feste Grundlage für den Thron Heinrich V. Damit freylich waren die Bedingungen des constitutionellen Lebens: Herrschaft der Majoritäten nicht entfernt, aber es war auf lange Zeit hinaus die Möglichkeit solcher Majoritäten gegeben, von denen, wenigstens unter Ludwig XVIII., so lange er seine eigenen Ansichten geltend machen konnte, keine Collision zu fürchten war, so daß die Gefühle der Dynastie, die äußere Würde des Königthums gesichert blieben.

Wenn nun jenes Verbrechen von der Restauration nicht nach diesem Maßstabe, diesen Grundsätzen der constitutionellen Politik aufgefaßt wurde, wenn vielmehr auch hier Gefühle und Leidenschaften entschieden, die dieser Politik ganz fremd bleiben, in ihr gar keine Stimme haben mußten, so ehrwürdig, natürlich, heilig sie auch seyn mochten, so kann eben deshalb von Vorwurf hier nicht die Rede seyn — um so weniger, da eben jener gefühllose, rücksichtslose, rein-

\*) Schlimm genug, daß dieß vielen als ein lächerliches Paradox erscheinen mag; aber der Beweis würde uns zu weit führen.



practische Character des constitutionellen Lebens noch nicht hinreichend bekannt war — da in dieser Hinsicht noch auf allen Seiten Täuschungen obwalteten und zu entschuldigen waren. Aber die Thatsache bleibt nichts desto weniger unerschütterlich fest, daß die Verletzung jener Grundsätze, das Vornwalten jener Gefühle es war, wodurch die Restauration damals auf die Bahn getrieben wurde, die sie dem unvermeidlichen Sturz entgegenführte.

Ludwig XVIII. selbst, so tief sein Gefühl verletzt und aufgeregt seyn mochte, war übrigens weit entfernt davon jene Bahn aus eigenem Antriebe und freywillig zu betreten. Er wurde, noch eine Zeitlang sich sträubend, auf ihr hingerissen durch die gränzenlose Hefigkeit, womit jene Gefühle und Leidenschaften in seiner Familie, in seinen Umgebungen, in der Parthey, deren Häupter und Organe diese zum Theil waren, sich geltend machten — in der Parthey, welche (vorausgesetzt, daß die Gefahren, die man fürchtete, wirklich vorhanden waren) allerdings den unvertilgbaren Vorurtheilen und Gewohnheiten der Vergangenheit (zumal der Emigration) als die natürliche und einzige Stütze der Königthums erscheinen mußte.

In der That, es fanden sich politische Speculanten, welche auf den blutigen Leichnam des Herzogs von Berry die Pläne zur Befriedigung ihrer Leidenschaften, ihres Ehrgeizes, ihrer Eitelkeit — zur Verwirklichung ihrer politischen Systeme und Träumereyen mit herzloser Frechheit und mit unseligem Erfolge zu bauen verstanden. Aber diese glücklichen Speculanten sind nicht in den Reihen des Liberalismus zu

suchen, sondern auf der entgegengesetzten Seite. Wir zweifeln nicht an der Aufrichtigkeit des Abscheus der Royalisten vor jenem Verbrechen; aber diesen theilte, mit sehr wenigen Ausnahmen, ganz Frankreich, und schon das Monopol welches sich die Royalisten in dieser Hinsicht durch möglichste Hestigkeit der Aeußerungen anzumessen suchten, war empörend und lächerlich zugleich. Aber können wir dieselbe Aufrichtigkeit finden in der Art wie die Verantwortlichkeit, die Mitschuld des Verbrechens auf den ganzen Liberalismus, das Ministerium, ganz Frankreich ausgedehnt wurde? Gewiß gab es unendlich wenige Royalisten, die von Parteywuth, oder persönlichem Haß, oder aufrichtigem Schmerz so verblendet gewesen wären, daß sie nicht die gehässige, scheußliche Absurdität des Antrags begriffen hätten, wodurch ein Cläusel de Cousserges der Kammer zumuthete, Decazes als Mitschuldigen Bouvel's zu brandmarken. Gewiß konnte Chateaubriand selbst nicht umhin, in dem von den Leiden und Leidenschaften der Politik rein gebliebenen Dichterswinkel seiner Seele sich seines cynisch-gewissenlosen, nach 1793 riechenden Wortes: *son pied a glissé dans le sang!* zu schämen. Aber dennoch und gegen ihr besseres Wissen und Gefühl, handelte, sprach, schrieb, tobte die ganze Partey, am Hof, in den Kammern, überall, als wenn alles dieses ganz klar und erwiesen wäre. Und dieß Benehmen sollte nicht den Namen einer Speculation auf das Blut, auf den Schmerz des königlichen Hauses verdienen? Oder will man lieber sagen: es war die natürliche, von den Umständen gebotene Tactik einer Partey, welche das Königthum, die Dyn-

nastie dem verblendeten König zum Trost retten wollte und mußte? Die Sache bleibt dieselbe, auch wenn wir die Aufrichtigkeit des Glaubens an so dringende Gefahren, und (nach 1830!!) den Beruf zu dem Rittersamt gar nicht bezweifeln wollten.

Ob der König eine Ahnung davon hatte, welche ganz andere heilbringende Bedeutung die Ermordung seines Neffen für Frankreich, für die Restauration haben konnte, wollen wir nicht untersuchen. Jedenfalls bedurfte es dessen gar nicht um ihn auch jetzt noch jeder wesentlichen Veränderung seines Regierungssystems und seines Ministerium, vor allen Dingen aber der Entfernung seines Günstlings abgeneigt zu machen. Seine Eitelkeit, welche gerade dieses System und diesen Günstling als seine Geschöpfe ansah, seine durch Alter, Bequemlichkeit, Krankheit vermehrte Abneigung gegen jede gewaltsame, schroffe, weitaussehende Maßregel oder Veränderung, seine Scheu vor dem Pavillon St. Marsan, sein fast unbedingter Egoismus, welcher den Eindruck jenes Verlustes sehr bald bey ihm schwächen, und ihm einen klareren Blick für die wirkliche Lage der Dinge lassen mußte — alles dieß reicht schon hin um sein Sträuben gegen den Strom der um ihn her tobte und ihn fortriß zu erklären.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

---

# Österreichische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

32. Stück.

Den 28. Februar 1835.

---

Paris.

Beschluß der Anzeige: Histoire de la restauration et des causes qui ont amené la chute de la branche aînée des Bourbons. etc.

Auch nachdem er sich zu dem schweren Opfer der Entfernung des Günstlings entschlossen hatte\*),

\*) Ohne weitem Commentar geben wir einige anecdotische Details. Der Schmerz über den Tod des Herzogs v. Berry hatte nämlich die Mitglieder der Familie einander noch mehr genähert. Der Graf Artois beschloß, von seinen politischen Freunden getrieben, dieß Verhältniß zu einem Partestsiege zu benutzen. Er begab sich in Begleitung von Madame in des Königs Cabinet und verlangte von ihm eine Veränderung des Ministerium und des Regierungssystems als ein Sühnopfer für die Manen seines Sohnes. Madame unterstützte dieß Verlangen mit aller Macht weiblichen Schmerzes. Der König nahm diese Zumuthung mit übler Laune, fast mit Unwillen auf. Er sagte: 'er hoffe nicht daß man ihm Zwang anzuthun wolle, und ihm allein gebühre es den Gang seiner Regierung zu beurtheilen und zu bestimmen.' Monsieur erwiderte: 'es ist mir unmöglich in den Tuilleries zu bleiben, so lange Hr Decazes unter der

suchte er sich und die Restauration noch am Rande des Abgrundes, oder doch auf einer Art von Uebergangsstufe festzuklammern und sein liberales System durch ein gemäßigt royalistisches Ministerium fortsetzen zu lassen, welches nicht zu unterstützen oder gar geradezu zu verwerfen die Rechte keine billige, vernünftige Ursache haben konnte, wenn sie nicht geradezu ein Ministerium des Pavillon St. Marsan statt des seinigen verlangte — ein Ministerium, welches doch anderseits auch die öffentliche Meinung nicht geradezu und gar zu sehr erschrecken und beleidigen sollte und auf eine Majorität im Sinne der Centra der damaligen Kammer rechnen könnte. Der Herzog von Richelieu übernahm auf dringendste Bitten des Königs die Bildung und Leitung eines solchen Ministerium, nachdem ihm der Graf Artois feyerlich (foi de gentilhomme!) seine und der Seinigen aufrichtige Unterstützung zugesagt hatte. Mochte der Graf Artois damals aufrichtig seyn oder nicht, gewiß ist es, daß er sehr bald sein Ehrenwort vergaß und daß er und die Partey, deren Haupt er war oder zu seyn wähnte, den edlen Richelieu nur als Werkzeug brauchten,

Anklage des Sn Clausel de Caufferges Minister bleibt. Ew. Majestät möge mir gestatten mich nach Compiègne zurückzuziehen.' Hierauf fügte Madame noch einige so leidenschaftliche und eindringliche Worte hinzu, daß der König endlich in großer Bewegung sagte: 'ihr wollt es, wohlan, wir wollen sehen.' Als darauf Decazes, von diesem Schritt unterrichtet, selbst seine Entlassung anbot, antwortete der König es werde dieß der größte Schmerz seines Lebens seyn, und fügte mit dem Ausdruck der aufrichtigsten Bewegung hinzu: 'Mein Kind, nicht auf Sie, auf mich ist alles dieß abgesehen.' Bey einer andern Gelegenheit sagte er: 'die Royalisten sind es, die mir die tödtlichen Streiche versetzen'; und 'mein System ist es, daß man mit solcher Wuth angreift u. s. w.'

nur als Stufe um im rechten Augenblick die Macht an sich zu reißen, welche man damals dem Könige noch nicht geradezu und ganz abtrotzen, der Majorität der damaligen Kammer gegenüber und bey dem damals noch geltenden Wahlgesetz nicht behaupten zu können glaubte.

Abgesehen von dieser treulosen, aber allerdings mit außerordentlicher Geschicklichkeit und Beharrlichkeit geführten Intrigue, welche in ihrer ganzen verderblichen Bedeutung erst gegen das Ende dieses zweyten Ministerium Richelieu und bey einigen parlamentarischen Hauptfragen sich zeigen konnte, verstand es sich von selbst, daß in unzähligen einzelnen Maßregeln und besonders wo es sich um Personen und Stellen handelte der Einfluß, die Fürsprache, oder Abneigung dieser Partey alle andern Rücksichten und die bessere Einsicht der Minister überwiegen mußte, die man es jeden Augenblick fühlen ließ, daß man sie nur unter dieser Bedingung dulde. Schon bey der Zusammensetzung seines Ministerium hatte er keinesweges ganz freye Hand, so, daß die Elemente desselben (Deserre, Pasquier, Portal, Roy, Castour-Maubourg, Simeon, Mounier) keinesweges alle den großen Forderungen des Augenblicks entsprachen. Ueberdies mußte er sich in seinem eigenen Bureau einen van Capelle gefallen lassen, der ziemlich offen als Aufseher und Spion im Namen des Pavillon St. Marsan auftrat. In den untergeordnetern Stellen der Bureaux des Parquets, in den Präfecturen u. s. w. fand nun vollends eine Irrruption von Creaturen und Diebenern des Pavillons Statt. Alles dieß gab dem Ministerium, obgleich es im Ganzen kein Reactionsministerium seyn wollte noch sollte, doch im Einzelnen einen um so gehässigern Character von Reaction, je weniger Consequenz, Nachdruck und

Plan in so vielen harten Maßregeln waren, welche den Liberalismus bald in seinen Theorien, bald und noch öfter in seinen Individuen, bald in seiner Hauptwaffe, der Presse, verletzten und aufreizten, ohne ihn zu entwaffnen oder zu lähmen. Um zu ermessen, wie vieles von dem, was damals in diesem Sinne geschah, ohne oder gar gegen den Willen der Regierung des Königs geschah und von dieser geduldet oder ignoriert werden mußte, braucht man sich bloß der Vorfälle und Prozesse zu Avignon und in andern Gegenden des südlichen Frankreichs und des sogenannten *gouvernement occulte* zu erinnern, welches, wenn auch nicht so formell und regelmäßig organisiert, wie die liberale Opposition es darstellte, doch factisch in und neben der königlichen Regierung schon 1815 u. 16 vorhanden war, und erst durch strenge Maßregeln und zahlreiche Personalveränderungen unter dem Ministerium Desolle wenigstens zum Theil gestört und zersprengt worden war, aber sich nun sehr schnell wieder organisierte, und an die immer fortbestandenen und über ganz Frankreich verbreiteten royalistischen *Comités* anschloß.

Trotz aller dieser entwürdigenden, lähmenden und verwirrenden Bedingungen seiner Existenz hätte sich das Ministerium Richelieu den Kammermännern und der öffentlichen Meinung gegenüber halten können, wenn der Graf Artois sein Ehrenwort gehalten hätte. Die öffentliche Meinung war theils durch die wirklichen, theils durch die eingebildeten Gefahren für die öffentliche Ruhe, durch die Hefigkeit womit die Extreme des Liberalismus sich auf das Gebiet der Verschwörungen und Emeuten warfen, so verschüchtert, daß sie alle Repressionsmaßregeln, welche das Ministerium Richelieu aus eigenem Antrieb be-

schließen konnte, gut zu heißen oder doch zu dulden bereit war. Auf die Majoritäten beider Kammern konnte das Ministerium rechnen. In der Deputiertenkammer war diese Majorität noch immer wesentlich dieselbe gemäßigt-liberale, worauf sich das Ministerium Decazes stützte, nur, daß die Doctrinäre sich der Opposition der Linken anschlossen und dagegen viele Stimmen des sogenannten rechten Centrum, denen Richelieu eine hinreichende royalistische Garantie schien, und die der eigentlichen royalistischen Intrigue fremd waren, der ministeriellen Majorität des Centrum beitraten. Mehr Einfluß noch als diese Veränderungen in Hinsicht der Zusammensetzung übten auf die Stimmung der Majorität eben dieselben Ursachen welche ihre Wirkung auf die öffentliche Meinung zeigten, und in sofern war also allerdings dieselbe Majorität doch eine andere als unter Decazes. Sie war bereit alle Maßregeln zu unterstützen welche mit ihrer Furcht vor Unordnungen und Umwälzungen, ihrem Abscheu vor Jacobinisch-Bonapartistischen Verschwörungen und vor dem Verdacht jeder Mitschuld an denselben harmonierten. Weiter freylich ging ihre Unterstützung nicht; aber weiter ging auch die officielle Tendenz des Ministerium nicht; also konnte es immerhin auf alle constitutionellen Bedingungen einer dauerhaften Existenz, auf die Harmonie der drey Gewalten und der öffentlichen Meinung rechnen. Nachdem die Kammer beschränkende oder suspensive Maßregeln und außerordentliche Gewalten gegen die individuelle Freyheit und Preßfreyheit votiert hatte, nachdem die Geldmittel zu allen ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben, z. B. zu einer von den Umständen (angeblich) geforderten Reorganisation des öffentlichen Unterrichts, der Armee, zu der Bil-



dung einer zur Sicherheit der königl. Familie hinreichenden Garde (maison du roi) bewilligt waren, hätte man glauben sollen diese Kammer und das Wahlgesetz, aus dem sie hervorgegangen, könne der Restauration genügen. Allein die royalistische Intrigue hatte andere Dinge im Sinn. Sie wollte ein Wahlgesetz, woraus eine unbedingte Majorität der äußersten Rechten, eine Kammer von 1815 hervorgehen mußte. Das Ministerium selbst mußte die Hand dazu bieten. Eine Abänderung des Wahlgesetzes von 1817 war schon eine Bedingung und Aufgabe des Ministerium Decazes, welche Richelieu mit übernommen hatte. Außerdem entsprach sie seiner eigenen Ansicht und dem gefährlichen Wunsch die Sicherheit einer Majorität noch sicherer zu machen. Denn bey einer gehörigen Anwendung des Einflusses der Regierung konnte ihr auch nach dem bestehenden Modus bey den bevorstehenden Wahlen eine hinreichende Majorität nicht entgehen. Und dennoch wagte seit der Ermordung des Herzog von Berry kaum Jemand, der nicht unbedingt mit der Regierung gebrochen hatte, vor sich selbst oder andern ein Wahlgesetz zu vertheidiger., was die Kammer noch kurz vorher mit der Gegenwart eines Königsräuber bedroht hatte. Ueberdieß unterlag das von Decazes entworfene Wahlgesetz noch der Untersuchung der Committés der Kammer und es konnte bloß die Rede davon seyn, ob man dieser ihren Gang lassen, oder ein neues Gesetz vorlegen sollte. Das Ministerium entschloß sich zu letzterem, weil es nicht als Erbe und Fortsetzer des allgemein und besonders der Rechten so verhaßten Günstlings auftreten wollte und durfte, wenn es auf eine Majorität rechnen sollte. Bey dem neuen Gesetzentwurf wurde besonders der Einfluß des großen

Grundbesitz mehr berücksichtigt, und obgleich die Theorien der Rechten dadurch noch keinesweges befriedigt waren, so versprach sie doch ihren Beystand. Sie spielte sicheres Spiel. Die Opposition der Linken und der Doctrinárs (von verschiedenen Gesichtspuncten ausgehend) wurde mit eben so großer Hestigkeit als Geschicklichkeit geführt. Die Aufregung welche sie außerhalb der Kammer verbreitete, trug aber nur dazu bey die ministerielle Majorität zu vermehren, und der ministerielle Plan wurde ohne sehr wesentliche Modificationen angenommen.

Dieser Sieg des Ministerium Richelieu war es aber gerade den die royalistische Intrigue zu seinem Sturz abgewartet hatte. Das neue Wahlgesetz war zwar an und für sich der Art, daß das Ministerium vermöge des Einflusses der centralistischen Verwaltung immerhin auf eine Majorität bey den Wahlen rechnen konnte. Aber eben jene Hülfsmittel der Centralisation waren durch das *gouvernement occulte*, durch die royalistischen *Committés*, durch den Einfluß des Grafen Artois dem Ministerium größtentheils schon entgangen und wurden bey den Wahlen von 1820 mittelbar oder unmittelbar activ oder passiv so angewendet, daß sich das Ministerium bald ganz und gar von Wahlen im Sinne der damaligen äußersten Rechten (welche sich bisher bey vielen Fragen noch geradezu als Opposition gehalten hatte) überflügelt sah. Die Linke, die Doctrinárs erhielten nur wenige Wahlen, welche aber von nun an eine compacte, bald unbedingt auf die öffentliche Meinung gestützte Minorität bildeten. Die Majorität der Deputiertenkammer hatte nun so entschieden einen von dem des Ministerium abweichenden politischen Character, daß dieß schon damals nach den Gesetzen der consti-

tutionellen Politik hätte abtreten oder doch sein System ändern müssen. Allein theils war der König noch nicht hinreichend mürbe, um sich ein ganzes Ministerium vom Pavillon St. Marsan aufdrängen zu lassen, und drohte sogar gelegentlich mit einer Rückkehr seines Günstlings, theils konnte man immer noch zweifeln, daß jene Majorität wirklich alle die ernstesten Thorheiten fordern und beabsichtige, die sie leider sehr bald wirklich vorbrachte. Genug daß Ministerium glaubte sich, oder der König glaubte sein Ministerium dadurch halten zu können, daß er Villèle, Corbière und Peyronnet als Häupter der bisherigen Opposition der Rechten, welche nun als Majorität aufzutreten drohte, ohne eigentliches Portefeuille in das Ministerium aufnahm, in der Voraussetzung, daß diese dann für die Vota und Reden ihrer Partey würden einstehen wollen oder können. Der Erfolg zeigte bald wie sehr man sich verrechnet und die Schwierigkeiten und Verwickelungen vermehrt hatte. Weder die Partey noch ihre Häupter waren durch jene Concession befriedigt; vielmehr sahen sie dieselbe nur als einen nothgedrungenen ersten Schritt an. Villèle, Corbière und Peyronnet rechneten sicher auf die ersten Stellen im Ministerium und um sie zu erreichen bedurften sie noch fortwährend der Unterstützung ihrer Partey. Als Häupter des Ministerium hätten sie allenfalls der Majorität einige Bedingungen vorschreiben, oder sich eine neue Majorität schaffen können; aber als Minister ohne Portefeuille hingen sie lediglich von ihrer Partey ab, und ihre wirkliche Bedeutung und Macht lag in ihrer Stellung als Parteyhäupter nicht in ihrer untergeordneten Stellung im Ministerium, die sie jeden Augenblick bereit waren aufzugeben, in der wohl begründeten Ue-

berzeugung, daß ihnen die ersten Stellen doch nicht entgehen konnten. Hätten diese Männer aber auch nicht dieser, zwar vielleicht egoistischen, aber ganz richtigen Ansicht von ihrer Lage gefolgt, hätten sie ihren persönlichen Ehrgeiz schweigen lassen und es ernstlich versucht ihre Parthey den Wünschen und Bedürfnissen des Ministerium Richelieu gemäß zu zügeln und zu leiten, so wäre doch diesem damit wenig oder nichts geholfen worden. In demselben Maße nämlich hätten sie den Einfluß auf ihre Parthey verloren, und dieser wäre auf andere Partheyhäupter übergegangen. Somit hätten sie bey dem besten Willen doch gerade die Bedeutung verloren, um derentwillen man sie ins Ministerium aufgenommen hatte. Dieß mußte unvermeidlich aus dem Wesen dieser Parthey, wie jeder andern hervorgehen. Sie hatte andere Zwecke, Grundsätze, Interessen als das Ministerium, und hätte aufhören müssen als Parthey zu existieren, hätte den Einfluß, die Aufsichten und Pläne, die sie als solche hatte, aufgeben müssen, um sich jenem zu accomodieren. Ueberdieß war die damalige Majorität an und für sich keine ganz compacte, fixe, homogene, und außer den Nuancen welche mehr oder weniger von den drey neuen Ministern repräsentiert wurden, gab es noch einige Individualitäten (Labourdonnaye, Delalot, Castelbajac, Donnadieu u. s. w.) auf die sie gar keinen Einfluß hatten, in denen sie vielmehr Nebenbuhler so wohl als Partheyhäupter wie als Minister fürchten mußten. So konnten und wollten also diese neuen Bundesgenossen nichts dazu beitragen dem Ministerium eine irgend geordnete, zuverlässige Majorität zu verschaffen, und die stürmischen, rücksichtslosen Angriffe der äußersten Rechten zu mäßigen. Diese stimmte sogar auch damals noch

nicht selten, z. B. hinsichtlich der Presse, der individuellen Freyheit, einzelner Punkte des Budgets, und mancher einzelner angeblicher oder wirklicher Mißbräuche der Gewalt mit der Linken, während eine keinesweges beruhigende Majorität dem Ministerium nur unter mancherley mehr oder weniger ausdrücklichen Bedingungen und Vorbehalten die pecuniären und legislativen Beweise ihres Vertrauens (Censur, Budget u. s. w.) bewilligte.

Die fortdauernden hochverräterischen Umtriebe des Liberalismus in Frankreich, die Revolutionen in Portugal und Italien lieferten immer neue Veranlassung für die mehr oder weniger aufrichtigen Besorgnisse und Declamationen der Royalisten. Die Geburt des Herzogs von Bordeaux, der Tod Napoleons vermehrten mit der Zuversicht nur die Anmaßungen der Partey und auch diese Gelegenheit die Restauration mit Frankreich wieder zu versöhnen ging völlig unverständlich und ungenützt vorüber. Der König fing an die Geduld und Kraft zum Widerstande zu verlieren \*). Er machte noch einige schwache vergebliche Versuche sein Ministerium durch Doctrinairs und wo möglich Decazes zu ergänzen und auf eine durch Verstärkung des linken Centrum zu erhaltende Majorität zu stützen. Diese Versuche hatten kein anderes Resultat, als das Geschrey der äußersten Rechten, als das Mißtrauen der Majorität und die Gefahr neuer

\*) Außer allen den Mitteln welche das gesellschaftliche und Familienleben der Tuilerien darbot, fing die Partey schon damals an die geistigen und physischen Kräfte des Königs durch Einflüsse zu zerstören, deren nähere Bezeichnung (wie der Verf. sich ausdrückt) sogar einem Petronius schwer fallen würde. Hier zuerst die Hand der religiösen Intrigue!

Scenen aller Art, bey Hofe, in der Familie und besonders mit dem Grafen Artois zu vermehren, welcher nun schon unverholen auf den Sturz Richelieu's und die Bildung eines reinen Ministerium hinarbeitete \*).

Alles dieß konnte nicht lange dauern. Die Adresse womit die Sitzung von 1821 begann gab den Ausschlag. Sie war durch Inhalt, Tendenz und Ton wenigstens so beleidigend für den König, so feindselig gegen seine Minister als die Adresse der 221 von 1830, welche so laut als eine Verletzung der königlichen Würde und Prärogativen von derselben Partey verdammt wurde, von der jene ausging. Die Majorität für diese Adresse entstand durch eine Vereinigung der ganzen Rechten mit der ganzen Linken. Erstere that damit nur den letzten Schritt ins Ministerium. Die äußerste Linke hatte nichts mehr zu verlieren, die Doctrinärs waren wieder voll kleinlicher Intriguen und Erwartungen. Der König benahm sich zwar hinsichtlich der Adresse mit ziemender Würde, aber er ergab sich in sein Schicksal und es bedurfte kaum mehr einer zweyten Niederlage des Ministerium, indem die Kammer ihm weitere außerordentliche Vollmachten gegen die Presse verweigerte. Die Art von Wuth womit sich die Ungeduld der ihrer Sache nun schon völlig gewissen Rechten gerade bey dieser Gelegenheit kund gab, trug doch dazu bey den

\*) Als Richelieu ihn einst an sein Versprechen erinnerte, und über die Angriffe der Rechten klagte, sagte er: *ils ne vous renverseront pas, mais il faut vous monarchiser!* Karl X. hat seitdem Ursache genug gehabt es zu bereuen, daß ihm damals Männer wie Richelieu nicht monarchisch genug waren.

König (Dec. 1821) zu entscheiden sein Ministerium aufzuopfern, das Ministerium der Majorität anzunehmen und in seine eigene moralische Abdication zu Gunsten seines Bruders einzuwilligen. 'Enfin M. de Villèle triomphe — schrieb er damals an Decazes — je connais peu les hommes qui entrent dans mon conseil avec lui; je lui crois assez de raison, un sens assez droit pour ne pas suivre aveuglement toutes les folies de la droite. Au reste, je m'annule dès ce moment. Je subi les consequences d'un gouvernement constitutionnel, jusqu'à ce point cependant que je défendrais ma couronne si mon frère la jetait au hazard.' Diese gewichtigen Worte bedürfen keines Commentars. Die Frage wer, welche Partey es war, die in Frankreich zuerst das Königthum zwang sich die Herrschaft und die Minister der parlamentarischen Majoritäten als Bedingungen der constitutionellen Monarchie gefallen zu lassen? — ist danach und nach allem bisher Gesagten leicht zu beantworten. Wenn nun diese Partey behauptet sie habe dem Könige Zwang angethan um das Königthum zu retten, so wollen wir weder die Absurdität, noch die Unredlichkeit dieser Behauptung untersuchen, sondern nur noch einmal auf den ganzen Verlauf und auf den Ausgang dieses Rettungsverfahrens als Maßstab für den Beruf dieser Leute hinweisen.

Wir können übrigens den Sturz des zweiten Ministerium Richelieu, den Anfang des Ministerium Villèle, füglich als das Ende der Regierung Ludwig XVIII. und den Anfang der Regierung seines Bruders ansehen, und deshalb hier einen Abschnitt machen um später die Haupt-

puncte der weitem Ent- oder vielmehr Verwickelung darzulegen, bis zu dem Augenblick wo das Schwert (irgend eines) den Knoten zerhauen mußte, da Karl X. sich demselben Zwang der Majoritäten entziehen wollte, den er seinem Bruder hatte auflegen helfen. Neben der Analogie beider Epochen ist aber besonders der Unterschied schon jetzt hervorzuheben, daß 1821 eine Majorität im Sinne des Ministerium sehr möglich war, zumal durch eine Auflösung der Kammer und neue Wahlen, wenn dasselbe nicht außer den offenen constitutionellen Waffen und Einflüssen auch noch die geheimen, in- oder anticonstitutionellen Einflüsse des königlichen Privat- und Familienlebens, des Pavillon St. Marsan, der royalistischen Comités, des gouvernement occulte gegen sich gehabt hätte. Dagegen war 1830 die öffentliche Meinung in fast allen ihren Elementen, so wohl liberalen als antiliberalen (mit wenigen und unwürdigen Ausnahmen) so entfremdet und verbittert, der Einfluß der Regierung auf die Wahlen durch Uebertreibung und Mißbrauch so gelähmt, daß eine ministerielle Majorität auch nur in einer der beiden Kammern und also die Fortdauer des constitutionellen Staatslebens mit diesen Ministern geradezu und unbedingt unmöglich war.

Wir haben bisher der Veränderungen welche seit dem Tode des Herzog von Berry außerhalb der Grenzen des parlamentarischen, ministeriellen und Hof-Lebens Statt gefunden haben nicht erwähnt, und brauchen ihrer auch jetzt nur mit wenig Worten zu erwähnen. Die theils schon begonnene und besonders im Einzelnen, Kleinen, und gegen Individuen mit gehässigstem Eifer betriebene, theils noch weiter und im Ganzen



und Großen drohende Reaction verstärkte die antimonarchischen oder antidynastischen Elemente des Liberalismus durch alle diejenigen, welche theils mit der constitutionellen Monarchie überhaupt, theils mit der legitimen Dynastie, da beide wieder als Werkzeug in den Händen einer feindseligen Parthey erschienen, kein Heil mehr für ihre politischen oder individuellen Interessen zu sehen glaubten. Die thatkräftigern Elemente warfen sich mehr und mehr auf das Gebiet der Verschwörungen; zumal seitdem das Gelingen der Revolutionen in Spanien, Portugal, Neapel, Piemont glückliche Vorbilder und die Unterstützung der beiden letztern in der Menge von Italiänischen Refugiés erfahrene Lehrer in der, Frankreich sonst ziemlich fremden Kunst der Verschwörungen, der geheimen Gesellschaften darboten. Mag nun aber die erste Organisation des Carbonarismus und die anscheinend so geheimnißvolle und doch so leicht erklärliche Wirksamkeit des comité directeur schon in die letzten Monate des Ministerium Richelieu fallen, so gehören beide in ihrer Blüthe und die damit in Verbindung stehenden Militärverschwörungen doch mehr dem Ministerium Villele an, unter welchem sie auch ihr Ende erreichten, indem ihre Theilnehmer die nutzlose Gefahr solcher Angriffe, und die ihnen durch den Einfluß auf die öffentliche Meinung und die Benutzung der Fehler der herrschenden Parthey sich eröffnende sichere Aussicht eines endlichen, gefahrlosen Sieges mit den Waffen und auf dem Gebiet der constitutionellen Politik begreifen lernten. Das einzige gewaltsame Ereigniß unter dem Ministerium Richelieu, die Unordnungen bey Gelegenheit der Discussion des neuen Wahlgesetzes im Ju-

nus -und die Militärverschwörung vom August 1820 boten nicht einen Augenblick die geringste Ursache zu ernsthaften Besorgnissen \*) und dienten nur dazu einen Augenblick die ministerielle Majorität mit einigen noch schwankenden Stimmen des linken Centrum zu verstärken. Eine ganz ähnliche Wirkung hatten diese, wie alle ähnlichen Ereignisse auf die große Majorität der öffentlichen Meinung, zumal in der Classe der Wähler und in Paris. Der vorherrschende Character der öffentlichen Meinung blieb ein durch Furcht vor Umwälzungen gelähmter constitutioneller Liberalismus. Nur in sofern kann den Juniusunruhen eine größere, gleichsam prophetische, symbolische Bedeutung zugeschrieben werden, als damals eigentlich zuerst die Forderung vive le roi! auf Seiten der Garde du Corps und sonstiger royalistischer Kenomisten, und vive la charte! auf Seiten der jungen Leute von der Universität einander entgegengestellt und im Namen der erstern Blut vergossen wurde.

(Die Anzeige der beiden letzten Theile künftig.)

B. A. H.

## E r f u r t.

In der Meyerschen Buchhandlung: Vollständiges Handbuch der Arithmetik von Dr. C. S.

\*) Wir begreifen nicht wie der Verf. hier von danger imminent sprechen kann, da er selbst beweist wie die Verschwörung nur entdeckt zu werden brauchte um unterdrückt zu werden, und da ihre Entdeckung, wie die aller folgenden nur durch eine Art von Wunder verhindert werden konnte.

Unger. Zwey Bände. Mit einer Sammlung von 1000 Übungsaufgaben und nach den besten Quellen entworfenen Maaß-, Gewichts- und Münz-Tabellen. 336 Seiten und 546 Seiten in Octav.

Dieses Werk ist eine Umarbeitung des Handbuchs der Arithmetik, welches der Verfasser im Jahre 1816 herausgab. Seine Bemühungen um die Einführung einer wissenschaftlichen Behandlung der Arithmetik und seine Leistungen auf diesem Felde sind zu bekannt als daß es nöthig wäre dieses Buch noch besonders zu empfehlen. Eine besondere Aufmerksamkeit hat er hier mit Recht den in neuerer Zeit so wichtig gewordenen Wechsel- und Papiergeschäften gewidmet, und man wird wohl schwerlich etwas Wesentliches in den darauf bezüglichen Abschnitten vermissen. Die letztere Abtheilung enthält die Anfangsgründe der Algebra, nämlich die Buchstabenrechnung, die Kettenbrüche, die Auflösung der Gleichungen der zwey ersten Grade, die arithmetischen Progressionen, die Logarithmen, die geometrischen Progressionen und deren Gebrauch bey Berechnung der Renten. Der Verfasser hat mit Willen die algebraischen Lehren an das Ende des Werkes gesetzt, weil wir, wie er leider mit Recht bemerkt, noch nicht so weit vorgerückt sind, daß dieselben unmittelbar als Grundlagen des ganzen arithmetischen Unterrichts benützt werden könnten.

---

G ö t t i n g e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

33. Stück.

Den 2. März 1835.

---

G ö t t i n g e n.

Die Memoria Thomae Christiani Tychsen, recitata in consessu Regiae Societatis Scientiarum ad diem XV. Novembris MDCCCXXXIV ab Arnaldo Hermanno Ludovico Heeren (X S. in 4.) ist bereits in der Dieterichschen Handlung im Druck erschienen, und daselbst zu haben.

M a r b u r g.

Auch eine ähnliche auswärtige Schrift mag es uns vergönnt seyn hier zu erwähnen: Memoriam viri S. R. J. Laurent. Zimmermanni, Phil. et Theol. Doctoris, hujusque Professoris ordinarii, Academiae Marburgensis auctoritate et nomine civibus commendat Carol. Francisc. Wagner. 1834. 16 S. 4. — Sie ist von demselben Verfasser dem wir schon eine Reihe ähnlicher Denkschriften verdanken,

wodurch die schöne Sitte auf dortiger Universität, verdienten Lehrern nach ihrem Hintritt ein Lebewohl nachzurufen, aufrecht erhalten ist.

Hn.

### F r a n k f u r t a. M.

Verlag von S. Schmerber, 1832: Paläozoologica zur Geschichte der Erde und ihrer Geschöpfe von Hermann von Meyer. XII u. 560 Seiten in Octav.

Herr v. M., dem wir schon manchen interessanten Beytrag zur Geschichte der fossilen Ueberreste organischer Geschöpfe danken, liefert hier einen sehr umfassenden Zusammentrag, nicht nur des Wissenswürdigsten, was zu Aufklärung dieser Geschichte, besonders in der neuesten Zeit, gethan worden ist, sondern, man kann wohl sagen, fast Alles dessen, was eine überreiche Zahl von Büchern und Abhandlungen über diesen Lieblingszweig der neueren Naturforschung aufzuweisen hat, und seine eigenen Wahrnehmungen dazu. Das überaus fleißig gearbeitete Buch ist zwar vorzugsweise den fossilen Ueberresten der Wirbelthiere gewidmet; aber in der dritten Abtheilung desselben, in welcher die Felsarten, die Fossilien enthalten, durchgegangen werden, findet man auch eine ansehnliche Nachweisung der Ueberreste anderer darin untergegangenen Thierclassen und Vegetabilien.

Das Buch besteht aus drey Abtheilungen, überschrieben: 1. Die fossilen Wirbelthiere. 2. System der fossilen Saurier nach ihren Organen der Bewegung. 3. Die Gebilde der Erdrinde in denen Ueber-

reste von Geschöpfen gefunden werden, mit besonderer Rücksicht auf die Wirbelthiere.

Mit großem Fleiße ist in der ersten Abtheilung ein systematisch geordnetes Verzeichniß aufgestellt aller bis zur Herausgabe desselben bekannt gewordenen Arten der Wirbelthiere von denen Ueberreste fossil gefunden worden sind, mit Ausnahme der Vögel und Fische. Von den Ueberresten von Vögeln ist (S. 37) nur eine kurze Notiz gegeben. Die dieser Abtheilung vorausgeschickte Literatur enthält nur ein alphabetisches Verzeichniß einer großen Zahl von Büchern, Abhandlungen und ganzen Zeitschriften, in denen nicht nur der Gegenstand abgehandelt wird, sondern auch derer in welchen überhaupt etwas von demselben zu finden ist. Bey jeder Thiergattung aber ist noch besonders ihre Literatur, und zwar sehr reichhaltig und — wie uns scheint — genau aufgeführt, nebst der Synonymik und der Art wie sich das Fossil findet. Der Fundorte dieser fossilen Ueberreste nämlich sind dem Vf. vier: 1. bestimmte Felsformation; 2. Diluvium; 3. Knochenbreccien; 4. Höhlen. Die Benennung Diluvium nimmt der Vf. für alle die jüngsten Gebilde an, die man früher mit dem Ausdrucke aufgeschwemmtes Land bezeichnete, indem er sehr richtig bemerkt, daß eine sichere Characterisierung des Diluviums als besondere Formation noch nicht gegeben werden kann. Er rechnet also dahin nicht nur das neueste Alluvium, sondern selbst den Kalktuff, der gewiß nicht zum Diluvium gehört wenn man sich durch diesen Kunstausdruck verleiten lassen sollte dabey an die Sündfluth zu denken. Dem systematischen Verzeichnisse folgen Anmerkungen über mehrere

einzelne der in diesem aufgeführten Thierarten, enthaltend zum Theil sehr beachtenswerthe Nachweisungen zu näherer Untersuchung des Einzelnen, worin noch viel zu thun ist. Wahrscheinlicherweise mögen manche der gefundenen einzelnen fossilen Knochen und Knochenfragmente Anlaß gegeben haben zu Vervielfältigung von Arten einzelner Geschlechter, die in der Zukunft sich entweder als unhaltbar darstellen oder doch immer zweifelhaft bleiben werden. Auch fehlt noch viel um gerade zu dem Zwecke zu gelangen, der einer der interessantesten bey der Untersuchung der Fossilien ist — der Schluß auf die geologischen Ereignisse, die den Untergang der Thiere, oder das Niederlegen ihrer Reste an die Orte wo man sie jetzt findet, verursacht hat. Was ist überhaupt fossil? Diese Frage, die Hr v. M. bey Gelegenheit der Anmerkung über fossile Menschen berührt, bedarf in der That noch einer bestimmten Beantwortung. Man sollte glauben, es sey unbedenklich, diejenigen Ueberreste organischer Wesen fossil zu nennen, die durch ein Naturereigniß, oder den Gang der Natur (ohne Zuthun der Menschenhand) unterirdisch geworden, d. i. in den Schooß der Erde begraben worden sind. Und doch scheint dieser Begriff zu weit zu seyn, denn nach demselben würden Herculanium, Plüß, Goldau mit Allem was darin ist, für fossil gelten müssen. Wollte man nur die Körper für fossil gelten lassen, die keine lebenden (vollkommenen) Analoga entweder in der jetzigen Schöpfung überhaupt, oder wenigstens in den Himmelsstrichen haben, wo sie selbst fossil gefunden werden; so würde der Begriff zu eng seyn, denn man findet ja sogar im Tertiärgebilde fossile Thiere von denselben Arten

(Species), die noch in den nächsten Meeren leben. Die Art wie sich die Reste finden, ob in fest gewordenen Massen oder in lockeren, oder in Spalten und Höhlen, genügt ebenfalls nicht als Character des fossilen Zustandes. Was von dergleichen sich in Höhlen findet, erfordert insbesondere eine behutsame Beurtheilung, denn in Höhlen finden sich gewiß Eindringlinge aus sehr verschiedenen Zeiträumen. Sicherlich sind nicht alle diese Reste durch Wasser in die Höhlen getrieben worden; vielleicht die allerwenigsten, und die meisten rühren von Bewohnern der Höhlen und ihrer Beute her, und auch von solchen, die nur eine Zuflucht darin suchten. Ihren Untergang darin aber können wohl, wenigstens hier und da, Ueberschwemmungen bewirkt haben.

Der zweyten Abtheilung geht eine Einleitung voraus, die sich über die Eigenthümlichkeiten der Entwicklung des Organismus auf der Erde überhaupt, in den verschiedenen Formen der Pflanzen und Thiere, in den einzelnen durch merkwürdige Uebergangsglieder verbundenen Classen der letzteren, verbreitet, die höchst anziehend und lesenswerth ist. Sodann zeigt der Verf. daß die Kennzeichen die man bisher angewendet hat um die Geschlechter derjenigen Familie der Reptilien, die man unter dem Namen der Saurier begreift, zu unterscheiden, — Kennzeichen hergenommen von der Bildung des Kopfes, der Zähne, des Gehirnapparats u. s. w. — nicht genügend befunden werden zu Beurtheilung und Bestimmung, besonders der sich fossil findenden Reste dieser Familie. Die Vergleichung derselben mit lebenden Arten wird hier schwerer als bey vielen andern organischen Ueberresten, weil unter denen der Saurier sich Bildungen finden,



zu denen sich auch nicht entfernt etwas Aehnliches in der jetzigen Schöpfung aufweisen läßt. Das ganze Fachwerk dazu fehlt in der letztern. Herr v. M. findet nun in dem in der Einleitung zu diesem Abschnitte herausgehobenen Umfande der sich überall im Thierreiche zeigenden Annäherung der Classen durch gewisse Uebergänge, z. B. der Säugethiere zu den Vögeln, dieser zu den Fischen u. s. w. einen Anhaltspunct zu einer Classification auch der ganz untergegangenen Geschlechter der Saurierfamilie. Die Organe der Bewegung (die Beine) sind die Theile an welchen sich solche Uebergänge vornehmlich zeigen; diese Theile hat er daher zur Abtheilung der Saurier-Familie benutzt. Er nimmt vier Haupteigenthümlichkeiten dieser Organe an, und erhält dadurch A. Saurier mit Beinen (die lebenden Arten gehören sämmtlich zu diesen). B. S. mit Gliedmaßen ähnlich denen der schweren Landsäugethiere. C. Saurier mit floßartigen Gliedmaßen. D. S. mit Flughaut. (B. C. und D. werden bloß fossil gefunden). Die Arten werden hierauf einzeln durchgegangen. Diese Abtheilung ist reich an eigenen Beobachtungen des Verfassers, so wie sie überhaupt als eigener Gedanke dasteht zwischen dem ersten und dritten Theile, welche mehr compilatorischer Natur sind, doch aber von der geistreichsten Art.

In der dritten Abtheilung werden die verschiedenen Formationen, oder Gesteins-Ablagerungen, von den vermuthlich ältesten an, welche Versteinerungen enthalten, bis zu den jüngsten herauf, zuletzt das Diluvium, die Knochenbreccien und die Höhlen, einzeln durchgegangen, und wird dabey nachgewiesen, welche Ver-

steinerungen überhaupt und vornehmlich von Wirbelthieren sie enthalten, und in welchen Gegenden der Erde sie mit oder ohne solche gefunden werden. Diese Arbeit ist geeignet Bewunderung zu erregen, wegen des von dem Verfasser darin an den Tag gelegten Fleißes im Benutzen des in großer Masse vorhandenen und sehr zerstreuten Materials. Es ist in der That eine ungeheurere Arbeit, die den Freunden der Untersuchungen welchen sie gewidmet ist, auf lange Zeit hinaus eine große und sehr dankenswerthe Erleichterung bey ihren Forschungen bieten wird. Auszüge aus diesem Theil des Buches zu geben ist nicht thunlich. Nur einiges Wenige bemerken wir daraus oder dazu. Der Verf. hat vornehmlich sein Augenmerk auf den Umstand gerichtet, daß bisher einige scharfe Sonderungen gewisser Formationen auf den Grund der in denselben enthaltenen oder fehlenden Ueberreste organischer Wesen angenommen worden sind. Er zeigt daß in sehr vielen Fällen solche jetzt angenommenen Sonderungen sich nicht bewähren, und daß hingegen gewisse Fossilien ein ausgedehnteres Formationsgebiet haben, als man ihnen bisher hat zugestehen wollen. Der Versteinerungs-Character der Formationen ist daher bey weitem noch nicht sicher bestimmt. Hiermit beschäftigt sich insbesondere die Einleitung zu der dritten Abtheilung. Derselben voraus ist auch eine Uebersicht der Gesteinsschichten der Erdrinde nach ihrer relativen Altersfolge aufgestellt. In dieser scheint uns Einiges zu minutiös, und Anderes zu allgemein hingestellt zu seyn. Den zwanzig verschiedenen Gebilden welche, zwischen der Kreide und dem Keuper liegend, von den Englischen Geognosten mit

einzelnen Provinzialnamen, Steinbrechers = Ausdrücken und barbarischen Benennungen bezeichnet werden, ließen sich ohne Zweifel in den Abtheilungen, welche mit der Bezeichnung Tertiargebilde in ein einziges Glied, und mit den Benennungen Keuper, Muschelkalk und bunter Sandstein in drey Glieder vereinigt sind, nicht viel kleinere wesentliche Unterabtheilungen entgegenzusetzen. Worauf der Verfasser den Unterschied von dem Todtliegenden über den Steinkohlen, und dem Rothliegenden unter den Steinkohlen gründet, ist uns dunkel, so wie daß der Bergkalk zwischen diese beiden Gebilde, dem Alter nach, gestellt ist. Auch ist nicht zu billigen, daß der Verfasser für groben Sand, oder feines Gerölle, Grand, sich des Ausdruckes Kies bedient. Dieses ist eine Provinzial-Benennung für diese Art Sand, und sollte in einem Werke, das eine Wissenschaft behandelt, in welcher der Ausdruck Kies schon ein hergebrachtes Kunstwort für einen Körper ganz anderer Art ist, nicht für jene Substanz gebraucht werden. Wenn wir noch bedauern, daß in der Schreibart häufig etwas gezwungene, oder vernachlässigte Wendungen, auch hie und da Dunkelheiten vorkommen, die der Belehrung nachtheilig sind; so thun wir dieses nur, weil wir aus einem so reichhaltigen, belehrenden, nützlichen, dem Geiste und dem Fleiße des Verfassers so sehr zur Ehre gereichenden Buche, auch den kleinsten Anlaß zum Tadel entfernt gewünscht hätten.

---

# G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

• 34. 35. Stück.

Den 5. März 1835.

## G ö t t i n g e n .

Am 13. Februar sah unsere Stadt und Universität ein eben so frohes als seltenes Ereigniß. Die Wandenhoef-Ruprechtsche Universitäts-Buchhandlung feyerte an demselben den Tag ihrer hundertjährigen Stiftung. Gegründet 1735, kurz nach der Universität, unter Münchhausens Vorsorge durch einen Holländischen Buchdrucker und Antiquar, Abraham Wandenhoef, trat bereits 1744 ihr nachmaliger Verwalter, und demnächstiger Testaments-Erbe der Wittwe Wandenhoef, Herr Ferdinand Ruprecht, Vater und Schwiegervater der jetzigen Herren Besitzer, in ihre Dienste, unter dessen Führung sie sich zu einer der ersten Buchhandlungen unsers Vaterlandes erhob. Möge sie noch ein zweytes Jahrhundert unter gleich glücklichen Verhältnissen fort dauern!

## E b e n d a s e l b s t .

Zur Beantwortung der auf den November 1834  
von der Mathematischen Classe der Königlichen

Societät aufgegebenen Hauptpreisfrage, deren Termin aber nach St. 149 dieser Anz. vom v. J. bis Ende Decembers verlängert war, waren drey Concurränzschriften eingelaufen, eine in lateinischer Sprache mit dem Motto: *Opinionum commenta delet dies, naturae iudicia confirmat*; die zweyte in deutscher Sprache mit der Aufschrift: *Suum cuique*; die dritte gleichfalls deutsch mit den Worten: nur gleichartige Einzdrücke sind vergleichbar.

Die Abhandlung *N. 2*, mit der Aufschrift: *Suum cuique*, enthält nur die Meinungen ihres Verf. über die Bildung und Naturbeschaffenheit der Himmelkörper, und gar nichts, was auf die Lösung der von der Societät gestellten Aufgabe Bezug hätte. Eine besondere Beurtheilung jener Meinungen ist daher unnöthig, da solche mit der Preisfrage in gar keinem Zusammenhange stehen.

Der Verf. der Schrift *N. 1*, *Opinionum commenta u. s. w.* hat hingegen die Frage richtig aufgefaßt, einen Apparat zur Vergleichung der Lichtstärke zweyer Sterne angegeben und ausführen lassen, auch einige Versuche der Anwendung auf wirkliche Lichtmessungen mitgetheilt. Das Instrument ist ein Fernrohr mit solchen Vorrichtungen, daß beide Sterne zugleich im Felde neben einander gesehen werden können, der eine direct, der andere durch Reflexion. Letztere wird durch einen vor dem Objectiv angebrachten Spiegel bewirkt, der sich in die dem Winkelabstande beider Sterne entsprechende Neigung gegen die Gesichtslinie durch Drehung um eine die Gesichtslinie rechtwinklicht schneidende Axe bringen läßt; der äußere Rand des Spiegels fällt mit dieser Drehungsaxe zusammen, daher der Spiegel in jeder Lage die Hälfte des Spiegels

für directes Licht verschattet. Es ist nun aber noch unmittelbar vor dem Objectiv eine halbkreisförmige Blendung angebracht, welche nur die Hälfte des Objectivs offen läßt, und ganz herumgedreht werden kann. Die Größe dieser Drehung wird auf einem eingetheilten Ringe (so wie die Größe der Spiegeldrehung auf einem Gradbogen) gemessen. Steht der Index des Ringes auf dem Nullpunct, so kommt gar kein directes, nach einer halben Umdrehung hingegen kommt gar kein reflectirtes Licht in das Fernrohr: bey jeder Zwischenlage theilt sich das reflectierte und das directe Licht im Verhältniß der Abweichung von jenen beiden Stellungen in die offene Hälfte des Objectivs. Man übersieht so leicht, daß wenn man durch Drehung der Objectivblendung bewirkt hat, daß beide Sterne gleich hell erscheinen, sich, vorbehältlich eines noch unbekanntes von der Schwächung des Lichts durch die Reflexion abhängigen Factors, das Verhältniß der Lichtstärke beider Sterne berechnen läßt: dieser unbekanntes Factor wird gefunden oder eliminiert durch Zuziehung einer zweyten Beobachtung, wobei bloß die Sterne vertauscht werden. Für gewisse Fälle hat der Verf. noch einen zweyten Spiegel beygefügt, so daß der eine Stern durch doppelte Reflexion gesehen wird, was übrigens in der Methode keinen Unterschied macht. Die Bequemlichkeit des Gebrauchs wird durch ein parallatisches Stativ sehr erhöht.

Man muß bedauern, daß der späte Empfang dieses Instruments aus den Händen des Verfertigers den Verfasser gehindert hat, eine durchgreifende Prüfung durch zahlreiche Messungen auszuführen. Er hat das Lichtverhältniß von sieben Sternpaaren, zusammen aus nur 44 Beobachtungen, die jedoch nur summarisch ange-

zeigt werden, bestimmt. Die Resultate, die zuerst gesetzten Sterne jedesmahl als Einheit betrachtet, sind folgende:

Sterne	Lichtverhältniß
Rigel, Procyon	0,8501
Rigel, $\beta$ kl. Hund	0,1258
Sirius, Rigel	0,2875
Sirius, Procyon	0,2756
Procyon, Regulus	0,3781
Procyon, Nordstern	0,4369
Regulus, Nordstern	0,5720

Die Höhen der Sterne, oder die Größen, wovon sie abhängen, fehlen. Die wahrscheinlichen Fehler dieser Bestimmungen, so weit sie aus der Vergleichung der einzelnen Beobachtungen unter sich festgesetzt werden können, würden nach den Anführungen des Vf. zwischen  $\frac{1}{6}$  und  $\frac{1}{2}$  des Ganzen schwanken. Vergleicht man nun aber die erste, dritte und vierte Bestimmung unter sich, so zeigt sich die Nothwendigkeit viel stärkerer Correctionen, und die drey letzten Bestimmungen lassen sich gar nicht vereinigen. Der Verf. gesteht selbst, daß er diesen Widerspruch nicht zu erklären wisse, und wenn man gleich hoffen muß, daß es ihm in Zukunft nach viel umfassenderen Versuchen gelingen werde, die Quelle solcher Fehler aufzufinden, so bleibt doch gegenwärtig die Tauglichkeit des Apparats zur Messung der Helligkeit leuchtender Punkte noch unverbürgt.

Der Verf. der dritten Abhandlung mit dem Motto: Nur gleichartige Eindrücke sind vergleichbar, hat zwey ganz verschiedene Apparate angegeben und ausgeführt: den einen nennt er den Ocularapparat, den andern das Prismenphotometer. Obwohl beide zu dem vor-

gegebenen Zweck angewandt werden können, so ist doch eigentlich der erstere weniger zur Vergleichung der Lichtstärke leuchtender Punkte, als zur Vergleichung der specifischen Helligkeit ausgedehnterer Flächen, z. B. des Himmelsgrundes, bestimmt, und es wird daher hinreichen, hier nur die Hauptmomente des zweyten Apparats anzugeben. Der Grundgedanke für dieses Instrument ist die bekannte Erfahrung, daß ein Stern, welcher dem unbewaffneten Auge, oder in einem zum deutlichen Sehen gestellten Fernrohr wie ein untheilbarer leuchtender Punkt erscheint, sich in ein kreisförmiges Bild ausbreitet, wenn man dem Ocular eine andere Stellung gibt, als das deutliche Sehen erfordert. Dieses Bild ist desto größer, aber eben deshalb in seinen Theilen desto lichtschwächer, je weiter das Ocular von seiner Normalstellung absteht. Für ungleich helle Sterne muß man daher das Ocular in ungleiche Entfernung von der Normalstellung bringen, um die Bilder in gleicher Flächenhelligkeit erscheinen zu lassen. Es läßt sich so die Lichtstärke zweyer Sterne schon einigermaßen vergleichen, wenn man undeutliche Bilder von ihnen nach einander beobachtet, ihre Flächenhelligkeit, so viel der Gedächtniseindruck verstattet, gleich macht, und die entsprechenden Ocularstellungen abmißt. Natürlich erwartet man von einem so rohen Verfahren wenig Genauigkeit, und findet sich daher überrascht, daß die von dem Verf. angeführten Versuche eine doch viel größere Uebereinstimmung darbieten, als man hätte erwarten mögen: dieß erweckt schon ein günstiges Vorurtheil für den von dem Verf. kunstreich angeordneten Apparat, womit man derartige Bilder zweyer Sterne zugleich sehen, und zu gleicher Flächenhelligkeit bringen kann.



Das Objectiv ist in zwey gleiche Hälften zerschnitten, die sich nicht neben einander, wie am Heliometer, sondern längs ihrer gemeinschaftlichen Aze, jede für sich, verschieben lassen. Die Mitte der Verschiebungen, die durch Scalen an der Außenseite des Rohrs scharf gemessen werden, entspricht, wenn die Scularröhre ganz eingeschoben ist, ungefähr derjenigen Stellung gegen letzteres, die zum deutlichen Sehen erfordert wird. Die beiden Objectivhälften erhalten ihr Licht durch Spiegel, deren reflectierende Flächen  $45^\circ$  gegen die Aze des Rohrs geneigt sind, und von denen der eine (vom Objectiv weiter abstehende) um diese Aze meßbar gedrehet werden kann. Diese Aze ist also bey Beobachten zweyer Sterne immer gegen den einen Pol des sie verbindenden größten Kreises zu richten. Die Spiegel selbst sind Glasprismen, in welche das Licht senkrecht einfällt, und senkrecht aus ihnen austritt. Zwischen den Objectivhälften und den zu ihnen gehörenden Prismenspiegeln sind Diaphragmen angebracht, die durch zwey Schieberpaare gebildet werden: jedes Schieberpaar wird durch Eine Schraube mit entgegengesetzt geschnittenen Gewinden so bewegt, daß die Mitte der Hypotenuse des zu einem größern oder kleinern rechtwinkligen Dreyecke sich bildenden Diaphragma unverrückt bleibr.

Bermöge dieser Einrichtung sieht man bey gehöriger Stellung des Rohrs und der Spiegel zwey Sterne zugleich, und zwar jeden wie eine rechtwinklige Dreyecksfläche, wenn die Objectivhälften von der Normallage zum Scular abweichen: von dieser Abweichung hängt sowohl die scheinbare Größe des Dreyecks, als dessen Flächenhelligkeit ab, aber jene zugleich mit von der Diaphragmenöffnung, diese von der eigenthüm-

lichen Helligkeit jedes Sterns: man kann daher durch Aenderung der einen Abweichung die Gläzchenhelligkeiten beider Bilder, und wenn man will, durch Abänderung einer Diaphragmenöffnung, auch ihre Größe, zur Gleichheit bringen. Daß so das Verhältniß der Lichtstärke zweyer Sterne gefunden, und dabey auch etwaige Ungleichheiten in den Objectivhälften und Prismenspiegeln durch umgekehrte Combination eliminiert werden können, bedarf nun keiner weitem Ausführung.

Der Verf. hat seinen Apparat einer strengen Prüfung unterzogen, aber geüffentlich nicht an Sternen, sondern an künstlich hervorgebrachten sternähnlich leuchtenden Puncten. Diese künstlichen Sterne erhielt er durch den Reflex des Tageslichts von zwey nahe gleichen gut polirten Stahlkugeln, etwa  $\frac{1}{2}$  Zoll im Durchmesser. Das Tageslicht, für beide Kugeln von einerley Stelle des Himmelsgrundes herrührend, gelangte zu den Kugeln durch freisrunde Blendungen von verschiedener Weite, und es war Sorge getragen, daß kein fremdes Licht weder die Kugeln noch das Auge des Beobachters treffen konnte. Es wurden überhaupt vier Blendungen gebraucht, die engste 7, die weiteste 20 Linien im Durchmesser; durch die sechs verschiedenen Combinationen konnte man also künstliche Sterne von sechs verschiedenen Lichtverhältnissen erhalten; die größte Ungleichheit, wie 1 zu 8, entspricht nach des Verf. eigenen Untersuchungen nahe dem Mittelverhältnisse zweyer Sterne, die um zwey Ordnungen von einander abstehen. Diese künstlichen Sterne erschienen wirklich ganz ähnlich, aber ohne den Wechsel und das Wallen, wodurch die Beobachtungen wirklicher Sterne oft so unsicher werden: überdieß hatten sie den höchst wichtigen

Vorzug, daß ihr Helligkeitsverhältniß aus den Blendungsöffnungen a priori bekannt war. Der Verf. theilt die große Zahl der Messungen ihrer Lichtstärke mit dem Prismenphotometer im ausführlichen Detail mit, ohne diejenigen zu verschweigen, bey welchen sich anfangs einige Unregelmäßigkeiten zeigten, deren Ursachen jedoch entdeckt und weggeräumt wurden. Der wahrscheinliche Fehler Einer Vergleichung ergibt sich aus der Gesammtheit der Messungen als  $\frac{1}{2}$  der ganzen Helligkeit, diese möge groß oder klein seyn, und die Verhältnisse der verschiedenen künstlichen Sterne zeigen eine vollkommen befriedigende Uebereinstimmung mit den Blendungsöffnungen.

Die Tauglichkeit des Apparats zu scharfer Vergleichung der Helligkeit leuchtender Punkte ist hierdurch auf eine genügende Art erwiesen, und wenn man auch ungern Anwendungen auf wirkliche Sterne vermißt, so hat man doch Grund genug, auch bey diesen befriedigende Resultate zu erwarten, wenn man nur, wie der Verf. mit Recht verlangt, die Beobachtungen auf besonders günstige atmosphärische Zustände beschränkt, wo man, bey der leichten Handhabung des Instruments, in wenigen Stunden mehr ausrichten wird, als unter ungünstigen Umständen an vielen Tagen. Uebrigens enthält die Abhandlung noch manche andere photometrische Untersuchungen und Ansichten von bedeutendem Interesse, die jedoch, als zur Hauptsache nicht wesentlich nothwendig, hier mit Stillschweigen übergangen werden können. Einige Anwendungen der Wahrscheinlichkeitsrechnung im letzten Abschnitt würden einer Berichtigung bedürfen, was jedoch für den Hauptgegenstand selbst ganz unwesentlich ist.

Endlich kann noch bemerkt werden, daß das Prismenphotometer, obwohl auf ein ganz anderes Princip gegründet, als das der Abhandlung *N<sup>o</sup>. 1.* zum Grunde liegende, doch zugleich die Möglichkeit darbietet, Sterne nach dem andern Princip zu vergleichen, nämlich durch zugleich erscheinende deutliche Bilder bey meßbar verengter Objectivöffnung, und daß selbst bey dieser Beobachtungsart, welche übrigens der Verf. nach seinen Erfahrungen für verwerflich hält, die Einrichtung des Prismenphotometers Vorzüge vor der bey Abhandlung 1. beschriebenen haben würde.

Da die Abhandlung 3 die Aufgabe am vollkommensten und auf eine solche Art gelöst hat, daß ein schätzbare Fortschritt in diesem Theile der practischen Astronomie dadurch begründet wird, so hat die königl. Societät ihr den Preis, der Abhandlung 1 hingegen, die ebenfalls sehr verdienstvoll ist, das Accessit zuerkannt.

Der Verfasser der gekrönten Abhandlung ist, nach dem in der öffentlichen Sitzung der Societät vom 14. Februar entsiegelten Zettel,

**Dr Steinheil**

in München.

Der Zettel zu der Abhandlung *N<sup>o</sup>. 2* wurde in derselben Sitzung uneröffnet verbrannt.

## M ü n c h e n .

In Commission der Copenrathschen Buch- und Kunsthandlung: Taschenbuch für vaterländische Geschichte. Erster Jahrgang. Mit dem Bildnisse Christoph Bernards v. Galen. 1833. XXVI u. 208 Seiten in Octav.

Die historischen Taschenbücher kommen immer mehr in die Mode. — Mit dem hier angezeigten tritt ein neues ins Leben, welches für Westphalen das seyn soll, was Hormayr's Taschenbuch für Bayern ist, das ihm als Vorbild dient und dem es in seiner ganzen Form und Einrichtung nachgebildet ist. — Die Geschichte des Vaterlandes mehr und mehr zu popularisieren und zu naturalisieren, aus dem Gedächtniß in die Herzen zu verpflanzen, nicht minder auf den Toiletten als auf den Studierpulten einheimisch zu machen, und vorzugsweise vaterländische Begebnisse, Großthaten und hervorragende Männer und Frauen zu schildern, wird im Vorworte dieses Taschenbuchs als Zweck desselben angegeben. Ferner sollen Züge und Bilder aus dem Volksleben, Darstellungen von Sitten und Gebräuchen, Schilderungen von Denkmalen alter Kunst, Sagen und Legenden, Volkslieder und Gedichte mitgetheilt werden und alle diese Mittheilungen unter 9 stehende Rubriken fallen; nämlich: Biographien, Nekrologe, Character- und Lebensschilderungen von Männern und Frauen, berühmte Reisende und Abenteurer, welche ihre Herkunft aus Westphalen ableiten, Monographien, Geschichte der bedeutendern Städte Westphalens u. s. w., Schilderungen von Denkmalen alter Kunst, Mittheilungen über Kunstleistungen aus der Vor- und unserer Zeit, und endlich Sagen, Geschichten und Legenden, Lieder und Gedichte.

Zweck und Einrichtung sind gut; auch ist, wenn ersterer erreicht wird, der Nutzen solcher Taschenbücher nicht zu läugnen. Vielleicht gelingt es ihnen, die sogenannten die Geschichte entstellenden historischen Romane und Novellen mit der Zeit zu verdrängen, von denen sie in gewissen

Beziehungen den Uebergang zum ernstern Geschichtsstudium machen können. Leichter im leichtern Gewande schreitet hier die Erzählung fort; auf ebenem durch mannigfaltige Abwechslung noch ergeßlicher gemachten Pfade führt hier die Muse den Layan in das Heiligthum der Geschichte ein, ohne ihn durch trockene kritische Untersuchungen abzuschrecken. In sofern sind sie als eine Mittelgattung zwischen jenen und den eigentlichen Geschichtswerken zu betrachten.

Die Mannigfaltigkeit des vor uns liegenden Taschenbuchs, dessen erster Jahrgang sich ausschließlich mit dem Münsterlande beschäftigt, ersieht man schon aus der Inhaltsanzeige. Da sind Aufsätze und Mittheilungen für alle im Vorworte angezeigte Rubriken. Zu den vorzüglichern und interessantesten derselben gehören die biographischen Skizzen Christoph Bernhards von Galen, Fürstbischofs von Münster, und Theodors von Neuhof, Königs von Corsica. Beide sollen nichts mehr als Skizzen seyn und erstere hier bloß als Einleitung einer ausführlichern historisch-critischen Schilderung des Lebens und der Thaten dieses für Münster höchst einflußreichen Fürsten dienen, deren Mittheilung im zweyten Jahrgange erfolgen wird. Die Geschichte des Barons von Neuhof, der die Ehre hatte, eine kurze Zeit König von Corsica zu seyn, gehört nur in sofern hierher, als er mittheilt seines Vaters, der früher Hauptmann in der Leibwache des Bischofs von Münster war, sich aber aus Unzufriedenheit nach Frankreich begeben und mit der Tochter eines Lütticher Kaufmanns verhehlicht hatte, seine Abstammung aus Westphalen herleitet.

Die dritte Abtheilung dieses Jahrgangs füllen zwey Bilder des Lebens aus, deren erstes,

betitelt: der *Send* zu Münster, in den ersten drey Zeilen mehr verspricht, als es nachher leistet. Es ist eine ganz gewöhnliche Beschreibung eines eben so gewöhnlichen Jahrmakts zu Münster, wie man sie überall, selbst in den kleinern Städten und Flecken, zu sehen bekommen kann, ohne alles geschichtliche Interesse. Nicht einmal die Bedeutung des Wortes: *Send* erfährt man. Zu Schilderungen der Art gehört mindestens eine ganz vorzüglich ausgezeichnete Darstellungs-gabe, wenn das dem Gegenstande fehlende Interesse ersetzt werden soll. Mit dem humoristischen Stil, das Streben darnach ist wenigstens unverkennbar, will es dem Verfasser noch nicht recht gelingen und Vieles scheint doch zu gesucht, um zu gefallen. Dahin gehören unter Andern mehrere Ausdrücke, als 'Museum von Kunstgebilden aus Zinn für den Hausgebrauch' (S. 82) — 'Menagerie von Pfeifenköpfen, Tabacksröhren, Spizen, Quasten u. s. w.' (S. 84) — und Dampfkunstmeisterherr (S. 90) für einen Raucher von Profession. Unpassender noch will es uns erscheinen, wenn in einem Taschenbuche, das auch für die Toilette bestimmt ist, Stellen vorkommen, wo es von einer Dame heißt, daß sie mit etwas gedehnter Hinterbreite die Federkraft eines Sophas erprobe (S. 88) und von einem Bauer-mädchen, daß es für seinen Getreuen einen Porcellankopf einhandele, mit der Devise: 'Nur nicht ängstlich'.

Das zweyte Bild aus dem Leben enthält eine Schilderung der Fastnachtsfeyer in Münster nach einer Chronik aus dem 16. Jahrhunderte; dann folgt eine Volks-sage, des Teufels Brautfahrt, deren Schauplatz Münster ist und die damit endet, daß der Teufel leer

abziehen muß, zuvor aber die Here, welche ihm als Kupplerin gedient, vom Scheiterhaufen rettet und den über die verlassene Braut schadenfrohen dem Schauspiel beywohnenden Mägdelein einen pechschwarzen Zwickelbart auf die Oberlippe heftet. Ganz schlecht war dieser Teufel doch also nicht, da er noch einen solchen Act der Gerechtigkeit hier ausübte. Wenn in jedem der künftig vielleicht noch erfolgenden Jahrgänge dieses Taschenbuchs ein paar solcher Sagen vorkommen, so muß es Münster an Besuchen des Teufels nicht gefehlt haben, denn in diesem ersten Jahrgange findet sich noch eine und zwar eine gereimte Teufelsage, die mit dem Bau der Liebfrauenkirche in Verbindung steht. — Sonst befinden sich in demselben noch die Biographien einiger Zeitgenossen, Bernard Overbergs, eines würdigen Geistlichen in Münster, des Freyherrn von Geismar, Generallieutenant in Russischen Diensten, der sich im letzten Russisch-Türkischen Kriege auszeichnete, und des als Dichter bekannten Franz von Sonnenberg. Man wird sie nicht ohne Interesse lesen und kann sie gleichfalls zu den gelungenern Partien in diesem Buche rechnen, was von den gereimten Sagen und Geschichten, unter denen sich auch eine Nachahmung des Bürgerschen Liedes von Weinsberg befindet, nicht gerühmt werden kann; den Legendenton hat der Dichter wenigstens nicht finden können. — Von Baudenkmalen der Stadt Münster sind diesmal der Dom und die Liebfrauenkirche, zwey würdige Gegenstände, gewählt. Den Schluß machen eine Schilderung der Schlacht bey Stadtlohn im dreißigjährigen Kriege, in welcher Tilly's Siegesglück über die Tapferkeit und den Heldenmuth des



ritterlichen Herzogs Christian von Braunschweig triumphierte, und eine historische Skizze von dem durch die religiöse Schwärmeren seines letzten Besizers, Gottfried II. in ein Kloster verwandelten Schlosse Cappenberg.

Wir müssen uns mit dieser kurzen Anzeige des vor uns liegenden Taschenbuchs hier begnügen, um durch längere Mittheilungen und Auszüge dem Leser seinen Genuß nicht zu verkümmern; zugleich wünschen wir, daß das Unternehmen die Unterstützung finden möge, welche es verdient. An Stoff, um wenigstens zehn Jahrgänge recht reichlich auszustatten, wird es in der Geschichte eines Landes, dessen Boden zu den höchst klassischen in Deutschland gehört, gewiß nicht fehlen.

Dr A. He.

### Bern und St. Gallen.

Historisch = geographisch = statistisches Gemälde der Schweiz. Erstes Heft: der Canton Zürich, von Gerold Meyer von Knonau. 1834. VIII u. 342 S. in 8. (bey Huber u. Compagnie).

Mit diesem Heft beginnt eine Statistik der Schweiz nach den einzelnen Cantons, welche in einer Reihe von Bändchen bey hinreichender Unterstützung das Ganze umfassen wird. Der Herausgeber, ein Sohn des bekannten Geschichtschreibers der Schweiz, eröffnet dieselbe mit dem Canton Zürich, auf eine sehr würdige Weise. Wir vermiffen darin nichts, was man in einer solchen Statistik zu erwarten berechtigt ist, und sollte das Unternehmen mit gleicher Sorgfalt

durchgeführt werden, so möchten wenige Länder sich einer ähnlichen statistischen Darstellung zu erfreuen haben. Nach einer kurzen Literatur beginnt der erste Theil mit einer historischen Uebersicht des Cantons, die mit einer tabellarisch-chronologischen Angabe der Erwerbung seiner Bestandtheile schließt. Hierauf zuerst: das Land, nach seiner physischen Beschaffenheit und seinen Producten, und dann das Volk. Die Bevölkerung, welche im Jahr 1467 nur 51,892, im Jahr 1771 schon 151,746 Seelen betrug, ist im Jahr 1833 auf 226,855 Seelen gestiegen. Diese wird dann genauer nach den einzelnen Bezirken angegeben. Körperliche Eigenschaften, Nahrung, Kleidung und Wirthschaft nach ihren einzelnen Zweigen; Industrie und Handel. Unter den Manufacturen nehmen die Seidenfabriken einen wichtigen Platz ein, die 11,300 Personen beschäftigen. Einfuhr und Ausfuhr nach ihren wichtigsten Artikeln, Münzen und Gewichte etc. — Gesellschaftlicher Zustand. Sprache, Unterrichtsanstalten, niedere und höhere, besonders die neugestiftete Universität, 'deren Wirken von jeder schweizerischen Politik unabhängig ist.' Intellectuelle und ästhetische Cultur. Unter dieser Rubrik wird ein Verzeichniß der als Schriftsteller bekannten Züricher Gelehrten, sowohl der verstorbenen als der noch lebenden, nach den einzelnen Fächern, mit Anführung ihrer bedeutendern Schriften gegeben, das den Literatoren sehr erwünscht seyn wird. Dasselbe auch von den Künstlern, um so mehr da so manche von beiden sich nur durch die Vornamen unterscheiden. — Skizzen des sittlichen Characters der Züricher, im vierzehnten, sechzehnten und achtzehnten Jahrhundert. 'Von der Wiege bis zum

Sterbebette waren unsere Voreltern so eitel als wir.' Der Luxus war nicht geringer; nur etwas massiver als gegenwärtig. Schon 1370 eiferte der Rath gegen die Prachtliebe der Frauen. — Hierauf: der Staat. Verfassung vor 1798; Helvetische Periode, Mediationsverfassung von Napoleon; Verfassung vom 11. Junius 1814 und 10. März 1831. Sowohl die allgemeinen Grundsätze als die einzelnen Bestimmungen derselben werden angegeben. Staatsverwaltung nach ihren einzelnen Zweigen, und Justiz. Die Kirche nach den verschiedenen Confessionen; und zuletzt eine Anleitung den Canton zu bereisen. — Der hierauf folgende specielle Theil enthält in alphabetischer Ordnung genaue Angaben der einzelnen Dörter des Cantons, wo besonders auch über die Stadt Zürich genaue Nachrichten mitgetheilt werden.

Wenn gleich einem Ausländer über die Genauigkeit der einzelnen Angaben kein Urtheil zustehen kann, so tragen doch alle den Stempel der Zuverlässigkeit und Unparteylichkeit, da auch das zu tadelnde nicht verschwiegen wird. Reisende werden jede ihnen nöthige Belehrung finden; und wir hoffen daß das hier gegebene Beyspiel auch in den andern Cantons Nachfolger finden wird. Das elegante Außere entspricht jeder billigen Forderung.

Hn.

---

G ö t t i n g e  
g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

36. Stück.

Den 7. März 1835.

G ö t t i n g e n.

In der Sitzung der Königl. Societät am 14. Februar stattete der Hofr. Gauß einen Bericht über die in dem magnetischen Observatorium, und in Verbindung damit anderwärts gemachten Beobachtungen ab, woraus wir hier einen Auszug mittheilen, der als eine Fortsetzung der im 128. Stück dieser Blätter vom v. J. gegebenen Nachricht betrachtet werden kann.

Die täglichen zweymaligen Aufzeichnungen des Standes der Nadel sind ununterbrochen fortgesetzt, und umfassen nun bereits beynähe ein volles Jahr. Die monatlichen Mittel, seit Julius v. J. waren:

	8 Uhr Vorm.	1 Uhr Nachm.
1834 August	18° 38' 48" 1	18° 49' 11" 0
September	36 58,4	46 32,3
October	37 18,4	44 47,2
November	37 38,4	43 4,3
December	37 54,8	41 32,7
1835 Januar	37 51,5	42 14,4

[27]

Die verabredeten Beobachtungen an bestimmten Tagen in kurzen ununterbrochenen Zeitfristen, mit deren Einrichtung in den letzten Monaten einige an einem andern Orte bekannt gemachte Abänderungen getroffen sind, haben seit der letzten Nachricht an vier Hauptterminen Statt gefunden, einige außerordentliche Nebentermine ungerechnet. Die Theilnahme an denselben hat sich bereits weiter ausgebreitet, und wird bald noch weiter verbreitet werden, auch sind daraus schon sehr merkwürdige Resultate hervorgegangen, denen ähnlich, welche in dem frühern Bericht erwähnt wurden. Eine graphische Darstellung der Harmonie unter den Beobachtungen vom 1. und 2. October, und vom 29. und 30. November in Göttingen, Leipzig und Berlin, wird nächstens in Poggendorffs Annalen der Physik erscheinen: noch merkwürdiger aber ist die Uebereinstimmung der Beobachtungen vom 5. und 6. November in Copenhagen und Mailand in allen zahlreichen und auffallend großen Schwankungen, von welchen gleichfalls eine Zeichnung an einem andern Orte gegeben werden wird. Wir treten hier in eine Welt von geheimnißvollen Naturkräften, deren wunderbar wechselndes Spiel sich über den halben Durchschnitt von Europa, in gleichem Augenblick, und bis in die kleinsten Nuancen auf gleiche Weise, offenbart, und deren Wirkungskreis zu ermessen diese Standlinie noch viel zu klein erscheint.

Die hiesigen Einrichtungen für magnetische Beobachtungen haben inzwischen mehrere wesentliche Erweiterungen erhalten. Für manche Beobachtungen ist, wenn große Schärfe verlangt wird, die Zuziehung eines zweyten Apparats, in einiger Entfernung vom Hauptapparate, unumgänglich nothwendig, um von den stündlichen

Veränderungen der magnetischen Kraft Rechnung tragen zu können. Zu diesem Zweck ist seit August v. J., nachdem die im Jahre 1832 gebrauchten Apparate an das physicalische Cabinet abgegeben sind, in der Sternwarte ein großer Magnetstab aufgehängt, mit übrigens ganz ähnlichem Zubehör, wie der Stab im M. S. Der Magnetstab in der Sternwarte, gleichfalls aus Uslarschem Gußstahl, ist 4 Fuß lang, fast drey Zoll breit und über einen halben Zoll dick, und wiegt 25 Pfund. Er hängt an einem 16 Fuß langen tausendfachen Seidenfaden \*), der oberhalb der Decke des Saals seine Befestigung hat, und durch eine kleine in dieser Decke gemachte Oeffnung frey durchgeht. Der nächste Grund zur Wahl eines so schweren Stabes war die Absicht, den Luftzug, welcher in diesem Local nicht immer ganz abgehalten werden kann, und der auf die kleinern Apparate, ungeachtet der Beschützung durch einen umschließenden Kasten öfters störend einwirkte, unschädlich zu machen. Der Erfolg hat nicht nur dieser Erwartung entsprochen, sondern auch die andern rücksichtlich der Genauigkeit aller daran zu machenden Beobachtungen noch weit übertroffen. Nur absolute Beobachtungen der Declination und Intensität bleiben natürlich wegen des in der Sternwarte vielfach vorhandenen Eisens davon ausgeschlossen.

Die größte Schwingung, welche der den Stab einschließende Kasten gestattet, beträgt etwa 27 Grad; die größte welche auf der Scale unmittelbar noch gemessen werden kann, 9 bis 10 Grad, indem bey größern die Gesichtslinie des Fern-

\*) Seit kurzem ist dieser mit einem Stahlbrath vertauscht.

rohrs nicht mehr auf den fast vier Zoll breiten Spiegel trifft. Ist der Stab einmal in Schwingungen gesetzt, so nehmen diese in geometrischer Progression so langsam ab, daß sie oft erst nach 10 oder mehreren Stunden auf die Hälfte herabkommen, obwohl zuweilen auch viel früher, von welchem Umstande unten noch besonders die Rede seyn wird. Die Dauer einer Schwingung des jetzt eingehängten Stabes, des stärksten aus einer größern Zahl, die für das physicalische Cabinet angefertigt sind, beträgt etwas über 42 Sekunden, und diese Größe, welche wegen Temperatur und Veränderlichkeit des Erdmagnetismus einigen obwohl sehr kleinen Veränderungen unterworfen ist (so wie auch vielleicht im Laufe der Zeit eine bis jetzt noch gar nicht spürbare Veränderung der Kraft des Stabes selbst eintreten kann), wird aus einigen wenigen Schwingungen schon so scharf bestimmt, daß man dann den Stab auf 8 und mehrere Stunden verlassen kann, ohne nachher über die Anzahl der inzwischen vollendeten Schwingungen zweifelhaft zu bleiben.

Eben so interessant, wie die rein magnetischen Beobachtungen sind die mit diesem Apparat anzustellenden electrodynamischen Versuche. Zu diesem Zweck ist der Stab von einem ähnlichen Multiplicator umgeben, wie der Stab des M. D., nur daß jener größere Dimensionen, und eine Drahtlänge von 2700 Fuß in 270 Umwindungen hat. Dieser Multiplicator ist in die große schon in dem frühern Bericht erwähnte Drahtkette gebracht, welche die Sternwarte, das magnetische Observatorium und das physicalische Cabinet verbindet, und in welcher der galvanische Strom zusammen eine Drahtlänge von 11000

Fuß, also fast einer halben geographischen Meile zu durchlaufen hat, und dann drey magnetische Apparate zugleich afficiert, nämlich

I. Den 25pfündigen Stab in der Sternwarte.

II. Den 4pfündigen Stab im Magnetischen Observatorium.

(Multiplicator von 200 Umwindungen)

III. Den einpfündigen Stab im physicalischen Cabinet.

(Multiplicator von 160 Umwindungen).

Einzelne Theile der Kette können in vielfachen Combinationen nach Gefallen mit Leichtigkeit abgesperrt werden.

Von den zahlreichen Versuchen, welche schon jetzt mit diesen Apparaten gemacht sind, führen wir hier nur einige an.

Wenn ein galvanischer Strom mit der Kette in Verbindung gesetzt wird, so erscheinen die Bewegungen der Magnetstäbe in den drey Apparaten so augenblicklich, daß ihr Anfang sich auf einen kleinen Bruch einer Zeitsecunde genau beobachten läßt. Die Vergleichung der Uhren bey den drey Apparaten liefert so vollkommen übereinstimmende Resultate, der Strom möge an dem einen Ende, oder an dem andern, oder in der Mitte erzeugt seyn, daß daraus die Unmeßbarkeit der Zeit, in welcher der Strom eine halbe Meile durchläuft, vollkommen bestätigt wird. Nach den interessanten Versuchen von Wheatstone, welche neuerlich in den Philosophical Transactions für 1834 bekannt gemacht sind, und nach welchen der electriche Strom im Metall eine größere Geschwindigkeit zu haben scheint, als das Licht im Raume, ließ sich freylich ein solcher Erfolg schon vermuthen, obwohl sich daraus doch



noch nicht unbedingt auf das Verhalten eines galvanischen Stroms, und dessen Einwirkung auf die Magnetnadel schließen ließ.

Die Intensität eines galvanischen Stroms wird durch die Ablenkung der Magnetnadel, also zunächst durch Scalentheile gemessen oder bestimmt, allein offenbar in den drey Apparaten mit verschiedenen Einheiten, welche von den Dimensionen der Multiplicatoren und der Geltung der Scalentheile in Bogensekunden abhängen. Nun zeigen aber zahlreiche angestellte Versuche, daß zwischen den Ablenkungen an den drey Apparaten durch denselben Strom in einerley Augenblick stets genau ein constantes Verhältniß Statt findet, der Strom möge an dem einen, oder an dem andern Ende, oder in der Mitte erzeugt seyn. Es ergibt sich daraus das wichtige Resultat, daß der Strom in seiner ganzen Länge dieselbe Intensität hat, wenigstens nichts merkliches davon verliert. Man wird in Zukunft besonders aufmerksam darauf seyn, ob dieses Resultat auch unter eigenthümlichen Umständen, namentlich während starken Regens, seine Gültigkeit behält.

Bei allen drey Apparaten sind Commutatoren (Syrotrope) mit der Kette verbunden, wodurch man die Richtung des Stroms mit Leichtigkeit umkehren kann. Dem Commutator in der Sternwarte hat der Hofr. Gauß eine eigenthümliche Einrichtung gegeben, wonach diese Umkehrung durch einen einzigen Druck mit dem Finger also ganz augenblicklich bewirkt wird. Wenn man diese Umkehrung, immer in so großen Zeitfristen wie die Schwingungsdauer des Einen Stabes, wiederholt ausführt, so werden

die Schwingungen dieses Stabes immer größer. Man hat dieses zu einem Experiment benutzt, wobey eine auffallende mechanische Wirkung hervorgebracht wird. Herr Prof. Weber ließ zur Seite des Magnetstabes im physikalischen Cabinet eine leichte Auslösung für einen Becker oder eine Pendeluhr anbringen. Dieses Auslösen gelingt jedesmahl durch den von der Sternwarte aus geleiteten Strom nach ein Paar Schwingungen auf das vollkommenste. Daß man mit dem 25pfündigen Stabe eine noch viel stärkere mechanische Wirkung würde hervorbringen können, leuchtet von selbst ein.

Besonders wichtige Dienste leisten diese Apparate bey der Erforschung der mathematischen Geseze, nach welchen sich die Erzeugung und die Wirkung der von Faraday entdeckten magneto = electrischen Induction richten, und ihrer Zurückführung auf absolute Maaße, worüber der Hofr. Gauß den Erfolg seiner Untersuchungen zu seiner Zeit an einem andern Orte bekannt machen wird. Von den dabey angewandten Vorrichtungen erwähnen wir hier nur einer, womit diese Induction auf eine eben so einfache als scharf meßbare Art dargestellt wird. Um eine hölzerne Rolle ist ein überspinnener Draht mit 1050 Umwindungen geführt, dessen Enden durch den Commutator mit der Kette in Verbindung gebracht werden. Diese Rolle kann über die freystehende Hälfte eines starken Magnetstabes geführt werden, und während dieser Operation geht allemahl durch die Kette ein galvanischer Strom, ein starker, aber von kurzer Dauer, oder ein schwächerer von längerer Dauer, je nachdem die Manipulation schneller oder langsamer geschieht, so daß die Gesamtwirkung eines

Auffchiebens von der Schnelligkeit der Operation unabhängig ist. Der Strom an sich dauert immer nur so lange, wie die Bewegung der Rolle. Das Abziehen der Rolle bringt einen entgegengesetzten Strom hervor, eben so das Aufschieben mit dem entgegengesetzten Ende. Geschieht die Bewegung sehr schnell, so ist die Wirkung des Stroms auf die Magnetnadel in einem der mit der Kette verbundenen Multiplicatoren einem augenblicklichen Stoße von bestimmter Stärke gleich zu setzen. Abziehen und verkehrt wieder Aufstecken bewirkt also zwey gleichnamige Impulse der Magnetnadel, und ein neues Abziehen und wieder umgekehrt Aufschieben würde daher zwey unter sich gleiche aber den vorigen entgegengesetzte Impulse hervorbringen; allein wenn dazwischen der Commutator gewechselt ist, so geschehen auch die letzten beiden Wirkungen in demselben Sinn, wie die beiden ersten. Ein solcher vollständiger Wechsel (Abziehen, Verkehrtaufstecken und Commutatorumstellung) geschieht ganz bequem in zwey Secunden, und man kann daher, wenn man will, während einer Schwingungsdauer des großen Magnetstabes bequem und tactmäßig 21 Wechsel vollenden, und dadurch letztern in so starke Bewegung bringen, daß die ganze Scale aus dem Gesichtsfelde des Fernrohrs geht. Diese Andeutung wird hinreichen zu übersehen, wie die Stärke des durch diese Inductionsort entstehenden galvanischen Stroms mit Schärfe gemessen werden kann. Diese Stärke hängt aber zugleich von dem Widerstande ab, welchen die Kette selbst darbietet, und nimmt mehr oder weniger zu, je nachdem mehr oder weniger Stücke der Kette abgesperrt werden. Auf diese Weise ist das Verhältniß des Widerstandes in

den einzelnen Bestandtheilen der Kette und den Multiplicatoren mit großer Schärfe bestimmt, und durch mannigfaltige Combinationen das schöne von Ohm aufgestellte Gesetz, welches die Intensität eines Stroms bey einer Theilung befolgt, auf das vollkommenste bestätigt. Nahe übereinstimmende Resultate sind auch mit hydrogalvanischen Strömen gefunden; indessen eignen sich diese, wegen der Veränderlichkeit ihrer Stärke weniger zu solchen Bestimmungen, und erfordern jedenfalls deshalb noch besondere Vorsichtsmaasregeln bey den Versuchen. Vielleicht ist nicht uninteressant, wenn hier bemerkt wird, daß der ganze Widerstand in der in der Luft geführten doppelten Drahtverbindung zwischen der Sternwarte und dem physikalischen Cabinet, in einer Drahtlänge von mehr als 6000 Fuß nur ungefähr halb so groß ist, als der Widerstand, welchen der Strom bloß in dem Multiplikator des M. D. (Drahtlänge 1100 Fuß) findet, oder nur den sechsten Theil des Widerstandes in der ganzen Kette beträgt: indessen erklärt sich dieß leicht aus der ungleichen Dicke des Drahts, und alle Versuche bestätigen, daß bey Drähten von einerley Metall der Widerstand immer im geraden Verhältniß der Länge und im umgekehrten der Fläche des Querschnitts steht.

Wir haben oben erwähnt, daß die Abnahme des Schwingungsbogens bey der großen Nadel in verschiedenen Zeiten sehr ungleich gewesen ist. Aehnliche Verschiedenheiten hatten sich schon im Jahr 1832 bey den kleinen Apparaten gezeigt, auch später bey der Nadel im M. D.: allein diese Verschiedenheiten blieben immer innerhalb viel engerer Grenzen, als bey dem Stabe der Sternwarte, wo die Abnahme des Schwin-

gungsbogens von einer Schwingung zur folgenden in verschiedenen Versuchsreihen zwischen  $\frac{30}{100}$  und  $\frac{1}{30}$  schwankte. Diese merkwürdige Erscheinung hat die Aufmerksamkeit des Hofr. Gauß besonders auf sich gezogen, und es scheint dabey ein Zusammentreffen mehrerer Ursachen Statt zu finden, die zum Theil noch jetzt räthselhaft bleiben: inzwischen ist es dem Hofr. Gauß gelungen, diejenige Ursache, welche bey weiten den stärksten Einfluß hat, auszumitteln. Er bemerkte nämlich, daß allemahl der Schwingungsbogen viel schneller abnahm, wenn die Kette geschlossen, als wenn sie offen war, und so war es leicht, als Ursache jener schnellen Abnahme, die Reaction eines in der Kette durch die Schwingung der Nadel selbst, vermöge der Induction, erzeugten galvanischen Stroms zu erkennen, welcher bey der folgenden Rückschwingung die entgegengesetzte Richtung hat, und stets auf Verminderung des Schwingungsbogens wirkt. Diese Erklärung bestätigte sich vollkommen, indem die Abnahme des Schwingungsbogens am langsamsten war bey offener Kette, schneller bey geschlossener aber vollständiger Kette; noch schneller, wenn einzelne Stücke der Kette abgesperret waren; und am allerschnellsten (so daß der Schwingungsbogen in einer halben Stunde auf die Hälfte kam), wenn die Kette gleich hinter dem Multiplicator des großen Stabes geschlossen war. Ja diese Unterschiede richteten sich vollkommen nach der Größe des wirksam bleibenden Theils der Kette.

Nachdem diese Erklärung gefunden war, war es leicht, den Erfolg einiger Versuche vorauszusehen, welche wohl zu den auffallendsten im Gebiet des Electromagnetismus gerechnet werden

dürfen, und selbst die quantitativen Verhältnisse der Erscheinungen im Voraus zu berechnen, welche auch bey den wiederholt angestellten Versuchen stets auf das vollkommenste bestätigt sind. Es sind folgende.

Wenn der Magnetstab in der Sternwarte (I) in Schwingungen gesetzt wird, etwa so große wie der Kasten verstattet, so haben diese gar keinen Einfluß auf die Nadeln im M. S. (II) oder im physikalischen Cabinet (III), sondern diese bleiben in Ruhe, wenn sie vorher in Ruhe waren, vorausgesetzt, daß die Kette offen, oder wenigstens die die letzten Nadeln einschließenden Multiplicatoren davon abgesperret sind. Allein in dem Augenblick, wo die Kette geschlossen oder z. B. der Multiplicator von II in die geschlossene Kette hineingebracht wird, fängt die Nadel II sogleich an mitzuschwingen. Ist die Nadel II schon vorher in Schwingung gewesen, so erhalten die Schwingungen den eigenthümlichen Character gemischter Schwingungen, wovon die eine von dem Initialzustande abhängt, und dieselbe Periode hat, wie die Schwingungen dieser Nadel unter dem bloßen Einfluß des Erdmagnetismus (20''), während die andere eine Periode von 42'' befolgt (wie die große Nadel I), und ihre Größe dem Schwingungsbogen von I proportional ist (etwa  $\frac{1}{85}$ , wenn die Kette hinter dem Multiplicator von II abgesperret ist). Dieß ist vollkommen mit den Resultaten der Theorie in Uebereinstimmung, eben so wie der stets genau bestätigte Umstand, daß die Schwingungen von I und die inducirtten Schwingungen von II, obwohl Perioden von gleicher Dauer, doch nicht gleichen Anfang haben, sondern stets eine halbe Schwingungszeit

(21'') in dieser Beziehung differieren, und zwar in dem Sinn, wie es nach den Statt findenden Umständen die Theorie vorausbestimmt. Was hier beyspielsweise von der Nadel II gesagt ist, findet auf ganz ähnliche Weise bey der Nadel III Statt, deren natürliche Schwingungsdauer 14'' beträgt, und die unter der Einwirkung der Induction zusammengesetzte Schwingungen von 14'' und 42'' Periode befolgt.

Ein ganz anderer Erfolg muß der Theorie zufolge in dem Fall Statt finden, wenn eine zweyte Nadel, deren natürliche Schwingungsdauer genau eben so groß ist, wie die des großen Magnetstabes, mit einem Multiplicator sich in der Kette befindet, in welcher der große Stab schwingt. Jene, so lange vollkommen ruhig, als die Kette offen ist, fängt gleichfalls in dem Augenblick an mitzuschwingen, wo die Kette geschlossen wird, allein diese Schwingungen, von derselben Dauer, wie die natürlichen, nehmen an Größe beständig zu, bis diese (erst nach sehr langer Zeit) zu einem Maximum kommt, wo der Widerstand der Luft der Vergrößerung durch die Inductionskraft das Gleichgewicht hält. Um diesen merkwürdigen Versuch wirklich anstellen zu können, wurde (da die Aufhängung eines großen Stabes wegen Mangel eines zweyten dafür passenden Multiplicators jetzt nicht thunlich war), der einpfündige Stab des physicalischen Cabinets durch Verbindung mit einem ähnlichen etwas schwächer magnetisirten auf bekannte Weise astatisch gemacht, oder vielmehr zu einer Doppelnadel, deren natürliche Schwingungsdauer genau auf 42''<sup>3</sup> gebracht wurde. Der Versuch gelang damit auf das vollkommenste. Der in der Sternwarte schwingende Stab theilte dieser

Doppelnadel im physicalischen Cabinet, in dem Augenblick wo die Kette geschlossen wurde, wie durch eine wunderbare Sympathie seine Schwingungen mit, und zwar so, daß jede folgende etwa 50 Scalentheile oder einen halben Grad größer wurde, als die vorhergehende. Bald ging das ganze Scalenbild aus dem Felde, allein fort, während konnte man an der immer wachsenden Schnelligkeit, mit welcher das Scalenbild durch das Gesichtsfeld ging, die Zunahme des Schwingungsbogens erkennen. Ueber eine Stunde wurde dieß wunderbar sympathetische Spiel beobachtet.

Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß auch der vierpfündige Stab im M. D. in die geschlossene Kette einen Strom induciert, dessen Daseyn an der schnellern Abnahme des Schwingungsbogens auf das bestimmteste erkannt wird, und der daher auch auf die beiden andern Stäbe Wirkungen ausüben muß, denen ähnlich, welche der erstere Versuch gezeigt hat; allein die Rechnung ergibt, und die Erfahrung bestätigt, daß diese Wirkungen zu klein ausfallen, um merklich zu seyn. Noch weniger könnte also der schwächste Stab unter den dreyen merkliche Wirkungen dieser Art erzeugen.

### W i e n.

Fr. Beck'sche Universitäts-Buchhandlung, 1835: Geschichte der Kaiserl. Königl. Hofbibliothek zu Wien. Von Jg. Fr. Edlen von Mosel, k. k. wirkl. Hofrathe und erstem Custos der Hofbibliothek. VIII und 398 Seiten in groß Octav. Mit zwey Abbildungen, wovon die erste



die Denkmünze auf die erste Säcularfeyer der k. k. Hofbibliothek, die zweyte den Grundriß des großen Saales der Hofbibliothek und der Nebengemächer desselben darstellt.

Eine Bibliothek, die so große Schätze besitzt wie die Hofbibliothek zu Wien, verdiente ohne Zweifel eine genaue Darstellung der Geschichte ihrer Entstehung, ihres Wachsthumes, und ihres gegenwärtigen Zustandes, und die Schrift des Herrn von Mosel wird daher so wohl den eigentlichen Gelehrten, als jedem wissenschaftlich gebildeten Manne, und besonders denen, welche in Wien ihren Wohnsitz haben oder die alte Kaiserstadt auf längere Zeit besuchen, höchst willkommen seyn. Die Quellen, aus welchen Hr. v. M. zu schöpfen hatte, mußten zum Theil durch mannigfache Nachforschungen aufgesucht werden, um das früher bekannte theils zu berichtigen theils zu ergänzen. Da diese Bibliothek von jeher\* ausgezeichnete Gelehrte zu Bibliothecaren gehabt hat, und sich auch jetzt noch dieses Vorzuges erfreut, so verdiente das Leben dieser Männer in Hinsicht auf die Verwaltung ihres Amtes eine ausführliche Darstellung, und auch in dieser gelang es dem Verf. uns manches vorher unbekanntes mitzutheilen. Was aber bey dem Lesen der Geschichte dieser Anstalt vorzüglich anziehend erscheint, ist die Liebe mit welcher die Fürsten selbst den Wissenschaften zugethan waren, die freygebige Unterstützung welche sie ihrer Büchersammlung von jeher angedeihen ließen, und die Huld, mit welcher sie die Vorsteher des reichen Schazes beehrten. In den eigenhändigen Briefen Leopold I., die Herr v. M. mittheilt, redet der Kaiser seinen Bibliothecar Lambeck immer an 'chare Lam-

beci', bittet ihn auch für die Kaiserinn, die er mitbringen werde, einiges ergeßliche bereit zu halten, und den 5. Sept. 1677 schreibt er ihm 'Lieber Bibliothecari! Nachdem ich vernommen daß euch von meiner niederösterreich. Buchhalterey in euern Rechnungen einige Mangelsposten wollen ausgestellt werden, ich aber verlange, daß man euch in Ruhe lasse; als habe ich euch hiermit gnedigst erinnern wollen, daß mein gnedigster Will und Meinung sey, daß die von euch zur gedachten Buchhalterey übergebene Bibliothec: Rechnungen von 1663 bis 1676 inclusive sollen ohneracht der ausgesetzten Mengeln vor richtig und gültig passirt, auch das gewöhnliche Absolutorium ohne Verzug in optima forma darüber ertheilt werden. 2c. 2c.'

Herr v. M. theilt seine Geschichte von Maximilian I. bis auf das Jahr 1832 in funfzehn Zeiträume, die nach der Folge der Kaiser bestimmt sind, wobey so wohl die wichtigen Erwerbungen der Hofbibliothek als auch die Verdienste der Bibliothecare, welche ihr vorstanden, beschrieben werden. Nessel wurde schon von Leopold I. sehr richtig gewürdiget, und erhielt, trotz der Empfehlungen des Grafen Lamberg, nur die Stelle eines Unter-Bibliothecars 'gestalten Thro kaiserl. Majestät Thro vorbehalten, nach dero gnedigsten Gefallen künftig einen Ober-Bibliothecarium aufzunehmen'. Das bereits von Denis bekannt gemachte Epigramm *Nunc bibliotheca patet, quia Nesselius latet* könnte leicht auch außer Deutschlands Grenzen erneuert werden. Ueber Joh. von Müller wird glimpflich bemerkt, daß 'von den schönen, bey dem Antritte seiner Stelle, für das Wohl

des Instituts gefaßten Vorsätzen keiner ausgeführt worden, und daß die kaiserl. Bibliothek nicht das geringste Andenken aus der Zeit besitze, in welcher sie den berühmten Mann unter ihre Beamten zählen durfte.' — Unter den Beylagen vermißt man mit Bedauern einen schriftlichen Aufsatz 'über die Verwaltung der Kupferstichsammlung der k. k. Hofbibliothek von Adam von Bartsch (56 Quartseiten), und eine jenem Aufsätze beygefügte 'Anweisung über die Cataloge der Kupferstich-Sammlung, und ihre Führung'. Die Erfahrungen, welche ein Mann wie Bartsch während der fünf und vierzigjährigen musterhaften Führung seines Amtes gemacht hat, würden höchst lehrreich seyn, und es ist daher sehr zu wünschen, daß diese Papiere gedruckt werden mögen.

Das Personale der Bibliothek besteht gegenwärtig aus dem Präfecten, dem gelehrten und in seinem Amte ausgezeichnet thätigen Grafen von Dietrichstein, den vier Custoden, von Mosel, Kopitar, von Eichenfeld, Friedr. von Bartsch (Sohn des vorhin erwähnten Adam v. B.), den vier Scriptoren Lechner, Schmid, Wolf, von Gebán, wozu noch Stephan Endlicher kommt. — Die Amtsstunden, in welchen auch das Lesezimmer besucht wird, sind von 9 bis 2 Uhr. Die Gefälligkeit, mit welcher jene Herren aber auch Anfragen auswärtiger Gelehrten beantworten, wird hier nicht erwähnt: wir könnten sie, wäre sie nicht allgemein bekannt, aus eigener Erfahrung dankbar bezeugen.

---

G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

37. Stück.

Den 9. März 1835

---

L o n d o n.

Bey Murray, 1834: Transactions of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland. Vol. III. Part III. — S. 387—588 in 4. mit 6 Kupfern. (vgl. zuletzt diese G. A. vom J. 1833. St. 193).

1. Indisches: 1) Obrist Hans Kennedy über das Vedanta-System S. 412—36, eine Abhandlung, welche nur durch Auszüge aus den Upanischad's und den Schriften des bekannten Vedantisten Sankara Ak'arja Belehrung gibt; denn die eigenen Bemerkungen des gelehrten Vf. über das philosophische System sind sehr schwach. Der Vf. sucht aus den Quellen (doch bezieht er sich nur auf einzelne Stellen) zu beweisen, daß das Vedanta in keiner Rücksicht mit einem europäischen Systeme übereinstimme, weil es weder die Substanzen als materiale von der göttlichen Natur des höchsten Wesens ableite, noch dieses der Natur gleichstelle, aber auch eine ewige, mit Gott zugleich seyende, so wie eine aus Nichts

geschaffene Materie verwerfe, dagegen das wirkliche Daseyn sinnlicher Gegenstände einfach und entschieden läugne. Sollte dieß auch alles so seyn wie der Verf. will, so würden doch solche abgerissene Sätze, wie sie der Vf. hier abhandelt, nur wenig dazu dienen eine im ganzen Hindusthumb so tief begründete Erscheinung, wie die Vedanta-Lehre ist, begreiflich zu machen und sie mit europäischen Lehren zu vergleichen. — 2) Carl M. Whish über einige schwere mathematische Aufgaben, deren Lösung indischen Lehrern gelungen ist, S. 509 — 23, ein kurzer, eines Auszugs nicht leicht fähiger, aber wichtiger Aufsatz. Die mathematische Geschicklichkeit und Kenntniß der Inder, welche man bisher in Europa aus dem Buche Silavati kannte, wird hier aus vier andern Büchern, die der in der Madras-Präsidentschaft angestellte Vf. in den verborgenen Winkeln des südlichen Indiens fand, weiter beschrieben und lehrreich erläutert; zur Sicherheit theilt der Verf. die nöthigen Auszüge in Sanskrit-Versen mit, da auch diese Wissenschaft, wie alle andern alten, bey den Indern in Verse gekleidet werden mußte. Die Werke sind aus mittlern und neuern Zeiten, aber gewiß von echt indischer Quelle, ohne griechische, arabische oder neuuropäische Hülfe entstanden. — 3) Lieutenant Alex. Burnes über den P'harran oder östlichen Arm des Flusses Indus S. 550 — 88, auch ein sehr wichtiger Aufsatz. Dem noch wenig von neuern Europäern untersuchten südlichen Laufe des Indus hat der Vf. in den Jahren 1827 — 28 wiederholte Erforschungen gewidmet, doch nur ostwärts, weil hier die entfernteste Englische Besitzung, das Land Kutsch, eine Untersuchung gestattete, während der größere Theil des südlichsten Indus-Gebiets durch die wilde Herrschaft der Emire von Sind jeder

europäischen Erforschung bis jetzt verschlossen ist. Nach dem Verf. hat das alte Delta des Indus sammt der nächsten Umgegend in den letzten dreihundert bis vierhundert Jahren die stärksten Veränderungen erlitten, nicht bloß durch die allmählichen Wirkungen jeder starken Fluth in der Nähe des Meeres, sondern besonders durch Erdbeben, von denen eins der zerstörendsten das letzte vom J. 1819 war. Eine noch stärkere Erderschütterung hat nach seiner Vermuthung das Runn hervorgebracht oder die öde Sandwüste nicht weit von Kutsch, östlich vom Indus, eine gänzlich unfruchtbare, nur von wilden Eseln bewohnte Salzgegend, welche der Vf. einzig in ihrer Art nennt; daß an ihrer Stelle früher ein Meer war, beweist der Vf. auch aus der in jenem Theile von Indien herrschenden Volksfage, wonach einst, als die Gottheit einem zwölf Jahre auf seinem Kopfe gestandenen großen Büßer erschien, der Hügel, auf dem er stand, zerschmettert ward und der See nordwärts (das jetzige Runn) vertrocknete, die Schiffe scheiterten und die Häfen zerfielen. Die Wahrscheinlichkeit aber, daß dieser Zustand nur einige Jahrhunderte erst dauere, führt den Verf. endlich zu einigen von Dr Vincent abweichenden Meinungen über den Zug Alexanders in dieser Gegend, welche als von einem Augenzeugen gefaßt immer Beachtung verdienen, besonders daß Alexander nie Kutsch erreicht habe, weil er den jetzigen östlichen Arm des Indus nicht habe beschiessen können. — 4) Obrist W. H. Sykes beschreibt S. 405 — 11 eine in den westlichen Ghäts (im südlichen Indien) entdeckte Art wilder Hunde, Kolsun genannt, die von den sonst in Asien, Africa und Neuholland gefundenen Arten merklich abweicht, bestätigt durch davon unabhängige Beobachtungen Th. S. Baber's und G. J. Bowler's;

und S. 541 — 47 den im Dekkan oder südlichen Indien einheimischen, von andern indischen Arten abweichenden Seidenwurm Kolisurra, der auf mehreren Bäumen des Dekkan, nicht bloß dem Maulbeerbaume, wohnt, und von dem ein einzelner Faden ein Gewicht von 198 Gran trägt. — 5) Derselbe über Aehnlichkeit von Schmucksachen an Bildern in den 'buddhistischen' Höhlentempeln zu Carli mit den vom nomadischen Volke der Brindscharis getragenen, S. 451, eine zu unbestimmte Andeutung, welche erst der Ausführung bedürfte.

Zu Ceylon: 1) Hauptmann G. J. Chapman über die alte Stadt Anarag'apura oder Anaradheypura (Anurogramum bey Ptolemäus) und den Hügeltempel von Mehentélé in Ceylon S. 463 — 95. Die merkwürdigsten und ältesten Ruinen in der buddhistischen Insel, theils nach eigener Ansicht des Vf. aus einer Reise vom J. 1828, theils nach den singalesischen Sagenbüchern Mahavansi, Rag'avali und Rag'aratnakari beschrieben, jedoch nur theilweise als Versuch, nicht vollständig und genügend. Die gegebenen Abbildungen und Beschreibungen erregen indeß die Lust mehr von diesen eben so alten als herrlichen Resten des ältesten singalesischen Königsstüzes zu erfahren. Der Vf. versichert, vieles in der eigenthümlichen Bauart dieser Alterthümer gebe an Feinheit und Anmuth der Ausführung griechischen Mustern nicht nach. Die buddhistischen Sinnbilder führen darauf, daß diese Bauart in frühen Zeiten mit dem Buddhismus nach Ceylon verpflanzt wurde. Stier, Elephant, Roß und Löwe, welche in Sculpturen immer in dieser Reihe sich ordnen, konnten ursprünglich nur im nordwestlichen Indien die vier Weltgegenden bezeichnen, der Stier den Osten oder die fruchtbaren Gesilde des

Ganges; der Elephant den Süden, das Roß Persien, der Löwe den Norden (in Ceylon selbst sollen jetzt gar keine Löwen seyn). — 2) Hauptmann James Stewart über die Perlenfischereyen an der Nord=West=Küste Ceylons, S. 452—62, ist hauptsächlich eine Vergleichung der bey Ceylon getriebenen Kunst mit der an andern Orten geübten. Der beste Ort zur Perlenfischerey ist bey Arippo, in der Meerenge von Manar, wo das Meer zwischen Indien und Ceylon so seicht ist, daß die Sage geht, hier habe Rama einst seine Brücke nach Lanka geschlagen. Alex. Johnston legt aus seiner Kenntniß eine Karte dieser Gegend bey.

2. Zu Hinterindien: von Major H. Burney eine sehr unterrichtende Abhandlung über das Theet=tee, d. h. Holzöl von Ava, seine verschiedenen Arten und die Zubereitung desselben zu einer eigenthümlichen, sehr nützlichen und viel gebrauchten Art von Lack und Firniß. Der Verf. war im J. 1831 Britischer Bevollmächtigter in der Birmanischen Hauptstadt Amarapura, und hat dort die Verfertigung und den vielfachen Gebrauch dieses mit Unrecht sogenannten Lack von Ava selbst kennen gelernt. S. 436—50.

3. Persisches: 1) ein Brief von dem neulich verstorbenen Rask an M. Elphinstone über die Zendsprache und den Zendavesta S. 540—40; aber man muß sich wundern, daß die jetzigen Herausgeber gar nicht bemerkt haben, daß in dieser Form derselbe Aufsatz von Rask verborgen liegt, welcher schon seit 1825—26 dänisch und deutsch herausgegeben, auch sonst in Europa genugsam bekannt geworden ist. — 2) S. 505—8 R. C. Money meint durch eigene Anschauung an Ort und Stelle gefunden zu haben, daß S. de Sacy eine griechische Inschrift zu Malschi=Mustan falsch gelesen habe: de Sacy gibt in einer Nach-



schrift zu, daß seine Lesart wohl falsch seyn könne, macht aber auch gegen die neue Lesart fünf Einwendungen, wovon jedoch nicht alle gleichen Gewichtes sind. Dieser Streit läßt sich nur durch genauere Ansicht der Inschrift selbst entscheiden.

4. Erzählung über eine am Britischen Hofe im Winter 1795 einziehende und ihre Vollmacht und Geschenke abgebende türkische Gesandtschaft, vom türkischen Gesandten Jusuf Ugha selbst geschrieben und aus dem Türkischen übersetzt von J. v. Hammer, S. 496—504, angenehm zu lesen, aber ohne höhere Wichtigkeit.

5. Africanisches: 1) der auch sonst rühmlichst bekannte schwedische Consul Gråberg von Hemsö gibt S. 387—404 eine kurze, aber genaue und sehr unterrichtende Nachricht über den Inhalt und Werth von Ibn-Chaldun's großem historischen Werke. Ref. hat früher kleinere Theile dieses Werks gelesen und danach mehrmals auch in diesen G. A. seine Meinung dahin ausgesprochen, daß die arabische Literatur in Ibn-Chaldun einen so echt wissenschaftlichen, gründlichen, vollendeten Historiker besitzt, wie ihn wenige andere Literaturen aufweisen können. Es ist nun angenehm dieß Urtheil von einem Mann zu vernehmen, der das ganze große Werk gelesen hat und keinen größern Schatz in Marokko und Tripolis unter vielen Mühen und Kosten erworben zu haben erklärt als dieses Werk; unglücklicherweise ging dem Vf. bey der Ueberfahrt fast eine Hälfte des sogar in Africa sehr seltenen Werks verloren, jedoch hatte er das Ganze schon früher gelesen. Da Ibn-Chaldun zwar durch seine Mutter aus Hadramaut arabischer Abkunft ist, auch auf der Universität von Sevilla unter Arabern gebildet, aber väterlicher Seite von den Amazirgen oder Urbewohnern Africa's abstammt, wie er auch

in Africa lange wohnte und die Geschichte der Berber am ausführlichsten zu behandeln vorgezogen hat: so nimmt Gråberg, der dieses Volk während seines africanischen Aufenthalts lieb gewonnen, davon Veranlassung aufs neue diese seit Jahrhunderten zurückgedrängten Amazirgen als ein von Natur sehr tüchtiges und reich ausgestattetes Volk zu preisen. — 2) S. 548 ff. theilt Herr Grenville Temple die Abbildung eines 'phönizischen' oder vielmehr karthagischen Grabsteins mit, mit mehreren andern zu Maghrawah in Tunis gefunden, von derselben Art, wie ähnliche aus jener Gegend neulich nach Europa gebracht sind; wie wenig aber deren Lesung bis jetzt sicher ist, kann man aus den Versuchen in Hamaker's Miscellanea phoen. sehen.

H. C.

### L e i p z i g.

Untersuchungen über den Hagel und die electrischen Erscheinungen in unserer Atmosphäre. Nebst einem Anhang über die Abnahme des Wärmestoffs im Luftkreise, von Dr. Jul. Ludw. Ideler. Mit einer Figurentafel. 1833. 148 S. in 8.

Der Hr Vf. dieser kleinen Schrift handelt auf 28 S. die Erscheinungen der atmosphärischen Electricität ab, auf 54 S. betrachtet er die Bildung des Hagels, und fügt endlich in einem Anhang von 66 S. eine Zusammenstellung der über die Temperaturabnahme mit der Höhe in der Atmosphäre gemachten Beobachtungen bey, ohne sie jedoch mit den Erscheinungen der Electricität und des Hagels in nähere Verbindung gebracht zu haben.

Der Hr Vf. stellt mannigfaltige Beobachtungen und Ansichten sehr verschiedener Naturforscher, hauptsächlich aber die von Alex. v. Humboldt und Leop. v. Buch, über die Erscheinungen der at

mosphärischen Electricität, des Hagels und über die damit verwandten Erscheinungen auf eine recht interessante Weise kurz zusammen. Eine neue Untersuchung die entweder auf neue Beobachtungen oder auf eine wesentliche neue Ansicht gegründet wäre, ist nicht darin enthalten. In der Erklärung der von Anderen beobachteten Erscheinungen, stimmt der Vf. im Wesentlichen mit Leopold v. Buch's Abhandlung über den Hagel in den Schriften der Berliner Academie von 181 $\frac{1}{2}$  überein.

Folgendes ist die recht einfache Uebersicht, die der Vf. von den Ursachen des Hagels und verwandter Erscheinungen gibt:

‘Auf der Verdunstung der Regentropfen während ihres Herabfallens aus der oberen Wolkenregion zur Erdoberfläche beruhen folgende Erscheinungen: I. Die Luft ist mit Wasserdünsten gesättigt, so daß keine Verdunstung Statt finden kann. II. Die Expansivkraft der Dünste ist noch von ihrem Maximum bey der bestehenden Lufttemperatur entfernt. Verdunstung der Regentropfen. 1) Diese kann bey gehöriger Trockenheit der Atmosphäre so stark seyn, daß die Regentropfen verschwinden. 2) Die Temperatur ist so hoch (über 8° C), daß die Verdunstungskälte nicht das Gefrieren der Regentropfen bewerkstelligen kann. Diese condensieren daher [nachdem durch theilweise Verdunstung in einer trockenen Luftschicht ihre Temperatur sehr erniedrigt worden ist, wenn sie wieder in eine feuchte Atmosphäre gelangen] während ihres Niederfallens Wasserdünste und schwellen an. In den Ombrometern an der Erdoberfläche findet sich daher mehr Regenwasser vor, als in den höher aufgestellten. 3) Die Temperatur der Schichten, durch welche die Regentropfen hindurchfallen, ist niedrig genug (unter 8° C), damit sie durch die Verdunstungskälte gefrieren können — Hagel.’

---

G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

38. 39. Stück.

Den 12. März 1835.

---

H a l l e.

Bey Gebauer, 1834: Nachträge zu den Ergänzungen und Berichtigungen des Versuches über die Capitels-, und Sedisvacanz-, Münzen und Medaillen der deutschen Erz-, Hoch- und freyen Reichsstifter, mitgetheilt von dessen Verfasser (Dr. K. Fr. Zepernick). Mit Kupfertaf. IX u. XX. 60 S. in 4.

Als vor hundert Jahren unser Joh. Dav. Köhler durch sein classisches Werk, die Münzbelustigungen (1729 — 50), die neuere Numismatik ins Leben rief, wirkte sein Geist von der Georgia Augusta aus so kräftig auf die Zeitgenossen, daß über ein Menschenalter hinaus die Numismatik eine Lieblingswissenschaft der Gelehrten blieb. Nach Joachims Zeit fing jener Eifer an zu erkalten; wenigstens wurden die Mittheilungen der Münzforscher seltner. Doch hatte unsere Zeit noch ihren Schlichtegroll und ihren Mader, hat noch einen Köhler und andere Nachfolger des alten Göttingers,

unter welchen der würdige Zepernick einen ehrenvollen Platz behauptet, indem er rastlos fortwirkt, die gelungene Leistung in einem der schwierigsten Theile der Münzwissenschaft, sein im Jahre 1822 erschienenenes Werk über die deutschen Capitel- und Sedisvacanzmünzen, und die Ergänzungen von 1825, mehr und mehr zu vervollständigen, um keinem Zweyten etwas übrig zu lassen.

Was durch literarische Forschungen, durch Correspondenz und mit bedeutendem Kostenaufwand irgend ermittelt werden konnte, hat der Verf. herbeygeschafft, und dieses Material mit der in unsern Blättern früher schon anerkannten Gründlichkeit bearbeitet. Wie erfolgreich sein Bemühen war, ist schon aus den durch das ganze Werk fortlaufenden Nummern der aufgeführten Münzen und Medaillen zu ersehen. Es sind nämlich hier nachgetragen: zum Domcapitel Magdeburg N. 347 — 349, z. Domc. Bamberg N. 350, z. Domc. Brixen N. 351, z. Domc. Halberstadt N. 352 — 417, z. Domc. Remyten N. 418, z. Domc. Lüttich N. 419 — 429, z. Domc. Münster N. 430 — 435, z. Domc. Paderborn N. 436. 437, z. Domc. Passau N. 438, z. Domc. Straßburg N. 439, z. Domc. Verden N. 440 — 445. Demnach hat der Borrath bekannt gewordener Capitel- und Sedisvacanzmünzen durch Herrn Zepernick in den letzten zehn Jahren einen Zuwachs von Einhundert erhalten, und dabey sind die zwar geprüften, aber ausrangierten, nicht mitgezählt.

Die diesen Nachträgen beygegebene chronologische Uebersicht der bis dahin bekannt gewordenen Capitel- und Sedisvacanzmünzen legt den dormaligen Stand dieses Theiles der Münzkunde klar vor Augen, weshalb ein Aus-

zug aus derselben hier nicht ohne Interesse seyn wird. Man kennt vom Erzstift Mainz: Capitel Münzen von 1584, Sedisvacanzmünzen von 1732, 45, 63, 74. Vom Erzstift Trier: Sed. B. M. v. 1715, 29. Vom Erzst. Eöln: Cap. M. v. 1707, 8, 11, 12. S. B. M. v. 1688. 1763. B. Erzst. Magdeburg: S. B. M. v. 1598. Cap. M. v. 1602, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 38. B. Erzst. Salzburg: S. B. M. v. 1772. B. Hochstift Bamberg: S. B. M. v. 1693. 1746, 53, 57, 79, 95. Abtey S. Blasien: Cap. M. v. 1740, 88. Hochstift Breslau: C. M. v. 1825. Hochst. Brixen: S. B. M. v. 1747, 79, 91. Hochst. Eichstadt: C. M. v. 1757, 81, 90. Reichsabtey St. Emmeran: C. M. v. 1783. Hochst. Freising: C. M. v. 1724. S. B. M. v. 1763, 88. Hochst. Fulda: S. B. M. v. 1788. Kloster Gottweich: 1 Cap. M. ohne Jahrz. Hochst. Halberstadt: Cap. M. v. 1507, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 30, 34, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 49, 50. 1614, 15, 16, 17, 18, 19, 22, 23, 25, 26, 28, 29, 30, 31, 91. 1781. Hochst. Hildesheim: S. B. M. v. 1688. 1724, 61, 62, 63. Gefürst. Abtey Rempten: C. M. v. 1626. Hochst. Lübeck: S. B. M. v. 1724 (1727). Hochst. Lüttich: C. M. v. 1694. 1767. S. B. M. v. 1688, 94. 1724, 44, 63, 71, 84, 92. Präsenzzeichen v. 1557. 1635, 58, 86. Hochst. Münster: C. M. v. 1661, 92, 96, 99. 1707, 13, 14, 39, 40, 43, 48, 53, 59, 60, 62, 87, 90. S. B. M. v. 1650, 83, 88. 1719, 61. 1801. Bursarienzeichen v. 1591. 1608, 54. Hochst. Osnabrück: C. M. v. 1605, 6. 1740. S. B. M. v. 1698. 1715, 28, 61. Hochst. Passau: S. B. M. v. 1688. 1719, 61. Bursarienzeichen v. 1617. Hochst. Passau: S. B. M.

v. 1761. Hochst. Regensburg: S.B.M. v. 1765, 87. Hochst. Speier: S.B.M. v. 1743, 70. Hochst. Straßburg: C.M. v. 1632. Hochst. Verden: C.M. 1618, 19. Hochst. Würzburg: C.M. v. 1746. S.B.M. v. 1749, 54, 79, 90.

Referent möchte gern viele Lücken nachweisen, nicht, um damit zu glänzen, sondern, um noch andere Nachträge zu lesen und daraus zu lernen; er findet sich aber nach manchem Suchen auf wenige Bemerkungen beschränkt, die er dem Verf. als Tribut der Hochachtung darbietet.

Sollte der bey Schlegel (Suppl. I, 87) aufgeführte Edlnische Thaler von 1583, mit dem h. Petrus statt des Brustbildes, nicht zu den Capitemünzen gerechnet werden? Da die Absetzung des Erzbischofs Gebhard damals schon, und zwar vom Domcapitel, bewirkt worden war, der postulierte Nachfolger aber vor 1584 nicht zum Besitze gelangen konnte, so war wohl nicht sedes vacans, aber doch impedita. — Der in der chronologischen Uebers. beyrn Hochst. Lübeck angemerkte S.B.Thaler von 1724, welcher auch im ersten Theile unter N. 156 mit derselben Jahrzahl aufgeführt wird, ist ohne Zweifel eben derselbe, den Köhler in den Münzbelustigungen Th. X. S. 377 — 84 erläutert, aber mit der Jahrzahl 1727 aufführt. Da Köhler nachgewiesen hat, daß die Sedisvacanz vom 31. März bis zum 16. Sept. 1727 dauerte, auch die schönere Abbildung bey Zepernick Tab. X. N. 110 dieselbe Zahl trägt, so ist die Zahl 1724 nur ein übersehener Druckfehler. — Der Münstersche S.B.Thaler von 1706 bey Silienthal N. 847) ist eben derselbe, welchen der Verf. unter N. 219 abhandelt; also ist wohl nur aus Versehen in der chronolog. Uebersicht N. 219 unter das Jahr

1688 gefest. — Der Salzburgsche Thaler von 1621 (bey Lilienthal N. 759) mit dem h. Rupert statt des Brustbildes, dürfte vielleicht in sofern zu den Capitel Münzen zu rechnen seyn, als dem zwar schon 1619 gewählten Erzbischof Paris wegen Ungehorsam gegen den römischen Stuhl das Pallium anderthalb Jahr vorenthalten wurde. — Da die Abtey Thorn an der Mark zu den freyen Reichsstiftern gehörte, und ein Capitel hatte, welches Prinzessinnen und Gräfinnen in sich aufnahm, so dürften die Thaler mit dem Muttergottesbilde, dem Stiftswapen und der Umschrift MON. LIB. IMPERIAL. FVNDATI. FORE. von 1569 und 1570 (bey Lilienthal N. 977 und 978) hier Aufnahme verdient haben, indem sie in die Sedisvacanz nach dem Tode der Abtissin Margarethe von Brederode fallen, auch die angezogene Umschrift durch drey eingelegte Wapenschilder unterbrochen ist, welche doch wahrscheinlich das Domcapitel repräsentieren.

Aus obiger chronologischer Uebersicht ersieht man mit Verwunderung, daß wir von so vielen Stiftern, die deutsche sind oder waren, noch gar keine Capitel- oder Sedisvacanzmünzen aufzuweisen haben. Da fallen z. B. ganz aus: die Erzst. Bremen (bis 1648), Cammerich (bis 1677), Görz (1751 bis 1786), Olmütz (seit 1778) und Wien; die Hochst. Augsburg (bis 1803), Basel (bis 1803), Bifanz (bis 1648), Cammin (bis 1648), Chiemssee, Chur (bis 1803), Costniz, Görz (bis 1751), Gurk, Meß (bis 1789), Minden (bis 1648), Olmütz (bis 1778), Trident, Verdun (bis 1789) und Worms (bis 1804); Probstey Berchtoldsgaden (seit 1455); die Abteyen Cornelis Münster, Corvey (bis 1803),



Ellwangen, Essen, Herford, Murbach (bis 1764), Quedlinburg (bis 1704), Stablo (bis 1801) und Werden (bis 1803). Wenn schon bey mehreren der genannten Stifter das Räthsel durch Mangel an Münzberechtigung, oder durch temporären Mangel an Fonds erklärlich wird, so waren doch andere reich und münzberechtigt, lieferten *sede plena* Münzen in Menge, und hatten stark besetzte Capitel. Da ist wohl Manches unbekannt geblieben, und nicht in Umlauf gekommen, weil die Besitzer der schönen Capitel-Medaillen selbst ihre Freude daran hatten. Die gelehrten Domherren, unter welchen es immer zahlreiche Münzliebhaber und nicht wenige Münzforscher gab, können hier am wirksamsten ausbelfen. Möchten sie nicht verschmähen durch Mittheilungen sich ein Verdienst um die Wissenschaft zu erwerben. Köhler hätte nicht leisten können, was er leistete, wäre er nicht von nahen und fernen Münzfreunden mit Beyträgen unterstützt worden.

### L e i p z i g.

In der Hahn'schen Verlags-Handlung: Blätter für Münzkunde; Hannoversche numismatische Zeitung. Herausgegeben von Dr. H. Grote. 1834. Erstes bis drittes Heft.

Schon seit zwey Jahrhunderten hat man den Werth der Numismatik als mannigfaltige und reichhaltige Quelle der Geschichte und als Hülfsmittel derselben nach Verdienst gewürdigt, doch war es lange fast ausschließlich das Fach der römischen Numismatik, welches in der Literatur bearbeitet wurde. Erst seit der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ist der Orient den Europäern zugänglicher geworden, und nach-

dem dadurch die Thunlichkeit gegeben, auch die Münzen Griechischer Städte und Dynastien in Europa, Vorderasien und Nordafrika mehr und mehr aufzusuchen, ist die antike Münzkunde durch ein neues weites, bis dahin fast ganz unbekanntes und vielleicht vorzugsweise ergiebiges Gebiet bereichert worden. Gleichzeitig ist die Einseitigkeit, mit welcher die historischen Studien sich fast ausschließlich dem classischen Alterthum zuwendeten, einer oft begeisterten Hinneigung zur Durchforschung des germanischen Mittelalters gewichen, welche denn auch den früher fast gar nicht beachteten wissenschaftlichen Werth der Münzen des Mittelalters anzuerkennen nicht gesäumt hat. — Unter Begünstigung der neuesten Verhältnisse des Orients kommen nun fast täglich neue und unbeschriebene Münzen von dort her; die fast täglich in Europa, besonders in Deutschland, gemachten Auffindungen von Münzen des Mittelalters treffen jetzt fast immer auch auf wissenschaftliche Sammler.

Bey diesem raschen, quantitativ und qualitativ bedeutenden Anwachsen des Stoffes nimmt aber die Numismatik keinesweges in gleicher Progression auch in literarischer Hinsicht zu. Allerdings erscheinen zahlreiche Monographien, welche die allmählichen Bereicherungen einzelner Fächer von Zeit zu Zeit bekannt machen. Aber einer Wissenschaft, deren Material auf eigenthümliche Art sich täglich und nur im Einzelnen vermehrt, entspricht ganz vorzugsweise eine periodische Mittheilung des Einzelnen, im literarischen Wege.

Höchst zweckmäßig ist daher für das vorliegende Werk, von welchem bis jetzt drey Hefte erschienen, die Form einer Zeitschrift gewählt; die Münzkunde war namentlich in dieser Hin-

sicht bisher vernachlässigt; mit Recht tritt sie hierin endlich auf niveau mit den übrigen Wissenschaften.

Die reiche Sammlung der verschiedenartigsten Aufsätze, Mittheilungen, Notizen und numismatischen Neuigkeiten, welche diese Hefte darbieten, muß besonders für Münzsammler durchgängig von Interesse seyn; es dürfte nicht leicht einen Zweig des Sammlens geben, der nicht für sich gesorgt fände. Ein Eingehen ins Einzelne ist bey dieser Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit des Inhalts unthunlich, doch verdienen bemerkt zu werden: In Bezug auf antike Münzen ein sinnreicher und gutbegründeter Versuch zur berichtigten Erklärung der Sigle R C C auf den Münzen Caligula's, welche hier durch 'Restitutis Comitibus' erklärt wird. Daß auch der Inhalt numismatischer Abhandlungen, die entweder in bändereichen Werken — (wie die über die Didrachmen Corinthischer Colonien in den Annalen des archäologischen Instituts zu Rom) — oder in Form von Flugschriften — (wie Raoul-Rochette's über die Münzen Indo-Bactrischer Könige) — zerstreut erschienen, in vollständigen Auszügen mit Nachbildung der Zeichnungen mitgetheilt wird, verdient Beyfall. — Besondere Bereicherung ist der Münzkunde des Mittelalters zu Theil geworden, und es ist schätzenswerth, daß in diesem Fache, wo hauptsächlich vorerst noch durch Bekanntmachung noch unbeschriebener Münzen vorgearbeitet werden muß, so interessante und zahlreiche Mittheilungen, durch Abbildungen und Beschreibungen gegeben sind. Wenn diese Mittheilungen auch in der Folge so reichhaltig fortgesetzt werden, wie in diesen drey Heften, so dürften die 'Blätter für Münzkunde' eins der Hauptwerke für die Numismatik

des Mittelalters werden. Unter den Münzen und Medaillen der letzten drey Jahrhunderte erwähnen wir die Nachträge zu dem schätzbaren Werke Zepernick's: über die Sediſvacanzmünzen. Die Abbildungen der neuesten Gepräge von Currentmünzen mehrerer Länder können auch in so fern noch andere als Münzsammler interessiren, als sie, wenn gleich nicht durchweg empfehlenswerthe Proben des neuesten Geschmacks in der Erfindung der Münz = Typen geben.

So wie denn die Münz = Sammlungen die Hauptquellen der Numismatik enthalten, und eine Bereicherung ersterer oft auch als Bereicherung der Wissenschaft betrachtet werden kann, so dürfte auch der, den Blättern für Münzkunde beygegebene 'Numismatische Anzeiger', obgleich er sich nur auf die Tausch = und Kauf = Angelegenheiten einzelner Sammler von Münzen und verwandter Gegenstände bezieht, mittelbar doch auch der Wissenschaft nützen.

Die 14 Steindrucktafeln, größtentheils sauber gearbeitet, geben, dem Anschein nach, sehr getreue Abbildungen von 185 meist unedierten Münzen aller Zeiten.

Wir können endlich nicht umhin hier noch mit besonderm Wohlgefallen der, auf dem geschmackvollen Umschlage der beiden ersten Hefte eingedruckten Bignette zu gedenken. Minerva hebt mit der Linken den Schleyer der durch Füllhorn und Waage bezeichneten Moneta, und führt ihr mit der Rechten einen Schüler zu; darunter der erklärende Spruch aus Aristophanes Wolken: *'Ιδεν φανερωσ επιθυμω!'* Diese Skizze ist im echt classischen Geiste und Style erfunden und ausgeführt, und verräth einen so gebildeten als geübten Künstler.

## E b e n d a s e l b s t.

Bericht der deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer zu Leipzig vom Jahre 1831.

Den Mitgliedern dieses Vereins wird hier ferner Nachricht von der Thätigkeit desselben, von den gehaltenen Vorlesungen und von den eingesandten Aufsätzen und Alterthümern gegeben. Bey dem Ausflusse der Elster in die Elbe in einem Umkreise von drey Meilen auf beiden Seiten der Elbe sind noch über 1400 vorchristliche Grabhügel sichtbar. Die auf dem linken Elbufer sind gewöhnlich mit einem einfachen oder doppelten Steinkreis umgeben; die auf dem rechten Ufer dagegen nicht. Da lange Zeit die Elbe hier die Grenze zwischen Germanen und Wenden war, so wird hieran die Vermuthung geknüpft, daß diese Verschiedenheit ihren Grund in den abweichenden Begräbnißgebräuchen beider Völkerstämme habe. Indessen ist diese, auch sonst schon angedeutete Ansicht noch immer nicht zu der nöthigen Wahrscheinlichkeit durchgeführt; und entgegensteht die Erfahrung, daß auch in den Gegenden, wohin niemals Wenden drangen, Grabhügel mit und ohne Steinkreise ohne anscheinende Regel durch einander liegend angetroffen werden. Verschiedene hier an der Elster vorgenommene Gräberöffnungen lieferten die gewöhnlichen Ergebnisse an Gefäßen und Metallsachen; darunter jedoch auch ein kleines metallnes Pferd, 2 Zoll lang, in einer Kinderurne, wovon hier die Abbildung mitgetheilt wird. Der Fund ist auch in sofern wichtig, als die steife und verhältnißlose Gestalt deutlich zeigt, daß hierin weder Römische Arbeit, noch ein Römisches Vorbild an-

zunehmen steht. Auch ein siebähnlich durchlöcher-tes Gefäß von Metall verdient Erwähnung, nicht bloß weil, metallne Gefäße selten in Gräbern vorkommen, sondern eben als Sieb. Solche sieb-artige Gefäße, sowohl aus Metall, als aus gebranntem Thon, sind schon häufiger entdeckt, und deuten, neben manchen andern Anzeichen, deren Ausführung hier zu weit führen würde, offenbar auf die Vorstellung eines nach dem Tode fortgesetzten Lebens nach irdischen Bedürfnissen von Speise und Trank und deren Zubereitung. Aus einigen hier gefundenen Werkzeugen (Messern) von Eisen und Stahl wird auf vorgerma-nische, celtische Gräber geschlossen; allein auch vor dieser Annahme darf gewarnt werden, weil Spuren von Eisen nicht allein häufig in Grab-hügeln vorkommen, sondern auch vorzüglich in solchen, die man allen übrigen Umständen nach der spätesten Zeit zuschreiben muß. Ferner Nach-richten von Erdumwallungen und Pläzen, die mit einem Graben umzogen sind, aus verschiede-nen Gegenden Sachsens. Siebenzehn geöffnete Gräber bey Luckau in der Niederlausitz; sie be-standen aus bloßen Erdaufwürfen. Nur auf dem natürlichen Boden, immer im Mittelpunct, zeigte sich eine kleine kesselartige Vertiefung mit Kno-chen, Asche und 'einem Zusatze von fremder, hier nicht gewachsener rothbrauner Erde.' Das Vor-kommen dieser rothbraunen Erde ist von sorgfäl-tigen Forschern auch in andern germanischen Grä-bern bemerkt, aber noch nie chemisch untersucht worden. Es ist wohl, der Beachtung werth, ob diese Erscheinung sich nicht häufiger findet; als bis jetzt kund geworden. Nachricht und Abbil-dung von einer ehemals auf der Moldaubrücke zu Prag aufgerichtet gewesenen Bildsäule eines geharnischten Mannes, die mit den bekanteten Ho-

landsäulen Aehnlichkeit hat. Einer Volksfage nach soll unter der Säule, worauf das Bild stand, das Schwert 'Brunszwics' verborgen liegen. Hierauf wird die Vermuthung gegründet, daß dieser Brunszwicz nichts anders, als Herzog Heinrich der Löwe von Braunschweig sey. Das bekannte Volksbuch von seinem Zuge nach Palestina stimmt völlig mit einem ähnlichen Böhmischen (herausg. von Hancka, 1827). Obwohl die Böhmen ihre Sagen nicht aus jenem entlehnt haben, sondern sie vielmehr auf Premysl Ottocar I. beziehen, so scheint die Aehnlichkeit beider Sagen dennoch hier eine Verwechslung sogar bis auf den Namen des Helden bewirkt zu haben. Eine Vorlesung über die Münzen und die Münzverhältnisse Sachsens gestattet keinen Auszug. Unter Bernhard dem Aftkanier (1180 — 1211) wurden die ersten Münzen (Blechmünzen) zu Wittenberg geschlagen. Unter Kurfürst Wenzel († 1388) kommen die Kurschwerter auf den Bracteaten vor. Goldmünzen erst in der letzten Hälfte des 15ten Jahrhunderts. Endlich folgt die Beschreibung und Abbildung einer Doppelcapelle der Burg zu Landsberg, vom Probst Stieglitz. Diese Capelle besteht aus zwey besondern Geschossen über der Erde, von denen jedes im Innern eine für sich bestehende Capelle bildet. Wenn gleich diese bauliche Einrichtung zu den seltenen Erscheinungen gehört, so steht sie doch nicht einzeln da; es wird angeführt, daß eine ähnliche Vorkehrung sich in den Schloßcapellen zu Eger und zu Freyburg an der Unstrut findet. Eine vier- oder achteckige Oeffnung in der Mitte des Bodens, durch welchen beide Capellen getrennt werden, dient zur Verbindung, um die gottesdienstlichen Handlungen der einen Capelle auch in der andern wahrnehmen zu können. Dem Baustil nach sind diese Gebäude sämmtlich

aus dem 11. u. 12. Jahrhundert. Da sie nur auf Burgen angetroffen werden, so wird, wohl mit Recht, der Grund dieser eigenthümlichen Bauart in dem Mangel an Raum gesetzt; weil man sich seitwärts nicht ausdehnen konnte, so blieb dem Baumeister kein anderes Auskunftsmittel, als die vorhandene Anzahl der Kirchengänger auf obige Weise in zwey Stockwerke zu vertheilen. — Dieser siebente Jahrsbericht der Gesellschaft ist den Mitgliedern mittelst eines gedruckten Rundschreibens des Hn Prof. Nobbe als Geschäftsträgers zugestellt worden, worin zu fernerer thätiger Theilnahme aufgefordert wird, und woraus erhellt, daß die Gesellschaft dormalen 218 Mitglieder zählt, und eine gemeinschaftliche Cassé für einzelne Zweige von Ausgaben und zur Bereicherung der Sammlungen besteht.

Bl.

### H a n n o v e r.

Geschichte der Königl. Deutschen Legion, von N. Ludlow Beamish, Mitglied der K. G. d. W. und K. Großbrit. Major a. D. Erster Theil. Mit 18 colorierten Abbildungen, 4 Schlachtplanen, und mehreren Tabellen. 1832. VIII u. 495 S. in 8. (bey Hahn).

Wir würden schon schon lange von diesem Werke gesprochen haben, dem vor so vielen andern eine Anzeige in diesen Blättern gebührt, wenn wir nicht erst der Erscheinung des zweyten Theils hätten entgegen gesehen, mit dem es erst vollendet werden wird. Können wir auch nun es nicht länger anstehen lassen, so ist es doch nicht sowohl eine Beurtheilung, als vielmehr eine Anzeige, welche nach der Beschaffenheit des Gegenstandes



die Leser von uns erwarten können; es wird aber auch nicht erst ihrer bedürfen, um die Aufmerksamkeit auf dasselbe zu erregen. Die Thaten so vieler tapfern Männer, welche ihr Vaterland und Alles was ihnen darin lieb war verließen, um auf fremdem Boden ihrem Könige zu dienen, sprechen zu laut durch sich selbst, als daß sie erst einer Anpreisung bedürften, wären sie auch nicht in Britannien selber so bereitwillig anerkannt worden. Den sprechendsten Beweis davon gibt wohl, daß es nicht ein Deutscher sondern ein Briten, war, der sich berufen fühlte als der Geschichtschreiber davon aufzutreten, in dessen deutscher Bearbeitung durch den Hn Lieut. Nagel nur das verändert worden ist, was die Genauigkeit einzelner Thatfachen, und die Correctheit der Namen erforderte. Die Geschichte der Deutschen — eigentlich Hannoverischen — Legion ist in diesem ersten Bande von ihrer Entstehung seit der Auflösung der Hannoverischen Armee bey der feindlichen Occupation 1803 bis in den May 1811 fortgeführt. Da es nicht in unserm Plan liegen kann, in das Einzelne der Erzählung hineinzugehen, so müssen wir uns begnügen die Vorzüge, wodurch sie sich auszeichnet, bemerklich zu machen. Unter diesen steht unstreitig oben an ihre Glaubwürdigkeit, um so mehr je öfter gerade in militärischen Geschichten dagegen gefehlt zu werden pflegt. Sie hängt von den Quellen ab, aus denen der Verf. schöpfte. Diese sind theils gedruckte, theils ungedruckte, nämlich die Tagebücher und Mittheilungen einzelner Officiere, die stets namentlich am Rande angeführt werden, und dadurch die Garantie ihrer Zuverlässigkeit geben. Schon von dem Britischen Verf. waren durch jahrelange Anstrengung die Materialien dazu gesammelt; die von

dem deutschen Bearbeiter alsdann durch die sorgfältigste Einziehung von Nachrichten verbessert und vervollständigt wurden. 'So ausgerüstet, sagt der deutsche Bearbeiter am Ende der Vorrede, glaubt die vorliegende Bearbeitung wohl mit Recht die Aufmerksamkeit zu verdienen, welche eine Schilderung so höchst anziehender, nahe berührender Thaten in jedem richtig fühlenden Geiste erwecken muß. Und wenn es auch dem microscopischen Beschauer gelingen sollte nicht jeden kleinen Zug, nicht jeden einzelnen ihm vielleicht werthen Namen zu finden, so wird das Große und Ganze des Unternehmens doch hoffentlich allen Wünschen billiger und umsichtiger Beurtheiler entsprechen, welche es wissen, wie fast unglaublich schwierig eine zuverlässige Feststellung geschichtlicher Thatsachen ist.' Ein zweyter Vorzug liegt in der Klarheit der Erzählung, und der ganzen Methode der Behandlung. Sie ist einfach, lebendig, aber ohne gesuchten Pomp; so daß auch der nicht militärische Leser dadurch angezogen und festgehalten wird. Nicht bloß die Hauptbegebenheiten, die Schlachten und Treffen werden erzählt, auch einzelne kleine Vorfälle in denen tapfere Männer, nicht allein Befehlshaber und Officiere, sondern auch Unterofficiere und Gemeine sich auszeichneten, werden berichtet, und ihre Namen der Vergessenheit entrissen, die schönste und erhabendste Belohnung die ihnen werden konnte. Es boten sich dazu um so mehr Gelegenheiten dar, da ein bedeutender Theil der Legion aus leichten Truppen, besonders leichter Reiteren, bestand, die stets auf den Vorposten an allen den zahllosen kleinen Gefechten Antheil hatten, in denen der persönliche Muth am meisten Gelegenheit hat sich zu zeigen.

Für eine würdige Ausstattung in Beziehung auf das Außere hat die Verlags-handlung rühmlichst gesorgt. Druck und Papier sind vortreflich; den Hauptschlachten sind Plane beygefügt; und treue und zierliche Abbildungen der Truppen nach den einzelnen Regimentern und den Waffenarten schmücken das Ganze. Die nöthigen Belege und Tabellen sind in dem Anhang beygefügt. Daß wir dem zweyten Theile mit Begierde entgegen sehen, bedarf nicht erst unserer Versicherung.

Zu den östern Unfällen welche die deutsche Legion auf dem Meere erlitt, gehörte auch bey der Rückkehr von der Expedition gegen Copenhagen das Scheitern des Transportschiffes Salisbury im Sturm am 11ten November 1807 mit dem Untergange der darin befindlichen Mannschaft bis auf wenige. Einer Feyer, welche Einem von diesen, dem Herrn Dr. Med. Rahtje 1833 an dem Jahrestage zur Erinnerung jener Schreckensscene gegeben wurde, verdanken wir eine poetische Beschreibung derselben aus der Feder des Herrn Medicinalrathß Dr. Koeler in Celle, deren wir gern gedenken, da Niemand sie ohne die innigste Theilnahme wird lesen können. Sie ist begleitet von einer genauen Erzählung des Geretteten, und ist dadurch zugleich ein Beytrag zu der criftischen Geschichte der Legion geworden.

Sn.

---

G ö t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

40. Stück.

Den 14. März 1835.

---

L o n d o n.

Travels into Bokhara; being the account of a Journey from India to Cabool, Tartary and Persia; also Narrative of a voyage on the Indus, from the Sea to Lahore, with presents from the king of great Britain; performed under the orders of the Supreme government in India in the years 1831, 1832 and 1833 by Lieut. Alex. Burnes, F. R. S. of the East-India service, political Resident in Cutch, and late on a mission to the court of Lahore; in three volumes. Vol. I. XXII u. 356 S. Vol. II. XVI u. 473 S. Vol. III. XX u. 320 S. in 8. 1834. (bey Murray). 1834.

Das vorliegende Werk gehört unstreitig zu den bedeutendsten in der Classe der Reisen, nicht bloß weil es ein Licht über den jetzigen Zustand noch wenig bekannter Länder verbreitet, sondern auch weil es uns Blicke in die politischen Verhältnisse des innern Asiens gegen Europa thun läßt, welche die Keime künftiger Weltbegebenheiten, so weit

dieß die Ungewißheit menschlicher Angelegenheiten gestattet, zu zeigen scheinen. Wenn das Britisch-Asiatische Reich und das Russisch-Asiatische Reich sich einander immer mehr nähern, erhalten die zwischen beiden liegenden Länder und Staaten von selbst eine größere Wichtigkeit, und die Verfasser unserer allgemeinen Weltgeschichten werden in die neuen Ausgaben ihrer Werke bald neue Blätter einzulegen haben, von denen sie bisher noch keine Ahndung hatten. Das achtzehnte Jahrhundert hat uns über die Folgen der geographischen Verflechtung der Colonialländer mehrere blutige Erfahrungen hinterlassen; mögen sie für das neunzehnte nicht verloren seyn!

Der Verf., noch ein junger Mann, vorher Resident (d. i. Befehlshaber in Cutch, dem Grenzlande gleich östlich von den Mündungen des Indus), hat in seinem Werke Nachricht von zwey Reisen gegeben, von denen er die erste als öffentlicher Bevollmächtigter an den Maharajah von Lahore, die zweyte ohne öffentlichen Character in das zerstückelte Reich von Ost-Persien oder Cabul bis nach West-Persien und den Ufern des Caspischen Meers von Bombay aus machte. Er spricht von der ersten dieser Reisen zuletzt in dem dritten Theil. Wir halten es für zweckmäßiger von dieser zuerst zu sprechen, und werden nachher auf die andere zurückkommen.

Die erste Reise hatte einen doppelten Zweck; die nautische Untersuchung des Indus und seiner Nebenflüsse bis zu der Hauptstadt des Panjab, Lahore, und die Befestigung der Verhältnisse mit dessen Beherrscher dem Maharajah Runget Sing, durch Ueberbringung der Geschenke des Königs von England, bestehend in fünf ausgesuchten Pferden und einem schönen Wagen. Die Reise ward daher bis Lahore ganz zu Wasser gemacht,

und dauerte von Cutch aus vom Januar 1831 bis December. Der Verf. verließ Cutch mit fünf dortigen Bötten am 21. Januar, und erreichte am 24. die östlichste Mündung des Indus. Der Strom ergießt sich mit 11 Armen in den Ocean; der westlichste von diesen ward am 28. erreicht. Das Land am Unter-Indus, Sinde genannt, steht unter der Herrschaft der Amirs, einer Familie aus dem halbwilden Volke der Balluches in Mekran, die sich bey der Auflösung des Ostpersischen Reichs dasselbe unterworfen haben, und ward von drey Fürsten dieses Hauses in eben so vielen Abtheilungen beherrscht. Sie waren äußerst mißtrauisch, und erst nach wiederholten Versuchen erhielt der Verf. die Erlaubniß den Strom hinauf zu fahren, und zum erstenmal wehete die Britische Flagge auf dem Indus. Das Land innerhalb des Delta ist ganz flach, und war schlecht angebaut. Die erste Station war Tatta, nach dem Vf. das alte Pattala. Hier empfing sie der ihnen entgegengeschickte Mimandar zu ihrer Begleitung. Die Stadt steht da wo der Indus sich zuerst in zwey Hauptarme spaltet, die sein Delta bilden. Sie hat jetzt nur 15000 Einwohner, und liegt halb in Ruinen. Ihr Glanz verschwand mit der Herrschaft der Groß-Mogols. Die zweyte Station, den Indus aufwärts, war Hydrabad, die jetzige Hauptstadt von Sinde und die Residenz der herrschenden Familie. Sie hat etwa 20,000 Einwohner. Der Empfang war zwar ganz freundschaftlich und solemnell, doch nicht sehr glänzend. Die weitere Fahrt ward nun zunächst in der Staatsbarke des Amirs gemacht, bis Khippur, wo ein anderer Amir seinen Hof hielt; in seinem Gebiet liegt Buckur, der festeste Platz am Indus. Auch hier fand eine sehr freundliche Ausnahme Statt. Sinde ist ein

schwacher Staat. Der Verf. schätzt die ganze Bevölkerung auf höchstens eine Million. Sie besteht meist aus Hindus, welche die Regierung ihrer Beherrscher, von denen sie nur Druck zu erfahren haben, höchst ungern ertragen. Auch die Eifersucht der Amirs auf einander würde den Engländern, bey einem Versuche sich das Land zu unterwerfen, leichtes Spiel machen. Bey Mittum  $28^{\circ} 55'$  N. B. ergießt sich der Chenaub, der Acesines der Alten, nachdem er die andern Flüsse von Panjab aufgenommen hat, in den Indus. Dieser Strom erhält dadurch eine Breite von 6000 Fuß, statt daß er oberhalb Mittum nur die Hälfte hatte. Nach den von dem Verf. eingezogenen Nachrichten bleibt seine Beschaffenheit bis Attock, wo er aus dem Gebirge hervorgetreten ist, dieselbe. Die weitere Fahrt ward nun auf dem Chenaub, der den Setledg und den Rauvee aufnimmt, gemacht, bis man Lahore, die Residenz des Maharajah erreichte; die Fahrt von der Mündung des Indus bis dahin hatte 60 Tage gedauert. An der Grenze ward der Gesandte auf das ehrenvollste empfangen; ein Truppcorps wartete auf ihn, und der zum Mihmandar bestimmte Sindar erschien auf einem Elephanten. Runjet Sing, der Maharajah ist der mächtigste der noch unabhängigen Fürsten Indiens. Er ist der Beherrscher der Seiks, die, ursprünglich eine religiöse, durch Druck und Verfolgung eine politische Partey wurden, und so einen Staat bilden. Sie bewohnen das Panjab, das Land der fünf Flüsse, welches nebst Cashmir das Gebiet von Runjet Sing ist. Man passierte Multan, eine Stadt von 60,000 Einwohnern, halb Hindu, halb Muhammedaner, bekannt durch ihre Seidenmanufacturen. Es ist das alte Malli. Das Land herum ist sehr angebaut; aber in einiger

Entfernung vom Flusse beginnt die Sandwüste. Der Rauvee, der Hydraotes der Alten, trägt noch diesen Namen bey den Einwohnern; er heißt bey ihnen Traoti. Der Behut oder Chelum ist der Hydaspes. An dem Ufer ward ein großer Tiger aufgejagt und erlegt, aber nicht ohne daß er einen der Angreifer zerfleischte. Am 17. Julius erreichte man Lahore, wo man in der Ferne die Schneegebirge von Cashmir erblickte. Die Aufnahme bey dem Maharajah war, wie man es leicht von einem Britischen Gesandten erwarten wird, höchst glänzend; der Maharajah setzte sich selbst über das Ceremoniel weg, und schloß den Gesandten in seine Arme. Runjet Sing ist zwar noch kein sehr alter Mann, aber seine Gesundheit scheint doch kein langes Leben zu versprechen. Er ist ein Mann von Geist und begierig nach Kenntnissen. In seinen Diensten sind zwey Franzosen, die Herren Allard und Court, die seine Armee eingeübt und selbst eine reitende Artillerie gebildet hatten. Zu seinem Hofstaat gehörte auch ein Trupp von 30 — 40 jungen Tänzerinnen aus Cashmir, und zwar in Uniform; es sey aber keine Disciplin hineinzubringen; es seyen seine unregelmäßigen Truppen. Die von England mitgebrachten Geschenke des Königs, fünf Apfelschimmel, erregten die größte Bewunderung. Es seyen, hieß es, kleine Elephanten. Die politischen Verhandlungen hatten den besten Fortgang; Runjet Sing ward der Freund und Verbündete der Briten. Burnes verließ Lahore am 17. August, und nahm den Rückweg zu Lande über Amritsir nach Ludiana, dem äußersten Britischen Posten in Indien. Ob aber die Verhältnisse nach dem Tode von Runjet Sing dieselben bleiben werden, kann erst die Zeit lehren.

Die Anknüpfung der Verhältnisse mit dem Be-



herrscher von Lahore war nicht der einzige Zweck der Reise. Die genauere Erforschung des Indus und seiner Nebenflüsse, so weit sie schiffbar sind, lag den Briten nicht weniger am Herzen. Auch dieser Zweck ist erreicht. Beygefügt ist dem Bande ein ausführliches Memoir, dem später noch eine Charte beygelegt ist, die uns noch nicht zu Händen kam, über den Indus, wo der Strom stationsweise ausführlich beschrieben wird. Das Resultat ist, daß der Indus, der nach der Berechnung des Wf. die vierfache Wassermasse des Ganges hat, bis Attock hin ohne Wasserfälle und andere Hindernisse durchweg schiffbar ist, und ganz besonders für die Dampfschiffahrt sich eignet. Auch haben wir seitdem schon in öffentlichen Berichten gelesen, daß mit den Amirs ein Vertrag zu seiner zollfreyen Beschißung abgeschlossen ist. Wenn man bedenkt, daß man von Bombay aus in wenigen Tagen die Mündungen des Indus erreicht, und nun den Briten die Wasserstraße bis in das Herz von dem Panjab und seiner Hauptstadt Lahore offen steht, so wird man den Gewinn dieser Unternehmung, aber auch das Gewicht das die Britische Regierung auf die Beherrschung des Indus legt, würdigen können.

Der glückliche Erfolg dieser ersten Unternehmung brachte nun den General-Gouverneur des Britischen Indiens Lord Bentinck zu dem Entschluß, eine zweyte von noch größerm Umfang durch den Wf. ausführen zu lassen, wovon in den beiden ersten Theilen des Werks Nachricht gegeben wird. Ihr Zweck war Aufklärungen über den Zustand und die Verhältnisse der Länder zwischen dem Indus und dem Caspischen Meer, besonders über die vormals zu dem Reich Cabul oder Ostpersien gehörenden zu erhalten. Zwar besitzen wir darüber sehr schätzbare Nachrichten in den Werken

von Elphinstone und Pottinger, aber in den Verhältnissen und dem Personal hatte sich seit zwanzig Jahren viel geändert, da das damals herrschende Haus der Duranies gestürzt ist und eine Afsanens-Familie sich der Herrschaft bemächtigt hat, und politische sowohl als Handelsmotive machten es sehr wünschenswerth den jetzigen Zustand genau kennen zu lernen. Man wählte zwar dazu wieder Hn Burnes, doch ward er, um kein Aufsehen zu erregen, nicht als Gesandter, sondern ohne öffentlichen Character als Privatmann geschickt. Der erste der beiden Bände enthält nun die Beschreibung seiner Reise; der größere Theil des zweyten die eingezogenen Nachrichten und die darauf gegründete Schilderung des jetzigen Zustandes, in sofern nicht seit der Reise des Verf. darin bereits wiederum Veränderungen eingetreten sind.

Der Vf. trat seine Reise am 23. Dec. 1831 von Delhi aus an; in Begleitung des durch seine Reisen in den Himalaja bekannten Dr J. Gerard. Er nahm den Weg über das schon erwähnte Ludiana, und nach dem Uebergange über den Setledg, durch das ihm schon bekannte Panjab und Lahore, wo er den Maharaja in seinem Feldlager traf, dessen Gezelt mit den schönsten Shawls von Cashmir behangen war. Sein Weg ging durch dieselben Gegenden die wir aus Alexanders Zuge kennen, über den, und besonders über das Schlachtfeld des Porus sehr schätzbare Erörterungen gegeben werden. Die Armee des Porus, bestehend aus 30,000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern, war gerade so stark als jetzt die regelmäßige Armee von Runjet Sing. Der Indus ward bey Attock auf einem Elephanten passiert; das Fort gleiches Namens ist nicht sehr fest. So war der Vf. in dem Lande der Afsanen angelangt,

das vormalige, jetzt zerstückelte Reich von Ostpersien oder Cabul. Das erste Ziel der Reise war Peshawer, das jetzt unter einem eignen Hauptling steht. Sultan Mohamed Chan, so heißt er, nahm den Vf. auf das gastfreundlichste auf; quartierte ihn sogar in sein — freylich vorher ausgeleertes — Harem. Die 30 Tage, die hier zugebracht wurden, waren fast alle festliche Tage, um so mehr da der 21. Merz, der Neujahrstag der Perser, in diese Zeit fiel. Zu den Belustigungen gehörte auch der Wachtelfang, die gefangen werden um nachher mit einander zu kämpfen. Die Stadt Peshawer ist bereits von Elphinstone in seiner Reise beschrieben, was der Vf. nicht wiederholen wollte. Sie liegt in einer der fruchtbarsten Ebenen, die ganz mit Kräutern und Blumen bedeckt war. — Der weitere Weg ging nun nach Cabul. Es mußte der Cabulfluß passiert werden, der mit drey Armen sich in den Indus ergießt und einen sehr reißenden Lauf hat. Bey der großen Unsicherheit des Weges reisete der Vf. mit einer Caravane. In der Gegend von Bajour liegt ein isolierter Felsen, der unzugänglich seyn soll, und vielleicht der aus Alexanders Geschichte bekannte Aornus seyn kann. Andere Alterthümer von Bedeutung kamen nicht vor. Auf dem weitern Wege sah man jedoch bey Zulalebot in den Felsen gehauene Grotten, die als Wohnungen gedient zu haben scheinen. Man erreichte Cabul ohne weitere Unfälle. Cabul steht jetzt unter einem eignen Herrscher, Dost Mahomed Chan, ein Bruder des Beherrschers von Candahar, und von Peshawer, mit dem er nicht auf dem besten Fuß steht. Er empfing den Vf. auf das ehrenvollste, und ist nach seinem Bericht der ausgezeichnetste Herrscher seines Stammes. Die Stadt Cabul hat 60,000 Einwohner; die Bazars sind groß und

reichlich versorgt. Sie enthält das Grabmahl Kaisers Baber († 1130) in einem Garten mit einer reizenden Aussicht. Ueberhaupt ist die Stadt von einer Menge schöner Gärten umgeben. Die weitem Ziele der Reise waren nun Balk, und hauptsächlich Bochara. Der Weg nach dem erstern führte zuerst durch das Thal des Cabulflusses, das zu beiden Seiten gut angebaut ist. Dann mußten aber die Bergpässe des Hindu-Cosch überstiegen werden bis zu einer Höhe von 14000 Fuß über dem Meere, welches nicht ohne viele Mühseligkeiten geschehen konnte. Man sah die Ruinen des einst so glänzenden Gazni, jetzt ein unbedeutender Ort, von Cabul abhängig. Auch das Herabsteigen von der Nordseite des Hindu-Cosch geschah durch furchtbare Pässe; der letzte, bis man aus Afsanistan das Land der Uzbek-Tartarn erreichte, heißt der schwarze Paß. Die Ruinen von Balkh (dem alten Bactra) imponieren durch ihren Umfang von fast 20 E. Meilen, nicht durch ihre Größe. Man erreichte nun den Drus, der in einem Boot, von schwimmenden Pferden gezogen, passiert ward. Bey der weitem Reise trat Wassermangel ein. In weiter Ferne sah man östlich die höchste schneebedeckte Kette des Hindu-Cow. In Bochara ward der Wf. durch den Bezir günstig aufgenommen, und dem König — einem Khan aus den Uzbek-Tartarn — vorgestellt. Bochara ist jetzt der Hauptplatz des Handels von Central-Asien; die Bazars sind reichlich versehen; man erblickt auf denselben ein Gemisch der meisten Nationen des Orients; aus Persien, der Türkei, der Tartarey, Rußland, China und Indien; die man leicht an ihren verschiedenen Trachten und Aussehen erkennt. Die Stadt hat 150,000 Einw., Balk und Samarkend dagegen nur etwa 10,000. Auch für den Sklavenhandel ist Bochara ein Haupt-

markt. Wir kennen es übrigens auch schon aus den Berichten der Russischen Gesandtschaft, durch Hn v. Muramiew und Hn v. Meyendorf. Es ist eine Hauptschule des Islam; man zählt daselbst gegen 366 Collegien oder Lehranstalten, große und kleine. Der Vf. besuchte eins derselben. Sie sind wie Caravansereyen gebaut; die Zellen werden vermiihet. Die Studierenden, alte und junge, bleiben 6 bis 7 Jahr. Der Unterricht beschränkt sich auf den Islam, dauert aber nur die Hälfte des Jahrs. Nach dem Aufenthalte eines Monats verließ der Vf. mit einer Caravane Bochara, und setzte seine Reise nach Choresm und Persien durch die Wüste der Turcomanen fort, womit der zweyte Band beginnt. So kam man nach Mesched, der Hauptstadt von Chorasán, und weiter bis zu den Ufern des Caspischen Meers nach Astrabad und Mazanderan, und darauf nach Teherun, wo der Vf. dem jetzt verstorbenen Schach vorgestellt wurde. Von dort ging er nach dem Persischen Meerbusen, und schiffte sich zu Abuschir ein nach Bombai, welches er nach einer glücklichen Fahrt erreichte.

Hier endigt die Beschreibung der Reise. Aber die zweyte größere Hälfte des Bandes enthält nun in drey Abtheilungen oder Büchern die gesammelten Nachrichten über die Geschichte, und den politischen und Handels-Zustand der bereiseten und angrenzenden Länder. Das erste Buch beginnt mit einer genauen Beschreibung des Staats von Bochara, seinem Umfang, seinen Grenzen und Producten. Daran schließen sich sehr schätzbare Nachrichten über den Lauf des Oxus, und die anwohnenden Völker, bis in die kleine Bucharey, Cashgar und Koken, wo die Chinesische Grenze mit großer Eifersucht bewacht wird. — Das zweyte Buch enthält die historischen und politischen Berichte über Panjab, Afghanistan, und Chiva, nebst

Persien. Das dritte Buch: über den Handel von Central-Asien geht die erwähnten Länder in Beziehung auf den Handel einzeln durch. Der Handel mit dem Panjab nimmt unter diesen einen der ersten Plätze ein; theils wegen seiner Producte, zu denen auch die von Cashmir gerechnet werden; theils wegen der großen Bequemlichkeit, welche der Indus und seine Nebenflüsse nach dem Obigen darbieten. Der Vf. breitet sich über diesen Gegenstand ausführlich aus, um die vielfachen Vortheile zu zeigen, welche die Beschiessung des Indus gewähren könnte. Zu den Producenten des Panjab muß auch besonders Salz gerechnet werden, das die nördlichen Hügelreihen des Hindu-Cow in Ueberfluß darbieten, und woran bekanntlich in den Gangesländern so großer Mangel ist. — Der Handel mit Cabul wird von England aus meist über Bombay getrieben, hauptsächlich als Caravanenhandel durch einen Stamm der Afghanen, die Rohanies, die dadurch reich geworden sind. Begünstigt durch die Afghanen-Fürsten könnte er noch sehr zunehmen. Er sieht in genauer Verbindung mit dem Handel mit Bochara. Diese Stadt muß als der Hauptplatz für den Handel mit Central-Asien betrachtet werden, schon durch ihre Lage, wo die Producte von China, Persien, Indien und Cabul ihren Markt finden. Der Vf. läßt sich deshalb darüber auch ausführlicher aus, da es hier ist, wo Britisches und Russisches Handelsinteresse zusammenstoßen. Es ist allgemein bekannt, daß fast jährlich zahlreiche Caravanen von Drenburg nach Bochara und Chiwa, und von da nach Drenburg gehen, von wo dann die Waaren des Orients, besonders die Shawls auf die großen Märkte nach Mischney-Novogrod u. a. gebracht werden. Nach den Berichten des Verf. scheinen doch die Briti-

schen Waaren in Bochara den Vorzug zu erhalten. Zuletzt etwas über den Persischen Handel. Die Russen sind hier indeß nicht die gefährlichsten Rivale der Engländer. Die allgegenwärtigen Americaner sind es noch mehr. In den Häfen des Persischen Meerbusens, in Bushir u. a. wehet bereits ihre Flagge.

Die politischen Verhältnisse stehen mit den mercantilischen in genauer Verbindung. Wir führen hier nur die aus den Nachrichten des Verf. hervorgehenden Resultate an. Von Britischer Seite ist die Aufmerksamkeit, seitdem das Duab zwischen dem Ganges und Jumna in ihre Hände gekommen ist (was bereits im vorigen Jahre zu der Errichtung einer vierten Präsidentschaft zu Agra geführt hat), auf den Unter-Indus und die zu beiden Seiten desselben gelegenen Länder gerichtet. Daß nach dem Tode des Maharaja Runjet Sing seine Besitzungen in Panjab mit Cashmir in ein untergeordnetes Verhältniß mit England kommen werden, so wie die Amirs in Sinde, und dadurch der Indus die Grenze des Britisch-Indischen Reichs werden werde, ist nach dem gewöhnlichen Gange der Dinge wohl nicht zu bezweifeln. Westlich vom Indus ist die Wiederherstellung des Reichs von Cabul, das jetzt in drey Staaten, von Cabul, Peshaver und Candahar getheilt ist, unter Einem mit ihnen verbündeten Herrscher, als Vormauer ihres Gebiets für sie wünschenswerth. Die Verhältnisse und persönlichen Eigenschaften des jetzigen Beherrschers von Cabul Dosh Mahomed Khan scheinen diesen Plan ausführbar zu machen; und nach dem Urtheil des Verf. würde das Britische Gouvernement mit einem geringen Theil der Summen, die man am Persischen Hofe nutzlos weggeworfen hat, dieß haben erreichen können; eine Verbin-

bung, der auch die Religionsverhältnisse Dauer zusichern würden, da die Afghannen fanatische Sunniten, die Perser aber Schiiten sind. Was Rußland betrifft, so können die Handelsverhältnisse auch leicht politischer Art werden, da es bey seiner Herrschaft des Caspischen Meers ihm nicht schwer werden würde sich in Chiva festzusetzen, und von da aus Bokhara zu bedrohen, oder an sich anzuschließen. Doch dieses sind Dinge über welche erst die Zukunft wird entscheiden können.

Ueber die von dem Verf. gesammelten und abgebildeten alten Münzen, Bactrische und andere, sind von Hn Wilson Bemerkungen beygefügt, worüber von einer andern Hand Bericht erstattet werden wird.

Hn.

Ein Anhang zum zweyten Bande von Lieut. Burnes Reise nach Bokhara betrifft die von dem Reisenden gesammelten Münzen nebst einigen geschnittenen Steinen. Diese werden auf zwey Tafeln, pl. III u. IV, unter 31 Numern in sorgfältigen Abbildungen mitgetheilt und von Professor Wilson in Oxford und dem Secretär der Asiatischen Gesellschaft von Bengalen, J. Prinsep, erläutert. Der bedeutendste Theil der Münzen gehört dem Bactrischen, Indo-Griechischen und Indo-Skythischen Reiche an, und gewährt nun schon seit kurzer Zeit die vierte große Erweiterung unserer Kenntnisse von den Münzen dieser Reiche, und dadurch zugleich von Ereignissen und Völkerverhältnissen, die im höchsten Grade interessant sind, und doch, vor Entdeckung dieser Münzen, nur in wenigen dunkeln Nachrichten verlauteten. Wir rechnen dann als die erste Erweiterung die Herausgabe vorher unbekannter Bactrischer und einer Indo-



Griechischen Münze durch Staatsrath v. Köhler und unsern Tychsen, als zweyte die Bekanntmachung zahlreicher Münzen durch Major Todd mit den Erläuterungen A. W. v. Schlegel, als dritte die Erwerbung mehrerer Stücke der Art aus einem Petersburger Cabinet für die Königl. Sammlung in Paris und deren Beschreibung durch Naoul-Rochette im Journal des Savans 1834. Juin et Juillet. Die letztere Abhandlung, welche eine Uebersicht über den ganzen Bezirk der neueren Entdeckungen gewährt, liegt, unter dem besondern Titel: Notice sur quelques médailles Grecques inédites appartenant à des rois inconnus de la Bactriane et de l'Inde. Paris 1834. herausgegeben, vor uns. Wir können darnach auch um so leichter übersehen, was die Sammlung von Lieut. Burnes für den gegenwärtigen Standpunct der Numismatik Neues enthält. *N<sup>o</sup>. 1* bis 6 sind Baktrische Tetradrachmen, mit bekannten Typen und Königs-Namen, in sofern man diese auf den Münzen erkennen kann. Der Euthydemos, auf *N<sup>o</sup>. 1*, hat seit der in Paris gemachten Acquisition nun schon mehr als einen Vorgänger in Europäischen Cabinetten. Manche unter diesen Tetradrachmen sind indeß von so roher, und namentlich *N<sup>o</sup>. 6* von so barbarischer Fabrik, daß sie wohl eher in unterworfenen Ortschaften als im Regierungssitz der Baktrischen Fürsten geschlagen seyn mögen. *N<sup>o</sup>. 7* ist eine viereckige Kupfermünze, wie die bey Todd, Transactions of the Asiat. Soc. I, II. p. 313. pl. 12. n. 2, man glaubt den Namen des König Menandros darauf zu lesen. *N<sup>o</sup>. 8* ist eine Münze des Königs Antiochos, in dem man Antiochos III. von Syrien zu erkennen meint, doch ist der Revers von allen bekannten

abweichend. Die Nummern 18 bis 30 auf Tafel IV. sind Kupfermünzen von ziemlich gleicher Art, welche alle Indo-Sklythisch zu seyn scheinen, wenn nicht etwa N<sup>o</sup>. 19, wie man meint, einem Indo-Hellenischen Fürsten angehört. Diese Indo-Sklythischen Münzen zeigen in einem sehr interessanten Gemisch neben den Figuren Tartarischer Herrscher und Indischer Götter, namentlich des Siwa mit seinem Stier Nandi, Griechische Schrift, aber meist so verstümmelt und unkenntlich, daß man bis jetzt nur zwey dieser Barbaren, welche das Indus-Land, zwischen der Herrschaft der Griechen und dem als Befreyer Indiens gepriesenen Vicramaditya, beherrschten oder verheerten, dem Dunkel der Vergessenheit entrissen hat, den 'König der Könige Eudobigris' (A. W. v. Schlegel) und den König Mokaupsises (Raoul-Rochette). Jetzt kommt der dritte und leicht der merkwürdigste dieser Tartaren-Khane zum Vorschein, indem die Münze, Taf. IV. N<sup>o</sup>. 18, die Inschrift trägt: ΒΑΣΙΛΕΥΣ ΒΑΣΙ(ΛΕΩ)Ν ΚΑΝΗΡΚΟΤ oder ΚΑΝΗΚΟΤ (wie man in dem Kupferstiche ziemlich deutlich wahrnimmt). In diesem Kanethku erkennt Prinsep mit großer Wahrscheinlichkeit den Tartarischen oder Türkischen Fürsten Kanishka, der, nach Tibetischen Annalen und einer Geschichte von Kashmir in Sanskrit, zu Kapila bey Hardwar als ein Begünstiger der Buddha-Religion herrschte, 400 Jahre nach der Sakya-Epoche, welche 520 Jahr vor Chr. Geb. angesetzt wird, wonach seine Regierung in die letzte Zeit dieser Sklythischen oder Tartarischen Invasion, die um das Jahr 125 v. Chr. ein Ende hatte, fallen würde. Der Revers scheint einen Priester oder Propheten (einen der Buddhas vielleicht) vorzustellen; in wiefern aber die Beschriftung NANAIA, die man *Nandica*

lesen und auf jenen Schen beziehen könnte, zu diesem Bilde paßt, kann der Ref. nicht errathen. Außer diesen beiden Suiten sind noch zwey Sasanidische, Taf. III. N<sup>o</sup>. 9. 10., und eine rein Indische Münze, Taf. IV. N<sup>o</sup>. 31, mitgetheilt; ein Stück, Taf. III. N<sup>o</sup>. 11, ist ganz unbekannt. Die geschnittenen Steine, N<sup>o</sup>. 12 — 17, welche zu Khojuoban bey Bokhara mit den Baktrischen Münzen zusammen gefunden worden sind, scheinen theils orientalische Imitationen Griechischer Arbeiten (Nr. 12. 13. u. 17, eine kleine Pallas-Figur), theils einheimische Inventionen von Künstlern aus der Gegend zu seyn, die sich dem Style Persischer Arbeiter in dem Fache annähern (Nr. 14. 15. 16, monstrose Thierfiguren).

K. D. M.

### B r a u n s c h w e i g.

Statuten des Stiftes der neun Ringe, 1834. 16 S. in 4. Unter diesem Titel ist uns der Plan zu einer Sparcasse für Frauenzimmer, um sich, im Fall sie unverheirathet bleiben, durch eine mäßige Einlage ein sicheres Einkommen im Alter zu versichern, zugeschildt. Die neun Ringe bedeuten eben so viele Lebensstufen, von zwölf zu zwölf Jahren, welche bey der Berechnung zum Grunde gelegt sind. Es kann nicht in dem Plan dieser Blätter liegen die Wahrscheinlichkeitsberechnung auf der das Ganze ruht, zu untersuchen. Der Plan ist aber so zeitgemäß, daß er gewiß die Aufmerksamkeit mit Recht in Anspruch nimmt, und wir nicht zweifeln, daß competente Beurtheiler ihn der gehörigen Prüfung unterwerfen werden. Er ist von fünf der achtungswertheften Männer unterzeichnet, und dadurch die Ausführbarkeit desselben im voraus verbürgt.

Hn.

# G e t t i n g e r g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht /  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

41. Stück.

Den 16. März 1835

---

L o n d o n.

Unsere Bibliothek ist durch ein eben so werthvolles als glänzendes Geschenk bereichert worden: Nautical and Hydraulic Experiments with numerous scientific Miscellanies; by Colonel Mark Beaufoy, F. R. S. in three volumes with plates. Vol. I. 1834. CIV u. 683 S. in 4. Nach dem Tode des Vf. herausgegeben von seinem Sohne Henry Beaufoy; der 2. und 3. Band werden folgen. Wir müssen uns mit dem bloßen Ausdruck unsers Dankes begnügen; da das Werk selbst, fast ganz in Zahlen bestehend, die Resultate der Experimente den Widerstand fester Körper bey der Bewegung im Wasser zu bestimmen, darlegend (so wichtig für die Theorie des Schiffbaues), keine weitere Anzeige gestattet. Der verstorbene Verfasser hatte diesen Untersuchungen fast sein ganzes Leben, von seinem funfzehnten Jahre an, gewidmet.

## G ö t t i n g e n .

In der Dieterichschen Buchhandlung: **VRI-DANKES BESCHEIDENHEIT** von Wilhelm Grimm. CXXX und 438 S. in 8.

Als Kaiser Friedrich II. nach langem Zaudern, endlich gegen den Willen des Papstes, im Jahre 1228 den kurzen aber merkwürdigen Kreuzzug unternahm, befand sich unter seinem Gefolge ein höfischer Dichter, den die Sehnsucht das heilige Grab zu sehen, vielleicht auch Vasallenspflicht, bewogen hatte sich anzuschließen. Nachdem der Kaiser, bey an sich geringen Mitteln und durch den Bannstrahl des erzürnten Papstes gelähmt, einen in jedem Falle günstigen, nur durch die seltsam verwickelten Umstände erklärbaren Frieden schnell und unerwartet abgeschlossen hatte, eilte er nach Jerusalem, wo er die neu erworbene Krone sich selbst aufs Haupt setzte. Während dieser Abwesenheit des Kaisers verfaßte der zu Afers oder Ptolemais zurückgebliebene Dichter, der sich selbst **VRIDANC** nennt, ein Gedicht, dem er den Titel **BESCHEIDENHEIT** gab. Dieses Wort bezeichnete damals so viel als richtige Einsicht und Beurtheilung der Dinge, also etwas ganz anderes als was wir heutzutage darunter verstehen, so daß unsere modestia dabey nicht ins Spiel kam, obgleich man einsieht wie sie aus jenem Begriffe sich entwickelte, indem sie billigerweise immer die Folge davon seyn sollte. Freydanck gedenkt der historischen Ereignisse, von denen er Zeuge war, und sein Gedicht ist auch in dieser Beziehung dem Geschichtsforscher von Werth: er schildert Syrien, und spricht über Rom auf eine Weise daß man glauben muß er habe auf der Hinfahrt dort verweilt, denn seine Aeußerungen verrathen ei-

gene Anschauung. Indessen macht den eigentlichen Haupttheil seines Gedichtes, das von mächtigem Umfange ist (es beträgt in gegenwärtiger Gestalt noch nicht 5000 Verse), eine Betrachtung von dem geistigen Zustande seiner Zeit aus, ein Weltspiegel, in welchem die verschiedenen Stände von dem Papste und Kaiser bis herab zu den Knechten, die öffentlichen und häuslichen Verhältnisse, der religiöse Glaube, Tugenden und Laster, in mannigfaltiger Abwechslung berührt und dargestellt werden. Allein es sind nicht Aussprüche individueller und einseitiger Betrachtung (die wir von diesem Dichter auch mit Dank hinnehmen würden), sondern die Ausfüllung des Werkes besteht größtentheils aus den dem ganzen Volke zugehörigen Sprichwörtern, die frisch und lebendig, frey und geistreich, häufig mit Anmuth und Zierlichkeit ausgedrückt werden. Wir besitzen also zugleich eine Blumenlese von Sprichwörtern, wie sie im Anfange des 13. Jahrh. vorzüglich im südlichen Deutschland gäng und gäbe waren, oder, wenn man will, eine Popularphilosophie, die freylich ohne System und wissenschaftliche Consequenz ist, aber doch von der Einheit zusammengehalten wird, die in der eigenthümlichen und lebensvollen Bildung jenes Zeitalters lag. In der Einleitung habe ich untersucht ob und in wie weit Freydank etwas von dem Seinigen hinzugethan habe. Meiner Ansicht nach ist er auch in dieser Hinsicht auf die beste und natürlichste Weise, gerade so wie ein Dichter muß, zu Werke gegangen, ich meine wir besitzen zwar alte und älteste Ueberlieferung, allein der Dichter hat sie als freyes Eigenthum betrachtet, und dem empfangenen Gedanken das Siegel des eigenen Geistes aufgedrückt.

Ein Gedicht dieser Art mußte bey der verschiedensten Gesinnung Anklang finden, und die Zeug-

nisse, die ich zusammengestellt habe, bewähren, in welchem Ansehen es durch das ganze 13. Jahrh. stand. Es wurde nicht bloß gepriesen, auch einzelne Sprüche wurden dorthier geholt. Hugo von Trimberg am Schlusse des Jahrhunderts rühmt es dankbar; Boner im 14. Jahrh. verschweigt die Quelle. Fortdauer durch die folgende Zeit beweisen die vorhandenen Papierhandschriften. In dem 16. Jahrh. ward es durch eine trocken moralische Uebearbeitung von Sebast. Frank der herrschenden Gesinnung näher gebracht, und in dieser Gestalt in einem Zeitraum von 75 Jahren nicht weniger als siebenmal aufgelegt. In dem nächstvergangenen Jahrhundert erkannten Lessing und Herder seinen Werth, und der Abdruck in der Müllerschen Sammlung half zwar dem nächsten Bedürfniß ab, erschwerte aber durch den schlechten, häufig verderbten Text die Einsicht in die wahre Gestalt und den wahren Werth des Werkes. Daß die gegenwärtige Ausgabe dazu beytrage es wieder in seine alte Würde einzusetzen darf ich wünschen, ohne dieses Erfolges gewiß zu seyn. Zwar bey den Kennern der altdeutschen Literatur wird es an Theilnahme dafür nicht fehlen, und die genügt einstweilen, ob aber auch andere, welche das Mittelalter zum Gegenstande ihrer Studien gemacht haben, und wohl zu thun glauben wenn sie an seinen Denkmälern vorübergehen, sich mit einiger Geneigtheit zu dieser Quelle herablassen wollen, mag dahin gestellt bleiben, und läßt sich ruhig erwarten. Zu academischen Vorlesungen scheint mir Freydank, eben weil er so unmittelbar zur Anschauung seiner Zeit hinleitet, besonders geeignet.

Es ist kein großes Verdienst, wenn meine Bearbeitung des Textes leidlich ausgefallen ist, es würde aber ein großer Vorwurf daraus erwachsen, wenn sie ohne Werth wäre, denn ich

hatte bis auf zwey unbedeutende Handschriften alle bekannt gewordenen Quellen und Hülfsmittel nach und nach zusammen gebracht, nämlich außer den wichtigsten gedruckten Ausgaben des 16. Jahrh. achtzehn Codices, von welchen freylich einige bloße Bruchstücke enthielten. Es waren gute und sehr brauchbare darunter, aber leider kein einziger ausgezeichnet trefflicher, und in der glücklichen Lage, der sich Lachmann bey der Herausgabe des Parzival, die in aller Hinsicht ein Muster bleiben wird, erfreute, befand ich mich nicht. Die Handschriften theilten sich in vier Classen, wovon jede eine besondere Ordnung in der Folge der einzelnen Sprüche zeigte. Die Untersuchung lehrte daß keine die echte und ursprüngliche Folge des Dichters bewahrt hatte, und alle zusammen genommen noch nicht alles enthielten, was von dem Dichter ausgegangen war (wenn auch nichts bedeutendes fehlen sollte): dagegen hier und da Einmischungen sich erkennen ließen, auf welche der Dichter keine Ansprüche würde gemacht haben. Es ergibt sich also schon hieraus daß mit mancherley Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten zu kämpfen, und doch das letzte Ziel nicht zu erreichen war. Die Arbeit habe ich, mehrmals gegen meinen Willen, unterbrechen und Jahre lang liegen lassen müssen; hoffentlich nicht zu ihrem Nachtheil. Sie kostete mehr Mühe und zeitraubende Vorarbeiten als vorauszusehen war: machte doch oft die Vergleichung von zwey Zeilen in allen diesen verschieden geordneten Handschriften mehr Umstände als bey andern Werken von einer Seite. Die Lesarten habe ich so vollständig als nöthig war aufgezeichnet, es versteht sich von selbst, nicht bloße gleichgültige Abweichungen. In der Einleitung glaube ich keine der Hauptfragen, wozu der Inhalt des Gedichtes Veranlassung gibt, übersehen, überhaupt nichts



versäumt zu haben, um es zugänglich zu machen, denn auch das Einzelne ist in den Anmerkungen besprochen, und das hinzugegebene Reimregister wird unter andern auch dazu dienen können neue Quellen, die in Zukunft entdeckt werden, bequemer und sicherer zu benutzen.

Widerspruch erregen wird die freylich auffallende Vermuthung daß unter dem Namen Freydanck sich der bekannte und berühmte Walther von der Vogelweide verborgen habe. Die Gründe dafür scheinen mir von Gewicht, es fragt sich, ob nicht noch stärkere Gegengründe sich finden, welche die Wage auf die andere Seite herabziehen? zur Gewißheit wird man, ohne ein neues entscheidendes Zeugniß zu entdecken, kaum gelangen; mir ist natürlich nur daran gelegen daß die Wahrheit an den Tag komme, nicht daß ich Recht behalte. Die Sache selbst, wenn sie sich außer Zweifel setzen ließe, wäre in mehr als einer Beziehung merkwürdig. Bereits habe ich eine öffentliche Stimme darüber vernommen und zwar in einem durch geistreiche Behandlung und unbefangenes Urtheil ausgezeichneten Buche, in der Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen von Dr G. G. Servinus (Epzg. 1835). Der Vf. erklärt sich sehr entschieden gegen meine Vermuthung; ich will die Stelle aus der Vorrede hierher setzen, weil es mir angemessen scheint sie näher zu beleuchten. 'Der Meinung, daß Walther der Dichter dieser Sprüche sey, hätte ich mich nicht angeschlossen. Dieser Dichter ist ein Sammler und borgt; jene Zeit aber fängt gerade jetzt an sehr unverschämt zu borgen; Sprüche dazu und spruchähnliche Ansprüche lassen sich nicht so vom Worte trennen daß ein freyeres Borgen leicht möglich sey. Wie sehr aber Walther von allen Dichtern benutzt und ausgeschrieben ward liegt am Tage: keinem lag er aber näher als dem

Freydank. Eine allgemeine Aehnlichkeit der Beurtheilung setzte auch ich zwischen Freydank und Walther voraus, man nehme hinzu daß beide in gleicher Zeit lebten und gleiche Schicksale theilten, daß der Eine ein ganz productiver Kopf, der Andere ein ganz leidendes Talent ist, so ist das übergenuß um die großen und kleinen Aehnlichkeiten zu erklären. Wie könnte sich ein solcher feuriger, unruhig-thätiger Geist wie Walther, der voll von Bildern einer rastlosen Phantasie ist, je in die platte Form solcher Lehrdistichen haben zwingen lassen! Zwischen dem was ein genialer Dichter in seiner besten Zeit und was er in Alter und Abnahme vorbringt ist freylich oft ein himmelweiter Unterschied. Allein wir besitzen doch unstreitig manches unter Walthers Gedichten, was aus seinem hohen Alter ist, und was immer toto coelo von diesem Freydank absteht. Auch das Urtheil des Herausgebers über Thomasin wird Niemand theilen mögen, der das Große eines schöpferischen Kopfes der bloß passiven Empfanglichkeit vorzuziehen weiß.

Dies Alles, befürchte ich, hält nicht Stich. Gleich die einleitende Bemerkung, daß man zu Freydanks Zeit angefangen habe zu borgen und zwar unverschämt zu borgen, ist ohne Grund. Nachgeahmt hat man zu allen Zeiten; Wirnt hatte früherhin sich den Hartmann von der Aue zum Muster genommen, und unter Wolframs Lieder hat sich eins eingedrängt, das aus lauter von ihm erborgten Gedanken und Redensarten zusammengesetzt ist. Dergleichen könnte auch in Freydanks Zeit geschehen seyn, müßte aber doch erst nachgewiesen werden. Unverschämt war eigentlich erst hundert Jahre später Boner, der, ohne seine Quelle zu nennen, eine gute Anzahl Sprüche aus Freydank in seine Fabeln einfügte. Mehr Gewicht legt aber Hr Dr Servinus wohl selbst auf die Behauptung, daß

gerade Walthar von allen nachfolgenden Dichtern sey ausgeschriben und benutzet worden. Was Wunder, wenn Freydanck es nicht besser machte, als die andern alle! Wie ungeschickt daraus für einen Einzelnen etwas zu folgern! Allein was so deutlich am Tage liegen soll, ich kann es nicht entdecken. Wer hat Walthar (ich will das in jedem Falle hier unpassende Wort beybehalten) ausgeschriben? Etwa Neidhart, Bruder Wernher, der Marner, Rumland, Boppo? oder späterhin Konrad von Würzburg, die fürstlichen Dichter, oder endlich Hadloub? Ich finde es nicht. Hr Serv. nennt in dem Buche selbst den Reinmar von Zweter, aber ich behaupte, mit Unrecht; Reinmar hat in seinem Urtheile und in seinen Ansichten über die Zeit Uebereinstimmung mit Walthar, wie ich selbst bemerkt habe, aber als Dichter eine ganz andere Farbe. Er neigt sich schon herab zu dem trocknen und bloß verständigen Ausdruck der spätern Zeit, steht aber sonst auf eigenen Füßen, und hat nichts aus Walthar ausgeschriben: er soll die Bitterkeit gegen den Pabst jenem abgelernt haben, als wenn wir sie nicht auch bey andern Dichtern, noch bestiger bey den Troubadours, überhaupt bey der gibellinischen Partey fänden. Die Anklage bleibt also bloß auf Singenberg, dem Truchseß von St. Gallen, den Hr Serv. nicht nennt, hasten: von ihm ist es bekannt daß er Walthar nachahmte (Uhlant 60. 111. 155. Lachmann 108. 149. Wackernagel zu Simrock 1, 181. 2, 156. 198), aber, wie es einem Schüler, der seinen Meister anerkennt, wohl erlaubt ist, mit Geschick, keinesweges unverschämt ausschreibend. Was soll dieß eine Beyspiel, oder, wenn Hr S. bey seiner Ansicht von Reinmar beharren will, was sollen zwey für seine Behauptung beweisen?

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

42. 43. Stück.

D e n 19. M e r z 1 8 3 5.

---

G ö t t i n g e n.

Fortsetzung der Anzeige: VRIDANKES BESCHIEDENHEIT von Wilhelm Grimm.

Weiter erklärt sich mein Gegner die großen und kleinen Aehnlichkeiten zwischen Walther und Freydank durch ihre Gleichzeitigkeit und gleiche Schicksale. Sind es zwey verschiedene Dichter, so sind sie in dem Verhältniß, von welchem hier nur die Rede seyn kann, nicht als gleichzeitige zu betrachten, denn Freydank hat erst gedichtet als Walther an dem Ende seiner Laufbahn war, oder man müßte dann auch Heinrich von Veldeke oder gar den Pfaffen Konrad für einen Zeitgenossen von Walther erklären. Von einem gleichen Schicksal aber weiß niemand etwas. Wer sagt uns, daß Freydank wie Walther an den Höfen der Fürsten umher gezogen sey, und das Leben eines wandernden Sängers geführt habe, daß von so großem Einfluß auf seine Gedichte seyn mußte? Das einzige Gemeinschaftliche, die Anwesenheit Walthers bey dem Kreuzzuge, wird

von Lachmann sogar bezweifelt. Die Behauptung daß Freydank der Natur der Sache nach wörtlich habe borgen müssen, beweist, daß Hr Servinus die Aehnlichkeit mit Walthar selbst nicht näher berücksichtigt hat. Warum sollte Freydank, der bey biblischen Stellen sogar Zusätze und Aenderungen sich erlaubte, bey einem andern Dichter sich dieses Rechts begeben haben? Gibt es doch eine nicht geringe Anzahl Sprichwörter bey andern, mit welchen Freydank völlig dem Inhalte aber nicht den Worten nach übereinkommt; zudem, und das ist ein Hauptpunct, besteht ein großer Theil der Uebereinstimmung mit Walthar gar nicht in Sprichwörtern sondern in zufälligen Redensarten und Ausdrücken, welche eben so gut durch andere konnten ersetzt werden. Vor einem bloßen Hauche von oben, glaube ich, schmelzen meine Gründe nicht gleich zusammen. Allein Walthers Geist, wie wir ihn aus seinen Liedern kennen, zeigt er sich auch in Freydanks Werk? Ich lasse den Einwurf gelten, ich habe mir ihn selbst gemacht, aber durch die Bemerkung beseitigt, daß strophische Gedichte mit reicher Bewegung keinen Schluß auf ein Gedicht in kurzen einfachen Reimen erlauben. Der Unterschied zwischen Walthar und Freydank ist verhältnißmäßig nicht größer als zwischen den Liedern von Heinrich von Veldeke, Wolfram, Gotfried von Straßburg, und ihren erzählenden Gedichten; in Lichtensteins Frauendienst ist der Gegensatz sogar noch stärker. Mein Gegner hält es für unmöglich, daß ein feurig-thätiger Geist wie Walthar sich in die platte Form von Lehrsdistichen habe zwingen lassen. Platt ist eine ungewöhnliche und seltsame Bezeichnung für die Einfachheit, wie sie Sprüchen angemessen und natürlich ist, in welchen gleichwohl große Geister

sich auszudrücken nicht verschmähten. Bey Walthers selbst findet sich ein Spruchgedicht (87. 88), wovon ein paar Zeilen bey Freydank wieder erscheinen, welches mit einer etwas mühsamen Künstley auszukürieren der Geist, so feurig er sonst war, gerade hier Gefallen trug. Aber auch bey Dichtern, denen man wohl eine noch größere Blut der Phantasie beylegen darf, begegnet man gnomologischen Stellen, die ohne Abänderung einen Platz in Freydanks Werk einnehmen könnten, z. B. die Lehren die Parzival von seiner Mutter (127, 15 — 128, 2) und Gurnemanz (170, 15 — 173, 6) oder die Tristan von Marke 8400 — 8431 Grootte) empfängt; auch in der Eneide steht (9711 — 28) einiges der Art. Allein, wird Hr. Servinus erwidern, diese Dichter brachten gelegentlich, bey schicklicher Veranlassung Sprichwörter vor, dagegen ist Freydank nichts als ein Sammler, dessen ganz leidendes Talent aller Productionskraft ermangelt. Dieser Einwurf gründet sich auf eine irrige Voraussetzung. Freydank hat nicht daran gedacht Sprichwörter zu sammeln: das wäre eine dürstige Sammlung zu nennen, die bey der geringsten Sorgfalt leicht zehnfach größer hätte ausfallen können: beträgt doch was ich bloß bey andern Dichtern jener Zeit gefunden habe und bey Freydank fehlt leicht eben so viel als was in seinem Werke vorkommt; endlich, wie ungeschickt wäre die Einmischung religiöser und historischer Betrachtungen, die gar nichts mit Sprichwörtern gemein haben, in eine solche Sammlung gewesen. Seinem Werke lag, ich glaube das bewiesen zu haben, ein Plan zu Grunde, zu dessen geistreicher Ausführung er die ihm bekannten Sprichwörter verwendete. Er hatte sie gesammelt und erworben, nicht anders als man etwa

Rechtsprüche, Sagen, Volkspoesie, ja den Reichthum der Muttersprache überhaupt erwirbt: ich meine wer dafür empfänglich ist, dem fallen diese Dinge im Leben von selbst zu. Er war also zunächst seine eigene Quelle, und was er vorbringt darf als sein Eigenthum gelten. Wie viel oder wie wenig selbstschöpferische Kraft man dem Dichter in diesem Verhältnisse beylegen will, lasse ich dahin gestellt seyn.

Was Hr Gerv. dem Freydank abspricht, Geist und Originalität, das ertheilt er mit vollen Händen einem andern, etwas früheren Dichter, dem Thomasin aus Friaul, der ein ähnliches, nur viel größeres Werk schrieb. Sein welscher Gast ist einer von den vorragenden Lichtpunkten, an welchen Hr Gerv. die Geschichte der deutschen Poesie entwickelt. Da ich in der Einleitung zu Freydank CXVII ein abstechendes, meinem Gegner sehr mißfälliges Urtheil über Thomasin geäußert habe, so will ich mich zur Begründung desselben über diesen noch wenig gekannten Dichter hier etwas ausführlicher äußern. Thomasin ist ein unterrichteter, für seine Zeit sogar gelehrter Mann, der an der Betrachtung der Vergangenheit und Gegenwart Gefallen findet. Ihm ist die griechische und römische, überhaupt die alte Geschichte nicht fremd: er weiß nicht bloß von Plato, Aristoteles und Socrates, er nennt auch andere griechische Philosophen (Bl. 100, ich citiere nach der pfälz. Pergamenthandschrift N<sup>o</sup>. 389, von der ich eine Abschrift genommen habe), ja er liefert ein Register von den griechischen Schriftstellern (Bl. 139), die sich in den bekannten sieben Künsten ausgezeichnet haben. Vielleicht hat er außerdem juristische Kenntnisse besessen, denn er sagt (Bl. 142 a) daz wir decret und leges hören kumt dick dâ von daz wir die tören mugen effen deste

baz. Kenntnisse sich zu erwerben sieht er bey Männern für eben so nothwendig an, als bey Frauen seine Sitten (13 b. 14 a). Alexander hat seine Erfolge bloß dem Unterricht des Aristoteles zu danken (101 a), er was der schrift gelêrt, wie Julius Cäsar, der das römische Reich sich unterwarf (143). Deshalb sieht auch Thomasin auf die Ungelehrten herab: gern möchte er ihnen das Verhältniß der Wissenschaften auseinandersetzen (143 a), ez möht ave niht gezemen, den diez niht kunnen vernemen; tæt ichz mîn rede wær unwert, die der buoche sint ungelêrt. Sein oberistez guot (89 b) ist eine Uebersetzung von summum bonum: ein Deutscher würde, glaube ich, hoehstez guot gesagt haben; die vier Kräfte, welchen alle Weisheit und Tugend dient, haben noch ihre lateinische Benennung beybehalten, imaginatio, ratio, memoria, intellectus. War Freydank ein Mann wie Walther, oder war er Walther selbst, so hat er wenig Muße gehabt in Büchern zu lesen, wenn er überhaupt lesen konnte: er suchte seine Weisheit im Leben und bey dem Volke; ich finde nicht daß er sagt ich hân gelesen, aber wohl jehent diu kint, wie andere jehent die wîsen, oder mîn vater sagete mir daz. Thomasin dagegen rühmt sich oft seiner Lectüre, ich hân gelesen unt vernomen (117 a. 120 b. 130 b. 162 b. 210 b), oder ich hân gehoeret und gelesen (3 a. 49 a. 121 a). Man weiß daß die Dichter jener Zeit mit der Feder umzugehen nicht verstanden, Thomasin dagegen hält am Eingange des 9. Buches (187—189) eine lange Unterredung mit der seinigen, die ihn bittet ihr von der Anstrengung acht Monate hindurch Tag und Nacht einige Ruhe und Erholung zu gönnen. Was man von dem Werke zu erwarten hat läßt



sich aus dem Gesagten schon abnehmen, es ist der Ertrag seiner Studien. Er sagt das zum Ueberfluß selbst am Eingange mit klaren und deutlichen Worten. Swaz er (der Dichter) spricht, er hât ez niht genomen von welhischer schrift, doch ist der ein guoter zimberman, der in sîme werke kan stein und holz legen wol dâ erz von rehte legen sol. daz ist untugende niht, ob ouch mir lihte geschicht daz ich in mîns getihtes want ein holz, daz ein ander hant gemeistert habe, lege mit dem list, daz ez gelich dem andern ist. Dâ von sprach ein wîse man 'swer gevüegelîchen kan setzen in sîme getihte ein rede, dier machet nihte, der hât alsô vil getân (dâ zwîvelt nihts niht an) als der vor im êrste vant; der funt ist worden sîn zehant.' Ez ist in mînem willen wol, daz man sîn rede stätigen sol mit ander frumer liute lêre: niemen versmâher; daz ist êre. Zu dem, was er aus andern geschöpft hat, fügt er eigene Betrachtungen, Beziehungen auf die Ereignisse seiner Zeit, mancherley Redensarten und Sprichwörter aus dem Volke: was er mit Freydank gemein hat, habe ich in der Einleitung und in den Anmerkungen angeführt, die Abfassung ist bey Freydank immer verschieden, und er hat Thomasius Werk, das dreyzehn Jahre früher beendigt wurde, offenbar nicht gekannt. Ohne Zweifel ist der welsche Gast in mehr als einer Beziehung für die Kenntniß jener Zeit, vielleicht auch für die Geschichte der Philosophie von Werth, und verdiente gedruckt zu werden, nur hat eine critische Ausgabe große Schwierigkeiten \*).

\*) Es ist nur eine Handschrift aus dem 13. Jahrh. bekannt, die pfälzische N<sup>o</sup>. 389; sie ist alt und deshalb der Berücksichtigung werth, aber man kann sie

Was aber den innern unabhängigen Werth betrifft, so muß ich meinem früheren Urtheile treu bleiben: Thomasin ist ein verständiger, wohlmeinender, practischer Mann, der nur einmal bey dem unbarmherzigen Spott über die grausamen Strafen der Ketzer strauchelt, sonst überall eine ehrenwerthe menschliche Gesinnung zeigt: aber ich kann bey ihm weder besondere Tiefe der Betrachtung, noch Originalität der Gedanken, oder frische und belebte Rede finden. Sprache ein genialer Geist zu uns, irgendwo müßte er durchbrechen, wenn ich auch zugebe, daß man von dem Bitterwerk eines Systems befangen, oder von dem Gewicht sittlicher Ideen bewegt, wenig um den Ausdruck sich bekümmert. Mich weht Stubenluft aus dem Gedichte an: wo es etwas lebendiger wird hat es sicher volksmäßige Grundlage. Die Gedanken wollen nicht fortschreiten: Thomasin hat eine eigene Liebhaberey an der Wiederholung, und kann was er einmal gefaßt hat nicht wieder los werden, z. B. den sehrmäßigen Witz über den halben Adler Ottos (das Schildzeichen der Sächsischen Herzöge), welcher nicht fliegen könne, holt er, nachdem er in aller Breite ist abgehandelt worden, im vorletzten

durchaus nicht eine gute nennen. Die Sprachformen sind durch Einführung einer Mundart entstellt, und die häufige Verwilderung des Metrums erweckt geringes Vertrauen. Ich besitze ein Blatt aus einer etwas jüngern Handschrift, die häufig, und fast immer wo sie abweicht, bessere Lesarten zeigt. Die Pfälzische ist außerdem unvollständig, es fehlen mehrmals kleinere und größere Stellen von 50 — 80 Zeilen. Wie weit man mit den nicht seltenen Papierhandschriften kommt weiß jeder; die, welche unsere Bibliothek besitzt, enthält einen schon überarbeiteten Text; brauchbarer ist eine zu Dresden aus Gottscheds Nachlaß, die ich verglichen habe.

Buche nochmals herbey. Besonders geschickt ist er mit geringer Veränderung des Standpunctes das eben Gesagte noch einmal, ohne uns das geringste zu schenken, vorüberziehen zu lassen. Er gehört zu den Schriftstellern die sich in einem Auszuge, der das beste auswählt und zusammen-drängt, viel erträglicher ausnehmen als in dem Original. Wie ganz anders weiß Berthold in seinen Predigten, wenn er Tugenden und Laster schildert, mit feuriger Rede die Zuhörer zu ergreifen und zu bewegen.

Das Ganze besteht aus zehn Büchern. Das erste enthält, gleichsam als Einleitung allerley Regeln für das gesellige Leben, wie man zu Pferde sitzen soll, bey Tische sich betragen, handelt dann von der Minne, und gibt sehr vernünftige Lehren, wodurch wir manche willkommene Aufklärung über die Sitten der Zeit gewinnen. Buch 9 u. 10 enthalten ähnlicher Weise, nach Beendigung des Hauptwerks, einen Anhang; in dem 9ten Buche wird zumeist über das Richteramt, weltliches und geistliches Gericht geredet. Ich will hier, wo Thomasin gewiß eigene Betrachtungen anstellt, ein kurzes Beispiel seiner Art und Weise zu philosophieren geben. Indem er einen Herrn belehren will wie man guten Rath beachte, empfiehlt er ihm dreyerley zur Berücksichtigung und führt aus erstlich, daß er vernehme was man ihm rathe; zweytens, daß er beurtheile wer ihm am besten gerathen habe, drittens, daß er schnell einen Entschluß fasse was er nun thun wolle. Zu diesen sehr gewöhnlichen Gedanken fügt er ein ungewöhnliches aber nicht glückliches Gleichniß. Auf diese Weise nämlich solle der Herr den Löwen nachahmen, der nach seiner Geburt drey Tage schlafe, am dritten aber erwache. Das letzte Buch enthält in ähnlichem

breitem Styl wohlgemeinte Lehren über Freygebigkeit und Geiz (das heißt nämlich milde und erge, nicht Milde und Urgheit wie Hr Serv. überseht), obgleich dieser Gegenstand schon früher zur Genüge erörtert war. Das eigentliche System, wenn man es so nennen will, erfüllt Buch 2 — 8. Es ist bekanntlich kein großes Kunststück aus Einer Tugend alle übrigen abzuleiten, aber den Gedanken die Beharrlichkeit (stæte, stætekeit) oben hinzustellen, und die Unveränderlichkeit in dem Leben der Thiere und Pflanzen, und den Bewegungen der Planeten der sündhaftesten Veränderlichkeit des menschlichen Geistes entgegen zu setzen, wie Thomasin thut, kann man weder glücklich noch tieffinnig nennen. Ich lasse unerörtert, ob das eigene Erfindung von ihm ist, oder er dieses höchste Princip von andern angenommen hat. Adam fiel durch unstætekeit (40 b), und so ist es weiter nicht schwer alle übrigen Untugenden davon ausgehen zu lassen, und an diesen Faden jeden Einfall und jede moralische Bemerkung zu knüpfen; umgekehrt ist dann (68) die stæte aller tugende râtgebinne, aller güete ervollunge. Hr Servinus sieht freylich in dieser Anmahnung zur Beharrlichkeit einen nothwendig durch die Zeit hervorgerufenen Gegensatz zu der Zerkahrenheit in der Lebensansicht, welche in den Gedichten der höfischen Dichter sich darthut. Ich kann aber nirgends eine nähere Beziehung darauf entdecken: Thomasin handelt die abstracten Tugenden und Laster ab, die in jedem Compendium der Moral ihren Platz haben, und nimmt die Beyspiele zu letztern nicht aus jenen Gedichten, wohl aber öfter aus der alten Geschichte, und aus dem Leben aller Stände, der Fürsten, Geistlichen, Rit:

ter, Handwerksleute, Bauern, an welche insgesammt seine löblichen Ermahnungen auch gerichtet sind; zudem glaube ich daß die Philosophie, welche die höfischen Dichter entwickeln, zumal bey der großen Verschiedenheit unter sich, nicht als etwas gemeingültiges oder nur einigermaßen in der Nation verbreitetes kann betrachtet werden: ist doch das volksmäßige Epos, selbst in seinen in der Mitte des 13. Jahrh. erst entstandenen Bildungen niemals davon berührt worden. Hr Serv. möchte dem Thomasin deshalb auch gerne einige Abneigung gegen ihre Werke beylegen, allein wir finden bey ihm nur die zu allen Zeiten und gewiß auch damals nicht seltene, bloßer Verständigkeit so natürliche Ansicht, wonach die Poesie nichts als eine herausgeputzte Lüge ist. Er ertheilt daher den guten Rath, wenn man zu Verstand gekommen sey, sich nicht weiter mit den Abenteuern der Dichter zu befassen, welche durch ihre Einkleidung der Wahrheit in Lüge nur dienlich seyen den Geist vorzubereiten, und bloß ein Abbild des Menschen nicht den Menschen selbst darstellten. Ich glaube diese nüchterne Ansicht hat der gute Thomasin nicht bloß von den höfischen Dichtern seiner Zeit, sondern von allen epischen Dichtern überhaupt gehegt, deren Werke er etwa nicht für historische Wahrheit nahm. Ihr eigentlicher Gegner aus einem tiefern Grunde ist er nicht, so wenig als Freydank ein Gegner von Marolts Parodie der Salomonischen Weisheit, dessen Worte Hr Servinus unrichtig verstanden hat: Freydank sagt nicht anders als Marolt verwandelte (verkürzte) die Weisheit Salomons in das Entgegengesetzte, d. h. parodierte sie, ohne im geringsten sein Mißfallen darüber zu äußern.

Wäre Thomasin's welscher Gast ein solches leuchtendes, Epoche machendes Gedicht, wie Hr Dr Gerwinus glaubt, so bleibt es unbegreiflich wie das ganze 13. Jahrh. so gleichgültig daran vorüber gehen oder vielmehr gar keine Notiz davon nehmen konnte. Freydank, der es doch billig hätte kennen sollen, weiß, wie schon gesagt, nichts von ihm, aber ich erinnere mich auch nicht bey einem einzigen Dichter jenes Zeitraums eine Erwähnung oder Hindeutung gefunden zu haben. Nicht einmal der belesene Hugo von Trimberg am Ende des Jahrhunderts hat es gekannt, wenigstens nicht nach den Handschriften die ich eingesehen habe. Selbst der Mangel an Codd. des welschen Gastes aus jener Zeit scheint mir daher nicht zufällig. Wir sollen uns zwar von dem damaligen Urtheile nicht imponieren, es aber auch nicht unbeachtet lassen; nicht leicht hat ein aus der Mitte der Gesinnung eines Volkes hervorgegangenes Werk, wie Hr Gerwinus den welschen Gast charakterisiert, völlige Gleichgültigkeit erfahren. Die vorhandenen Papierhandschriften zeigen zu welcher Zeit man es hervorgesucht hatte. Püterich also kennt es, und Diebold Loubert, der in der Mitte des 15. Jahrh. zu Hagenau Abschriften von Gedichten verfertigte, nennt es unter denen, die käuflich bey ihm zu haben sind ('item diu himelstrâze genant der welsche gast'; dieser Titel ist passend; ich weiß nicht ob er alt ist). Mit Freydank war es anders, und die Achtung in welcher er stand und welche durchaus nicht von dem Bürgerthum abhing, beweist auch für jemand, der ihn weniger schätzt, daß es an Sinn für Gedichte dieser Art nicht fehlte. Kann ich also in Herrn Dr Gerwinus Urtheil über beide Dichter nur einen Mißgriff

sehen, so fällt mir doch nicht ein ihm deshalb die Fähigkeit abzusprechen ein originelles, frisch aus dem Leben geschöpftes Werk von einem durch Studium und Lectüre erworbenen zu unterscheiden.

Ebenso kann ich einer allgemeinen geschichtlichen Bemerkung, die er in Beziehung auf beide Dichter macht, nicht beytreten. Er findet bey ihnen das eben austauchende bürgerliche Element. Indessen besorge ich, muß er sich dabey bloß auf die Nothwendigkeit stützen, die aus seiner Ansicht hervorgeht; die Denkmäler selbst fügen sich dieser Annahme nicht. Daß moralische Gedichte schon dem 12. Jahrh. nicht fremd waren beweist ein merkwürdiges Bruchstück, welches Docen in Masmanns Denkmälern bekannt gemacht hat, ferner das noch ungedruckte (nach 1173 verfaßte) Gedicht von der heil. Veronica, das meist aus sittlichen Betrachtungen besteht. Da ich die Stellen, worin Freydank sich zu Gunsten des Adels äußert, in der Einleitung zusammengestellt habe, und, wenn er Walthar ist, gar über seinen Stand kein Zweifel seyn kann, so habe ich nur zu zeigen daß auch Thomasin kein Segner des Adels war. Es ist nicht zu erwarten, da er selbst dazu gehörte. Besäßen wir sein welsches Buch über höfisches Leben und höfische Sitten, so würden wir wohl aus den Belehrungen, die es enthielt, seine Anhänglichkeit an das Ritterthum abnehmen können. Allein sie spricht sich schon hinlänglich im welschen Gaste aus. 'Wenn die unadlichen Jünglinge (die unedelen kint), sagt er (Bl. 6 b), auch an Höfe kommen, so lernen sie doch nicht feine Sitten: sie achten nur auf das Böse nicht auf das Gute', und das bekräftigt er mit einem sehr

deutlichen Sprichwort: ich wil iu sagen daz der ber wirt niemer guot singèr. Weiter sagt er: ich wil ouch daz miniu kint, diu von adel komen sint, handeln ir gesellen wol. ein ieglich edel kint sol mit werken unt mit muote sime gesellen tuon ze guote. Anderwärts beklagt er sich über einen Ritter (173), irn sult hern Keiî volgen niht, von dem mir vil unwirde geschilt, der tuot mir allenthalben nôt. ja ist Keiî noh niht tôt, und hât darzuo erben vil. Auf die Ansicht und das Sprichwort daß der Adel in der Tüchtigkeit bestehe, bey Thomasin wie bey Freydank, sollte mein Gegner kein Gewicht legen, dem geringsten unbefangenen Nachdenken kann diese Betrachtung nicht entgehen; sie findet sich schon bey Juvenal, aber auch bey dem ganz ritterlichen Witsbeke und andern Dichtern des 13. Jahrh. (vgl. Einl. z. Freydank XCII. XCIII. CVI.), und erlaubt durchaus keinen Schluß auf eine besondere Stimmung oder irgend einen Gegensatz.

Endlich gibt Freydank In Servinus Veranlassung zu allgemeinen Bemerkungen über das deutsche Sprichwort. Er stellt es dem Griechischen gegenüber, als dessen Grundzug er Selbsterkenntniß, Maaß, und Besonnenheit im Wandel bezeichnet, während der Deutsche, der sich bloß durch die Menschen durchschlagen wolle, nur daran denke in dem Sprichwort Lebensklugheit zu lehren. Ein solcher Gegensatz, der mit der Nadelspitze den Punct bezeichnet, aus welchem sich das Verständniß eröffnet, ist freylich willkommen, weil man damit so leicht die Masse bewältigt. Könnte ich nur mehr als einen bloßen Einfall darin sehen. Lebensklugheit wird



freylich auch in deutschen Sprichwörtern gelehrt, wie wohl bey allen Völkern, die Griechen nicht ausgeschlossen, aber es ist in keiner Weise das eigenthümliche derselben, ja sie scheint mir in sofern gar nicht im deutschen Character zu liegen, als man Behendigkeit den Augenblick zu benutzen darunter versteht: eher dürfte man sie in französischen Sprichwörtern erwarten. Sollte der Deutsche die ihm eigene Beschaulichkeit, den Trieb zur Erkenntniß, die Neigung die Tiefe der Seele zu erforschen gerade hier, wo sich die angeborne Natur am unbefangenen äußert, verläugnen? die lebensfrohe Heiterkeit der Griechen scheint sogar noch weniger dahin zu neigen. Freydank's Werk widerlegt nicht bloß durch den deutlich ausgesprochenen Zweck, sondern auch im einzelnen, wo man es aufschlägt, jene Behauptung, ja der Dichter spricht ausdrücklich den Wunsch aus daß Gott ihm Selbsterkenntniß verleihen möge. Hier ist nicht einmal ein Grund vorhanden die Griechen auf Kosten der Deutschen zu erheben. Eine geistige Verwandtschaft scheint mir sogar in dieser Hinsicht unverkennbar: ich habe dieß schon in der Einleitung bemerkt, und will hier nur hinzufügen daß auch historische Beziehungen im deutschen Sprichwort nicht ganz unbekannt sind, wenn auch aus begreiflichen Ursachen nicht so häufig als bey einem kleinen Volke; ich erinnere an Karles Iöt und keiser Otte der den widerslac nicht verbieten kann.

Die Natur des Sprichworts verlangt Ständigkeit der Form, ohne welche es sich selbst aufgeben würde. Herr Dr Servinus aber sagt 'das Sprichwort ist bey uns im Ganzen nicht zu einer festen Form gediehen; wir bevorzugen für den Ausdruck dieses oder jenes Gedankens

nicht das Eine Sprichwort, sondern wir freuen uns der Veränderung und des Neuen: wir begnügen uns an der sprichwörtlichen Redensart und am figürlichen Ausdruck, schaffen deren noch jeden Tag neue, wie andere Nationen oder Städte ihre Modeweise haben und es ist vielleicht bezeichnend, daß wir jene Redensarten oft mit dem Sprichworte selbst verwechseln.' Mir scheinen die in der Einleitung zusammengestellten Sprichwörter aus dem 12. und 13. Jahrhundert, die sich bey Freydank wiederfinden, sodann die bedeutende Anzahl derer, die bey Seb. Frank und andern im 16. und 17. Jahrhundert, und in den Sammlungen von Sailer und Kirchofer noch heutzutage und zwar so genau als es in solchen Dingen nur möglich ist, mit ihm übereinstimmen jene Behauptung so vollkommen zu widerlegen, daß ich nichts weiter hinzufügen will.

Da ich glaube daß die vorangegangenen, durch das Werk des Herrn Dr. Gervinus veranlaßten Erörterungen für das Verständniß Freydanks einiges beitragen, so will ich mich nicht weiter entschuldigen daß ich die Gränzen einer Selbstanzeige überschritten habe. Ich kehre zu dieser zurück, indem ich noch einiges mitzutheilen habe. In der Anmerkung zu 39, 10 wird gefragt was das für ein vierfacher Lohn sey? Es scheint, die Stelle ist unvollständig oder verderbt. Herr Hofr. Benecke hat eine kühne, aber zugleich eine schöne Erklärung gewährende Herstellung versucht, die darauf beruht daß B. 39, 6 — 15 als ursprünglich zusammen gehörig, in ihrer richtigen Folge aber durch Abschreiber verwirrt betrachtet werden. Ich mache sie hier mit seiner Erlaubniß bekannt.

Vier grôze loene almuosen hât:  
 vrô ist derz gît als derz enpfât;  
 als vil sîn ist des man dâ gît,  
 als durft sîn ist in hungers zît;  
 wazzer leschet fiures gluot  
 alsam almuosen sünde tuot;  
 almuosen bitet vür den man,  
 der selbe niht gebiten kan:  
 swerz gît mit guotem willen dar,  
 dem werdent die vier loene gar.

Das schwierige dieser Emendation beruht darin, daß die erste Ordnung der Handschriften B. 10 — 17 gar nicht kennt, und der allerdings selbständige Satz B. 6 — 9 auch nur in a vorkommt: sodann daß in der zweyten Ordnung, in BCbode, dieser Satz 6 — 9 von dem folgenden weit getrennt steht. Nur die dritte Ordnung zeigt die Verbindung von 6 — 9 mit 10 — 17, allein diese dritte Ordnung weiß nichts von dem vierfachen Lohn, sondern sagt bloß grôz lôn. — 53, 15. 16 kann ich jetzt nach einer Stelle aus dem welschen Gast genauer erklären: der lewe enpfindet wol swanne man in jagen sol, sô verstreicht er sîn spor gar mit dem zagel; daz ist wâr. dâ mite wil er daz erwinden, daz in nin mûg der jeger vinden (198 b). Der Ausdruck éren besme bey Freydank bezieht sich also zugleich auf den Büschel an des Löwen Schweif. — XCII, 11 ist Heinrich v. Weldeke zu streichen, vgl. Lachmann über Sagen und Sagen p. 12. — 20, 2 ist und einzuklammern.

(Der Beschluß in der nächsten Woche.)

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

44. Stück.

Den 21. März 1835.

## G ö t t i n g e n .

Verzeichniß der Vorlesungen, die von den hiesigen öffentlichen und Privat-Lehrern auf das künftige halbe Jahr angekündigt sind, nebst vorausgeschickter Anzeige öffentlicher gelehrter Anstalten zu Göttingen. — Die Vorlesungen werden insgesammt in der mit dem 27. April beginnenden Woche ihren Anfang nehmen, und in der mit dem 14. September beginnenden Woche geschlossen werden.

### Öffentliche gelehrte Anstalten.

Die Versammlungen der Königl. Societät der Wissenschaften werden, in dem öffentlichen Winter-Auditorio, Sonnabends um 3 Uhr gehalten.

Die Universitäts-Bibliothek wird alle Tage geöffnet; Montags, Dinstags, Donnerst. und Freyt. von 1 bis 2 Uhr; Mittwochs und Sonnabends von 2 bis 4 Uhr. Zur Ansicht auf der Bibliothek selbst erhält man jedes Werk, das man nach den Gesetzen verlangt; über Bücher, die man aus derselben geliehen zu bekommen wünscht, gibt man einen Schein, der von einem hiesigen Professor unterschrieben ist.

Die Sternwarte, der botanische und der öconomische Garten, das Museum, die Gemäldesammlung, die Sammlung von Maschinen und Modellen, der physicalische Apparat, und das chemische Laboratorium, können gleichfalls von Liebhabern, welche sich gehörigen Ortes melden, besucht werden.

## Vorlesungen.

## Theologische Wissenschaften.

Exegetische Vorlesungen über das Alte Testament. Hr Prof. Ewald erklärt den Hiob um 10 Uhr; Hr Dr Wüstenfeld, die Propheten Hoseas und Amos Mont. und Donnerst. um 2 Uhr, unentgeltlich; Hr Rep. Klener, den Pentateuch 5 St. wöch. um 10 Uhr.

Eine historisch-critische Einleitung in die Bücher des Neuen Testaments, verbunden mit einem Abrisse der neutestamentlichen Critik und Hermeneutik, gibt Hr Prof. Reiche in einer demnächst zu bestimmenden Stunde.

Die bedeutendsten Mängel der neutestamentlichen Exegese wird Hr Lic. Matthäi aus den neuesten Commentatoren in einer unentgeltlichen Vorlesung Mittw. um 1 Uhr nachweisen.

Exegetische Vorlesungen über das Neue Testament. Hr Consist. R. Lücke erklärt die drey ersten Evangelien nach den von deWette und ihm herausgegebenen synoptischen Tabellen 6 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Prof. Reiche, die Briefe Paulus an die Römer und an die Corinthier 6 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Lic. Matthäi, die Briefe Paulus an die Römer, an die Galater, und einige der kleinern, 6 St. wöch. um 9 Uhr; die drey ersten Evangelien, nach seiner 'Synopsis' 6 St. wöch. um 11 Uhr; Hr Licent Holzhausen, die kleinern Briefe Paulus um 9 Uhr; Hr Licent Köllner, das Evangelium und die Briefe des Ap. Johannes 6 St. wöch. um 9 Uhr; die catholischen Briefe Mont. u. Donnerst. um 3 Uhr, unentgeltlich.

Ueber die christliche Apologetik und Polemik hält Hr Consist. R. Lücke 3 St. wöch. um 4 Uhr eine Vorlesung.

Die neueste Geschichte der christlichen Dogmen, nebst einer ausführlichen Darstellung der vorzüglichsten theolog. Systeme, trägt Hr Prof. Reiche in einer demnächst zu bestimmenden Stunde öffentlich vor;

Die christliche dogmatische Theologie, Hr Prof. Gieseler 5 St. wöch. um 7 Uhr; Hr Prof. Rettberg, 5 St. wöch. um 3 Uhr.

Zu Repetitorien und Examinatorien über die Dogmatik ist Hr Licent. Köllner erbötig.

Die christliche Moral trägt Hr. Consist. R. Lücke 5 St. wöch. um 11 Uhr vor;

Zu einem Repetitorium über dieselbe ist Hr. Rep. Piper erbötig.

Den zweyten Theil der Kirchengeschichte trägt Hr. Prof. Gieseler 6 St. wöch. um 8 Uhr vor; die Kirchengeschichte der elf ersten Jahrhunderte, Hr. Prof. Kettberg, 6 St. wöch. um 8 Uhr; die Geschichte der Kirchenverbesserung in dem Königr. Hannover und dem Herzogth. Braunschweig, Hr. Prof. Kettberg, öffentlich, Mittw. um 1 Uhr; die allgemeine Kirchengeschichte, Hr. Licent. Holzhausen, nach dem von ihm heraus gegebenen Lehrbuche, um 8 Uhr.

Die Homiletik wird Hr. Consist. R. Pott um 2 Uhr vortragen, und Sonnab. um 11 Uhr die Aufsicht über die verschiedenen Uebungen der Mitglieder des homiletischen Seminars fortsetzen.

Die Pastoraltheologie, nebst einem Abrisse des allgem. protestantischen Kirchenrechtes, trägt der Hr. Prof. Honor. Gen. Superint. Dr. Trefurt, nach seinem in der van den Hoekschen Buchhandlung erschienenen 'Leitfaden zc.' um 5 Uhr vor;

Die Theorie der religiösen Catechetik, derselbe, nach demselben Lehrbuche, und in Verbindung mit den ersten practischen Uebungen, um 1 Uhr. — Die Uebungen in dem catechetischen Seminar werden Mittw. u. Sonnab. um 1 Uhr öffentl. fortgesetzt werden.

Zu Examinatorien und Repetitorien über einzelne Theile der theologischen Wissensch. erbietet sich Hr. Pastor Fraas.

Die exegetischen und dogmatischen Uebungen der theologischen Gesellschaft unter der Aufsicht des Hn Cons. R. Lücke werden auf die bisherige Weise fortgesetzt werden.

Die exegetische Gesellschaft unter der Aufsicht des Hn Prof. Ewald versammelt sich Freyt. Ab. um 6 Uhr;

Die theologische Gesellschaft des Hn Prof. Kettberg in den Abendst. von 8 bis 10 Uhr Mittw.

Das Disputatorium über Gegenstände der Theologie, und die philolog. theologischen Uebungen unter der Leitung des Hn Licent. Köllner, so wie die Uebungen der theologischen Privat-Societät des Hn Pastor Fraas, und der theologischen Gesellschaft des Hn Rep. Kleiner, die sich Mittw. um 8 Uhr ver-

sammelt, und die auf Mont. um 6 Uhr angeordneten Uebungen der histor. theol. Gesellschaft des Hn Rep. Piper werden gleichfalls ihren Fortgang haben.

In dem Repetenten-Collegium wird Hr Rep. Kleiner 3 St. wöch. um 6 Uhr. Ab. die catholischen Briefe in lateinischer Sprache erklären, Hr Rep. Piper, 2 St. wöch. die vorzüglichsten messianischen Weissagungen des N. T.

## R e c h t s w i s s e n s c h a f t.

Die Encyclopädie des gesammten heutigen Rechtes trägt Hr Geh. Just. R. Hugo um 10 Uhr vor; Encyclopädie und Methodologie des Rechtes, Hr Dr Möbius 6 St. wöch. um 10 Uhr;

Naturrecht, oder Philosophie des Rechtes, Hr Dr Schumacher um 7 Uhr M. (vgl. Philos. Wissensch.);

Die Geschichte des deutschen Staatsrechtes (und Privatrechtes), Hr Prof. Kraut um 10 Uhr;

Das Staatsrecht des deutschen Bundes und der Bundesstaaten, Hr Prof. Kraut um 11 Uhr;

Das Hannoverische Staatsrecht (nebst dem Privatr.), Hr Dr Quentin um 7 Uhr.

Eine historisch-philosophische Darstellung des Criminal-Rechtes gibt Hr Dr Böhmer, nach Dictaten, mit Berücksichtigung des Meisterschen Lehrbuches (Ausg. 7), 5 St. wöch. um 4 Uhr.

Die Strafrechts-Wissenschaft trägt Hr Hofr. Bauer, nach der zweyten Ausg. seines Lehrbuches, um 9 Uhr vor; Criminal-Recht, und Criminal-Proceß, nach Feuerbach (Ausg. II.), Hr Dr Zacharia, um 10 Uhr;

Die Geschichte des Römischen Rechtes, Hr Geh. Just. R. Hugo um 9 Uhr;

Die Geschichte und die Alterthümer des Römischen Rechtes, Hr Prof. Ribbentrop um 10 Uhr.

Den Text der zwey ersten Bücher der Justinianischen Institutionen erklärt Hr Dr Möbius in lateinischer Sprache, 5 St. wöch. um 1 Uhr, unentgeltlich.

Die Institutionen des Römischen Rechtes trägt Hr Geh. Just. R. Mühlenbruch, mit kurzer Erläuterung der Alterthümer, 6 St. wöch. um 9 Uhr vor;

in Verbindung mit der Geschichte des Röm. Rechtes Hr. Uffess. Dr. Balett um 7 Uhr; Hr. Dr. Richelmann 6 St. wöch. um 8 und Mont. u. Freyt. um 11 Uhr;

Die Pandecten, Hr. Hofr. Goeschen, nach s. Grundrisse, 12 St. wöch. um 9 und 11 Uhr; Hr. Prof. Ribbertrop um 8 und 11 Uhr; Hr. Dr. Rothamel, privatissime; Hr. Uffessor Dr. Balett, nach seinem 'Lehrbuch', mit Einschluß des Erbrechtes um 8 und 11 Uhr; Hr. Dr. Wunderlich, der auch zu Privatissimis und Repetitoris erbotig ist, nach Thibaut, um 9 und 11 Uhr; Hr. Dr. Richelmann, privatissime;

Das Erbrecht, Hr. Hofr. Goeschen, öffentlich, 5 St. wöch. um 7 Uhr;

Das Notherbenrecht, desgleichen die Lehre von der Usucapion, und den Präscriptionen, und die Lehre von der Ordnung der Gläubiger im Concurs, Hr. Dr. Grefe Mittw. und Sonnab. um 11 Uhr.

Ein Civil-Practicum, als pract. Pandecten-Repetitorium, hält Hr. Dr. Thöl 3 St. wöch. um 4 Uhr; Hr. Dr. Richelmann, 4 St. wöch. um 4 Uhr.

Ein Repetitorium über das Civilrecht, nach Wählenbruch's Handb. hält Hr. Dr. Benfey 5 St. wöch. um 5 Uhr. Zu Examinatorien ist Hr. Dr. Zacharia erbdtig.

Das Kirchenrecht trägt Hr. Prof. Kraut, nach der fünften von ihm besorgten Ausg. des Wieseschen Lehrbuches, um 9 Uhr vor; Hr. Dr. Rothamel, nach Wiese, um 10 Uhr; Hr. Dr. Möbius, nach einer kurzen kirchenhistorischen Einleitung, 6 St. wöch. um 9 Uhr;

Die Geschichte des deutschen Rechtes, Hr. Prof. Kraut um 10 Uhr;

Das deutsche Privat-Recht, Hr. Hofr. Albrecht 12 St. wöch. um 8 und 11 Uhr; Hr. Dr. Thöl, nach Eichhorn, mit Ausschluß des Lehens- und des Handelsrechtes, 6 St. wöch. um 11 Uhr;

Das Handelsrecht, Hr. Dr. Thöl 2 St. wöch. unentgeltlich in einer demnächst anzuzweigenden Stunde;

Das hannoversche Privatrecht, Hr. Dr. Quentlin um 7 Uhr; Hr. Dr. Grefe, nach seinem 'Leitfaden zum Studium des hannoverschen Privat-R.' 4 St. wöch. um 4 Uhr;

Ueber die Verfassung und Verwaltung des Herzogthums Nassau hält Hr. Hofr. Bauer für die hier studierenden Nassauer eine Vorlesung um 3 Uhr.

Das Preussische Landrecht, trägt Hr. Dr. Quentlin um 9 Uhr vor;



Der Criminal-Proceß, nebst einer Anleitung zur Criminal-Praxis, Hr Hofr. Bauer, nach seinem 'Lehrb. des Strafprocesses. Göttingen 1835', um 10 Uhr; Hr Dr Zachariä zugleich mit dem Criminal-Rechte; Hr Dr Wunderlich, nach Martin, Donnerst., Freyt., Sonnab. m 8 Uhr;

Die Theorie des heutigen bürgerlichen Proceßes, Hr Geh. Just. R. Mühlenbruch, 6 St. wöch. um 10 Uhr; Hr Assessor Dr Valett, nach Martin, verbunden mit pract. Arbeiten, um 2 Uhr; Hr Dr Grefe, 5 St. wöch. um 5 Uhr, verbunden mit einer zum Actenlesen bestimmten St. Sonnab. um 2 Uhr.

Ein Repetitorium über die Theorie des bürgerl. Proceßes, nach Vinde, verbunden mit practischen Arbeiten hält Hr Dr Benssen 3 St. wöch. um 3 Uhr; Examinatorien Hr Dr Zachariä.

Die Hannoverische Untergerichts-Ordnung erläutert Hr Dr Wunderlich Mont., Dinst., Mittw. um 10 Uhr unentgeltlich.

Den hannoverschen Civil-Proceß lehrt Hr Dr Quentin um 1 Uhr.

Ein practisches Collegium über den Proceß hält Hr Hofr. Bergmann 5 St. wöch. um 9 Uhr; ein Relatorium, 3 St. wöch. um 10 Uhr, mit Hinweisung auf seine 'Beiträge zur Einleit. in die Praxis', und seine 'Anleit. zum Referieren'.

Zu General- so wohl als Special-Examinatorien über die verschiedenen Rechtstheile, in deutscher oder lateinischer Sprache, so wie auch zu Repetitorien erbietet sich Hr Dr Rothamel, Hr Ob Zimmermann.

## Heilkunde.

Die Vorlesungen über Botanik und Chemie s. bey der Naturlehre.

Eine Einleitung in das Studium der Medicin gibt Hr Hofr. Conradi, nach der 3 Ausg. seines 'Grundrisses der medic. Encyclopädie und Methodologie,' Sonnab. um 7 Uhr M. öffentlich.

Eine Philosophische Encyclopädie der physischen, medicinischen und moralischen Kenntnisse trägt Hr Dr Kraus, nach eigenen Druckschriften, die er seinen Zuhörern unentgeltlich mittheilen wird, 5 St. wöch. vor;

Die generelle Anatomie, Hr Dr. Berthold 2 St. wöch. um 1 Uhr, unentgeltlich;

Die Osteologie und Synthesmologie, Hr Hofr. Langenbeck Mont., Dinst., Mittw. um 11 Uhr,

Die Neurologie, Hr Hofr. Langenbeck Innerst. und Freyt. um 6 Uhr Ab. u. Sonnab. um 6 Uhr Morg. nach s. Lehrbuche;

Die vergleichende Anatomie, Hr Dr. Berthold, 5 St. wöch. um 11 Uhr;

Die pathologische Anatomie, Hr Dr Herbst 4 St. wöch. um 7 Uhr;

Die Physiologie, Hr Ober-Medicinal-R. Blumenbach, 5 St. wöch. um 8 Uhr; Hr Prof. Himly, nach seinem nächstens erscheinenden Lehrbuche, um 8 Uhr; Hr Dr Herbst um 8 Uhr; Hr Dr Berthold, nach seiner Lehrbuche (2 Bde. Gött. 1829), 5 St. wöch. um 10 Uhr.

Allgemeine Pathologie, nach der fünften Ausg. seines Handbuche, und allgemeine Therapie, nach seinem Lehrbuche, trägt Hr Hofr. Conradi 4 St. wöch. um 3 Uhr vor;

Allgemeine Pathologie, nach seiner 'Allgem. Krankheitslehre', Symptomatologie, und Therapie, Hr Prof. Marx 5 St. wöch. um 3 Uhr;

Allgemeine Nosologie und Therapie, Hr Dr Kraus, nach s. Lehrbuche, 5 St. wöchentlich;

Allgemeine Heilmittel-Lehre, vorzüglich Materia med., Hr Dr Kraus, nach seiner 'wissenschaftl. Uebersicht der gesammten Heilmittel-Lehre', 6 St. wöch.

Practische Arzneymittel-Lehre, Hr Dr Conradi, nach seiner 'Uebersicht der pract. Arzneymittel-Lehre. Gött. 1834.', 6 St. wöch. um 4 Uhr, so wie auch privatissime, nebst besondern den Zuhörern bequemen, zum Vorzeigen der Mittel bestimmten Stunden;

Die Pharmacie, Hr Hofr. Stromeyer 5 Stunden wöch. um 6 Uhr Morgens;

Receptierkunde, Hr Dr Kraus, nach seinem Handbuche 'das kunstgemäße Heilmittel-Berordnen', 2 St. wöch. unentgeltlich; Hr Dr Conradi, privatissime.

Den ersten Theil der speciellen Nosologie und Therapie, welcher die Krankheiten der größern Systeme des menschlichen Körpers begreift, handelt Hr Hofr. Himly 6 St. wöch. um 10 Uhr ab;

Den ersten Theil der speciellen Pathologie und Therapie, die Fieber, Entzündungen, und Hautaus,

schläge enthaltend, Hr Hofr. Conradi, nach der vierten Ausgabe seines Lehrbuches, um 5 Uhr;

Den zweyten Theil der speciellen Pathologie und Therapie, der die Hautaus schläge, Gacherien, krankhaften Ausleerungen und Verhaltungen umfaßt, Hr Prof. Marx 5 St. wöch. um 5 Uhr.

Privatissima über Pathologie und Therapie ist Hr Dr Conradi zu geben bereit.

Die erste Hälfte der Chirurgie handelt Hr Hofr. Langenbeck von 1 bis 3 Uhr ab;

Die Augenkrankheiten, Hr Hofr. Langenbeck um 7 Uhr;

Die Manual = Chirurgie, Hr. Hofr. Langenbeck privatissime;

Den chirurgischen Verband, Hr Dr Pauli um 7 Uhr Morgens.

Uebungen in Operationen, welche bey Krankheiten der Augen und der Ohren erforderlich sind, wird Hr Hofr. Himly privatissime leiten.

Uebungen in Operationen bey Augenkrankheiten stellt Hr Hofr. Langenbeck privatissime an.

Eine Anleitung zu der Behandlung der Zahnkrankheiten und den dabey erforderlichen Operationen, so wie auch zu der Verfertigung und Einsetzung künstlicher Zähne und Gebisse, vorzüglich mit Anwendung der Email = Zähne, gibt Hr Dr Pauli privatissime.

Die Lehre der Geburtshülfe trägt Hr Prof. von Siebold 5 St. wöch. um 9 Uhr vor; zu den geburtshülflichen Operationen am Fantome gibt derselbe 4 St. wöch. um 5 Uhr Anleitung; zu practischen Uebungen, wozu er außerdem jede im Entbindungs- hause sich darbietende Gelegenheit benützt, bestimmt er 4 St. wöchentl. um 3 Uhr; auch ist er bereit privatissime Anleitung zu der practischen Geburtshülfe zu geben. — Hr Prof. Oslander trägt die Entbindungskunst 5 St. wöch. um 7 Uhr vor, und gibt um 4 Uhr Anleitung zu den geburtshülflichen Operationen. — Hr Dr Tresurt trägt Entbindungswissenschaft und Entbindungskunst 5 St. wöch. um 9 Uhr vor, und gibt um 2 Uhr Anleitung zu den geburtshülflichen Operationen.

Die gerichtliche Medicin trägt Hr Prof. von Siebold 4 Stunden wöchentlich um 4 Uhr vor.

Die medicinischen und chirurgischen klinischen Uebungen in dem academischen Hospitale und in den Privat-Wohnungen der Kranken wird Hr Hofr. Himly, nach der bisherigen Einrichtung, die er in einer kleinen Schrift 'Verfassung der medicinisch-chirurgischen Klinik zu Göttingen, 1803' entwickelt hat, fortsetzen, und bestimmt dazu die Stunde von 11 bis 12 täglich.

Für die klinischen Uebungen im chirurgischen Krankenhause bestimmt Hr Hofrath Langenbeck die Stunde von 8 bis 9 Uhr.

Anleitung zur medicinischen Klinik gibt Hr Hofr. Conradi in dem unter seiner Direction stehenden Institute um 10 Uhr.

Der Director der Königl. Thierarzney-Schule, Hr Dr Lappe, handelt die Krankheiten der landwirthschaftlichen Hausthiere 6 St. wöch. um 11 Uhr ab; die Heilmittel-Lehre 4 St. wöch. um 2 Uhr; die gerichtliche Thier-Heilkunde 4 St. wöch. um 3 Uhr. Die practischen Uebungen im Thier-Hospitale werden 6 St. wöch. um 10 Uhr gehalten.

## Philosophische Wissenschaften.

Die Geschichte der alten Philosophie trägt Hr Dr Krische 5 auch 6 St. wöch. um 3 Uhr vor.

Die metaphysischen Bücher des Aristoteles erläutert Hr Dr Krische Mont., Donnerst. u. Freyt. um 4 Uhr unentgeltlich.

Die philosophischen Systeme Kants, Fichtes, Schellings, Hegels trägt Hr Hofr. Wendt Mittw. und Freyt. um 4 Uhr öffentlich vor;

Logik und Metaphysik, Hr Hofr. Wendt, nach Sätzen, die er den Zuhörern mittheilen wird, 6 St. wöch. um 7 Uhr M.;

Logik und allgemeine Einleitung in die Philosophie, Hr Hofr. Herbart, nach seinem Lehrbuche, 5 St. wöch. um 4 Uhr;

Metaphysik, und Natur-Philosophie, Hr Hofr. Herbart, nach seinem Lehrbuche, 5 St. wöch. um 8 Uhr;

Psychische Anthropologie, oder Psychologie, Hr Hofr. Wendt, nach Dictaten, 4 St. wöch. um 11 Uhr;

Practische Philosophie, oder Naturrecht und Ethik, Hr. Hofr. Herbart, nach seinem Lehrbuche, 5 St. wöch. um 7 Uhr.

Rechtsphilosophie, oder so genanntes Naturrecht, Hr. Hofr. Wendt, nach s. Handbuche, 4 St. wöch. um 3 Uhr;

Die Politik, Hr. Dr. Böhmer, nach der 4. von ihm zu besorgenden Ausg. des 'Grundr. der Politik' von Sartorius, 5 St. wöch. um 8 Uhr;

Die Staatswirthschaft und Finanzwissenschaft, Hr. Hofr. Dahlmann, 5 St. wöch. um 3 Uhr.

Die Technologie handelt Hr. Hofr. Hausmann 5 St. wöch. um 10 Uhr ab, und besucht mit seinen Zuhörern die nahe gelegenen Fabriken u. Werkstätten.

### Mathematische Wissenschaften.

Die reine Mathematik trägt Hr. Prof. Ulrich um 3 Uhr vor; Hr. Dr. Köhler, nach Lorenz, um 2 Uhr;

Die Analysis des Endlichen und die analytische Geometrie, Hr. Prof. Ulrich um 2 Uhr;

Die Differential- und Integral-Rechnung, Hr. Dr. Goldschmidt um 8 Uhr;

Die analytische Geometrie, Hr. Prof. Ulrich, mit der Analysis;

Die angewandte Mathematik, d. h. Statik, Hydrostatik, Aerostatik, und Anwendung derselben auf Maschinen, Hr. Dr. Stern 4 St. wöch. um 3 Uhr;

Die Mathesis forensis, Hr. Dr. Köhler Mittw. und Sonnab. um 10 Uhr.

Die practische Geometrie lehrt Hr. Prof. Ulrich, nach s. Handbuche, Mont., Mittw. und Freyt. von 5 bis 7 Uhr; Hr. Dr. Schrader, mit besonderer Hinsicht auf Camerallisten, Forstmänner und Deconomen, Abends von 5 bis 7 Uhr; Hr. Dr. Focke 4 St. wöchentlich.

Die Grundlehren der Astronomie trägt Hr. Dr. Goldschmidt um 11 Uhr vor;

Populäre Astronomie, Hr. Dr. Stern, nach seiner 'Darstellung der popul. Astronomie', Mont. und Dinst. um 1 Uhr, oder in einer bequemern Stunde.

Die practische Astronomie lehrt Hr. Hofr. Gauß privatissime;

Die höhere Mechanik, Hr Prof. Ulrich; 4 St. wöch. um 11 Uhr, privatissime;

Die Theorie der bürgerlichen Baukunst; Hr Dr Schrader um 11 Uhr; Hr Dr Köhler, mit Uebungen im Zeichnen, 4 St. wöch. um 11 Uhr.

Zum Privat-Unterricht in einzelnen Theilen der mathematischen Wissenschaften ist Hr Dr Schrader, so wie auch Hr Dr Köhler erbötig.

## N a t u r l e h r e.

Die Naturgeschichte trägt Hr Ober-Medicinal-R. Blumenbach, nach seinem Handbuche, 5 Stunden wöchentlich um 5 Uhr vor;

Die Zoologie, Hr Dr Berthold 5 Stunden wöch. um 2 Uhr;

Die allgemeine Botanik, Hr Hofr. Schrader 5 Stunden wöchentlich um 7 Uhr; die öconomische u. Forstbotanik um 8 Uhr; die medicinische Botanik Mont., Dinst. u. Mittw. um 6 Uhr. Ab. privatiss. Sonnab. um 3 Uhr stellt er botanische Excursionen an, und gibt in den gewöhnlichen Stunden im botanischen Garten Demonstrationen. — Hr Prof. Bartling lehrt specielle Botanik nach den natürlichen Familien, 5 St. wöch. um 7 Uhr; öconomische und Forst-Botanik 4 St. wöch. um 8 Uhr; medicinische Botanik um 10 Uhr; Botanische Excursionen werden zur gewöhnlichen Zeit statt haben, Demonstrationen, Sonnab. um 7 Uhr.

Practisch-mineralogische Uebungen, verbunden mit Demonstrationen in dem academischen Museum, stellt Hr Hofr. Hausmann Mittw., Donnerst. u. Freyt. um 11 Uhr an.

Die Geognosie lehrt Hr Hofr. Hausmann um 8 Uhr, und stellt zu diesem Zwecke Excursionen an.

Die Geologie des Königr. Hannover und des Herzogth. Braunschweig, wird Hr Dr Thospann, auf die

Grundlage von Leibnizens Protogaea, in Verbindung mit der Geographie jener Länder Mont., Mittw., Freyt. um 3 Uhr abhandeln.

Die Experimental-Physik trägt Hr Prof. Weber 5 St. wöch. um 4 Uhr vor.

Ueber die Theorie der die Phänomene des Erdmagnetismus betreffenden Beobachtungen, so wie über das Verfahren bey der Anstellung dieser Beobachtungen hält Hr Hofr. Gauß eine Vorlesung um 10 Uhr;

Ueber physische Geographie, Hr Prof. Bunsen um 8 Uhr.

Die theoretische Chemie, verbunden mit den erläuternden Experimenten, trägt Hr Hofr. Stromeyer 6 St. wöch. um 9 Uhr vor.

Die practischen chemischen Uebungen in dem academischen Laboratorium werden Mont. u. Dinst. von 11 bis 1 Uhr fortgesetzt werden.

Einige Theile der technischen Chemie trägt Hr Dr Bunsen Sonnab. um 1 Uhr unentgeltlich vor;

Die Stöchiometrie, derselbe privatissime;

Die toxicologische Chemie mit Versuchen erläutert, derselbe Mont. u. Donnerst. um 1 Uhr.

## Historische Wissenschaften.

Zu einem Vortrage über Paläographie, in welchem, nach voraus geschickter Untersuchung über den Ursprung der Schrift, die Kunst so wohl alte Handschriften überhaupt, als auch Diplome zu lesen, und deren Echtheit zu prüfen gelehrt werden soll, bestimmt Hr Hofr. Grimm die Stunde von 1 bis 2 Mont., Dinst., Freytags.

Allgemeine Länder- und Völkerkunde trägt Hr Hofr. Heeren um 10 Uhr vor, mit Hinweisung auf die den Zuhörern vorzulegenden Karten;

Die Geschichte der alten Welt, Hr Hofr. Dahlmann 6 St. wöch. um 8 Uhr;

Encyclopädie des Orients oder eine Uebersicht der Geschichte des politischen und geistigen Zustandes der alten sowohl als neuen orientalischen Welt, Hr Prof. Ewald 4 St. wöch. um 2 Uhr;

Die Griechische Geschichte, Hr Assess. Dr Beutler, Dinst. und Freyt. um 8 Uhr, unentgeltlich;

Die Geschichte der neueren Europäischen Staaten, und der Colonien derselben, Hr Hofr. Heeren um 4 Uhr.

Die Vorlesung des Hn Hofr. Bauer über die Verfassung und Verwaltung der Nassauischen Lande ist bereits oben erwähnt worden.

Die Kirchengeschichte s. bey den Theologischen Wissenschaften.

### Literär - Geschichte.

Die allgemeine Literär-Geschichte trägt Hr. Ober-Bibliothecar Neuß vor;

Die Geschichte der Griechischen Literatur, Hr Assess. Dr Bode, um 4 Uhr; Hr Assess. Dr von Leutsch 5 St. wöch. um 2 Uhr.

Die Geschichte der deutschen Literatur von der ältesten bis zur neuesten Zeit wird Hr Hofr. Grimm Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 5 Uhr vortragen, und dabey alle Fächer der Wissenschaften berücksichtigen.

Die Vorlesungen über die Geschichte einzelner Wissenschaften und Künste sind bey jedem einzelnen Fache erwähnt.

### Schöne Künste.

Aesthetik, oder Philosophie der Kunst, trägt Hr Dr Bohß 4 St. wöch. um 3 Uhr vor.

Eine Anleitung zum deutschen Stil gibt Hr Prof. Bunsen 4 St. wöch. um 5 Uhr;



Einen historischen und critischen Abriss der Geschichte der Französischen Literatur, Hr Prof. Artaud 4 Stunden wöchentlich, in Französischer Sprache.

Die Vorlesungen über die Baukunst s. bey den Mathematischen Wissenschaften.

Die Geschichte der Mahlerkunst, Bildhauerkunst, Baukunst u. s. w. von der Wiederherstellung der Kunst bis auf unsere Zeit trägt Hr Prof. Desterley, mit Benutzung der Gemälde- und Kupferstichsammlung 5 St. wöch. um 8 Uhr vor; auch ist er zum Unterricht im Zeichnen und Mahlen, so wie auch zur Leitung academischer Uebungen erbötig.

Unterricht im Landschafts-Zeichnen gibt Hr Zeichenmeister Eberlein.

Für die Sing-Academie bestimmt Hr Musik-Director Dr Heinroth den Abend jedes Montags von 8 Uhr an; so wie er auch zum Privat-Unterricht im Gesange, Clavierspiele, und Generalbasse erbötig ist.

## Alt er th u m s k u n d e.

Die Vorlesung des Hn Prof. Ewald 'Encyclopädie des Orients' ist bereits erwähnt.

Die Archäologie, und die Geschichte der Kunst bey den Alten handelt Hr Hofr. Müller 5 Stunden wöchentlich um 9 Uhr ab.

Die Römischen Alterthümer erläutert Hr Prof. Hoefl 5 St. wöch. um 5 Uhr; Hr Assessor Dr Beutler 5 St. wöch. in einer bequemen Stunde.

## Orientalische und alte Sprachen.

Einige Schwierigkeiten der hebräischen Grammatik, besonders in der Syntax, erläutert Hr Consist. R. Pott in einer öffentlichen Vorlesung Mont. u. Donnerst. um 11 Uhr.

Die Hebräische Grammatik lehrt Hr Dr Wüstenfeld 5 St. wöch. um 10 Uhr; Hr Rep. Klenner, nach der 2. Ausg. von Ewald's Kleinerer Grammatik, 4 St. wöch. um 3 Uhr.

Hr Prof. Ewald erklärt 2 St. wöch. um 1 Uhr ausgewählte Stellen aus der Hamasa, und dem Hariri. Die Anfangsgründe des Arabischen lehrt Hr Dr Wüstenfeld Dinst. u. Frent. um 2 Uhr unentgeltlich.

Mit dem Sanscrit bekannten Zuhörern erklärt Hr Prof. Ewald 2 St. wöch. um 2 Uhr Bhagavad = Gitam. Hr Dr Bensley wird 4 St. wöch. um 1 Uhr erstlich eine kurze Grammatik des Sanscrit vortragen, und dann einzelne Stücke des Mahabharat erklären Auch ist er zum Privat = Unterricht in dieser Sprache erbötig.

Exegetische Vorlesungen über das Alte und Neue Testament s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Philologische Encyclopädie trägt Hr. Hofr. Dissen 5 St. wöch. um 3 Uhr vor.

Vorlesungen über die Griechische Sprache und Griechische Schriftsteller: Hr Hofr. Mitscherlich übt Mont. u. Dinst. um 11 Uhr die Mitglieder des philologischen Seminars in der Erklärung der Argonautica des Apollonius von Rhodus. Hr Hofr. Müller gibt 5 St. wöch. um 10 Uhr erstlich eine Darstellung der tragischen Kunst der Griechen, und erklärt sodann die Choephoren von Aeschylus. Hr Assessor Dr Beutler trägt Mont. u. Donnerst. um 8 Uhr die Griech. Grammatik vor. Hr Assess. Dr von Leutsch erläutert 5 St. wöch. um 3 Uhr Plato's Bücher vom Staate, und liest mit den Mitgliedern der Griechischen Gesellschaft das vierte Buch des Thucydides. Hr Dr Lion erklärt um 11 Uhr das Gedicht des Dionysius Periegetes, und verbindet damit eine Geschichte der Erdkunde der Alten. — Zum Privat = Unterricht im Griechischen erbietet sich Hr Assess. Dr Bode, Hr Dr Lion, Hr Dr Bensley.

Vorlesungen über die Lateinische Sprache und Lateinische Schriftsteller: Hr Hofr. Mitscherlich erklärt um 2 Uhr. die Satiren und Briefe des Horaz. Hr Hofr. Dissen bestimmt für Uebungen der Mitglieder des philolog. Seminars Donnerst. u. Frent. um 11 Uhr Propertius Elegien. Hr Hofr. Müller übt dieselben Mittw. um 11 Uhr im Disputieren; und erläutert Mont., Dinst., Donnerst. um 4 Uhr Tacitus Germania. Hr

Assessor Dr Bode erklärt um 3 Uhr die Geschichtsbücher des Tacitus; Hr Dr Lion, um 1 Uhr die Satiren des Persius. Hr Dr Benfey gibt 4 St. wöch. um 3 Uhr Anleitung zum Lateinischen Stil, durch Regeln, Uebung, und Musterstücke aus Cicero; 4 St. wöch. um 4 Uhr erklärt er das 2. 3. 4. Buch von Horazens Oden. — Zum Privat-Unterricht im Lateinischen erbiethet sich Hr Assessor Dr Bode, Hr Dr Lion, Hr Dr Benfey.

Ausgewählte Stücke mittelhochdeutscher Dichter wird Hr Hofr. Benecke 4 St. wöch. um 7 Uhr Ab. erläutern.

Das Gebicht von den Nibelungen erklärt Hr Prof. Grimm in einer allgemeinen Einleitung, und im Einzelnen Mont., Dinst., Donnerst., u. Freyt. um 6 Uhr Ab.

### Neuere Sprachen und Literatur.

Die Französische Sprache lehrt Hr. Prof. Artaud.

Ausgezeichnete Englische Gedichte, zuerst W. Scott's lady of the lake, wird Hr Hofr. Benecke 4 St. wöch. um 6 Uhr Ab. erläutern. — Hr Rector Melford trägt 4 St. wöch. um 7 Uhr Morg. die Anfangsgründe der Englischen Sprache theoretisch u. practisch vor, und 3 St. wöch. um 6 Uhr N. für die Geübtern die Sinnverwandtschafts-Lehre der Englischen Sprache.

Die Anfangsgründe der Italiänischen, Spanischen, und Portugiesischen Sprache lehrt Hr Prof. Bunsen 5 St. wöch. um 4 Uhr.

Zum Privat-Unterricht im Französischen erbiethet sich Hr Dr Thospan; für das Französische, Englische, Italiänische, Hr Dr Lion; für das Französische, Englische, Italiänische, Spanische, Hr Rector Melford.

---

Die Reitbahn ist dem Univ. Stallmeister untergeben; der Fechtboden, dem Univ. Fechtmeister, Hn Gastropp; der Tanzboden, dem Univ. Tanzmeister, Hn Hölzke.

---

Bey dem Logis-Commissär, Pedell Dierking, können diejenigen, welche Wohnungen suchen, sowohl über die Preise, als andere Umstände, Nachricht erhalten, und durch ihn im voraus Bestellungen machen.

---

S t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

45. Stück.

D e n 23. M e r z 1835.

---

S t u t t g a r t.

Gedruckt bey Carl Hoffmann: Beschreibung von Stuttgart hauptsächlich nach seinen naturwissenschaftlichen und medicinischen Verhältnissen. Eine Festgabe der Stadt-Gemeinde Stuttgart zur Begrüßung der deutschen Naturforscher und Aerzte bey ihrer zwölften Versammlung im September 1834. Verfaßt vom Professor Dr Plieninger, wissenschaftlichem Secretair der Centralstelle des landwirtschaftlichen Vereins. 1834. 125 Seiten in Quart.

E b e n d a s e l b s t.

In der J. B. Metzler'schen Buchhandlung: Canstatt's Mineralquellen und Bäder. Von Dr. J. C. S. Eritschler, Oberamts- und Bad-Arzt in Canstatt. Mit sechs Ansichten und einem Plan. X u. 169 Seiten. 1834. Octav.

I. Dieses mit großer typographischer Schönheit ausgestattete Gastgeschenk war den in der

Residenzstadt Württembergs versammelten Naturforschern und Aerzten eine ebenso willkommene und nützliche Gabe als sie ihnen jetzt und künftighin eine angenehme Erinnerung an die daselbst verlebten köstlichen Tage gewährt. Kaum möchte der für den Buchhandel benutzte Steindruck etwas vollendetere geliefert haben als der sinnvoll entworfene Umschlag, das Titelblatt, dann die Ansicht und der Plan von Stuttgart, besonders aber die große Charte der Umgegend, die an Reinheit und Schärfe mit dem besten Kupferstich wetteifert, hier darbieten. Voran steht die würdige und freundliche 'Widmung' des Stadtraths. — Von den beiden Abtheilungen der Schrift enthält die erste die Beschreibung der Stadt und ihrer Umgebungen: geschichtliche Notizen, Ortsbeschreibung, öffentliche Anstalten, Vereine und Gesellschaften, Sammlungen, Einwohner, die Umgebungen der Stadt, die Gewässer und Brunnen; die zweyte die natürlichen und die medicinischen Verhältnisse: die climatischen und naturhistorischen, Fauna, Flora, geognostische Skizze; Medicinal-Verfassung, Med. Collegium, das mit der öffentlichen Gesundheitspflege beschäftigte Personal, die städtischen Medicinalbehörden, die med. Policey und die darauf Bezug habenden Einrichtungen, die Central-, Impfanstalt, die Kranken-Anstalten, Geburts- und Sterblichkeits-Verhältnisse, die in Stuttgart herrschenden Krankheiten, geburtshülfsliche Statistik von Stuttg., den ärztlichen Verein in Württemberg, die Königl. Thierarzney-Schule.

Die Darstellung verräth eine geschickte und geübte Feder, und die von verschiedenen Seiten dazu gelieferten Beyträge sind gehörig geordnet und verbunden. Auch abgesehen von ihrem speciellen Zweck ist diese Topographie schätzenswerth und

belehrend. Was die hier umständlich angegebene und beschriebenen Sammlungen und Institute betrifft, so wird unter Allen, welche bey der dießjährigen Versammlung sie zu besuchen Gelegenheit hatten, über ihre wissenschaftliche wie zweckdienliche Einrichtung und Anordnung nur Eine Stimme seyn. Mit verhältnißmäßig wenig Mitteln ist hier viel geleistet, wegen des thätigen, kräftigen Gemeinns, des patriotischen Zusammenwirkens von Behörden, Corporationen und Privatleuten. Das durch die verewigte Königin Katharina zuerst bestimmte, von der Regierung, den Ständen und Bewohnern mit Mitteln ausgesteuerte und von Thouret gebaute Katharinenhospital ist eine Zierde der Stadt und ein Muster innerer Zweckmäßigkeit in Betreff der Vertheilung der Zimmer, der Heizung, Reinlichkeit, Helle und Bequemlichkeit.

Einer der schönsten Erfolge der alljährigen Zusammenkünfte ist sicherlich der, daß Männer aus den entferntesten Gegenden Deutschlands und der Nachbarstaaten hier von der Tüchtigkeit, Gastfreundschaft und Herzlichkeit des schwäbischen Volks sich ebenso überzeugen konnten, wie von dem reichen inneren Gehalte seiner Residenzstadt, wovon die Grundzüge in vorliegender Schrift niedergelegt sind.

II. Wenige Orte haben eine so anmuthige Lage als Canstatt. Am freundlichen, in einem Wiesengrunde sich ausbreitenden Neckarströme, von Rebhügeln und waldbegrenzten Bergen umgeben, dem reizenden Rosenstein (et meminisse juvabit) gegenüber, überrascht es jeden, der von der Thalenge heran kommt, in welcher Stuttgart liegt. Doch ist das, was die Erde hier offen dem Auge darbietet wohl mit dem zu vergleichen, was sie in ihrem Schooße birgt. Fort-

während werden bedeutende Denkmäler aus der Zeit der Römer, die hier eine Niederlassung hatten, dann Ueberreste aus der späteren germanischen Periode ausgegraben. Die Gebirgslager, deren Basis der Muschelkalk ist, auf dem Keuper-Sandstein und sodann neuere Flözgebilde ruhen, enthalten eine erstaunliche Menge vorweltlicher Geschöpfe, sowohl Pflanzen in Abdrücken und versteinert als besonders Thiere der verschiedensten Arten, namentlich das Mammuth. Eine auf Befehl des Königs im J. 1816 veranstaltete Ausgrabung brachte eine der ansehnlichsten Gruppen, die je gefunden wurden, zu Tage. Da sie ganz und gar in das Naturalien-Cabinet in Stuttgart, dessen Schmuck sie auch ist, geschafft werden sollte, so hatten sechs starke Pferde voll daran zu ziehen. Aber nicht minder merkwürdig ist die Menge der kohlenfauren Mineralquellen, die auf diesem Boden entspringen. Fast überall, wo man hier nachgräbt, werden solche angetroffen. Bereits sind gegen 50 im Flusse, welche in 24 Stunden an 800,000 Cubik-Fuß kohlenfaures Wasser zu Tage bringen. Dieses Wasser ist sehr klar, mussiert ziemlich stark, schmeckt stechend, salzig-säuerlich und hat stets eine gleiche Temperatur von 15 — 17° R. Es wird zu verschiedenen technischen Zwecken, besonders aber zum medicinischen Gebrauche benutzt. Die Brunnen- und Bade-Anstalten sind seit längerer Zeit schon eingerichtet und vergrößern und verschönern sich von Jahr zu Jahr, so wie auch der Besuch der Gäste fortwährend zunimmt. In der daselbst seit 1829 gegründeten Heilanstalt gegen Verkrümmungen des menschlichen Körpers von Dr. J. Heine bewähren sich die Bäder, welche in Häuschen auf einem freyen Bassin genommen werden, ganz außerordentlich,

und ist ihnen sicherlich der günstige Erfolg der Behandlung vorzugsweise mit zuzuschreiben.

Ueber alle diese hier angedeuteten Verhältnisse sind in vorliegender gut abgefaßten Schrift ausführliche und belehrende Nachrichten enthalten. Sie behandelt in sieben Abschnitten 1. Lage, Klima, geognostische Verhältnisse; 2. historische Notizen; 3. Mineralquellen; 4. Brunnen- und Bad-Anstalten; 5. BADELEBEN, Ausflüge; 6. Gebrauchsart; 7. Wirkung des Wassers und Bades (gegen Unterleibskrankheiten, Blutanhäufungen, Hämorrhoidalbeschwerden, Menstruationsfehler, Urinbeschwerden, Brustaffectionen, Mischungsfehler, Wassersucht, Gicht, Rheumatismus und Nervenkrankheiten verschiedener Art). Sechs wohlgelungene Steindrücke stellen die schönsten Punkte der Gegend so wie die Brunnengebäude und eine Durchschnichts-Zeichnung die Profile der sämtlichen Mineralquellen dar.

M.

## G ö t t i n g e n .

Beschluß der Anzeige: VRIDANKES BE-SCHEIDENHEIT von Wilhelm Grimm.

In dem Archiv für die Geschichtskunde des Preussischen Staates von Ledebur Bd 14 S. 174 wird Nachricht gegeben von hölzernen Scheiben, jede mit einem Brustbilde und einer Umschrift, die sich auf dem Rathhause zu Erfurt befinden. Möglich daß sie noch in das 13. Jahrh. gehören, die Sprachformen lassen das wohl zu. Die Umschriften enthalten, so weit sie lesbar sind, und das gilt von etwa der Hälfte (es sind im Ganzen mehr als 30 Scheiben), jedesmal einen Spruch von zwey Zeilen aus dem Freydanck, und beweisen abermals wie verbreitet das Gedicht



war. Unter den mitgetheilten 19 Sprüchen findet sich nichts Neues, wohl aber 175, 16. 17, ein Spruch der in der ersten und zweyten Ordnung der Hff. unbekannt ist, und nur in  $\alpha$  UBrant sich zeigt; die Lesarten stimmen sehr unabhängig bald mit dieser bald mit jener Ordnung, in 48, 9 nur mit  $\gamma$ , in 164, 3 nur mit B, und in 63, 23 abweichend von allen.

In dem Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit von Mone 1835 gibt der Herausgeber S. 57—60 Nachricht von der Karlsruher, aus Ettenheim=Münster stammenden, Handschrift des Freydanck, welche ich nicht eingesehen habe. Sie ist im 15. Jahrh. auf Papier in Fol. geschrieben, und gewährt nur 981 Verse, würde aber, wenn der Schluß auch nicht fehlte, doch nicht über 1200 enthalten haben. Also nur ein Auszug. Nach den mitgetheilten Proben zu urtheilen gehört sie weder zu der ersten noch der zweyten Ordnung, sondern scheint einen mit der Berliner Handschrift  $\alpha$  verwandten Auszug zu liefern, und zwar so, daß sie wie  $\alpha$  aus einem unbekanntem Text, der seine eigene Ordnung hatte, abstammt, aber in ihrer Auswahl nicht  $\alpha$  gefolgt, sondern ihren eigenen Weg gegangen ist, d. h. sie hat anderes, und mehr als  $\alpha$ , ausgelassen, anderes beybehalten. Sie enthält 75, 22. 23, was sonst nur aus  $\alpha$ , 97, 26. 27, was sonst nur aus UB, und 35, 4. 5, was sonst nur aus  $\alpha$  UBrant bekannt war: sie folgt 58, 12. 13 der Lesart von U gegen die übrigen, zeigt aber auch 47, 10. 11 die verderbte Lesart der zweyten Ordnung. Mone hat über 100 Verse ausgehoben, einzelne Sprüche, die in meiner Ausgabe fehlen sollen, allein er irrt, sie stehen bis auf etwa zwanzig sämmtlich darin, nur hat er sie bey der großen Verderbniß dieses Textes

in dem Reimregister nicht auffinden können. Von den acht Sprüchen, welche jene zwanzig Zeilen ausmachen, scheinen mir aber nur ein paar echt zu seyn. B. 23. 24 (nach Mones Zählung) wird schon durch das abgekürzte Adv. recht für rechte, das sich Freydanck im Reim nicht würde erlaubt haben, verdächtigt, ebenso 933. 934, wo außerdem die erste Zeile ohne Metrum ist. B. 311. 312 scheint mir nichts als eine Entstellung von 34, 15. 16. B. 315—19 und 321. 822 sind unklar im Ausdruck, und trivial in den Gedanken. B. 493. 494 sind wohl aus 135, 20 und 94, 2 zusammengestellt. Also möchten nur zwey Sprüche von Freydanck herrühren, und einen echten Nachtrag enthalten. B. 155. 156.

Gedanc, hoeren unde sehen

diu wellent (den wil?) nieman stæte jehen.

Und B. 249 — 252.

Driu dinc sint al eine

aller manne gemeine,

pfaffen wîp, unt spiler wîn,

begozen brôt magz dritte sîn.

Unter pfaffen wîp wird wohl meretrix, unter spiler wîn der gewöhnliche Wein verstanden; begozzen brôt ist mit Fett beträufeltes Weißbrot, eine, wie es scheint, häufige Mäscherey. MS. 2, 191 sô der haven walle, unt daz veizte drinne swimme, sô begiuz in wîziu brôt. Fragm. 30 a betröifete wecke.

None hat eben daselbst S. 56. 57 ein von ihm in Köln gefundenes Fragment von zwey Pergamentblättern in Duodez aus dem 14ten Jahrh. abdrucken lassen. Es enthält 290 — 337 Müller (nur 303 ist weggeschnitten), aber darunter ist nichts neues, denn die vier Zeilen, die der Herausgeber dafür ansieht und bestermt hat, finden sich in meiner Ausgabe 50, 16. 17, und

78, 13. 14, ja auch bey Müller, wo nur 78, 14 ganz entstellt ist.

Druckfehler habe ich im Buche nicht anzeigen können, und hole es hier nach. VII, 11. Goldhann. XVIII, 27. c 32 'von. XXXVIII, 12. von liebe. LXI, 18. swert. LXXXVII, 27. nimmer ezzen. CXVIII, 21. Prov. 30. CXXIII, 3. volksmäßigen. 22, 17. nach knaben ein Comma. 29, 11. die kröne. 93, 18. Ere. 94, 2. nach tobet ein Comma. 105, 16. nidersten. 106, 10. swâ. 108, 17. unsanfte lât. 116, 1. trûwesniht. 325, 30. viel. 332, 30. 83, 16. — 334, 4. Nith. 40, 3. 3. — 337, 5. 123, 22. — 352, 28. 75, 9. 19. Parz. 468. — 355, 29. Valenbürger. 361, 19 min. 361, 22. minne. 364, 15. 260 b. — 367, 5. 111, 10. 11. — 369, 31. vergl. Parz. 468, 26 Gg. — 370, 23. Rechtsalterth. 522. — 370, 28. 122, 1. 2. — 371, 24. 28, 72. — 377, 17. 158, 4. — 377, 23. 2, 553. — 377, 25. 84 b. — 378, 8. 136, 17. Dieser Satz gehört auf die folgende Seite. — 382, 5. gebiurscher. 387, 6. 7. Diese Stelle aus MS. 1, 98 b schließt sich an die dritte Zeile dieser Seite an. 388, 17. Bl. 40 b. — 389, 6. Pf. 391, 11. geliegen. 365, 4. übel sac 112, 10 (771). — 406, 7. 34, 2. — 408, 20. vor sêre streben ist einzurücken orden streben 75, 22 †. 412, 28. wê 177, 13. — 414, 15. erreine. — 414, 25. âne leit 85, 13. — 414, 30. vertreit. — 438, 22. 111, 10. 11. Aus ABBrant. Vgl. die Anmerkung. Dagegen gehören die Lesarten, welche Seite 268 unter 111, 10. 11 angeführt werden auf Seite 287 unter 135 (wo ebenfalls durch einen Druckfehler 235 steht), 14. 15. In dieser Anzeige ist oben S. 404. 3. 10 statt Sebast. Frank zu lesen Brant.

W. Grimm.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

46. 47. Stück.

Den 26. März 1835.

W i n t e r t h u r.

Bey Steiner: Restauration der Staatswissenschaft, oder Theorie des natürlich gefelligen Zustandes, der Chimäre des künstlich-bürgerlichen entgegengesetzt, von Carl Ludwig von Haller. Vierter Band. 1826. L und 434 Seiten. Fünfter Band XXVIII u. 376 S. in 8.

Die Anzeige des vierten Bandes, in welchem das dritte Hauptstück des ganzen Werkes, die Theorie der geistlichen Herrschaften, angefangen war, hat ausgesetzt bleiben müssen, bis der fünfte Band erschienen, in welchem es vollendet wird: unterdessen der sechste Band, welcher das ganze Werk beendigt, bereits 1825 gedruckt, und in St. 28 dieser Blätter 1826 beurtheilt ist.

Wir dürfen uns rühmen, die Ersten gewesen zu seyn, welche den Bemühungen des Verfassers volle Gerechtigkeit widerfahren ließen; zu einer Zeit, da sie von den Anhängern der herrschenden Vorstellungen über das Natur- und Staatsrecht,

als durchaus irrig, verderblich und unheilbringend schändlich abgewiesen, und hin und wieder verhöhnt wurden. Wir haben den Umfang seiner größtentheils eigenthümlichen Einsichten, das ausgezeichnete Talent des Vortrags, und die Erhabenheit seiner Gesinnungen anerkannt: seine Theorie aber, in sofern sie für ein vollständiges und auf die wirkliche Welt anwendbares System gelten soll, für durchaus unhaltbar erklärt: weil in ihren Principien nur eine Seite der menschlichen Natur hervorgehoben, und die andere nicht allein übersehen, sondern ganz bestimmt ausgeschlossen wird. Indessen ist des Hn von Haller Darstellung jener einseitigen Ansichten so blendend, und sein Grundsatz, daß Macht nicht bloß so weit sie wohlthätig wirkt, rechtmäßig sey, sondern vielmehr, weil sie wohlthätig wirken kann, unbedingtes Recht begründe, schmeichelt so sehr den Neigungen aller derer, die sich auf irgend eine Art über Andere erhaben fühlen, daß man sich nicht darüber wundern darf, wenn Herr von Haller außerhalb dem Kreiße wissenschaftlicher Bestrebungen viele Freunde und Anhänger gefunden hat. So viel Wahres und Gutes aber auch in einem so einseitigen Systeme liegen kann, so muß es auch eben so viele Irrthümer erzeugen, und in der Anwendung gefährliche Folgen haben: und der Ton der Begeisterung, womit es verkündigt wird, fordert noch dringender zu einer Prüfung der Principien auf, von denen es ausgeht.

Der Grund des hier darüber ausgesprochenen Urtheils kann gleich in der Ueberschrift des Buchs nachgewiesen werden. Diese kündigt eine Theorie des natürlich geselligen Zustandes, im Gegensatz mit der Chimäre des künstlich-bürgerlichen an. Es ist aber eine Eigenthümlich-

keit der menschlichen Natur, daß der ihr inwohnende Verstand die ursprünglich unbestimmten Verhältnisse unter den Individuen ausbilde, und so nach und nach einen künstlichen gesellschaftlichen Zustand schaffe. Man darf daher den harten Vorwurf, der im Worte Chimärisch liegt, dem Verfasser zurückgeben, und auf das System anwenden, welches er als ausschließlich wahr empfiehlt. Nach seinen Ideen wird die ganze Wissenschaft von den rechtlichen Verhältnissen der Geselligkeit, in eine Geschichte ihrer natürlichen Entwicklung verwandelt. Damit kann aber auch Alles was geschieht gerechtfertigt werden. Es gibt metaphysische Schulen, welche von einem entgegengesetzten Punkte ausgehen als Hr v. Haller, und doch eben dahin gelangen: doch würde er selbst sich von einer in ihrem Sinne geschriebenen metaphysisch-historischen Politik mit Unwillen abwenden.

Nachdem er in den beiden ersten Hauptstücken seines Werks, die Patrimonialstaaten, und die militärischen abgehandelt hatte, folgt im dritten Hauptstücke (vierter Band des Werks) die Lehre von den geistlichen Staaten. Nun lautet zwar die Ueberschrift, von den unabhängigen geistlichen Herren oder den Priesterstaaten: und der Verf. erklärt ausdrücklich in der Vorrede des vierten Bandes, 'daß die Kirchen in seinem an und für sich politischen Werke nicht bloß als solche und nur in geistlicher Rücksicht betrachtet werden, sondern vorzüglich erwiesen werden soll, wie aus denselben auch wirkliche Staaten hervorgehen können.' Er geht aber in der That von einem über alle Politik weit erhabenen Grundsatz aus: und dadurch hat seine ganze Ausführung eine eigene

Richtung erhalten, die hier zunächst bezeichnet werden muß.

So wie in seinem Systeme der naturgemäßen Bildung der menschlichen Gesellschaft, die Macht alles Recht begründet, so beruhet ihm zufolge die Ausbildung der geistigen und sittlichen Menschheit durchaus auf der Autorität einer höheren Weisheit, die nicht in der Natur des Menschen zu finden ist, sondern ihm von Außen her mitgetheilt werden muß. Doch kann diese höhere Weisheit nur durch das Organ der dazu berufenen Menschen verkündigt werden. Die Ueberschrift: Priesterstaaten, sollte also heißen Priesterherrschaft über die Gemüther, worauf dann in der wirklichen Welt Priesterstaaten gegründet werden können. Nun sollen die Grundsätze des Hn v. Haller auf jede Gesellschaft anwendbar seyn, die von irgend einem Religionslehrer gestiftet worden: und er läßt die Beglaubigung des Sifters ganz dahin gestellt. Wer dieses aber auch sey, so ist nach der Lehre des Verf. Autorität allemal der einzige und befriedigende Grund alles religiösen Glaubens: und da eine Religion der menschlichen Natur nothwendig ist, diese das Bedürfniß fühlt und sich irgend einem Glauben ergeben muß, so ist hiermit die Priesterherrschaft begründet. Dieses System welches dem Herrn v. Haller mit dem Grafen von Maistre, dem Abbé de la Mennais, und andern sehr bekannten Schriftstellern unserer Zeit gemein ist, hat nur einen Fehler. Es kündigt selbst an, daß es nicht überzeugen wolle, sondern befehle. Doch bedarf auch diese Lehre einer Ueberzeugung ihrer Schüler, als letzten Grundes, ohne den sie nicht bestehen kann. Denn sogar auch von demjenigen, der unbedingt glaubt, was die Kirche lehrt, muß man doch annehmen, daß er über-

zeugt sey, er müsse glauben was die Kirche glaubt und lehrt. Wo man immer den Punct suchen mag, auf welchem das Recht der eigenen Prüfung und Ueberzeugung eintritt; — so viel es deren auch auf der Linie geben mag, welche die unendliche Mannigfaltigkeit der Abstufung menschlicher Seelenkräfte bildet: — so weit man immer den Punct, wo eigene Ueberzeugung und Gewissen eintreten, zurückschieben mag: irgendwo muß er zu finden seyn. Wer dieses abläugnet, vernichtet damit den Begriff eines vernünftigen Wesens. Diesen innern Widerspruch im Systeme der absoluten Autorität in Glaubenssachen darf man dem Verfasser der Restauration um so mehr entgegenhalten, da er das Recht der eigenen Einsicht und Ueberzeugung, dem er so abgeneigt ist, selbst anerkannt hat, indem er aus Ueberzeugung die kirchliche Gemeinde, in der er erzogen und unterwiesen worden, verließ, und zu einer andern übertrat: obgleich jene mehrere Jahrhunderte lang in seinem Vaterlande bestanden hatte, ihre Lehre durch wenigstens sechs Generationen auf ihn übergegangen war, und das Princip der Autorität, nach seinen eigenen Grundsätzen auch auf sie angewandt werden konnte.

Dieses Princip der Herrschaft einer höhern Weisheit über die Gemüther ihrer Schüler führt zu einer geistigen Gemeinschaft unter den Gläubigen. Wenn aber diese unsichtbare Kirche, die Civitas dei des heil. Augustinus, in die sinnliche Welt eingeführt werden soll, um die Menschen über das materielle Interesse zu erheben, und zu ihrer höhern Bestimmung auszubilden, so wird eine äußere Form nöthig, um der Gemeinde Bestand zu geben, und sie fortzupflanzen. Die Lehre hat indessen an sich selbst nur in so weit Autorität, als sie Ueberzeugung zu



bewirken vermag: und dem gemäß darf die Kirche, welche auf Uebereinstimmung des Glaubens gegründet wird, sich keinen Zwang über ihre Mitglieder anmaßen. Sie kann nach ihrem Gefallen von sich ausschließen, so wie auch jedes einzelne Mitglied austreten darf. Läßt man aber dieses gelten, so entsteht eine Kirche welche den Englischen Independenten gleicht. Ein solches System ist mit der vollkommensten Reinheit und Erhabenheit religiöser und sittlicher Gesinnungen gar wohl vereinbar. Wer daran zweifelte, möchte nur z. B. das Schreiben des Quäkers Howard lesen, welches in Göthe's Werken (51. Band S. 248) abgedruckt ist. Eine Kirchenverfassung aber, zu welcher das Princip der vollkommenen Unabhängigkeit des Individui in der Religion führt, wird sich immerfort wieder auflösen: und eine äußere Kirche, welche doch für ein wesentliches Bedürfniß der menschlichen Gesellschaft erkannt worden, wird wieder unmöglich. Es ist daher weder das Princip der ursprünglichen Freyheit des Geistes, noch das entgegenstehende Princip der Autorität in Glaubenssachen, tauglich eine äußere Kirche darauf zu gründen. Dazu ist es, was auch Herr v. Haller immer sagen mag, nothwendig, sich über künstliche Anstalten zu vereinbaren. So bald aber eine Form gesetzlich wird, so gilt von ihr, hier so wie immer in der äußern Welt, der Grundsatz des französischen Rechts, *la forme emporte le fond*. Die Rechte der kirchlichen Autorität, die Herr von Haller mit Recht der göttlichen Lehre beylegt, werden auf diejenigen übertragen, welche das äußere Zeichen der ihnen verliehenen Priesterwürde an sich tragen: und da darf man wohl fragen, ob die wohlthätigen Folgen des Verhältnisses zwischen dem geweihten

Priester und seinen Beichtkindern, welche Hr v. Haller so schön darstellt, auch da zu erwarten sind, wo das Verhältniß selbst nicht auf eignem gefühlten Vertrauen, sondern auf einem von der Kirche ausgehendem Befehle beruhet.

Der Verfasser des vorliegenden Buches verspricht eine vollständige Rechts- und Klugheitslehre der geistlichen Autorität in der menschlichen Gesellschaft. Man erwartet daher zunächst ein System von Grundsätzen über das Verhältniß der Kirche zu der weltlichen Geselligkeit (denn wir dürfen ihm gegenüber, den Ausdruck, zu der bürgerlichen Gesellschaft nicht gebrauchen). Hier ist aber eine auffallende Lücke. Der Verf. setzt die Existenz einer religiösen Gemeinde voraus, die von einem durch überirdische Weisheit Erleuchteten gestiftet worden, legt ihr eine auf höhern Ursprung gegründete vollkommene Unabhängigkeit bey, übergeht aber ihre Collisionen mit der weltlichen Regierung. Er behauptet zwar (im 4ten Bande S. 174) daß die Unabhängigkeit der freyen Kirche, mit den Verhältnissen ihrer Mitglieder zu weltlichen Herrschaften, denen sie sich weder entziehen können noch sollen, gar wohl vereinbar sey. Dieses setzt aber eine genaue Bestimmung der Gränzen des Geistlichen und des Weltlichen voraus, die in der Wirklichkeit auf mannigfaltige Art in einander laufen: und eben über diese Gränzen hat bekanntlich jede Kirche ihre eigenen Grundsätze. Deswegen ist es aber unmöglich eine allgemein gültige Theorie des Kirchenrechts aufzustellen. An jenen Klippen muß jeder Versuch dazu scheitern. Der Verf. vermeidet sie so sorgfältig, daß er in seiner ganzen Abhandlung der Exemtio fori der Geistlichen nicht ein einziges Mal, und nicht mit einem einzigen Worte gedenkt. Doch macht

dieser Gegenstand den Hauptpunct der größten Streitigkeiten aus, durch welche die christlichen Völker seit so vielen Jahrhunderten innerlich erschüttert und zerrissen sind.

Anstatt sich hierüber zu erklären, geht Hr v. Haller sogleich zu der Verbindung einer geistlichen Autorität mit Territorialherrschaft über. Auch hier setzt er die Unabhängigkeit des Besitzes und der Verwaltung der Kirchengüter voraus, und übergeht das Verhältniß der geistlichen Corporationen zu den Territorialherren, von welchen doch nur die souveränen Priesterstaaten in Ansehung ihrer Besitzungen unabhängig sind. Hr v. H. verspricht zwar eine allgemeine Theorie des Kirchenrechts, welches jeder Stifter einer Religion auf sich soll anwenden können. Doch nimmt dieser Schriftsteller, der immerfort seine Ansichten der Geschichte einmischt, und dem sogar das Mohamedanische Chalifat nur ein vom Christenthume abgefallener Zweig ist (Th. 5. S. 327), nur auf die Römisch = Catholische Kirche Rücksicht. Der ganze vierte und fünfte Band sind eigentlich nur eine Darstellung des Systems derselben, und eine Erklärung ihrer Ceremonien. Nun ist beides, jene Hierarchie und diese Symbolik, in einer langen Reihe von Jahrhunderten durch die Bemühungen sehr vieler Männer von hohem und durch den Eifer für die Religion belebten Geiste, und durch die Anwendung ungemeyner Talente ausgebildet. Es ist daher begreiflich, daß es einen hohen Grad von Consequenz und innerer Vollkommenheit erreicht hat, und daß der Verf., der dem Glauben der Römischen Kirche zugethan ist, sich dadurch zu einer gränzenlosen Bewunderung hinreißen läßt. Haben wir doch viele Beispiele von Schriftstellern, welche den Lehren der catholischen Kirche abhold, bloß wegen der Consequenz ihres hierar-

wischen Systems, von diesem und von Gregor VII. und Innocenz III., bloß weil sie den Willen und die Kraft hatten, zu herrschen, mit einer Begeisterung reden, die mit ihrem Berufe als Geschichtschreiber so sehr im Widerspruche steht, daß man sie oft für erkünstelt halten möchte.

Hr von Haller erklärt das ganze System, die Verfassung, die Lehren und die Gebräuche der röm. Kirche, so daß dieses Alles im schönsten Lichte erscheint. Eben so hat es ohne Zweifel in der langen Zeit, während welcher diese Kirche bestanden hat, in dem Geiste und Gemüthe unzähliger frommer, weiser und wohlwollender Bischöfe, Priester, Ordensbrüder und Layen existiert: und es lebt ohne Zweifel noch ebenso jetzt in vielen Einzelnen. Der Verf. der Restauration stellt aber alles dieses als nothwendig und allgemein dar. In seiner Theorie und seiner Geschichte der catholischen Kirche ist diese immer an allem Mißbrauche ihrer Autorität unschuldig. Die weltliche Macht ist es immer allein, welche angeklagt werden muß, wenn die milde Lehre und Liebe der Hirten zu der Heerde in die grausamste Behandlung der Ungläubigen und Ungehorsamen übergegangen ist. In des Prof. Ranke urkundlich documentirter Geschichte des Papstthums (im zweyten Bande seiner historischen Schriften) erscheint die Sache ganz anders.

Bei der Vorliebe des Herrn von Haller für Macht und Autorität, in welcher Gestalt sie auch immer auftreten mögen, war es zu erwarten, daß er sich in seiner Darstellung der Römisch-Catholischen Kirche für die unbedingte Autorität ihres Oberhauptes erklären würde. So wie er in seiner Theorie der weltlichen Herrschaft, die Landstände zu bloßen Rathgebern der Fürsten macht, so sind ihm die Bischöfe auch bloße Diener und Rathgeber der Päpste. Nun kann

man allerdings annehmen, daß die Autorität, wenn sie schon an sich selbst nothwendig und heilsam ist, auch so viel möglich concentrirt seyn müsse: sie wird dadurch um so viel wirksamer. Ist sie aber nicht schon als bloße Autorität rechtmäßig und wohlthätig, kann sie auch gemißbraucht werden, so ist es nothwendig, sie zu beschränken: und dieses ist auch in Beziehung auf die geistliche Autorität von vielen Parteyen in der Rödmisch-Catholischen Kirche selbst anerkannt. Denn in ihr gibt es, was Herr v. H. auch immer sagen mag, Parteyen, die mit großer Hefigkeit über diese Fragen gestritten haben. Er will von allen Concilien, welche vergeblich bemüht gewesen sind den Streit zu schlichten, nichts wissen. Es ist als existierten sie für ihn nicht: für ihn, der sich so oft auf Geschichte beruft. Das Tridentinische Concilium ist ihm allein gültig. Doch beruhet auch die nicht in der ganzen catholischen Kirche anerkannte Autorität desselben nur auf dem Ausspruche des Oberhauptes der Kirche, dessen Recht zu entscheiden eben geläugnet wird. Noch im achtzehnten Jahrh. ist Febronius zwar höchsten Orts gemißbilligt, aber nicht widerlegt.

Die Restauration der Staatswissenschaft wird daher unter den eigenen Glaubensgenossen ihres Verf. selbst großen Widerspruch erregen. Wie wenig das Werk geeignet ist, außerhalb derselben Eingang zu finden, erhellt am besten aus der Vergleichung mit einigen Schriften, welche eben während der Zeit erschienen sind, in der Hr. v. H. schrieb: dem Kirchenrechte des Geh. Staatsraths Eichhorn, worin aus den historischen Quellen dargethan wird, daß die Lehren der Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts dem Glauben und der Kirchenverfassung des apostolischen Zeitalters und der ersten vier Concilien gemäßer sind, als die spätern Symbole und

Statute der Römisch-Catholischen Kirche; und des Herrn v. Stourdza Considerations sur la doctrine et l'Esprit de l'Eglise orthodoxe (1816, u. 1834 deutsch übersetzt), einer Schutzschrift für die griechische Kirche gegen die Anmaßungen der catholischen einzig rechtgläubigen; deren Oberhaupt von dem Vf. mit Vorwürfen überhäuft wird, die dem Geiste der Zeiten nach im Ausdrucke weniger heftig lauten, im wesentlichen aber den Anklagen des Dr Luther wenigstens gleich sind.

Jedem der den religiös-politischen Zustand von Europa zu kennen und richtig zu beurtheilen wünscht, ist eine ernstliche Beschäftigung mit den hier genannten Schriften, in Verbindung mit dem Werke des Hn v. H., zu empfehlen. Sie wird zunächst zu der Ueberzeugung führen, daß die von vielen Seiten gewünschte Wiedervereinigung der Protestantischen Kirchen mit der Römisch-Catholischen unmöglich ist. Das schöne menschenfreundliche Wort Einigkeit bedeutet hier nichts als Unterwerfung: und ein Friede unter den bestehenden Parteyen kann nicht eher Statt finden, als bis die in der Wiener Congreßacte ausgesprochene Gleichheit derselben vom Papste anerkannt, und die Protestantischen Kirchen nicht mehr als widerspenstige, sondern wenigstens als schismatische behandelt werden.

Wir haben uns auf eine allgemeine Anzeige des vorliegenden Werks beschränken müssen. In die Prüfung des Einzelnen einzugehen, diesem durchgehends Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, aber auch das Mangelhafte und Irrige auszuzeichnen, müßte ein Buch über ein Buch geschrieben werden. Doch können wir uns nicht enthalten, zum Schlusse eine Stelle auszuzeichnen, in welcher der Verf., der doch die unbedingte Herrschaft des Mächtigen durchaus gel-

tend machen will, selbst mit einer Naivität, die dem Leser fast einiges Lächeln abnöthigt (S. 313 des fünften Bandes), in der Erläuterung der Krönungs-Ceremonien erwähnt, daß der consecrierende Erzbischof zu den Umstehenden spricht: *vultis tali Principi et rectori vos sub-jicere? — vultis?* darauf müßte die Antwort doch auch lauten können, *nolumus*. In der bloßen Frage liegt also schon eine Anerkennung der dem *Hn v. H.* so verhaßten Souveränität des Volks: und sie wird hier von dem Repräsentanten der heiligen Kirche selbst ausgesprochen. So ward auch die Anrede in alten Zeiten von den Aragonesischen Baronen, den Ungarischen Magnaten und den Edeln und Freyen vieler andern Nationen verstanden. In neuern Zeiten hat sich der Kreis derer, die dabey mitreden wollen, sehr erweitert. Allen diesen Ansprüchen liegt aber das Princip zum Grunde, daß die innere Freyheit vernünftiger Wesen ihre äußere Unabhängigkeit begründe. Da nun dieses Princip weder als Idee verworfen, noch in der Wirklichkeit dargestellt werden kann; das entgegenstehende Princip der Abhängigkeit eines jeden Individuums von Höheren, Mächtigeren und Weiseren, aber ebenfalls als Idee nicht unbedingt gebilligt werden kann, und in der wirklichen Darstellung kein befriedigendes Resultat gibt, so werden beide hohe Parteyen, die in der Geisteswelt gegen einander auftreten, die Souveränität des Volks und die Legitimität der Herrschenden, sich wohl herablassen müssen, sich in der irdischen Welt mittelst einer Uebereinkunft zu versöhnen: wenn sie nicht die Entscheidung ihres Streits einem Gottesurtheile anheim stellen wollen, das sich durch ein *brutum fulmen* ausspricht.

## M ü n c h e n.

Grundlage zur teutschen Geschichte. Quellenforschung; von Dr. Söttl, Professor. 1832. 32 Seiten in 8. (Frezburg, bey Wagner).

Der Verfasser dieser Schrift, der als fleißiger Geschichtsforscher uns schon durch mehrere Schriften (S. g. U. 1828. St. 162; und 1832. St. 204) und auch durch seinen hiesigen Aufenthalt früher bekannt ist, bemerkt in der Vorrede, daß er das Studium der deutschen Geschichte sich zur Aufgabe seines Lebens gemacht habe, und sie in einem ausführlichen Werke behandeln werde. Unter der Grundlage in der vorliegenden Schrift versteht er die aus den Quellen geschöpfte Erörterung des Zustandes des deutschen Volks, als es im Römischen Zeitalter zuerst anfängt in der Geschichte welthistorisch aufzutreten. Nicht mit Unrecht, in sofern die Entwicklung eines Volks zunächst aus ihm selbst und seinem ursprünglichen Zustande hervorgehen muß. Er faßt die Untersuchung in vier Fragen zusammen. I. Unterschied der Kelten und Germanen, oder der Gallier und Teutschen. Bey dem öftern Mißbrauch des Namens der Kelten ist diese Untersuchung keinesweges überflüssig. Sie waren nach den Angaben von Tacitus und Cäsar verschieden durch Farbe und Gestalt, durch ihre Sprache, durch ihre Sitten und Einrichtungen. Die große Verschiedenheit des Nationalcharacters, wie ihn schon Cäsar so sprechend bey den Galliern schildert, ist wohl schon der stärkste Beweis ihrer ursprünglichen Verschiedenheit. II. Hatten die alten Teutschen einen Priesterstand? Der Verf. zeigt aus



denselben Quellen, daß die Germanen zwar wohl einzelne Priester bey den einzelnen Völkerschaften hatten, daß diese aber keinesweges einen Stand, wie die Druiden bey den Galliern, bildeten. Der Verf. hat gewiß darin Recht daß die Druiden ein bloß Gallisches Institut waren, das niemals bey den Germanen, vielleicht einzelne Fälle ausgenommen, Eingang fand, da auch der Cultus bey den Völkern verschieden war. Wir hätten indeß gewünscht daß der Vf. auch das Verhältniß der Barden und Priester bey den Germanen hier erörtert hätte. III. Auf welcher Stufe der Cultur standen die alten Deutschen? Man weiß wie verschieden auch diese Frage beantwortet ist. Sie waren, sagt der Verf., nach allen Angaben von Cäsar und Tacitus, im allgemeinen ein kriegerisches Hirtenvolk; aber, setzt er mit Recht hinzu, kein Nomadenvolk, da jede einzelne Völkerschaft auch ihr Gebiet hatte. Viehzucht war also die Hauptbeschäftigung, da Ackerbau wenig oder auch gar nicht getrieben ward, und auch die Viehzucht ihnen ihre Hauptnahrungsmittel gab. Es ist dieß aber nur von den Völkerschaften diesseits des Rheins zu verstehen, denn daß bey denen die jenseit in Gallien und Belgien sich niederließen, manches sich anders gestaltete, darf nicht unbemerkt gelassen werden. IV. Die Entstehung der Könige bey den Deutschen. Es möchte wohl manche falsche Nebenidee hier von selbst verschwinden, wenn man das Römische Rex nicht durch König, sondern Hauptling übersetzte. Denn die Germanen bildeten kein Reich, keinen geschlossenen Staat unter einem allgemeinen Oberhaupt, auch keinen Staatenbund; einzelne Stämme wählten sich die Vorsteher (Grafen) ihrer Gauen und Gemeinden,

ble im Frieden nichts mehr als bloße Richter waren. Für den Krieg wurden Heerführer (Herzöge) gewählt, deren Macht mit dem Kriege aufhören sollte, wiewohl sehr natürlich das Streben entstand sie zu behalten. Der Verf. bemerkt sehr fein, daß hier sich schon eine Verschiedenheit zwischen der Schilderung von Cäsar und Tacitus zeigt. Hermann selber war vermuthlich als Opfer eines solchen Strebens gefallen. Was aber diesem Anführer des Volks nicht gelang, das erreichten in der Folge die Häuptlinge mit ihrem Gefolge (comitatus). Dieses Institut, aus dem die nachmaligen Könige hervorgingen, mit seinen Folgen wird dann weiter erläutert. Der Verf. findet es selbst sehr wahrscheinlich daß aus solchen Gefolgen Völkerschaften entstanden, wohin er besonders die Gatten rechnet; vielleicht auch die Sueven, Ostgothen und andere. Wir müssen freylich hier bey Vermuthungen stehen bleiben, da der Ursprung der Völkerstämme über die Geschichte hinaufreicht.

Als Probe seines größern Werks über die deutsche Geschichte hat der Verf. so eben ein Heft 86 S. in 8. 1835. (Freyburg bey Wagner) abdrucken lassen, das Zeitalter von Friedrich II. und Joseph II. umfassend. Wir können versichern, daß Niemand dasselbe ohne Interesse lesen wird, wenn es gleich bey einem so vielseitigen Gegenstande in der Natur der Dinge liegt, daß die Ansichten des Lesers nicht immer mit denen des Verfs. übereinstimmen werden.

Hn.

Bev dem Schluß dieser Anzeige erhalten wir bereits den Anfang des oben erwähnten größern Werks: Geschichte der Teutschen von Dr.

Schl. Erster Band, Erstes Buch, 44 S. in 8. das alte Deutschland mit seinen Bewohnern; Zweytes Buch, 38 S. die Eroberungszüge der Deutschen (die Völkerwanderung), wovon wir eine weitere Anzeige auf die Erscheinung der folgenden Lieferungen (deren überhaupt 22 in vier Theilen seyn werden) um so mehr versparen müssen, da das vorliegende erste Buch größtentheils weitere Ausführung der oben angezeigten Grundlage ist. Beide zusammen, besonders das zweyte, geben aber bereits hinreichende Beweise von dem fleißigen und umfassenden Quellenstudium des Vf., welche sorgfältig, oft auch mit Aushebung ihrer Worte, in den Anmerkungen angeführt sind. Alle zwey Monate werden zufolge der Ankündigung drey Lieferungen erscheinen. Wir dürfen also einer baldigen Beendigung entgegen sehen.

Hn.

### C e l l e.

Die Reagentienlehre für die Pflanzenanalyse vom Hofrath Dr. du Menil, Königl. Oberbergcommissär zc. 1834. 190 S. 8. Wir müssen uns mit einer allgemeinen Anzeige dieses mit großem Fleiß geschriebenen Buches begnügen, da die Beschaffenheit desselben, in 118 einzelnen Artikeln, nebst einer Uebersicht der Reagentien die man bey chemischer Prüfung bey einer gewöhnlichen Analyse zur Hand haben muß, eine ins Einzelne gehende Beurtheilung nicht gestattet. Es ist dem Herrn Tromsdorf zu seinem Jubiläum gewidmet; man wird von dem was darin erwartet werden kann, nichts vermissen.

---

G ö t t i n g e  
g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

48. Stück.

Den 28. März 1835

P a r i s.

Chez Bachelier: Mémoires métallurgiques sur le Traitement des Minerais de Fer, d'Étain et de Plomb en Angleterre, faisant suite au voyage métallurgique de MM. Dufrenoy et Elie de Beaumont, Ingénieurs des mines; par MM. Léon Coste et Auguste Perdonnet. 1830. XI und 415 S. in Octav. Mit XIV Kupfertafeln.

Die Metallproduction Englands ist von Allem was diese wunderbare Insel aus eigenem Material hervorbringt das Bedeutendste und Merkwürdigste. Nicht allein ist dieser am tiefsten und festesten wurzelnde Industriezweig der kräftigste Hebel für mannigfaltige andere Productionen, sondern er legt auch selbst ein besonders schweres Gewicht in die Englische Handelsbilanz. Was wäre das Englische Fabrikenwesen ohne das aus eigenem Eisenstein auf eigenen Hüttenwerken ge-

schmolzene und zubereitete Eisen? Wenn es anerkannt ist, daß der jetzige Zustand der Englischen Industrie von dem Besitze der Steinkohlen und dem Gebrauche der Dampfmaschinen abhängt, so ist doch eben so wenig zu verkennen, daß die Steinkohlen weder mit Vortheil zu Tage gefördert, noch nach den Orten ihrer Bestimmung geschafft, und daß weder die Dampfmaschinen construirt noch die Dämpfe zur Hervorbringung der unendlich mannigfaltigen Bewegungen benutzt werden könnten, wenn nicht das Eisen zu den Bergwerksketten, Schienenwegen, Dampfmaschinen-Cylindern, Walzwerken, Spinnmaschinen, Maschinenwebestühlen u. s. w. vorhanden wäre. Im Verhältniß zur Größe Englands ist seine Eisen-, Kupfer-, Bley- und Zinn-Production ungeheuer; kein anderes Land kann sich in dieser Hinsicht mit England messen. Und wie die Masse der jährlich producierten Metalle Erstaunen erregen muß, so nicht minder die colossale Größe der Anstalten, welche sie in den Zustand von Handelswaare versehen. Von allem Außerordentlichen was die Technik dem Auge des Beschauers in England vorführt, nehmen die Eisenwerke in Staffordshire und zumal in Süd-Wallis hinsichtlich des Großartigen in den Anlagen und in den Wirkungen chemischer und mechanischer Kräfte unstreitig die erste Stelle ein. Es gibt dort einzelne Hohöfen, welche des Jahrs mehr Roheisen producieren, als sämtliche Hannoversche Eisenhütten zusammen genommen! Die Mittel genau kennen zu lernen, wodurch so außerordentliche Leistungen möglich werden, ist nicht allein in vielfacher Beziehung höchst anziehend, sondern zugleich von größter Wichtigkeit, wenn es darauf ankommt, die väterländische Metallproduction

möglichst zu heben und zu vervollkommen, und damit geeignete Maßregeln zu verbinden, um dem Eindringen der ausländischen Waare, welche die inländische Fabrication immer mehr einengt, Gränzen zu setzen. Vergebens sucht man in Englischen Schriften nach genügenden Aufschlüssen über das dortige Hüttenwesen. Wie der Engländer überhaupt mehr auf That als auf Rede, und mehr auf das lebendige Wort als auf den todten Buchstaben hält, so vor Allem in der Technik; wozu denn freylich noch kommt, daß das eigene Interesse mit der Bekanntmachung technischer Fortschritte streitet, und daß diejenigen, welche die technischen Anstalten betreiben oder leiten, sich im Allgemeinen mehr durch einen richtigen Tact — gleichsam durch einen technischen Instinct — als durch theoretische Bildung auszeichnen. An französische, schwedische und deutsche Schriftsteller muß man sich wenden, wenn man über das Englische Hüttenwesen etwas zu erfahren wünscht; und ganz besonders gebührt französischen Metallurgen das Verdienst, zuerst genauere Kunde über die Englischen Hüttenproceße verbreitet zu haben. Am mehrsten verdankt man in dieser Hinsicht dem im Jahre 1827 erschienenen Werke von Dufrenoy und Elie de Beaumont, 'Voyage métallurgique en Angleterre', und der vorliegenden Schrift. Da jenes Buch zufällig in diesen Blättern nicht angezeigt worden, so möge hier wenigstens das letztere eine, wenn gleich etwas verspätete Würdigung finden. Beide Werke bestehen aus Abhandlungen, welche ursprünglich einzeln in den Annales des Mines erschienen waren. Die Schrift der Herren Coste und Perdonnet dient zur Ergänzung der metallurgischen

Reisebemerklungen der Herren Dufrenoy und de Beaumont. Jene bereisten nach diesen die Englischen Hüttenwerke; sahen Mehrere, welche von Letzteren nicht berührt worden waren; und lernten auf den Werken, welche diese früher besucht hatten, manche neue Einrichtungen und Verfahrensarten kennen. Auch boten sich den Ersteren mehrere Gelegenheiten zur Erlangung öconomischer Notizen dar, welche den Letzteren entgangen waren.

Die erste Abtheilung obiger Schrift handelt von der Gewinnung des Eisens. Zuvörderst einige statistische Bemerkungen. Nach einer am Schluß des Jahrs 1825 und zu Anfange von 1826 gefertigten glaubwürdigen Liste, belief sich die Anzahl der Eisen-Hohöfen in Großbritannien auf 374, von denen 262 im Betriebe waren. Die jährliche Roheisengewinnung kann man zu 600,000 Tonnen oder 12,000,000 Centner anschlagen, für welche Production allein etwa 2,534,454 Tonnen oder 50,689,080 Centner Steinkohlen verbraucht werden. — Fabrication der Coaks in freyer Luft und in Defen. Röstung der Eisensteine. Darstellung des Eisens. Von der Roheisen-Fabrication in Staffordshire, in Süd-Wallis, im nördlichen Theil von England, und in Schottland. Die Hohöfen haben gewöhnlich eine Höhe von 40 bis 50 Fuß; in Süd-Wallis, wo man die höchsten findet, gibt es sogar einige, welche 60 Fuß und darüber messen, wobey sie im Kohlensack wohl eine Weite von 18 Fuß haben. Die Blasmaschinen welche man auf den Eisenhütten in Süd-Wallis anzuwenden pflegt, bestehen aus einem mächtigen Cylinder, der am gewöhnlichsten einen Durchmesser von 105 Zoll, und einen Kolbenhub von

8 Fuß hat. Die Bewegung wird durch eine Dampfmaschine bewirkt, deren Cylinder einen halb so großen Durchmesser als der Blas cylinder und eine Kraft von 110 Pferden zu haben pflegt. Bey diesen Größen=Verhältnissen versorgt eine Blasmachine in der Regel drey hohe Defen und drey Raffinierheerde mit Wind. Wenn man den Kolben, wie gewöhnlich, 15 Mal in der Minute heben läßt, und bey den sehr sorgfältig gearbeiteten Maschinen annehmen darf, daß 95 Procent von der Luft, welche sie ihrem Inhalte nach geben können, wirklich in den Ofen gelangt, so liefert ein Blas cylinder 13703 Cubikfuß Luft in der Minute! Nach den Notizen welche die Verfasser über den Erzeugungspreis des Roheisens mitgetheilt haben, kann man solchen bey der zum Verfrischen bestimmten Sorte in Staffordshire zu 8,87 Franken auf den metrischen Centner annehmen, welches auf den Centner von 110 Pfund kölnisch etwas über einen Thaler Conventionsgeld macht, und daher nur etwa die Hälfte von dem durchschnittlichen Productionspreise des Roheisens auf den Hannoverschen Eisenhütten beträgt. Auf den Werken in Südwallis wird das Roheisen sogar noch etwas wohlfeiler produciert.

Es folgen Nachrichten über die Fabrication des geschmeidigen Eisens. Man unterscheidet in Staffordshire bey dem Stabeisen fünf verschiedene Qualitäten: 1) Common iron. 2) Common best. 3) Best iron. 4) Best best. 5) Horsenail, eine Eisensorte, bey deren Verfertigung man allein oder zum Theil Holzkohlen anwendet. In Wallis werden nur drey Nummern fabriciert: №. 1. Stabeisen welches nach dem Puddling=Proceß eine Hitze erhalten hat und



zweymal gewalzt worden. №. 2. Eisen welches zwey Hißen empfangen hat und drey mal gewalzt worden. №. 3. Eisen welchem man drey Hißen gegeben hat und welches viermal gewalzt worden. Steinkohle ist gegenwärtig mit geringen Ausnahmen das einzige Brennmaterial, dessen man sich in England zum Verfrischen des Roheisens bedient. Die Verfasser beschreiben indessen ein in Wallis übliches Verfahren, wobey Coaks und Holzkohlen gemeinschaftlich angewandt werden, und wodurch man eine Stabeisensorte erzielt, die im Handel sehr geschätzt, beynah noch einmal so theuer als das ordinäre Stabeisen bezahlt, und besonders zur Fabrication von Weißblech verwandt wird. Die Verf. berechnen den Fabricationspreis von 1 metrischen Centner des gewöhnlichen, für den Handel bestimmten Stabeisens (Common merchant iron) in Staffordsshire zu 18,42 Franken, welches auf den Centner von 110 Cölnisch nahe an 2½ Thaler Conventionsgeld macht; wogegen auf den meisten unserer Hütten die Fabricationskosten von 1 Centner des gewöhnlichen Stabeisens zwischen 4½ und 4¾ Thaler schwanken mögen. Ueber den Materialien-Verbrauch, wie er auf den Hütten in Staffordsshire gewöhnlich ist, theilen die Verf. folgende interessante Notiz mit.

Zu 100 Pfund Stabeisen gehen auf:

395,59 Pf. rohe Miner	} geben	134,61 Roheisen (forge-pig).
85,07 Pf. Fluß		
514,77 Pf. Steinkohle		
100,85 Pf. Steinkohlenklein		

134,61 Pf. Roheisen geben 121 Pf. raffiniertes Eisen (fine-metal) wobey 86,25 Pf. Steinkohle und 55 Pf. Steinkohlenklein aufgehen.

121 Pf. raffiniertes Eisen geben 110 Pf. gepuddletes. Bey dem Puddlen werden 110 Pf. Steinkohle und 55 Pf. Steinkohlenklein verbraucht.

110 Pf. gepuddletes Eisen geben 100 Pf. Stabeisen. Die Operation erfordert 60,72 Steinkohle und 50,75 Steinkohlenklein.

Auf 100 Pf. Stabeisen beträgt die ganze Consumption von Steinkohle und Steinkohlenklein 1003,34 Pf., mithin das Zehnfache.

Zur Vergleichung mit dieser Angabe theilen wir mit, was auf unseren Hütten zur Darstellung von 100 Pf. des gewöhnlichen Stabeisens an Materialien verbraucht wird, und wählen dazu das Betriebsjahr 1831, von welchem uns gerade sichere Nachweisungen vorliegen, und zwar zunächst die Eisenhütte bey Uslar am Solling, wo bloß Büchekohlen angewandt werden.

Auf 100 Pf. Stabeisen wurden daselbst verbraucht:

380 Pf. Beschickung, welche in 1000 Theilen		
aus 899 Theilen Eisenstein		
53	—	Fluß
48	—	Frischschlacken
bestand.		

23½ Pf. Röstekohlen

198 Pf. Schmelzkohlen

welches 129 Pf. Roheisen gab, woraus bey einem Verbrande von 207 Pf. Kohlen 100 Pf. Stabeisen erfolgten.

Die Fabrication von 100 Pf. Stabeisen erforderte mithin einen Aufwand von 428½ Pf. Büchekohlen — etwas mehr als das Bierfache — und aus 100 Pf. Roheisen wurden 77,5 Pf. Stabeisen erzeugt; wogegen in Staffordshire

nach obiger Angabe nur 74,3 Pf. Stabeisen aus 100 Pf. Roheisen zu erfolgen pflegen. Nach den Betriebsergebnissen von sämmtlichen Hannoverischen Eisenhütten wurden im Jahre 1831 durchschnittlich 76,43 Pf. Stabeisen aus 100 Pf. Roheisen fabriciert.

Wenn nun diese Vergleichung die Deconomie unserer Eisenhütten in einem günstigen Lichte erscheinen läßt, so drängt sich um so mehr die Frage auf, worin es liegen möge, daß man auf den Englischen Eisenwerken so viel wohlfeiler producieren kann als auf den unsrigen; welches dem der die Verhältnisse nicht genauer kennt, besonders auffallen muß, da bekanntlich das Arbeitslohn in England sehr viel höher als bey uns ist. Dieß Räthsel ist indessen nicht schwer zu lösen. Die Hauptursachen der wohlfeilen Eisencabrication in England liegen in dem außerordentlichen Ueberflusse an Steinkohlen und Eisenstein, welche gemeinschaftlich mit verhältnißmäßig geringen Kosten zu gewinnen sind; in der günstigen Lage der Eisenwerke, indem die mehrsten ganz in der Nähe der Steinkohlen- und Eisensteins-Lagerstätten sich befinden; in der colossalen Größe der Anlagen, wodurch eine große Production und hierdurch mehrere Vertheilung der Generalkosten möglich wird; in der Anwendung von Mitteln, wodurch die Fabrication im hohen Grade beschleunigt wird, unter denen der Gebrauch von Walzwerken statt der Hammerwerke von besonders großem Einfluß ist; und dann freylich auch darin, daß der Betrieb in den Händen von Privatpersonen sich befindet, wodurch die Kosten des beaufsichtigenden und dirigierenden Personals sehr vermindert, und

auch noch andere Vortheile erreicht werden. Daß zur Anlage und zum Betriebe von so colossalen Werken außerordentlich große Capitalien erforderlich sind, wie sie bey uns Privatunternehmern nicht leicht zu Gebote stehen, begreift sich leicht. Uebrigens ist aus dem was vorhin über die Fabricationskosten des Englischen Stabeisens mitgetheilt worden, erklärlich, wie es möglich ist, daß es zu so sehr niedrigen Preisen bey uns in den Handel gebracht werden kann; wobey freylich nicht übersehen werden darf, daß nur die schlechtesten Sorten des Englischen Stabeisens zu uns zu gelangen pflegen, und daß die Eisenhüttenbesitzer in England durch die außerordentliche Concurrenz gezwungen werden, ihre Fabricate mit sehr geringem Gewinn zu verkaufen; daher ihr Hauptbestreben dahin geht, durch möglichst starken und raschen Umsatz sich einigermaßen schadlos zu halten.

Den Beschluß der ersten Abtheilung machen einige Bemerkungen über die Englischen Eisengießereyen und die Gußstahlfabrication zu Sheffield, von welchen die letzteren nicht sehr befriedigend sind.

Die zweyte Abtheilung der vorliegenden Schrift handelt von der Gewinnung des Zinnes und des Bleyes. Zuvörderst über die mechanische Aufbereitung der Zinnminern in Cornwall, nebst einigen Bemerkungen über die Aufbereitung der Kupfererze; dann über die Zinnschmelzprocesse zu Saint-Austle, Carvedras bey Truro und Penzance. Die von den Verfassern mitgetheilten Notizen betreffen hauptsächlich einige neuere Verbesserungen des Zinnschmelzwesens in Cornwall. Die von ihnen beschriebenen Ofen wei-

den von denen in dem Werke von Dufrenoy und de Beaumont angegebenen ab; auch hat sich nach den von Ersterem gegebenen Nachrichten der Brennmaterial-Aufwand vermindert.

Der von der Bleigewinnung handelnde Abschnitt enthält zuerst einige Bemerkungen über die Bleibergwerke und die mechanische Aufbereitung der Bleierze in Derbyshire, Wallis, Cumberland, Yorkshires und Cornwall; dann ist darin von den Bleischmelzprocessen die Rede. Von der Zugutemachung der Bleierze in Reverbieröfen, wie sie zu Lea, unweit Matlock in Derbyshire, in der Gegend von Holwell in Nord-Wallis, zu Alston-Moor in Cumberland, zu Grassington in Yorkshires und in Cornwall betrieben wird, nebst einer Vergleichung der Englischen Prozesse mit denen, welche auf dem Continente üblich sind. Angehängt sind von Herrn Berthier gemachte Analysen einiger Producte der Englischen Bleyhütten.

### L e i p z i g.

Bey Fleischer: Lehrbuch der vergleichenden Zoologie. Mit steter Hinsicht auf Physiologie ausgearbeitet, und durch zwanzig Kupfertafeln erläutert von Carl Gustav Carus. Der zweyten durchgängig verbesserten, umgearbeiteten, vermehrten und mit durchaus neuen Tafeln versehenen Auflage erster Theil. XXXII und 414 S. Der zweyten u. s. w. Auflage zweyter Theil. VI und von der 417 bis zur 836. S. 1834. Octav.

Das hier anzuzeigende Buch ist, wenigstens in der ersten Auflage, allgemein bekannt; es

braucht wohl nicht erwähnt zu werden wie viel dasselbe dazu beygetragen hat die Physiologie auf den Standpunct zu heben, worauf selbige gegenwärtig steht, — und um so mehr muß man sich wundern, daß 16 Jahre verflossen bis eine neue Auflage nöthig wurde. Nach der Vorrede durfte das Buch die frühere Form und den früheren Umfang nicht wesentlich überschreiten, wenn es den ihm vom Anfang bestimmten Standpunct nicht verlieren sollte; also nur das Bedeutsame, das Wichtigste neuester Untersuchungen hinzuzufügen, nur die Fehler, wesentlichsten Auslassungen und Irrthümer der früheren Arbeit zu verbessern, war die immer sehr verzwickelte Aufgabe, die der Hr Verf. hier zu lösen hatte. Die Angabe der Literatur umfaßt 18 Seiten; es ist jedoch dieselbe der sonstigen Genauigkeit und Gründlichkeit des Herrn Verf. durchaus nicht entsprechend; denn bey vielen Werken fehlt das Jahr, und sogar der Ort des Erscheinens, so wie die Angabe des Formats; hin und wieder finden wir Abhandlungen aus einzelnen periodischen Schriften, als besondere für sich erschienene Werke aufgeführt; Schriften, welche höchstens unter den Dissertationen hätten genannt werden dürfen, prangen hier unter wichtigen, die Wissenschaft wirklich fördernden Werken; wogegen aber wichtige Werke, z. B. M. J. Webers Beyträge zur Anatomie und Physiologie, Bonn 1833 nicht einmal erwähnt sind. — Der erste Theil enthält die Einleitung und die Geschichte der zur animalischen Sphäre gehörigen Organe, und zerfällt in 5 Abschnitte: 1) Geschichte der Entwicklung des Nervensystems in der Thierreihe. Die Ergebnisse der Forschungen neuerer Zeit, nämlich

über das Verhalten des sympathischen Nerven bey den Gliederthieren, Anneliden u. s. w., so wie über das Verhältniß der vordern und hintern Rückenmarkswurzeln sind hier berücksichtigt worden; es ist aber der Hr Verf. der Meinung, daß von den Rückenmarkswurzeln die obern vorzüglich (Ref. glaubt ausschließlich) der Empfindung, die untern mehr (durchaus nur, Ref.) der Bewegung bestimmt seyen. 2) Geschichte der Entwicklung des Skelets. Dieser Abschnitt ist mit steter Rücksicht auf des Herrn Verf. berühmte Schrift 'Von den Ur-Theilen des Knochen- und Schalengerüsts' bearbeitet, und die Skelete werden nach Innen-, Außenfläche und Nerven in Eingeweide-, Haut- und Nervenskelet eingetheilt. Ref. kann der Ansicht des Herrn Verfassers, daß die Knochen der Vögel am sprödesten seyen, nicht beystimmen; vielmehr sind es die Knochen der Grätenfische, welche den bedeutendsten Grad von Sprödigkeit zeigen. Der Rana Pipa wird besonders ein abgesonderter Fersenfortsatz zugeschrieben; auch Meckel sagt, daß er von einem der Kniescheibe ähnlichen, bey der Pipa vorkommenden, Knochen an der Verbindungsstelle zwischen Unterschenkel und Fußwurzel bey allen übrigen Batrachien keine Spur wahrgenommen habe. Dieses ist jedoch ein Irrthum; bey unsern inländischen Fröschen, namentlich bey Rana temporaria, hat Ref. jenen Knochen aufgefunden. Das Zwickelbein (Os transversum, zwischen Scheitel- und Hinterhauptsbeinen) ist nicht immer, im Falle es nicht zu erkennen ist, mit der Hinterhauptschuppe, sondern bey manchen Thieren mit den Scheitelbeinen verwachsen. Das Gewebe gehört allerdings zum Theil dem Haut-

skelet an, aber nicht weil die Substanz des Geweihs Hornmasse bengenmischt enthält, sondern nur in sofern als durch die Haut seine Bildung bewirkt wird; bey der Reife stirbt der Theil des Hautskelets des Geweihs, d. i. der Haarüberzug, ab, und der Theil des Knochenskelets bleibt übrig. Auch 'schießen' die Geweihe niemals hervor, sondern sie setzen auf; überhaupt ist die Bildung des Geweihs zu mangelhaft dargestellt. Bey der Gemse fand Ref. den Knochenfortsatz der Hörner hohl, aber nur am untern Ende in einer Ausdehnung von  $\frac{1}{2}$  Zoll, im übrigen compact. Das hohle Zungenbein mancher Säugethiere betrachtet der Herr Verfasser als das einzige Beispiel eines lufthohlen Knochens bey den Säugethiern; Ref. glaubt, daß man die Stirnbein- und dergl. Höhlen, die Paukenhöhle u. s. w. als eben solche Knochen betrachten müsse, ja daß sogar die Nasenbeine mancher Thiere, z. B. der Hasen, hierher zu zählen seyen. — 3. Geschichte der die Bewegung der Thiere vermittelnden Gebilde. Hierher gehören die Muskeln der höhern und die die Functionen derselben ausführenden Gebilde der niederen Thiere. Daß die Brustmuskeln der Haushühner nur deshalb weiß seyen, weil sie nicht hinlänglich gebraucht werden, scheint uns noch nicht hinlänglich erwiesen; eben so wenig können wir dem Herrn Verfasser darin beystimmen, daß das Tauchen durch Zusammendrücken der Luftzellen merklich gefördert werde, und daß der Flug seine Begründung in der Anfüllung des Vogelförpers mit Luft finde. — 4. Organe, welche den Uebergang von den Bewegungsorganen zu den Sinneswerkzeu-



gen bilden, — wohin der Herr Verfasser die electrischen = und die Luft = Organe rechnet. Ref. wundert sich hier eine Beobachtung Kengger's, der an einem Nachtaffen das Leuchten der Augen im völlig Dunkeln in solcher Stärke wahrgenommen haben wollte, daß  $1\frac{1}{2}$  Fuß von den Augen die Gegenstände davon erhellt wurden, als wahr angenommen zu finden. Das Leuchten der Augen im Dunkeln beruht vielmehr auf Lichtreflexion. — 5. Geschichte der Entwicklung der Sinnesorgane in der Reihe der Thiere. Das Wärmegefühl, welches der Herr Verfasser den Sinn für das thermo = electriche oder dynamische Verhältniß der Masse nennt, fällt doch wohl lediglich dem Gemeingefühl anheim, und dürfte wohl nie als besonderer Sinn aufgestellt werden können.

Was den zweyten Theil des Buches anbelangt, so umfaßt derselbe die Geschichte der zur vegetativen Sphäre gehörigen Organe; er zerfällt nur in zwey Abschnitte mit mehreren Abtheilungen. 1) Geschichte der Organe, welche der Vermittelung individueller Reproduktionen bestimmt sind. a. Von den Verdauungswerkzeugen. Der Magen der Actinien ist nicht im Stande willkürlich sich hervorzustülpen, wie Ref. durch anatomische Gründe erwiesen und Gravenhorst durch die genaueste Beobachtung dargethan hat. Der Oberkiefer der Weinbergs = und Wegschnecken dürfte auch wohl nicht hornartig zu nennen seyn, indem derselbe vielmehr aus kohlenfauerm Kalk besteht. Den Gistapparat der Bienen hätten wir lieber bey den Geschlechtsorganen erörtert gefunden. b. Von den Athmungs = und Ab-

sonderungswerkzeugen. Die Absonderungswerkzeuge werden als Wiederholungen der Athmungsorgane betrachtet, und demgemäß ist hier gehandelt von der Haut, von den eigentlichen Athmungs- und Stimmorganen, von den Speichelwerkzeugen und von den den Schleim der Nase, des Kropfs u. s. w. absondernden Schleimhäuten, von den gallabsondernden Organen, vom Pancreas, von den Harnwerkzeugen und von der Thymus und Schilddrüse. c. Vom Gefäßsystem. Der Herr Verf. nimmt noch an, daß das Herz der Batrachier nur eine Vorammer habe, da doch zwey dergleichen vorhanden sind, eine Entdeckung neuerer Zeit, wodurch mehr Uebereinstimmung in die Lehre von dem Herzen der verschiedenen Amphibienordnungen gebracht ist. Eben so werden dem Reh und Damhirsch mit Unrecht die Herzknochen abgesprochen, welche Ref. bey alten Rehen, so oft er darnach gesucht, auch gefunden hat. Die Carotiden fand Ref. bey'm Reh nicht ungetheilt bis zum Kopf verlaufen, sondern sie geben während ihres Verlaufs längs des Halses 2 bis 3 bedeutende Muskelgefäße ab, dann die Thyroidea; die Carotis cerebialis ist nur ein unbedeutender Ast der A. maxillaris interna. Der Satz S. 714: 'Es fehlt indeß auch nicht an Beyspielen, wo Aortenbogen, selbst die Schlagadern von Kopf- und Brustgliedmaßen ausgehen, während der abwärts gerichtete Schenkel des Bogens in die Aorta descendens sich fortsetzt' ist dem Ref. unverständlich geblieben. — 2) Geschichte der die Reproduktion der Gattung vermittelnden Gebilde. Dieser zweyte Abschnitt handelt in der ersten Abtheilung von den Geschlechtsorganen, in der zwey-

ten aber von der Entwicklung des individuellen Organismus in den verschiedenen Thierklassen. Hier hätten wir nun gewünscht die Entwicklung des Vogel- und des Schmetterlingsembryos etwas ausführlicher erörtert zu finden, und zwar aus dem Grunde, weil der Anfänger an diesen beiden die Entwicklungsgeschichte überhaupt am besten zu studieren vermag. — Den Schluß des Werkes machen einige Worte über das Zergliedern und Präparieren der Thierkörper.

Wir stimmen nun vollkommen den Worten des Herrn Verfassers 'Wer von dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse unterrichtet ist, wird beym Durchgehen der einzelnen Abschnitte dieses Buches den Fleiß sicher nicht verkennen, welcher auf eine solche Umarbeitung gewendet worden ist, und er wird auch nicht übersehen, daß es sogar in mancher Beziehung schwieriger sey, ein altes Gebäude auf eine sichere und spätern Bedürfnissen angemessene Weise umzuändern, als ein durchaus neues nach einem frisch entworfenen Plane und bey reicherm Vorrathe von Mitteln aufzuführen.' bey, und halten es für überflüssig der Schrift noch besonders Lob zu ertheilen. Die Abbildungen sind ganz neu gestochen und der Zahl nach vermehrt, so daß auch in dieser Hinsicht diese Auflage dem Studium der vergleichenden Zootomie nicht anders als sehr förderlich seyn wird.

Berthold.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

49. Stück.

Den 30. März 1835

---

H a n n o v e r.

Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg. Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Kriegs, nach Originalquellen des Königl. Archivs zu Hannover, von Friedrich Graf von der Decken, Königl. Hannoverschem Generalfeldzeugmeister, Mitgliede der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Dritter Theil 312 S. Vierter Theil 341 S. Octav. 1834. (bey Hahn).

Wir haben (S. g. N. 1834. St. 70. 71.) die beiden ersten Bände dieses für die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs nicht nur, sondern auch für die Geschichte unsers Regentenhauses so wichtigen Werks angezeigt, und zugleich den Plan desselben dargelegt, worauf wir uns beziehen. Die jetzt erschienenen beiden Bände beschließen dasselbe; sie gehen vom Julius 1635 bis auf den Tod des Herzogs 11. April 1641. Sie umfassen also einen Zeitraum von noch nicht vollen

sieben Jahren, in welchem der Herzog nicht bloß als Feldherr, sondern seit 1636 als Regent erscheint. Sie stehen also den vorhergehenden an Interesse nicht nach, daß aber noch durch mehrere episodische Erörterungen erhöht wird. Wir heben die einzelnen Hauptpuncte hervor, um welche die Geschichte sich dreht. Der erste war die Theilnahme Georgs an dem Prager Frieden. Der Herzog, demselben abgeneigt, trat endlich demselben bedingungsweise bey, bewogen durch das Zureden seiner beiden ältern Brüder. Es war eine schwierige Aufgabe, wenn man Schweden nicht beleidigen wollte. Den Oberbefehl der Schwedischen Armee seit der Nördlinger Schlacht führte in den sieben Jahren, welche den Zeitraum dieser beiden Theile umfassen, der Feldmarschall Baner, der auch kurz nach dem Herzoge starb. Es sind daher diese beiden Theile nicht bloß für die Kriegsgeschichte, sondern auch für die genauere Kenntniß dieses Feldherrn, mit dem Herzog Georg seit seinem Beytritt zu dem Prager Frieden anfangs in sehr gespannten Verhältnissen stand, besonders lehrreich. Ungeachtet jener Spannung wollte doch Baner nicht das Ansehen haben, daß er mit dem Herzog in feindlichen Verhältnissen stehe; trank öffentlich auf dessen Gesundheit; ließ aber durch Verrath die Stadt Mienburg sich überliefern, und verlegte einen Theil seiner Armee in das Lüneburgische zur Verpflegung. — Als mit dem Tode des Herzogs Friedrich Ulrich 1634 die Braunschweigisch-Wolfenbüttelsche Linie ausstarb, erhielt durch den Receß vom 14. December 1635 mit den Seitenlinien und mit seinen Brüdern 27. Jan. 1636 der Herzog die Fürstenthümer Calenberg und Göttingen, und ward also regierender Herr. Es

wird daher von dem Verf. der Zustand dieser Länder in diesem Zeitpunkt auseinander gesetzt. Der Zustand war hier höchst traurig; von den vier großen Städten erfreute sich die Stadt Hannover nur noch einiges Wohlstandes. Im Februar 1636 berief der Herzog die Stände zusammen. Die zu leistende Contribution und die Vertheilung derselben machte den Hauptgegenstand aus. Als Regent suchte der Herzog die Erhaltung der seinem Hause gehörenden Besitzungen zu befestigen, und wo möglich, besonders durch den dauernden Besitz von Hildesheim zu vergrößern — was ihm nicht zu Theil wurde — und alsdann durch Behauptung der Neutralität seine Länder vor den Kriegszübeln zu schützen. Wie schwer diese Aufgabe war, und wie wenig sie ganz gelingen konnte, begreift man leicht, wenn man weiß wie wenig nach der Art wie der Krieg geführt ward, eine strenge Neutralität behauptet werden konnte, da man sich von beiden Seiten kein Gewissen daraus machte sie zu verletzen. Zu den folgereichsten Maßregeln des neuen Regenten gehörte nun besonders, daß er die Stadt Hannover zu seiner Residenz wählte. Es geschah nicht ohne Widersprüche des Magistrats, der seine Rechte dadurch geschmälert glaubte. Welche glückliche Folgen es für die Stadt gehabt hat, brauchen wir nicht zu sagen. Die Verhältnisse mit Schweden und mit dem Kaiser waren gleich schwankend. Schweden hielt mehrere Städte, besonders Lüneburg, besetzt; das aber durch den Aufstand der Bürger, als der Herzog mit seinen Truppen erschien, ihm die Thore öffnete. Die Verhältnisse mit dem Kaiser betrafen besonders Hildesheim, dessen Besitz der Herzog nicht herausgeben wollte,

der Kaiser aber verlangte. Im August 1639 erschien deshalb ein kaiserliches Mandat, das der Herzog als eine Kriegserklärung ansah, aber doch der Klugheit es angemessen hielt einen offenen Bruch noch vorzuziehen zu vermeiden, desto eifriger jedoch in seinen Rüstungen war. Als jedoch im Frühjahr 1640 Baner von den Kaiserlichen zurückgedrängt ward, verband er sich, um zu verhindern daß die Braunschweigischen Länder der Kriegsschauplatz würden, mit diesem, hauptsächlich durch die Vermittlung seines Generals v. Alzing, der von jetzt an eine bedeutende Rolle spielt, und von dem Verf. gegen die Beschuldigung Spittlers, daß er sich habe von Baner erkaufen lassen, nach den vorliegenden Acten in Schutz genommen wird. Ungeachtet die körperlichen Kräfte des Herzogs in dieser Zeit schon sehr abnahmen, ließ doch seine Thätigkeit nicht nach, selbst da er im Januar 1641 nicht mehr der Tafel beywohnen konnte. Er erlebte es nicht mehr sein im Herbst 1640 fertig gewordenes Schloß in Hannover zu beziehen, und endete zu Hildesheim am 11. April (2. April a. St.). Schon am 10. May folgte ihm Baner. Er nannte den Herzog den ersten Feldherrn seiner Zeit. Niemand beklagte ihn mehr als Landgräfin Amalie von Hessen, eine der ersten Frauen unter den Fürstinnen. 'Sie habe in ihm ihren Freund, Rathgeber und Beschützer verloren, die Religion ihre Stütze, Deutschlands Verfassung ihren Grundpfeiler'. Solche Zeugnisse gelten wohl etwas!

Der Verf. läßt auf diese Geschichte eine höchst lehrreiche Characteristik des Herzogs folgen, in welcher er ihn als Feldherrn, als Staatsmann und als Regenten würdigt. Sie ist aber mehr

als bloße persönliche Schilderung, indem der Verf. das Zeitalter von der Seite darstellt, in welchem der Herzog lebte und wirkte. Dieß ist gleich bey der Kriegskunst der Fall, die dem Herzog einige der wesentlichsten Fortschritte verdankte. Er war der erste der den Grundsatz aufstellte, daß man sich freiwillig angeworbener Soldaten, und möglichst Landeskindern, bedienen sollte. Die einzelnen Truppenarten, und die Veränderungen die der Herzog bey ihnen einführte, wie die Verpflegungsart durch im voraus angelegte Magazine, und die Folgen die daraus hervorgingen werden sorgfältig erläutert. — Die Untersuchung über den Herzog als Staatsmann und seine auswärtige Politik bezieht sich auf die Fragen: ob man den östern Wechsel in derselben ihm zum Vorwurf machen könne, und ob sie aus Schwäche des Characters hervorgingen, oder durch den Gang der Ereignisse geboten wurden? daß nicht das erstere sondern das letztere der Fall war, wird aus einer historischen Uebersicht dargethan, indem die verschiedenen Perioden seiner Wirksamkeit unterschieden werden. Seine Grundsätze in Beziehung auf den Umfang kaiserlicher Macht, und die Freyheit der Protestanten blieben auch bey dem Wechsel der politischen Verhältnisse dieselben; sie siegten in dem Westphälischen Frieden, der in dieser Hinsicht der Triumph seiner Politik genannt werden mag. Als Regent verfuhr er in seinen Familienverhältnissen und auswärtigen Verhandlungen unumschränkt; bey den inneren Angelegenheiten dagegen nicht ohne den Rath seiner Stände. Guter Rath ward von ihm überhaupt nicht verschmäht; er selbst forderte seine Ráthe dazu auf. Seine Thätigkeit im Cabinete war so groß wie



die im Felde. Ein Gelehrter war er nicht; die Wissenschaften wurden von ihm von der practischen Seite geschätzt. Doch war Er es, der den berühmten Conring als Professor in Helmstädt anstellte, und ihn ermunterte das Feld der Staatswissenschaften zu bearbeiten, was auf einer deutschen Universität zuerst durch ihn geschah.

Die Zahl der Beylagen oder Actenstücke — meist Schreiben von Herzog Georg selbst, seiner Brüder und anderer in der Geschichte auftretenden Personen — geht von №. 178.. 397. Wir haben nicht nöthig auf ihre Wichtigkeit als Belege der Erzählung aufmerksam zu machen. Aber ein nicht geringerer Gewinn scheint es uns, daß durch sie die Charactere und Ansichten so vieler merkwürdigen Personen jener Zeit nicht durch das Medium von Geschichtschreibern, sondern durch sie selbst unwiderleglich dargethan werden.

Hn.

### L e i p z i g.

Bey Carl Knobloch, 1831: Die Darmgeschwüre. Dargestellt von Dr. F. Fr. Hermann Albers, Privatlehrer der Medicin an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms Universität, erstem Hülfzarzte am Med.-klinischen Institute u. X und 506 S. in 8.

Ein Buch, von so reichhaltiger eigener Erfahrung, wie sich das vorliegende dem Ref. nach aufmerksamem Durchlesen ergeben hat, liegt außer dem Bereiche einer nur kurzen Kritik. Ärzten großer Hospitäler liegt es ob, ihr Beobachtetes in dieser Hinsicht damit in Vergleich

zu stellen. Dem Verfasser war es bey seiner höchst interessanten Stellung am medicinisch-clinischen Institute zu Bonn vergönnt, aus hunderten von Beobachtungen den Inhalt seines Buchs zu schöpfen, und in Beachtung einer in der letzteren Zeit reichhaltig gewordenen Literatur desselben Gegenstandes, das Wahre vom Falschen zu sondern, und so die pathologische Anatomie wie die Pathologie im Allgemeinen ernstlich zu bereichern. Eine der auffallendsten Erscheinungen, welche sich aus dem Vergleich aller vom Verfasser beobachteten Krankheitsfälle ergab, war das Nichtvorkommen von Eiter in den Stuhlgängen bey Darmgeschwüren, welcher doch von den meisten Aerzten, namentlich von Puchelt, als ein ganz gewöhnliches Symptom der Darmgeschwüre aufgezehlt wird. Dagegen fand der Verfasser den Koth in mancherley Farbennüancen, die er aus einer Mischung der vom Darmgeschwüre ausgesonderten Flüssigkeit mit dem Koth herleitet. Ref. muß sich nun aus dem oben angegebenen Grunde mit der Inhalts-Benennung des vorliegenden in zwey Abtheilungen geschiedenen Werks hier begnügen, und wünscht nur noch dem Verfasser viele Zeit und Kraft, damit er seinen bewunderungswürdigen Fleiß und die damit verbundene seltene Beobachtungsgabe, noch recht oft der Wissenschaft widmen könne.

Erste Abtheilung. Geschichtliche Bemerkungen zur Erforschung der Darmgeschwüre. Literatur. Symptomalogie und Verlauf der Darmgeschwüre. Aetiologie. Diagnose. Prognose. Cur.

Unterschied der Darmcanalgeschwüre nach dem Sitz derselben in den verschiedenen Theilen des

Darmcanals. I. Geschwüre des Dünndarms. Geschwüre des Zwölffingerdarms. II. Geschwüre des Dickdarms. Geschwüre des Blinddarms. Geschwüre des Mastdarms. Geschwüre des Dünndarms und des Dickdarms. Unterschied der Darmgeschwüre nach den Zuständen.

Zweyte Abtheilung. Unterschied nach dem Character. A. Das einfache Geschwür. B. Die zusammengesetzten Geschwüre. I. Geschwüre mit Zusammensetzung eines gleichzeitigen örtlichen Leidens. 1. Geschwüre mit Stric-  
turbildung. 2. Geschwüre des Darmcanals bey Hypertrophie des Zellgewebes mit Induration desselben, und Verdrängung mit theilweiser Entartung der Muskelhaut: Skirrhus, auch Krebs des Darmcanals genannt. II. Geschwüre in der Zusammensetzung mit allgemeinen Zuständen. A. Geschwüre des Darmcanals unter dem Verlaufe von Fiebern. a) Morbus mucosus. b) Dothierenteritis. B. Geschwüre des Darmcanals, unter dem Verlaufe der Maffern entstanden. a) Geschwüre des Darmcanals unter dem Verlaufe der Ruhr. b) Geschwüre des Darmcanals unter dem Verlaufe von chronischen Krankheiten. 1. Die syphilitischen Darmgeschwüre. 2. Geschwüre des Darmcanals unter dem Verlaufe der Skrophelkrankheit. 3. Geschwüre des Darmcanals in der Tuberkelkrankheit.

Die Durchbohrung des Darmcanals.

Mansfeld.

G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

50. 51. Stück.

D e n 2. A p r i l 1 8 3 5.

P a l e r m o.

Presso Andrea Altieri: *Le antichità della Sicilia esposte ed illustrate per Domenico lo Faso Pietrasanta duca di Serradifalco Socio di varie Accademie. Vol. II. 1834. 110 Seiten und 35 Tafeln klein Folio.*

Der vorliegende zweite Band dieses neuen Werks über Siciliens Alterthümer — den wir deswegen zuerst anzeigen, weil der erste noch nicht erschienen ist — beschäftigt sich ausschließlich mit Selinus, dessen Tempel mit ihren Bildwerken, seit den neueren und neuesten Entdeckungen, einen Stoff von solcher Bedeutung und solchem Reichthum gewähren, als die Denkmäler keiner andern Griechischen Stadt, Athen ausgenommen. Denn in den Tempelruinen von Selinus sieht man erstens die Dorische Architectur auf einem Wege, der sich von dem Entwicklungsgange derselben Gattung bey den Athenern wesentlich unterscheidet, von alterthümlich

schwerfälligen Formen und Dispositionen zu einer imposanten Großartigkeit sich erheben, die, zwar ohne die majestätische Anmuth des Parthenon zu erreichen, doch nicht verfehlen konnte den gewaltigsten Eindruck auf das Gemüth des Beschauers zu machen. Dann aber zeigen auch die mit diesen Bauwerken verbundenen Sculpturen die Bildhauer in drey Epochen, welche von einem entfernten Anfange, als irgend andere Denkmäler Griechenlands, beginnend durch drey ziemlich gleich weit von einander entlegene Stufen bis zur besten Zeit der Griechischen Kunst hinführen. Dabey entwickeln diese Sikeliotischen Gegenstücke zu den Sculpturen von Aegina und dem Parthenon, neben dem Entsprechenden, so viel eigenthümliche Lebenskraft und frische Originalität, daß man erst jetzt völlig inne wird — wiewohl vorher schon durch die Sculpturen von Phigalia und Olympia darauf hingewiesen — wie der Genius des Griechischen Volkes, auch unter dem vorwaltenden Einflusse des Perikleischen Athens, sich aller Orten neue und eigene Bahnen zu brechen wußte.

Indem wir den ersten Abschnitt des Textes, der im Ganzen mit viel Gelehrsamkeit und ausgebreiteter Kenntniß auch unserer Literatur ausgearbeitet ist, eine Skizze der Geschichte von Selinus, übergehen, da wir darüber in Deutschland eine ausführlichere Arbeit besitzen (s. diese Anz. 1829. S. 414), wenden wir uns sogleich zum zweyten Abschnitt, der von der Gestalt der Stadt und den Tempeln von Selinus handelt, und von einer lithographirten Ansicht der Ruinen und 24 Kupfertafeln mit Rissen der sieben Tempelgebäude von Selinus begleitet ist, unter denen einige auch die Färbung der architectonischen Glieder (wenn auch nicht mit der geschmack-

vollen Treue, wie das Werk des Herzogs von Lynes über Metapont) wiedergeben. Die Risse beruhen auf eigenen von dem Herzog von Serradifalco veranstalteten Ausmessungen; sie stimmen im Ganzen mit den von Hittorff herausgegebenen wohl überein, jedoch nicht ohne einige bemerkenswerthe Abweichungen, z. B. daß bey Serradifalco der südlichste Tempel der Burg die beiden Säulen des Pronaos durch eine Mauer verbunden, bey Hittorff frey stehend zeigt, daß das sogenannte Heroon des Empedokles auf der Burg in jenem Werke viel länger erscheint als in diesem, daß bey dem Süd-Tempel der Unterstadt zwey, nicht fünf Stufen aus dem Pronaos in den Naos führen, und einiges Andere der Art. Im Ganzen wird das Hittorffsche Werk für den Architecten immer das Hauptwerk bleiben, da es viel reicher mit Details ausgestattet ist als das gegenwärtig vorliegende. Die Zusammenstellung der Grundrisse aller sieben Ruinen auf einem Blatte, Taf. III, drängt uns eine Bemerkung auf, die, wenn auch nicht auf der Stelle, doch bey weiteren Beobachtungen ein Ergebnis verspricht über den Zusammenhang der Dispositionen der alten Tempel mit ihrer Bestimmung für den Cultus. Vergleicht man nämlich die drey Haupttempel der Burg mit den dreyen der Unterstadt (jenes Heroon ist hiebey zur Seite zu lassen): so zeigt sich eine merkwürdige Uebereinstimmung des Plans der einen mit den andern, die um so weniger für zufällig gelten kann als die Dispositionen dieser Tempel seltner vorkommende sind. Auch beruht diese Uebereinstimmung nicht etwa auf den restaurierten Theilen, sondern wirklich auf den Stücken, die durch Untersuchung der Ruinen sicher gestellt sind. Beide südlichste Tempel, A und E bey Serradifalco,

haben außer dem Peristyl einen Pronaos und Opisthodomos, der durch zwey Säulen zwischen Anten gebildet wird (dieß ist häufig genug) und außerdem einen zweyten innern ganz von Mauern eingeschlossenen Opisthodom (dieß ist viel seltner). Beide mittlere Tempel, C und F, haben ein Peristyl, welches nach der Vorderseite einen sehr großen Raum vor der Cella läßt, der durch eine quer laufende Säulenreihe vollständig durchschnitten wird; sie haben ferner einen Pronaos und Opisthodomos, welche ganz ohne Säulen nur durch Mauern gebildet werden (dieß zusammen fand sich sicherlich bey keinem Tempel der alten Welt weiter als bey diesen). Nicht so groß ist die Uebereinstimmung des Plans zwischen den beiden nördlichsten Tempeln, D und G, sie reducirt sich darauf, daß beide sehr geräumige Peristyle haben, indessen ist doch nur der große Tempel der Unterstadt G pseudodipteral, und durch die hier allein Statt findende Hypothral-einrichtung und den doppelten Pronaos wird auch die ganze übrige Einrichtung wesentlich verändert. Indesß ist schon das Zusammentreffen der beiden andern Paare merkwürdig genug, — zumal da die Aehnlichkeit des Plans mit dem Verhältniß der Größe gar nicht zusammenhängt, welches ein ganz anderes ist —, und verlangt eine Erklärung, die vielleicht so eingeleitet werden müßte. Als die Selinuser, meinen wir, bey zunehmender Blüthe ihres durch Ackerbau und Handel blühenden Staates, ihre Stadt über die Niederung Genusa nach dem benachbarten Plateau ausdehnten, bauten sie in dieser ungleich prachtvoller angelegten Neustadt denselben Göttern, die sie als Burggötter bisher so gnädig behütet, in derselben Folge und Lage gegen einander neue und im Ganzen größere Heiligthümer, denen sie aber

dieselben Abtheilungen und eine entsprechende Einrichtung gaben, um hier die gewohnten Ceremonien, nur mit größerem Glanze, begehen zu können. So sind also die Tempel der Unterstadt, nach Griechischem Ausdrucke (Diodor XV, 49. nebst Besseling) ἀφιδρύματα τῶν ἐν ἀκροπόλει ἱερῶν. Ist dieß die richtige Grundidee zur Ausführung der Aufgabe: so läßt sich vielleicht auch einmal durch Vergleichung der Anlage anderer Heiligthümer in Griechenland, und durch Benutzung der Metopen = Sculpturen, die wir von dreyen dieser Tempel haben, ein bestimmterer Aufschluß über die Götter der Selinusischen Heiligthümer gewinnen.

Die dritte Abtheilung des Werks, welche von diesen Metopen = Reliefs handelt, ist von zwölf Tafeln in Steindruck begleitet, die von höchstem Werthe sind. Die ersten drey enthalten jede eine der Metopen, welche die Englischen Künstler, Harris und Angell, bey dem mittlern Tempel der Burg, C, entdeckt haben, mit den jetzt schon allgemein bekannten Darstellungen: Herakles mit den Kerkopen, Perseus mit der Gorgone, und dem Biergespann (des Pelops oder Denomaos, wie man glaubt, weil sich Trümmer von einem zweyten entsprechendem gefunden haben). Die Abbildungen, die das vorliegende Werk von diesen uralten Arbeiten gibt, scheinen dem Ref. genauer als alle frühern; auch sind die Farben noch überall angegeben, wo sich eine Spur davon erhalten hatte. Die Metope mit dem Biergespann, welche nicht ganz das Alter der andern Bildwerke zu haben scheint, wird durch die Publication eines Reliefs in Terracotta von recht alterthümlichem Style erläutert, welches sich im Museum der Jesuiten zu Palermo befindet, und in der That mit jener Metope große Aehnlichkeit



hat, nur daß die beiden Figuren, welche außer dem Heniochos die äußeren Pferde führen, in der vierten auseinandergezogenen der Terracotta rechts und links von den Pferden stehen. Hierauf folgen die beiden Metopen = Stücke, die dieselben Englischen Architecten bey dem mittlern Tempel der Unterstadt, F, gefunden haben, wo sie, wie die vorhergenannten, zur Verzierung der Ostfronten gehörten; der Herzog von Serradifalco nimmt sie (mit Hittorff übereinstimmend) mit vollem Rechte für Scenen aus dem Kampfe der Götter mit den Giganten, die der älteren Poesie und Kunst gemäß als riesenmäßige Männer in voller Rüstung dargestellt werden; ihre Gegner in den beiden erhaltenen Stücken scheinen Pallas und Artemis zu seyn. Die letztere Figur, bemerken wir, muß erst später, in Palermo, mit dem Torso eines niedergeworfenen Giganten zusammengesetzt worden seyn, als die Klenze'sche Zeichnung gemacht worden ist, wodurch diese Bildwerke in Deutschland am meisten bekannt worden sind. So streng der Styl dieser Bildwerke und so alterthümlich steif namentlich die Behandlung der Gewänder ist: so wird doch jeder sorgfältigere Betrachter derselben mit dem Herausgeber übereinstimmen, daß sie eine zweyte Periode der Kunst bezeichnen, worin diese gegen ihre Leistungen an dem Burg-Tempel schon sehr weit vorgeschritten erscheint. Denn während die Stellung des Herakles und Perseus, in den Metopen vor der Burg, fast gar nicht durch die Handlung, sondern nur dadurch bestimmt wird, daß es der noch ganz ungeschickten Kunst so am leichtesten wurde einen männlichen Körper zu zeichnen, zeigen hier die Bewegungen schon eine große Freyheit und Erfindungsgabe der Kunst. Die Proportionen, welche dort unförmlich kurz

und dick waren, erscheinen hier zu heroischer Großartigkeit entwickelt, und die Züge des Gesichts, welche dort nur in dem grauenhaften Medusen-Haupt einen besondern Character zeigten, sind hier in dem Kopfe des sterbenden Giganten, der nur allein als Beyspiel erhalten ist, bey aller Strenge der alten Kunst von einer Wahrheit des Ausdrucks, über die unter den Denkmälern des altgriechischen Styls kaum etwas Anderes gesetzt werden kann. Kurz diese Metopen sind als Gegenstücke der Aeginetischen Sculpturen, und in mancher Hinsicht als jenen überlegene Gegenstücke anzuerkennen. Hierauf folgen auf fünf Tafeln die Metopen, die dem südlichsten Tempel der Unterstadt, E, und zwar zwey davon dem Posticum oder Opisthodomos, drey, ungleich besser erhaltene, dem Pronaos, angehörten. Jene zwey hatte ebenfalls S. Angell bereits aufgespürt, wurde aber durch Umstände gehindert seine Entdeckung zu verfolgen, worüber ein Bericht von der Hand des Englischen Architecten selbst in diesen Blättern vom J. 1832. S. 1535 angezeigt wurde: dem Herzog von Serradifalco gebührt das Verdienst, die letzten drey zuerst gefunden und alle zusammen aus den Ruinen hervorgezogen zu haben. Wir zählen jetzt die einzelnen, und zwar in derselben Ordnung, wie sie sich hier folgen, zuerst die des Posticum, dann des Pronaos auf. Die erste ist sehr zerstört; man erkennt nur, daß ein Jüngling eine weibliche Figur verfolgt und eben erhascht; da indeß unter dem linken Arm des Jünglings das eine Horn einer Lyra sichtbar wird, so hat man die Gruppe Apollon und Daphne genannt. Auf der zweyten, ungleich besser erhaltenen erkennt man in der weiblichen Figur — ungeachtet der Kopf abgebrochen — sehr bestimmt die Pallas,

hauptsächlich an dem Costüm, welches dem der Aeginetischen Pallas sehr genau entspricht. Das Gorgoneion war auch bey der Selinusischen Figur aus Metall eingefügt, man sieht die Höhlung in der Aegis, wodurch es festgehalten wurde, vergl. diese Anzeigen St. 13. S. 132. Daß gerade der Kopf verloren gegangen, bey sonst guter Conservation der Figur, erklärt sich daraus, daß auf allen fünf Metopen Köpfe, Füße und Hände aus weißem Marmor, und zwar mit ausnehmender Sorgfalt, gearbeitet, und den übrigen aus Kalktuf bestehenden Theilen angefügt sind: was bey der Färbung dieser Bildwerke nicht eben unangenehm auffallen konnte. Die männliche Figur, mit der Pallas kämpft, erscheint unbekleidet, nur daß eine Chlamys von der rechten Schulter nach dem linken Arme geht, der sich damit, in Ermangelung eines Schildes, umwickelt zu haben scheint; von Waffenstücken sind nur Helm und Beinschienen sichtbar. Man hat diese Figur zuerst Ares genannt; da indeß Pallas ihn nicht bloß niederzuwerfen, sondern auch mit der Lanze, die sie in der rechten führte, zu durchbohren scheint: so stimmen wir der Erklärung des Herausg. bey, daß auch hier Athena einen Giganten, etwa den ihr gleichnamigen Pallas, bekämpfe. Diese Metope ist übrigens, nach der Abbildung zu urtheilen, nicht von der Vollkommenheit der Zeichnung, wie die folgende. Die dritte Metope stellt das unglückliche Schicksal des Aktäon dar. Der schöne Körper des Jünglings wird von den vortrefflich gebildeten Jagdhunden, die wüthend an ihm emporspringen, zerfleischt, ungeachtet er mit seinem Jagdschwert sich ihrer zu erwehren sucht. Daß die Hunde ihn für einen Hirsch halten, ist nicht durch Verwandlung, sondern dadurch motiviert, daß

eine Hirschhaut mit Kopf und Geweih über ihn gehängt ist; man weiß daß der Sikeliotische Dichter Stesichoros den Mythos so aufgefaßt hatte (Ibyci rel. ed. Schneidewin p. 60). Artemis selbst steht in dem Bildwerke neben dem durch ihren Zorn Geopferten; in ihrer Haltung ist eine dämonische Ruhe, nur daß sie mit vorgestreckten Händen die Hunde zu heßen scheint; in Bildung und Tracht erscheint sie als ein anmuthiges Mädchen ohne besonders charakteristische Züge, nur wird sie als Jagdgöttin durch den hinter der rechten sichtbaren Köcher und die fast helmartige Kopfbedeckung bezeichnet, in der Ref. die Ledermütze (*κρυθή*) der Jäger zu sehen glaubt. Ebenso vortrefflich und originell ist die Composition der folgenden Metope. Auf einem Felsen sitzt in bequemer Stellung eine männliche Figur, die an Tracht und Bildung, obwohl ohne alle Attribute, leicht als Zeus erkannt wird; der Oberleib tritt frey aus dem leicht und natürlich umgeschlagenen Mantel hervor; das von sehr zierlich angeordneten Haarlocken umgebene Angesicht zeigt ein edles und schönes Profil, und der halbgedöffnete Mund scheint nach dem Herausg. *muoversi ad amoroso sorriso*. Mit ausgestreckter Rechten faßt er eine auf ihn zukommende weibliche Gestalt bey der Linken, offenbar um sie an sich heranzuziehen. Diese ist auf matronale Weise mit Chiton, Peplos und Ampechonion bekleidet, von welchen Gewändern das letztere als Schleyer über das Haupt gezogen ist, und eben von der Frau mit der linken Hand vom Gesicht zurückgeschlagen wird. Dieser Gestus, der sich ursprünglich auf die Enthüllung der Braut bezieht, ist für die Ehegöttin Hera bedeutsam, und als ein charakteristisches Zeichen derselben durch den Fries des Parthenon und andere Reliefs sehr bekannt;

auch paßt die übrige Tracht für die Hera. Verbindet man damit die Felsengegend, welche durch den Sitz des Zeus angedeutet wird: so kann man, scheint dem Ref., nicht zweifeln, daß hier der aus dem vierzehnten Buch der Ilias bekannte Besuch der Hera bey Zeus auf der Höhe Gargaron vorgestellt ist, und zwar gerade der Moment, wo der Göttervater zu seiner Gemahlin sagt: *νώϊ δ' ἄγ' ἐν φιλότῃτι τραπέουεν εὐνήθευτε*. Der Herausg. nimmt zwar die weibliche Figur nicht für Hera, sondern für Semele, und vielleicht könnte man dafür die Verbindung der Aktäon- und Semele-Fabel bey Stesichoros (Pausan. IX, 2, 3) anführen: aber es gibt in dem Semele-Mythus keinen Moment, der zur Erklärung dieses Bildwerks vollkommen passend wäre, da nur immer Zeus zur Semele, nie Semele zu Zeus kommt. Uebrigens kann es scheinen, daß in dieser Composition die weibliche Figur viel geringer an Kunstwerth als die männliche sey, aber die kurzen Proportionen und regelmässigen Falten wiederholen sich bey allen Frauenfiguren dieser Bildwerke, und man muß darin einen eigenthümlich Griechischen Begriff weiblicher Würde und Anmuth erkennen. Völlig übereinstimmen müssen wir dagegen mit der Erklärung der letzten Metope. Herakles, der noch jugendlich erscheint, aber an den kurzen, starken Locken des Haupthaars, von denen in der Hitze des Kampfes der als Helm dienende Löwenrachen herabgefallen ist, an der aufgewohnte Weise umgeknüpften Löwenhaut, und dem Köcher, den er wie in den Aeginetischen Bildwerken an der linken Hüfte trägt, mit Sicherheit erkannt wird, bringt auf die Amazone Hippolyte ein, indem er sie mit der linken Hand bey dem oberen Knaufe der Phrygischen Mütze faßt und zugleich ihren rechten Fuß mit seinem linken fest-

hält. Sie erscheint mit einem Ringpanzer, der aber über der Brust eine breite Metallplatte hat, einem hochgeschürzten Chiton und anliegenden Beinleidern angethan. Die Linke hält den Schild, die Rechte führt das Amazonen-Beil, aber mit schon gelähmter Kraft, so wie auch das Gesicht mehr Schmerz und Aerger, als Muth und Streitslust ausdrückt. Ob Herakles in der Rechten die Keule zu einem Todesstreiche gezückt habe, oder nur sie zur Gefangenen zu machen beabsichtige, bleibt, bey dem Verlust dieser Partie, unentschieden.

Wenn hiernach alle fünf Metopen dieses Tempels, jede für sich, eine ziemlich sichere Erklärung finden: so ist doch damit der Grund der Zusammenstellung an diesem Tempel noch gar nicht aufgeklärt. Die Gegenstände erscheinen auf den ersten Anblick sehr von einander entlegen und aus den verschiedensten Mythenkreisen genommen, was um so auffallender ist, da die Metopen von den beiden andern Tempeln, Perseus, Herakles an dem einen, und die Gigantenkämpfe an dem andern, sich leicht durch die Voraussetzung in Zusammenhang bringen lassen, daß beide Tempel der Athena gehörten, die jene Heroen beschützte und im Giganten-Kriege die Hauptperson war, aber auch dem Herakles, dem Nachkommen des Perseus und Bundesgenossen der Götter gegen die Giganten. Die architectonischen Sculpturen aber für eine ganz willkürliche Zierrath eines Tempels anzusehen, die in keinem Bezuge zur Bestimmung desselben gestanden haben, wird gewiß immer die letzte Ausflucht einer wissenschaftlichen Untersuchung seyn. Auch haben alle fünf Metopen ihr Gemeinsames, nämlich daß in allen eine weibliche und eine männliche Figur zusammengestellt sind. Und zwar ist es zweymal bestimmt Liebe, die sie zusammenführt; wenn aber in den

andern Fällen die Beziehung feindlicher ist, so lassen sich doch auch zwischen Athena und Pallas, Aëtaon und Artemis, Herakles und Hippolyte Spuren eines erotischen Verhältnisses auffinden. Kaum würden diese Darstellungen eines mannigfachen Conflictes von Liebe und Haß irgendwo passender gewesen seyn als an einem Heiligthum der beiden vereinten Gottheiten Ares und Aphrodite (Aphrodite gehört zu den bekannten Gottheiten von Selinus); und ehe triftigere Entscheidungsgründe aufgefunden werden, wird man uns erlauben der Vorstellung nachzuhängen, daß der Naos, über dessen Thüre Hera durch Aphroditens Gürtel den Zeus bezaubert, der Göttin der Liebe geweiht war, und im inneren Thalamos (so darf man alsdann den ersten ganz eingeschlossenen Opisthodomos nennen) ihr Bild mit dem des Ares zusammen thronte.

Die letzte Tafel stellt eine Anzahl Fragmente, theils Köpfe theils Füße zusammen, die zu den Bildwerken der Tempel A und E gehören, und neben dem Unterschiede der Epochen doch auch eine gewisse Verwandtschaft zeigen, die auf eine durch Jahrhunderte sich fortpflanzende Selinuntische oder Sikeliotische Schule hindeutet. Doch kann eigentlich über einen so zarten Punct, wie die Gemeinschaft zwischen Künstlern verschiedener Epochen ist, nur Angesichts der Originale geurtheilt werden.

Eben so kann die Vergleichung mit den Phidias'schen Sculpturen und den ziemlich gleichzeitigen, aber auch einer andern Schule angehörenden Metopen-Reliefs von Olympia nur von denen, welche alle drey gesehen haben, mit Erfolg angestellt werden. So viel zeigen indeß schon die bekannt gemachten Zeichnungen, daß die Selinuntischen Metopen, wie die von Olympia, an Großartigkeit der Formen und außerdem an Kühnheit

und Mannigfaltigkeit der Bewegungen weit hinter den Phidias'schen zurückstehen, aber durch sinnvolle Nachbildung der schönen Natur und frische Naivität einen höchst erfreulichen Eindruck machen, dem auch die kurzen Proportionen mancher Figuren und die archaische Behandlung mancher Details keinen Eintrag thun. Ob aber wegen dieser Archaismen der Plastik diese Bildwerke früher als Phidias zu setzen seyen, wie der Herausg. an mehreren Stellen annimmt, ist eine Frage, die der Ref. lieber verneinen möchte, da dem Dorischen Stammcharacter der Selinuser nach anzunehmen ist, daß sie von den alterthümlichen Manieren erst bedeutend später, als die Athener, abgelassen, und, wenn sie in ihrem Lande auch die Spuren jener Bewegung in den Künsten, die hauptsächlich von Athen ausging, empfanden, sie der neuern Entwicklung der Kunst doch noch manches Aeltere und Eigenthümliche beygemischt haben werden.

R. D. M.

### Freyburg im Breisgau.

Typis et sumtibus fratrum Groos, 1834: Caii Julii Caesaris commentariorum de bello Gallico interpretatio Graeca Maximi quae fertur Planudis. Post Godofr. Jungermannum, Joan. Davisium, Nic. Elig. Lemaireum denuo, separatim autem nunc primum edidit et brevi annotatione critica instruxit Antonius Baumstark, philosoph. Dr. et AA. LL. M. professor Friburgensis. XXVI und 187 Seiten in gr. Octav.

Erst in sehr späten Zeiten fiel es Griechen des Byzantinischen Reiches ein, Werke der Römer in das Griechische zu übertragen. Diese Bestrebun-



gen, deren Absicht sich aus dem damaligen traurigen Zustande der Hellenischen Bildung genugsam erklärt, beziehen sich indeß nur auf eine sehr geringe Zahl Römischer Schriften, und scheinen, so viel wir wissen, nur von zwey Männern ausgegangen zu seyn, die aber zugleich die Zierden ihres Zeitalters waren, Maximus Planudes und Theodorus Gaza, von denen jener der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts angehört, und dieser in die Zeiten hinüberblühete, wo sich schon die Buchdruckerkunst über Europa zu verbreiten angefangen hatte. Die meisten ihrer Griechischen Uebersetzungen, die in Ton und Farbe nicht sehr von einander abstechen, und bey nahe dieselben Mängel und Nachlässigkeiten in Rücksicht auf Gracität theilen, sind erst spät durch den Druck zur allgemeinem Kenntniß der Philologen gelangt. Namentlich wurde vorliegende Uebersetzung der Cäsarischen Commentarien erst 1606 durch Gotfr. Jungermann herausgegeben, und ist bisher nur ein paar Mal und immer in derselben Gestalt, ohne neue Benutzung des Urcoder oder irgend einer andern Handschrift, wiederholt worden. Auch der neueste Herausgeber hat aus Mangel an Handschriften, die von diesem Werke in der That sehr selten sind und wohl nur in Paris sich vorfinden, nichts anders liefern können, als den nach strengern Regeln der Kritik und mit mehr Gleichförmigkeit constituirten Text von Jungermann, welcher außerdem von unzähligen Druckfehlern gereinigt worden ist, die Jungermann's Nachfolger noch mit eigenen vermehrt hatten. Eine stete Vergleichung des Lateinischen Textes mit der Griechischen Uebersetzung ist der neuen Ausgabe zur Berichtigung unzähliger Einzelheiten sehr ersprießlich gewesen, so wie denn auf der andern

Seite mancher neuere Herausgeber des Lateinischen Textes durch eine genauere Prüfung der Griechischen Paraphrase zur bessern Einsicht vieler schwieriger Stellen gelangt ist. Dieser letzte Vortheil, den Planudes (welcher aus einem wiewohl in vielen Einzelheiten verdorbenen doch in anderer Rücksicht vortreflichen, aber jetzt verloren gegangenen Codex übersetzt hat) dem Kritiker darbietet, ist erst in den neuesten Zeiten als solcher anerkannt worden, und dadurch hat der Paraphrast eine neue und gewiß nicht unbedeutende Wichtigkeit erhalten. Doch vom größten Nutzen ist er ohne Zweifel für diejenigen, die das Uebersetzen aus dem Lateinischen in das Griechische als eins der besten Bildungsmittel in der Griechischen Syntax betrachten — eine Ansicht die sich mit dem besten Erfolg in vielen trefflichen Gymnasien Deutschlands geltend gemacht hat, so daß wir selbst schon einige Handbücher zur Förderung dieses Zweckes besitzen. In der That kann diese Uebung nicht dringend genug empfohlen und angewandt werden. Nur wäre zu wünschen, daß man weniger solche Schriften der Römer zu dieser Uebung wählte, die schon in gedruckten Griechischen Uebersetzungen vorhanden sind, sondern vielmehr nur solche, die noch nie in das Griechische übertragen worden, damit nicht lobenswerthe Unternehmungen, wie die vorliegende, mehr in gewisse verderbliche Erleichterungsmittel, die man in Englischen Lehranstalten Steckpferde (hobbies) und unter uns schlechtthin Eselsbrücken nennt, ausarten, und durch ihre größere Verbreitung nur ein größeres Uebel verursachen mögen. Doch *abusus non tollit usum*; und wir können mit vollem Rechte der philologischen Literatur zu dieser neuen Bereicherung nur Glück wünschen.

Nun noch ein Wort über den Namen Planudes, welchen diese Paraphrase vor der Stirn trägt. Ein positives Zeugniß dafür besitzen wir freylich nicht. Weder der Codex noch irgend ein Schriftsteller gibt Planudes für den Verfasser derselben aus. Doch hat man gewiß mit Recht aus der Ähnlichkeit der Gracität dieser Schrift mit andern Planudischen Paraphrasen auf Identität der Verfasser geschlossen. Andere haben bekanntlich den Theodorus Gaza für den Verfasser derselben ausgegeben — eine Behauptung die noch zuletzt Lemaire mit einem Schlage dadurch zu widerlegen glaubte, daß er vorgab, er habe in der Königlichen Bibliothek zu Paris Handschriften der vorliegenden Paraphrase gesehen, welche wenigstens zweyhundert Jahre vor Gaza angefertigt seyn müßten. Ist dieß der Fall (und warum sollen wir die diplomatischen Kenntnisse eines Mannes in Zweifel ziehen, der an einer der Hauptquellen der practischen Diplomatie sitzt), so kann auch Planudes der Verfasser nicht seyn, den doch Lemaire sowohl als auch Herr Baumstark und G. F. Weber als solchen anführen, indem sie sich mit Hintansetzung aller andern Gründe einzig und allein auf das angebliche Alter der Handschriften berufen. Denn da Gaza 1430 geboren ist, so müssen die genannten Codices wenigstens 1250, also mehr als ein Jahrhundert vor dem Todesjahre des Planudes, der bekanntlich 1353 gestorben seyn soll, geschrieben worden seyn.

G. H. B.

G ö t t i n g e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

52. Stück.

D e n 4. A p r i l 1 8 3 5.

---

L o n d o n.

For Richard Bentley, 1834: Letters of Horace Walpole Earl of Oxford to Sir Horace Mann, British Envoy at the court of Tuscany. Now first published from the original in the possession of the Earl of Waldegrave. Edited by Lord Dover, with an original Memoir of the author, by the editor. Third Edition. In three Volumes. Vol. I. 379, Vol. II. 419 und Vol. III 408 S. in 8.

Horace Walpole, — wem in der literarischen Welt ist der Name des wichtigsten, aber auch boshaftesten Schriftsteller Englands unbekannt? — hinterließ bey seinem Ableben einen versiegelten blechernen Kasten mit der testamentlichen Verfügung, daß derselbe erst nachdem der älteste Sohn der Lady Waldegrave das 25ste Jahr seines Alters erreicht haben würde, eröffnet werden sollte. Man fand bey der Eröffnung dieses Kastens unter mehreren zum Druck bestimmten Manuscripten, auch die angezeigte höchst merkwürdige Cor-

respondenz des Horace Walpole, deren Herausgabe Lord Dover übernahm. Ehe wir zu einer näheren Bezeichnung derselben übergehen, glauben wir unsere Leser aus dem derselben vorgesetzten Memoir des Lord Dover über Walpole's Leben um so mehr einige Notizen mittheilen zu müssen, als derselbe — ausgenommen das Wenige was Sir Walter Scott in seinen *Lives of the Novelist's* über ihn sagt, — noch keinen ihm würdigen Biographen gefunden hat. — Horace Walpole, geboren 1717, war der dritte Sohn des Ministers Sir Robert Walpole, lange Zeit das Haupt der Whigs und von dieser Parthey noch lange Jahre nach seinem Ableben als ihre schönste Zierde angesehen. Nachdem Horace Walpole einige Jahre auf Reisen in Europa — er war lange Zeit in Florenz — zugebracht hatte, trat er zuerst im Jahre 1741 im Parlamente auf. Einige Reden, vorzüglich seine 'Maiden Speech', erregten große Erwartung von seinen Redner-Talenten; Pitt (der Vater) glaubte schon in ihm einen Rival zu erblicken. Allein dieß war nicht die Bühne auf welcher er glänzen wollte. 'Ich ziehe vor, sagt er von sich selbst, die Geschichte zu schreiben, als selbst als Ucteur aufzutreten.' Sein thätiger Antheil an dem politischen Treiben ward immer schwächer, und nach dem Tode seines Vaters zog er sich ganz zurück, um sich im ungestörten Genuße eines unabhängigen Lebens ganz den Studien zu weihen. Da jeder gebildete Engländer eine politische Farbe trägt, so gehörte Horace Walpole, als ein Sohn des Chefs dieser Parthey, die längste Zeit seines Lebens derselben an; sein eigentlicher Character war Opposition des Bestehenden; dieser flößte ihm was man heutiges Tages liberale Gesinnungen nennen würde ein, in sofern selbige mit dem

Englischen Nobleman (als welchen Character er in allen Verhältnissen zu behaupten stolz war) in Uebereinstimmung zu bringen standen. Er war bey dem Ausbruche der französischen Revolution ein eifriger Anhänger derselben; allein er lebte lange genug (er starb 1797) um die schrecklichen Folgen dieses Ereignisses zu erfahren. Wir müssen jedoch bemerken, daß er sich immer als ein entschiedener Gegner der von Frankreich ausgehenden Philosophie erklärt hatte. 'Les jésuites, les méthodistes, les philosophes, les politiques, Rousseau l'hypocrite, Voltaire le railleur, les Encyclopédistes, les Humes, les Frédéricis, tous ne sont, à mes yeux, que des imposteurs; l'espace en varie, voila tout. Ils n'ont pour but que la renommée, ou l'intérêt.' So urtheilte Horace Walpole von den Vorbereitern der französischen Revolution, und wenn er bey dem Ausbruche derselben sich günstigen Erwartungen überließ, so war es weil damals von den Heroen derselben in der Nationalversammlung eine Sprache geführt ward, die mit derjenigen der in der Opposition sich befindenden Whigs-Partey übereinstimmte. Allein am Abend seines Lebens sehen wir ihn sich den Grundsätzen der Tories hingeben, die er so oft mündlich und schriftlich bekämpft hatte. Wenn er in den Britischen Annalen als Staatsmann auf keine ausgezeichnete Stelle Ansprüche machen kann, so ist ihm das Verdienst, seinen Landsleuten in mehreren Zweigen des menschlichen Wissens die Bahn eröffnet zu haben, nicht streitig zu machen. Zuerst in der Baukunst. Seine merkwürdige Villa zu Strawberry Hill erweckte den Gothischen Geschmack in England aufs neue, der leider, unterstützt von Georg III. und ausgeführt von dem Baumeister desselben, Mr Wyatt,

sich seit Walpole nur zu sehr in England verbreitet hat. Wer erinnert sich nicht des im Walpole's Gothischen Style, mit vielen Kosten von Georg III. erbauten, aber beym Ableben desselben noch nicht ganz vollendeten Schlosses zu Kew, das Georg IV. gleich nach seiner Thronbesteigung niederreißen ließ? Wichtiger als dieser sein Einfluß war der den er auf die Englische Dichtkunst ausgeübt hat. Schon als er Student in Cambridge war, machte er sich durch seine Leichtigkeit, aus dem Stegreif Gelegenheitsgedichte, die sich durch glücklich gewählte Ausdrücke und lebendige Gedanken auszeichneten, bekannt. Kein Schriftsteller — vielleicht Voltaire ausgenommen — kann ihn in dieser scharmukzierenden Art der Dichtkunst (wir bitten uns diesen aus der Kriegssprache entlehnten Ausdruck verzeihen zu wollen), die die Franzosen *vers de société* nennen, zur Seite gestellt werden. Er war hier in seinem Elemente. Gleich wie sein *Castle of Strawberry-Hill* dem Gothischen Styl in England Eingang verschaffte, so war sein Roman, *the castle of Otranto*, der erste Versuch der Engländer, eine sehr unterhaltende Erzählung, auf den Ruinen der alten Romane der Ritterzeit zu gründen. Sein Trauerspiel: *the mysterious mother*, brachte vollends ein Heer von Nachfolgern auf die Beine, die, wie Walther Scott sich ausdrückt: 'die Englische Lesewelt mit Schrecken aller Art (horrors) übersättigten.' Lord Byron fällt von Horace Walpole das Urtheil: 'er sey der Vater des ersten Romans und des letzten Trauerspiels in der Englischen Sprache; keiner der damals in England lebenden Schriftsteller könne mit ihm verglichen werden.' Nach Anführung dieser seiner Meisterwerke glauben wir die Aufzählung seiner übrigen während seiner Lebenszeit im Druck

herausgegebenen zahlreichen Schriften, die insbesondere die Geschichte, die Malhery, die Politik u. s. f. betreffen, einer vollständigen Biographie überlassen zu dürfen. Horace Walpole's Werke, wenn auch nicht immer ausgezeichnet, tragen alle das Gepräge eines Mannes von Genie, der abgedroschene Bahnen zu verfolgen verschmähet. Es war bald nach seinem erfolgten Ableben bekannt geworden, daß er Manuscripte, die erst eine geraume Zeit nach seinem Tode bekannt gemacht werden sollten, hintertassen habe, und mit Ungeduld ward dieser Zeitpunkt erwartet. Im J. 1798 wurden bereits viele Briefe, die er an die Herren Montagu und Cole geschrieben hatte, und nicht lange nachher seine Correspondenz mit Lord Hertford und dem Hn Bouch gedruckt. Nicht weniger ward das Publicum durch die Erscheinung der 'History of the last ten years of the reign of George II. theilweise erfreuet, theilweise getäuscht; zu diesen letzteren gehörten alle diejenigen, die eine vollständige Geschichte dieser merkwürdigen Periode zu finden hofften, eine Arbeit, die sich mit Horace Walpole's Genie und parteyischen Ansichten nicht vertrug. Größeren Beyfall als diese History haben die von uns angezeigten Letters to Sir Horace Mann, die einen Zeitraum von 25 Jahren, nämlich von 1735 bis zu dem im Jahre 1760 erfolgten Ableben des Königs Georg II. in sich begreifen, gefunden. Lord Byron nannte einst Horace Walpole's Briefe 'incomparable'. Und in der That entsprach diese Art der Darstellung seinem Character am meisten. Er besaß in einem hohen Grade das gefährliche Talent auf den ersten Blick die Ähnlichkeiten zweyer oder mehrerer Gegenstände aufzufassen, und mit einer 'picanten Sauce' ge-



würzt, seine Ansicht sofort schriftlich oder mündlich mitzutheilen. Diese Mittheilung war sein höchster Genuß, und auf ihn würde die Grabchrift, die ein wichtiger Kopf Rabenern setzen lassen wollte:

Man sah ihn über alle lachen,  
und alle weinten über ihn,

besser gepaßt haben, als auf Iektorn. Bey dieser Stimmung seines Gemüths konnte ihm keine öffentliche Stelle, oder überhaupt eine fortdauernde lebhaftere Theilnahme an politischen Angelegenheiten zusagen, noch konnte er sich in den Zirkeln der höhern Gesellschaften, wohin sein Stand und Bildung ihn riefen, auf die Länge behaupten, ohne sich ein Heer von Feinden und Neidern zuzuziehen. Er sah die lächerlichen Seiten zu schnell und war nicht tolerant genug die Narren zu dulden. Eine philosophische Zurückgezogenheit war seiner Neigung am angemessensten; er fand diese in Strawberry-Hill, das Geschöpf seiner Phantasie, aber von hier aus sah er dem Getümmel in der großen Welt, dem er gelegentlich beywohnte, mit der Feder in der Hand, als ein strenger critischer Beobachter zu. Ueber Nahrungsorgen durch eine gesicherte Einnahme von jährlich 4000 Pfund St., die er einigen Sinecuren-Stellen verdankte (erst im J. 1791 succedierte er seinem Neffen dem Earl of Orford), erhoben, durch keine ehrgeizige Projecte beunruhigt, und unter dem Schutze der freyen Verfassung Englands lebend, ließ er seinen Gedanken und seiner Feder freyen Lauf, und zwar am meisten in der Correspondenz mit seinen Freunden. Als Lord Byron ihm das Verdienst die erste romance und die letzte Tragödie in der Englischen Sprache geschrieben zu haben, zuschrieb, vergaß er eines dritten, und unserer An-

sicht nach, größeren Verdienstes zu erwähnen: das gelehrte Europa hatte den Englischen Schriftstellern längst eingeräumt, daß sie in dem was man mit 'Humour' bezeichnet, allen vorangingen, allein dagegen die Behauptung aufgestellt: die Englische Sprache und noch mehr der Englische Nationalcharacter eigene sich nicht zu witzigen Darstellungen im Geiste der Franzosen. Nun sehen wir Horace Walpole mit Erfolg als 'Esprit' gegen Voltaire in die Schranken treten, und noch mehr den Beweis liefern, daß der scherzhafte und leichte Briefstyl der Frau von Sevigné, den die Franzosen als ihr ausschließliches Eigenthum in Anspruch nehmen, sich gar wohl mit der Englischen Sprache vertrage. Gray, Cowper und andere Englische Schriftsteller haben in ihrer Sprache Briefe geliefert, die als Muster eines guten Briefstyls aufgestellt sind, aber Niemand vor Horace Walpole verstand in gleichem Grade die Kunst, Grazie, Geschmack, Witz und Humor in kurzen Sentenzen zu vereinigen, mit einem Feuerpinsel, der an den Roman, die Burg von Otranto, erinnert, wahrhaft dramatische Scenen zu mahlen, während gleich darauf Züge aus den Sitten und dem Getreibe seiner Zeit dem skizzenmäßigen Ganzen einen lebendigen und anmuthigen Anstrich geben. Die Briefe der Frau von Sevigné und die des Horace Walpole bieten viele Anhaltspuncte zu Vergleichen dar: beide gehörten der Klasse des höhern Adels an, standen der Person der Könige und ihrer Hofleute nahe, theilten ihre gesellschaftlichen Vergnügen und noch mehr ihre Ansichten, Tugenden und Laster; zwar war eine geraume Zeit verstrichen als die erstere den Hof Ludwigs XIV. und seiner Zeitgenossen beschrieb, und Horace Walpole die Feder ergriff; aber das gesellschaft-

liche Leben in England unter der Regierung Georgs II. hatte sich, nach dem was in Ludwig XIV. Zeitalter in Frankreich Sitte war, gebildet. Es scheint uns, nachdem wir Horace Walpole's Briefe gelesen haben, zweifelhaft zu seyn, ob die vornehme Welt in London zu Georg II. Zeiten verdorbener war, als die Pariser, die Frau von Sevigné fleißig vor ihren Richterstuhl zieht? Verfolgen wir die Vergleichung aber weiter, so bleibt sie nicht immer gleich haltbar. Madame de Sevigné lebte unter einem unumschränkten Könige; der Sonnenstrahl vom Hofe entlehnt ist das Element in welchem sie sich bewegt; der König, und nur er, höchstens seine Maitresse und gelegentlich nur seine Minister, beschäftigen ihre Feder, ungern trennt sie sich von Paris und Versailles und pflanzt Bäume aux Rochers. Horace Walpole erwähnt nur des Königs, seiner Familie, seiner Minister und seiner Hofleute, um sich über alle diese lustig zu machen; er wohnt den Hoffeten, Bällen und Maskeraden bey, ohne ein anderes Vergnügen zu genießen, als Stoff zu Satyren zu sammeln. Weit entfernt sich in den Londoner Birkeln glücklich zu fühlen, ist ihm sein Strawberry-Hill sein Paradies. Madame de Sevigné hat die Liebe gekannt, und die Briefe an ihre Tochter verrathen noch Gefühl für zärtliche Empfindungen, von welchen in Walpole's Correspondenz sich keine Spur findet. Als einst Jemand in Gegenwart von Lady Townshend Walpole's 'good Spirits' rühmte, antwortete diese entrüstet: 'Oh, Walpole is spirit of hartshorn.' Doch hatte sein kaltes Herz Gefühl für Freundschaft. — Madame de Sevigné schreibt gern von dem was in der Politik und im Kriege vorgeht, aber es sind die Ansichten, die in ihren Pariser

Zirkeln an der Tagesordnung sind, und darüber weiß sie denn nach Weiber Art gar manches recht artig zu sagen. Anders ist es mit Horace Walpole; selbst ein Staatsmann liefert er über die Geschichte, vorzüglich was die Verhältnisse Englands seiner Zeit anbetrifft, wichtige Daten für den künftigen Geschichtschreiber dieser Periode. Zwar sind es größtentheils Anekdoten die er aufträgt; allein ein Zug aus dem wirklichen Leben entnommen gibt oft ein getreueres Bild, als eine mühsam zusammengesetzte Charakteristik, die sich auf vorgefaßte Meinungen gründet. Schade nur daß Horace Walpole zu sehr Parteymann war, und selbst von Vorurtheilen nicht frey gesprochen werden kann. Seine Beurtheilung dessen was in der auswärtigen Politik, in den Wissenschaften und Künsten vorging, zeigen immer den Mann von hoher Bildung und Nachdenken. Allein während die Briefe der Madame de Sevigné Ergießungen der augenblicklichen Empfindungen und Gedanken zu seyn scheinen, und wir im Geiste ihre Feder über das Papier schwebend zu sehen glauben, so haben die des Horace Walpole nicht selten das Ansehen (wenigstens in manchen Stellen) corrigirt, oder ganz umgearbeitet zu seyn. Mit den Letters to Sir Horace Mann ist dieses ohne Zweifel der Fall; man fand das Original-Manuscript von der eigenen Hand des Verfassers sauber abgeschrieben und mit vielen Anmerkungen versehen, die mit abgedruckt sind und die der Herausgeber, Lord Dover, bedeutend ergänzt hat. Diese Noten enthalten biographische Nachrichten von den Personen, die Horace Walpole in seinen Briefen namentlich anführt, und haben unstreitig für den Engländer ein großes Interesse; sie scheinen die letzte Folge der Briefe des Sir Horace Walpole

zu seyn; auch findet sich in dem Vorberichte des Herausgebers keine Andeutung, daß das Publicum sich Hoffnung machen darf, noch anderweitige Manuscripte aus dem blechernen Kasten, den er mit so vieler Sorgfalt seinem Erben empfahl, zu erhalten. Und so nehmen wir von einem Autor Abschied, der sich unter den vielen ausgezeichneten Schriftstellern des 18ten Jahrhunderts einen berühmten Namen erworben hat.

### H i l d b u r g h a u s e n .

Bey Kesselring: Sendschreiben an Sr. Hochwohlgeboren den Königl. Großbrit. Hannöv. Geheimen Hofrath und Ritter (Ober-Medizinal-Rath und Commandeur) Dr. F. F. Blumenbach, über die höchst merkwürdigen, vor einigen Monaten erst entdeckten Reliefs der Fährten urweltlicher, großer und unbekannter Thiere in den Heßberger Sandsteinbrüchen bey der Stadt Hildburghausen. Zur nähern Bestimmung des urweltlichen Zustandes unsers Landes für alle Freunde der Naturkunde öffentlich bekannt gemacht von Dr. F. K. E. Siedler, Dir. des Gymn., H. S. M. Consist. Rath u. s. w. Mit mehreren lithographierten, nach der Natur genommenen treuen Zeichnungen. 1834. 16 Seiten in 4. nebst 1 lithogr. Tafel in Folio.

In der Nähe von Hildburghausen wurden vor einiger Zeit in den Sandsteinbrüchen einzelne Quadern angetroffen, auf deren unterer Fläche man Thiersfährten und, wie der Herr Verfasser meint, auch Pflanzenranken bemerkt. Diese Reste urweltlicher Thiere waren Reliefs, der Art, daß die Geschöpfe, von welchen jene Spuren

herrührten, in der unter jenen Quadern gelegenen, damals noch weichen, Mergelthonschicht, beim Herübergehen Eindrücke ihrer Füße, also Fußstapfen, zurückließen, welche dann von einem später diese Schicht bedeckenden Sande ausgefüllt wurden. Die Erhärtung dieses Sandes zum Sandstein geschah nun der Form des unterliegenden Thones entsprechend, so daß an der Stelle, an welcher in diesem Eindrücke vorhanden waren, an der untern Fläche des Sandsteines Erhabenheiten sich bildeten; demnach sind die in Frage stehenden Reliefs wirkliche Modelle der Füße jener urweltlichen Thiere. Die Spuren auf der gezeichneten Platte rührten nun nach dem Herrn Verf. von zwey verschiedenen Geschöpfen her, von denen das eine größere, das andere kleinere Extremitäten hatte; die größeren seyen Hände, die kleineren Füße; diese bildeten eine zweyreibige, jene hingegen nur eine einreibige Fahrte.

Es sind die hier beschriebenen und abgebildeten Fahrten nicht die ersten, welche man überhaupt von urweltlichen Thieren aufgefunden hat; in dem rothen Flöhsandstein der Gegend von Dumfries kommen Abdrücke von Schildkrötenfüßen vor, ja sogar von Menschenfüßen hat man Abdrücke im Kalkstein an den Ufern des Mississippi und im Missouri-Gebiet beobachtet, welche, wie man berichtet, auf indische Weise gekleidet gewesen seyn sollen. Indes fragt es sich ob die letztere Art Abdrücke wirklich von Menschen herrührt, oder ob dieselbe nicht vielmehr nur den Anschein davon hat; wäre jedoch ersteres wirklich der Fall, so würde jener Kalkstein zu den neuesten Formationen zu zählen seyn, während hingegen das Vorkommen von Schildkrötenfahrten ganz mit dem Alter jenes

rothen Flößsandsteins übereinstimmend ist; es gehören hierher auch die angeblichen Abdrücke von Kinderhänden oder Fischotternsohlen im bituminösen Mergelschiefer bey Riegelsdorf. Jedemfalls ist der Fund bey Hildburghausen von der größten Wichtigkeit, und besonders merkwürdig erscheint es, daß diese Fährten die Form der Extremitäten der Quadrumanen haben, — Thiere, von denen es überhaupt noch zweifelhaft ist, ob sie je im fossilen Zustande gefunden worden sind, oder noch gefunden werden.

Ref. hat die Fährten eines großen Stückes jenes Hildburghäuser Sandsteins, welches im hiesigen academischen Museum aufgestellt ist, mit den Abbildungen der Tafel des Herrn Consist. = Rath Sackler verglichen und die größte Uebereinstimmung der Zeichnung mit den Abdrücken gefunden; leider aber fehlen auf unserer Platte die Fährten von dem kleineren Thiere, welche wir für besonders wichtig halten, indem sie einen Aufschluß über die Natur der großen Fährten zu geben im Stande seyn möchten. Nach jener Platte und nach den Abbildungen glaubt Ref. folgendes bestimmen zu können: Wenn wir aus der Fährte auf die Art der Bewegung und auf die Gestalt eines Thieres einen Schluß machen dürfen, so war der Gang des Thieres mit den großen Füßen auf eine doppelte Weise möglich: — entweder nämlich 1) setzte das Thier zuerst den einen Hinterfuß, wir nehmen hier an, den rechten, vorwärts zur Erde, und vor diesen unmittelbar, gleichsam um sich zu stützen bis der andere Hinterfuß hervorgezogen war, den Vorderfuß derselben Seite; hierauf setzte nun das Thier den linken Hinterfuß, um den eigentlichen Schritt zu machen, weit hin vor den rechten Vorderfuß und setzte

sodann wieder zur Stütze, bis es mit dem rechten Hinterfuß den Schritt wiederholt hatte, den linken Vorderfuß vor den linken Hinterfuß u. s. w., — oder 2) es wurde zuerst weit ausreißend der rechte Vorderfuß zur Erde gesetzt, worauf dann der rechte Hinterfuß folgte, aber nicht vor jenen Vorderfuß gelangte, sondern kurz hinter demselben stehen blieb, alsdann wurde eben so weit ausgreifend der linke Vorderfuß zur Erde gesetzt, dem dann auch, und zwar kurz hinter ihm stehen bleibend der Hinterfuß derselben Seite nachfolgte. Beide Arten von Bewegungen gehören zu den langsamen; da die Fährten immer nur in eine Linie fallen, so mußte das Thier entweder sehr schmal seyn, oder einen sehr wackelnden, oder doch wenigstens einen hüpfenden Gang haben. Die Art №. 2 von Bewegung ist uns deshalb unwahrscheinlich, weil bey derselben die vordern Extremitäten als die stärkern angenommen werden müssen, eine Annahme, der aber der bey weitem größere Umfang der hintern widerspricht, weshalb wir die Art №. 1 von Fortbewegung bey dem in Frage stehenden Thiere als die normale betrachten dürfen. Daß sich die Sache so verhalte beweiset die andere, kleinere, Fährte. Auf den ersten Blick glaubt man hier ein einziges vierbeiniges Thier mit diagonaler Fährte vor sich zu haben, bey genauerer Untersuchung sind aber hier Fährten von zwey Thierindividuen, von denen jede die Richtung in gerader Linie hat, wie es mit der Fährte des größern Thiers der Fall ist. Das kleinere Thier hatte nämlich, wie aus der Abbildung zu ersehen, vier nach vorn gerichtete Zehen, von denen eine durch bedeutende Kürze von den übrigen sich unterscheidet. Beginnen wir nun mit dem ersten



Fußstapfen auf der Tafel, und gehen zu dem letzten, d. h. in der Richtung der Füße, fort, so haben wir zunächst in der linken Reihe eine Pfote, deren kleinster Zehen nach innen gerichtet ist, die darauf folgende zweyte Pfote hat diese kleine Zehe an der äußern Seite, die dritte wieder an der innern, die vierte an der äußern, die fünfte an der innern. In der mit dieser Reihe fast parallel gehenden, gegen das Ende hin indeß von jener etwas divergierenden rechten Reihe, hat die erste Pfote, welche gerade (!) neben der zweyten der linken Reihe steht, die kleine Zehe nach außen, die darauf folgende zweyte hingegen nach innen, die dritte wieder nach außen, die vierte nach innen und die fünfte wieder nach außen. Sollte es nun wohl jemals ein Thier höherer Ordnung gegeben haben, welches ein so seitlich asymmetrisches Verhältniß zeigte, oder beym Gehen solche Kreuzungen der Extremitäten bewirkte, wie sie, wären beide Reihen als eine Fahrte nur einem Thiere angehörig, nothwendig hätten Statt finden müssen? Wie oben gesagt fehlen leider der Platte im hiesigen Museum diese kleineren Fahrten, wofern man nicht ein einziges ganz verwischtes Relief als solche deuten will, weßhalb wir uns bey der Erklärung der Sache an die Abbildung halten müssen. Hier ist es nun augenfällig, daß hinter jedem Fußstapfen ein gekrümmter Haken sich befindet; dieser Haken sitzt näher an der dem kleinen Zehen entgegengesetzten Seite und krümmt sich gleich einem Daumen seitwärts und nach hinten, und dieses ist bey allen einzelnen Fahrten, ohne Ausnahme, der Fall. Betrachten wir jetzt diese kleinen Füße, so erscheinen sie uns als Hände; sie haben in Betreff der Länge der einzelnen Zehen, der Breite derselben, ihrer

kurzen Spaltung, so wie der Zugespitztheit die größte Aehnlichkeit mit den Fährten des größern Thiers. Hier hätten wir aber ein Thier, welches nur auf zwey Beinen ging, und einen regelmäßigen Schritt hielt, einen solchen Schritt, wie ihn das größere Thier zeigt, wenn wir dessen kleine Extremitäten wegdenken. Benutzen wir so das kleinere Thier zur Erklärung des größern, so hatte dieses die zuerst angegebene Art des Ganges; es bediente sich der vordern Extremitäten zur Stütze, während das kleinere Thier ohne solche Stütze auf zwey Beinen fort sich bewegen konnte. Was wären nun aber jene Thiere? Diese paradox-handartige Form der Extremitäten und die dadurch nothwendige eigenthümliche Art in der Fortbewegung vermag Ref. nicht auf irgend eine der jetzt lebenden Thierarten zu reducirern. Aus dieser Handform auf ein Säugethier schließen zu wollen scheint sehr gewagt, zumal da auch bey den Amphibien, bey welchen die 5-Zahl der Zehen die herrschende ist, Formen mit mehr oder weniger entgegengesetzten Daumen vorkommen, welche also an die Hand erinnern, namentlich z. B. die, wenn auch nur vierzehigen, Vorderfüße der Frösche, sogar auch die zu zwey und drey einander entgegengesetzten Finger der Chamäleonen. Obgleich paradoxe Formen auch unter den Säugethieren vorkommen können, wie es das Dinosaurium beweiset, so sind selbige doch eigentlich so recht nur unter den Amphibien zu Hause, — und wie noch immer der Pterodactylus, der Ichthyosaurus, der Plesiosaurus als Amphibienformen einzig in ihrer Art dastehen, so möchte auch das in Frage stehende Thier als Amphibienform einzig in ihrer Art, zunächst aber als in

der Nachbarschaft der Bactrachier stehend betrachtet werden dürfen, bis wir mehrere für das Gegentheil sprechende Reste davon gefunden haben werden, oder bis die bunte Sandsteinformation deutlichere Reste von Thieren wird haben auffinden lassen, welche an Höhe die Ordnung der Fische und Amphibien überschreiten. — Mein Freund Kaup, welcher das größere Thier nicht als eine Affenart, sondern vielmehr als zu den Beuteltieren gehörend, betrachtet, hat demselben den Namen *Chirotherium* und zwar *Barthii* beygelegt, das kleinere aber unbestimmt gelassen; für ein Beuteltier hat auch Herr Professor Wiegmann in Berlin jenes größere Thier erklärt, hingegen die Fährte des kleineren als Spur eines unbekanntes Sauriers angenommen. Nach meinen obigen Auseinandersetzungen, wonach ich die Formen des größeren Thieres in dem kleineren wieder fand, halte ich zwar beide Thiere einer Gattung, aber zwey verschiedenen Arten angehörend, und nenne dieses kleinere *Chirotherium bipes: Ch. pollice acuminato*.

So sehr wünschenswerth es seyn würde die eigentlichen Reste dieser Thiere aufzufinden, so kann Ref. dazu doch leider noch nicht viel Hoffnung hegen, indem es immer eine mißliche Sache bleibt da ein Thier anzutreffen, wo es seine Fußtritte vielleicht — nur zurückgelassen hat.

Berthold.

---

G e t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

53. Stück.

Den 6. April 1835.

---

L e i p z i g.

Im Verlage von Kayser oder Beyer, aber auch mit der Angabe von Buchhandlungen in Brüssel, London, Paris und Wien, 1833. in gr. 4. Corpus juris canonici emendatum et notationibus illustratum Gregori XIII. P. M. jussu editum. Post Justi Henningii Boehmeri curas brevi adnotatione critica instructum ad exemplar Romanum denuo edidit Aemilius Ludovicus Richter. Opus uno volumine absolutum.

Der Unterz. hat wohl noch nie bey einer Anzeige, die er zuletzt denn doch übernommen hat, ein so gutes Gewissen gegen den an sich gegründeten Vorwurf gehabt, daß er sich in ein fremdes Feld der Jurisprudenz wage, welches er nur in so weit kenne als es zu der juristischen gelehrten Geschichte gehöre, wie bey der gegenwärtigen. Er hat nämlich schon zwey seiner Freunde,

die das Kirchenrecht als Professoren gelehrt haben, und an Ausgaben des C. j. can. dachten, zufälligerweise nun beide nicht mehr Professoren, sondern Mitglieder von Ober=Appellations=Gerichten, aufgefordert, unseren Anzeigen die Ehre zu erweisen, daß diese Beurtheilungen der gegenwärtigen Ausgabe von ihnen liefern könnten; aber Beide haben sich nur entschlossen, sie sowohl als die in demselben Verlage auf 75 S. gr. 8. erschienenen

Beyträge zur Kenntniß der Quellen des canonischen Rechts, von Nemilius Ludewig Richter, Docenten (jetzt auch Doctor d. R.) zu Leipzig. Erster Beytrag. Ueber Algerus von Lüttich und sein Verhältniß zu Gratian. II. Zur Berichtigung der Inscriptionen im Decret. III. Ueber die *Collectio Anselmo dedicata*

gar sehr zu loben, besonders letztere als Untersuchungen, aus welchen sie viel gelernt hätten, so daß der Eine sagt, er habe sie mit der Art von Respect durchgesehen, die da am natürlichsten sey, wo man seinen Autor nicht mehr im Einzelnen zu controlieren vermöge, wie er denn nur S. 25 die Emendation in der ersten Note: *tutor remotus in loco*, in *tuto* statt *dudum* vorschlagen möge. Ein dritter Freund des Unterz., der sich um beide Bücher vor ihrem Erscheinen verdient gemacht hat, hatte sie auch schon seitdem in einer anderen Zeitschrift gerühmt, und konnte also, wenn man strenge auf das hielt, was bey Recensionen so oft ausdrücklich versprochen wird, daß man es auch für stillschweigend versprochen ansehen kann, nicht wohl noch einmahl dieses Amt zu übernehmen aufgefordert

werden. So blieb denn also dem Unterz. nichts übrig, als mit aufrichtiger Erzählung dieser Umstände zu sagen, daß die Ausgabe des C. j. can., welche in der vierten Lieferung auf 396 Spalten bis in die causa XXVI quaest. 6 geht und auf XI S. noch Einiges aus der officiellen Ausgabe von 1582 und sonst, auch eine vorläufige Vorrede des jetzigen Herausgebers vorausschickt, bedeutende Vorzüge vor der, wie es hier richtiger heißt, Pelletierschen, gewöhnlich Pitthouischen, eigentlich Des Maresischen und der Böhmerschen Ausgabe besitzen wird. Unter diese gehört denn vor allen Dingen, daß der Herausgeber die eben erwähnte officielle Ausgabe hier nach einem von Herrn Prof. Hänel mitgetheilten Exemplare, welches nun nicht einmahl das einzige in Leipzig befindliche ist, verglichen hat, was bey den sonst mit Recht gerühmten des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts entweder gar nicht oder doch nicht sorgfältig geschehen ist. Ersteres scheint nun kaum denkbar, aber die Ausgabe ist, wenigstens jetzt, und in Deutschland so selten, selbst unsere Bibliothek besitzt sie noch immer nicht, daß man, wenigstens bey Böhmer, die sonst so gewagt scheinende Vermuthung annehmen muß, da dieser bey c. 4. D. 91. eine Anmerkung der officiellen Herausgeber, so gut wie die Pitthou-Pelletier-Des Maresische Ausgabe, dem Gratian selbst zuschreibt, und nun aus seiner Vergleichung von Handschriften hinzusetzt, was, wenn man den Zusammenhang weiß, sich so von selbst versteht, daß es beynahelächerlich klingt, hoc Gratiani dictum in nullo codice reperitur. Auch bey diesem Unternehmen muß man also gar sehr wünschen, daß es völlig ungestört

zu seinem Ende gelangen möge. Wie viel dabey die Kenntniß der Quellen von Gratians Decret und zu seiner Zeit denn wohl auch von den Decretalen gewinnen werde, ergibt sich schon sehr deutlich eben aus den Beyträgen, über welche in Verbindung mit der Ausgabe selbst noch die Bemerkung hier stehen mag, daß, so wie bey dem Römischen Recht in Ansehung der Quellen das neunzehnte Jahrhundert sich würdig an das sechzehnte anschließt, dieß auch in seiner Art bey dem canonischen Rechte der Fall ist. Freylich sind es keine palimpsesten Institutionen des Gajus, keine Ergänzungen des Theodosischen Codex, und keine juristische Palimpsesten von Mai, die Das fortsetzen, was Sichard, Ranconnet und Gujas angefangen haben, denn Das, was wir als Gesetzbuch ansehen können, ist ja nicht aus dem sechsten, sondern erst aus dem zwölften Jahrhundert und noch später; aber wie die drey Antone, von welchen Demochares der älteste und der einzige nicht auch für das Röm. Recht merkwürdige ist, die entfernteren Quellen aus welchen Gratian geschöpft hatte, benutzten, so werden nun auch die Schriften, welche er unmittelbar vor sich hatte, mit ihm verglichen, und nicht bloß die älteren Werke, in welchen dieselben Stellen früher vorkamen. Herr D. Theiner hat eine ganz ins Einzelne gehende Prüfung, woher nun gerade Gratian eine jede Stelle unmittelbar genommen habe, angekündigt, und dazu sehr erhebliche, bisher unbekannt, Beyträge in seinem Buche über Ivo geliefert. Daran schließt sich nun die Entdeckung des Hn Dr Richter an, daß Gratian unmittelbar bey ungefähr zwey und siebenzig Stellen, namentlich in der ersten und zweyten causa, daß bey

Martenne im fünften Bande 1717 zuerst und bisher allein gedruckte, für Gratian aber noch gar nicht benutzte Werk des Algerus aus Eutich, der nicht lange vor ihm geschrieben hatte, benutzt hat. Daß Algerus sein Werk auch in drey Theile zerlegte, 1) von der Barmherzigkeit gegen Sünder, 2) von der Gerechtigkeit gegen sie, und 3) von den Arten der (versteht sich: kirchlichen) Sünder, ist wohl nur eine ganz zufällige Aehnlichkeit, aber eine ganz entschiedene liegt darin, daß schon Algerus die verschiedenen Stellen zu vereinigen suchte, ut nullam contrarietatis discordiam pararet antiqua eorum diversitas, wie er selbst in der Vorrede sagt, so daß er offenbar der Vorgänger von Gratian ist, dem man diese Methode bisher, als von ihm erfunden, zuschrieb. Ja sogar ganze sogenannte dicta Gratiani sind aus Algerus aufgenommen, namentlich die ganze sexta pars der C. 1. q. 1., d. h. die Einleitung so wie c. 40. (nicht wie es hier S. 13 heißt, 39) ... 45, und alle dazwischen liegende dicta Gratiani.

Hugo.

### B o n n.

1834. auf 136 S. gr 8. Ueber die Notitia Dignitatum utriusque imperii, eine Abhandlung zur Litteraturgeschichte und Kritik von Dr. Eduard Böcking.

Es ist ganz besonders Pflicht des Unterz., diese zuerst für das Rheinische Museum für Jurisprudenz bestimmte, aber wohl gewiß zweckmäßiger nun besonders erschienene Schrift anzuzzeigen und allen Lesern, welchen etwas an



dem darin abgehandelten Gegenstande liegt, zu empfehlen, nicht nur, weil sie sicher das Vollständigste und Genaueste ist, was wir darüber haben, sondern auch, weil er dadurch, so viel an ihm ist, den Fehler wieder gut zu machen sucht, welcher ihm gleich in der Einleitung S. 2 zu Gemüth geführt wird, daß in seinem ganzen civilistischen Cursus, den Index editionum fontium und die Beyträge mit eingerechnet, von dem Buche, welches nicht bloß für Herrn Prof. B. wichtig ist, obgleich für ihn natürlicherweise nun wichtiger, als für die meisten Anderen, nichts steht, als in der gelehrten Geschichte bey Alciat und Panciroliuß, daß sie sich darum verdient gemacht haben. Es steht zwar sehr dahin, ob die sieben Jahrgänge, welche nun schon für einen dritten Band der Beyträge vorhanden sind, nebst den mehr oder wenigern, welche davon noch erscheinen mögen, je, nach der Art der beiden vorhergehenden, zusammengedruckt werden, zumahl da auch von diesen ganz richtig bemerkt worden ist, sie füllten doch eigentlich keine Lücke in der juristischen Literatur aus; aber wenn sie auch nur einzeln in diesen Blättern fortleben, so kann man nun doch dem Unterz. oder seinem Zeitalter nicht mehr zur Last legen, daß er in so langer Zeit nicht ein einziges Mahl Gelegenheit gehabt habe, in der Anzeige eines Buches von der N. D. zu sprechen, so wenig wie in der Encyclopädie, der Rechtsphilosophie, der Rechtsgeschichte, dem heutigen Römischen Rechte, der Chrestomathie und der Einleitung in die Digesten und den Codex, oder so wenig, wie bey dem Verzeichnisse der Ausgaben der Quellen des Corpus

juris, von welchen S. 125 zugegeben wird, daß die N. D. nicht zu ihnen gehöre, welche als eine Art von Hof- und Staats-Kalender bezeichnet wird, in sofern wohl nicht ganz richtig, weil von Dem, was solche Bücher zu Kalendern macht, nämlich den Namen, die sich jedes Jahr ändern können, in dieser N. D. nichts vorkommt, sie also mit dem Preussischen 'Hof- und Staat' eher Aehnlichkeit hat. Herrn Prof. B. verdanken wir es also, daß hier bis S. 41 die Handschriften, bis S. 74 die Ausgaben, mit genauer Unterscheidung des den Occident und des den Orient betreffenden Theils, der unvollständigen und der vollständigen Ausgaben, mit weder allzu hoher noch allzu geringer Würdigung des Commentars von Pancirolus, Letztere besonders und deswillen nicht, weil dieser Verf. ja selbst mit großer Bescheidenheit von Dem, was er geleistet und nicht geleistet habe, spreche, aufgezählt und beurtheilt werden. Der dritte und größte Abschnitt, worin wohl auch am meisten vorgearbeitet war, bis S. 124, wo die Uebersicht des Inhalts, nebst Zusätzen und Verbesserungen anfängt, betrifft die Entstehung, Bedeutung und das Alter der N. D. Den Wunsch des Herrn Prof. B., daß nun zu dieser ersten Monographie noch recht viele Berichtigungen hinzukommen mögen, wird gewiß jeder Leser theilen und sich auf die neue Ausgabe der N. D., welche dieser als eine von den in Bonn erscheinenden besorgen wird, freuen.

Nachdem das Bisherige schon an die Redaction abgegeben war, erhält der Unterz. von Herrn Prof. B. noch zwey bedeutende Nach-

träge zu dem Buche selbst. Der erste betrifft die Handschriften, deren sich in der Königl. Bibliothek zu Paris zwey befinden, einer Cod. Lat. 5825. E. auf Papier, der ehemals Bigot gehörte aus dem sechzehnten Jahrhundert, und der zweyte Cod. Lat. Suppl. 671 auf Pergament kl. Fol., ehemals Lamoignon gehörig, aus dem funfzehnten Jahrhundert, wohl Beides Sohn oder Enkel der Handschrift zu Speyer. Der zweyte Nachtrag betrifft die Ausgaben, namentlich die welche von B. Rhenanus zu Basel 1520 besorgt worden seyn soll, und die freylich weder auf der Pariser noch auf der hiesigen Bibliothek zu finden ist, so daß sogar ihr Daseyn bezweifelt wird. Dafür sind nun in Barth's adversaria 50, 8. p. 2365. und 55, 1. p. 2575 und 2576 bestimmte Zeugnisse für die Ausgabe der Rhetoren, auch mit ausdrücklicher Beziehung auf die Speyrer Handschr., und eben so bey Ruhnkenius in der Vorrede zu Rutilius Lupus p. XX., wo aber die Ausgabe dem Jahre 1521 zugeschrieben wird. Theils der Druckort Basel, theils die dankbare Erinnerung, wie viel der Unterz. auf der dortigen Bibliothek, der einzigen, die er je auf einer Reise zu bestimmten Zwecken benutzte, gefunden hat, machen es ihm sehr wünschenswerth, es möchte ebendasselbst auch nach dieser Ausgabe gesucht werden.

Hugo.

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

54. 55. Stück.

Den 9. April 1835.

G ö t t i n g e n.

In der Dietrichschen Buchhandlung: Die Lehre von den Erbverträgen, von Georg Beseler. Erster Theil: die Vergabungen von Todeswegen nach dem ältern deutschen Rechte. 1835. XIV u. 288 S. in 8.

Ist unsere Literatur nicht reich an allgemeinen, das deutsche Recht im Ganzen umfassenden, Darstellungen zu nennen, so leidet sie unstreitig einen noch viel größern Mangel an Monographien, welche einzelne Institute bis in das kleinere Detail historisch und dogmatisch verfolgen. Käme es jetzt nur noch darauf an, einzelne Gemäcker eines, im Ganzen fest und vollendet dastehenden Gebäudes völlig auszubauen, so ließe sich darauf, wie auf einen Luxusartikel, einstweilen verzichten. Noch aber steht der Bau selbst in seinen Haupttheilen und Grundfesten bey weitem nicht sicher und vollendet da und, wo er es scheint, thut es dennoch Noth, seine Lichtigkeit und Haltbarkeit durch genaue

Betrachtung alles Einzelnen, dem er zur Grundlage dienen soll, stets von Neuem zu prüfen; und Monographien, die diesem Zwecke förderlich sind, indem sie Institute zu ihrem Gegenstande wählen, die nach recht vielen Seiten hin mit Grundbegriffen und Hauptlehren des deutschen Rechts in innigem Zusammenhange stehen, hält Ref. gegenwärtig für das dringendste Bedürfniß der germanistischen Literatur.

Zu den Instituten, die auf diese Weise einen tiefern Blick in das Gefüge des deutschen Sachenrechts eröffnen, gehört unstreitig auch dasjenige, welches Gegenstand der vorliegenden Schrift ist, und, wenn man schon wegen dieser Wahl des Themas geneigt ist, dem Verf., der hier zum ersten Male mit einem größern schriftstellerischen Versuche auftritt, seinen Beyfall zu schenken, so ist auch die Ausführung ganz dazu geeignet, ihm sofort eine ehrenvolle Stelle unter den Bearbeitern des deutschen Rechts zu erwerben. Während einerseits ein fleißiges Durchmustern der Rechtsquellen und Urkundensammlungen und eine gewissenhafte Beachtung des Einzelnen, was diese ihm darbieten, ihn in den Besitz des Materials gesetzt hat, weiß er andererseits diese Data durch scharfsinnige und gewandte Combination, durch helle Blicke in den Gang der Rechtsbildung überhaupt und insbesondere in die Zustände und den eigenthümlichen Geist des ältern deutschen Rechts zu beleben und durch die Gabe einer klaren und einfachen Darstellung zu einem Bilde zu gestalten, bey dem man nicht leicht die Anschaulichkeit und innere Harmonie vermißt, welche schon an und für sich ein günstiges Vorurtheil für die Wahrheit und Richtigkeit erweckt. Zwar vertraut mit Dem, was Andere vor ihm über seinen Ge-

genstand gesagt haben und ohne jene falsche und eigensinnige Originalität, die jedes Fremde bloß darum, weil es ein solches ist, sich anzueignen verschmäht, tritt er doch allenthalben, gestützt auf eigene redliche Forschung, mit einer Selbständigkeit auf, die ihn in Dem, worin er mit Andern im Resultate übereinstimmt, zu einem gewichtigen Zeugen und in dem, worin er von bisherigen Ansichten abweicht, zu einem Achtung gebietenden Gegner macht.

Ohne auf eine Beurtheilung des Details der Schrift einzugehen, macht es sich Ref. nur zur Aufgabe, die Stellung zu bezeichnen, die sie in ihren Hauptsätzen zu der bisherigen, mehr oder weniger allgemein angenommenen, Doctrin einnimmt.

Das Resultat, zu welchem der Verf. gelangt, ist in der Hauptsache dieses. Das ältere deutsche Recht — worunter hier das, während des ganzen Mittelalters, bis zur Reception des fremden Rechts, Geltende zu verstehen ist — kannte zu dem Zwecke, Jemanden Etwas auf den Todesfall zuzuwenden, weder einseitige widerrufliche Verfügungen, noch auch wahre Erbverträge, sondern nur Verträge, welche unter die Kategorie der *negotia inter vivos* fallen, indem das Eigenthum (privatives oder Gesamteigenthum) sofort auf den Bedachten überging, Besitz und Genuß dem Geber bis zu seinem Tode blieb. Was von einseitigen letztwilligen Verfügungen theils in einigen Volksrechten, theils in Rechtsquellen aus dem Ende des Mittelalters vorkommt, gehört sämmtlich dem römischen Rechte an, dessen frühe Aufnahme in diesem Punkte hauptsächlich der Kirche zu verdanken ist. Gegenstand jener deutschen Vergabungen konnten nach älterm Rechte nur einzelne Immobilia

lien, oder das gegenwärtige Vermögen, ganz oder zu einem quoten Theile, seyn, nach späterm Rechte auch das ganze gegenwärtige und künftige Vermögen, dagegen nicht einzelne Mobilien; für Vergabung dieser kannte das ältere Recht keinen andern Weg, als den der simpeln, durch Tradition bey dem Leben des Gebers vollzogenen, Schenkung *inter vivos*, und als das spätere Recht dabey auch das bloße Versprechen, ohne sofortige Tradition, zuließ, hatte dieses nicht die Bedeutung eines Erbvertrages, sondern nur die einer *Obligatio*, deren Erfüllung auf die Zeit des Todes des Gebers verstellt ist. Die *acquisitiven* Erbverträge sind daher nach des Verf. Ansicht erst ein Erzeugniß der neuern Zeit und erst der zweyte Theil seiner Schrift wird darüber Aufschluß geben, welchen Wendungen der *Doctrin* wir sie, als Bestandtheil des gegenwärtigen Rechts, verdanken.

Ref. kann diesen Sätzen in der Hauptsache um so weniger seinen Beyfall versagen, da er selbst in seinem Buche über die Gewere auf dieselben Resultate gekommen ist, vielmehr freut er sich, in einer Untersuchung, die um vieles detaillierter, als die seinige, ist, eine bedeutende Stütze der letztern zu erhalten. Das, worin er vom Verf. abweicht, ist zum Theile der Art, daß es wegen der Natur der Fragen, auf die es dabey ankommt, und noch mehr wegen der mangelhaften Beschaffenheit der Quellen, für jetzt wenigstens, vielleicht nach dem eigenen Dafürhalten des Verfassers, schwer seyn möchte, eine Entscheidung zu fassen. Ref. rechnet dahin insbesondere zwey Punkte. Erstlich hat er geglaubt, schon in den, durch das spätere Recht zugelassenen Vergabungen von Mobilien, ohne Tradition bey Lebzeiten des Gebers, die erste

Spur wahrer Erbverträge zu erkennen, von wo aus sich dieses Geschäft auch auf einzelne Immobilien und das ganze Vermögen verbreitet habe. Wie schwer es bey der Dürftigkeit der Quellen ist, die beiden Dinge, eine auf den Moment des Todes betagte Obligation und einen Erbvertrag, besonders in Anwendung auf eine Summe Geldes, einen Fall, von dem leider in den Quellen fast allein die Rede ist, mit Sicherheit zu trennen, ergibt sich von selbst; doch muß Ref. bekennen, sein Hauptargument, daß nämlich, nach dem ausdrücklichen Zeugniß der Quellen, der auf diese Weise Bedachte den Erbschaftsgläubigern nachstand, scheine ihm auch jetzt noch ein gewichtiges Moment für seine Ansicht, da es aus ihr mit innerer Nothwendigkeit folgt, während der Verf. sich genöthigt sieht, es nur aus natürlicher Billigkeit oder aus der — wie es scheint — unpassenden Analogie der *donatio omnium bonorum* herzuleiten (S. 160. Note 17). — Ein zweyter Punct betrifft die, im spätern Mittelalter vorkommenden, einseitigen Verfügungen von Todeswegen, welche Ref. für eine, zunächst an die eben bezeichneten Erbverträge, sich anschließende, Entwicklungsstufe des deutschen Rechts selbst anzusehen geneigt ist, während der Verf. sie für durchaus fremden Ursprungs hält. Ueber die Erscheinung selbst sind wir im Ganzen einig; auf die Divergenzen, welche die Deutung einer bekannten Stelle des Schwabenspiegels (S. 137 flg.), eines der, dem Sachsenspiegel angehängten Schöffensurtheile (S. 254) und der 'Testamente' des Lüzibischen Rechts (S. 257) betreffen, verbietet der beschränkte Raum hier näher einzugehen. Was aber jene Frage von dem Ursprunge der Erscheinung betrifft, so gesteht Ref. zwar ein, daß die



Beweise für seine Ansicht nicht stringent zu nennen sind, eben so wenig aber kann er das, worauf die Argumentation des Verfassers hauptsächlich gegründet ist, nämlich die Verschiedenheit zwischen den letztwilligen Verfügungen und den vertragmäßigen Vergabungen, für einen Gegenbeweis halten. Denn diese Verschiedenheit keinesweges abläugnend, hat er sie durch Hinweisung auf die, bey den Vergabungen nach späterm Rechte gestattete, Clausel des Widerrufes und auf die Uebereinstimmung beider Geschäfte in Hinsicht der Form, die keinesweges die der Römischen Testamente oder Legate ist, als so gemildert darzustellen gesucht, daß ein Fortschritt von dem einen zu dem andern, auch ohne daß es der Reception eines fremden Rechtes bedurfte, mindestens wahrscheinlich wird. — Dagegen stimmt Ref. mit dem Verf. darin vollkommen überein, daß Alles, was in einigen Volksrechten und ältern Urkunden von letztwilligen Verfügungen vorkommt, durchaus dem Römischen Rechte abgeborgt ist. Dennoch ist ihm, bey dem Lesen der vorliegenden Schrift selbst, ein Zweifel gegen den absoluten Mangel einer widerruflichen Verfügung von Todeswegen im ältesten deutschen Rechte begegnet. Die Sitte, sich auch zu Vergabungen von Todeswegen der Vermittelung eines Salmannes zu bedienen, reicht nicht bloß nach dem Zeugnisse von Urkunden, sondern nach des Verf. scharfsinniger Erklärung des Tit. 47 der lex Salica (S. 101) in eine sehr frühe Zeit hinauf; und sollte nicht eine solche Vergabung widerruflich von Seiten des Gebers gewesen seyn, da der Salmann nur gegen Dritte als selbständig in Bezug auf die Sache Berechtigter (als Inhaber einer Gemere zu treuer Hand) erscheint, dagegen im Verhält-

nisse zum Geber doch wohl nur als Mandatar betrachtet werden kann?

Womit sich Ref. am wenigsten befreunden kann ist die Grundansicht des Verfassers über die Wirkungen der ältern deutschen Vergabungen, so belehrend und richtig auch seine Darstellung im Einzelnen ist. Nach jener Ansicht nämlich treten die Paciscenten entweder in das Verhältniß von Gesammteigenthümern mit ausschließlich dem Geber vorbehaltenem Besitz und Genuß, oder in das Verhältniß des Proprietars und Nießbrauchers; Erbverbrüderungen und wechselseitige Vergabungen haben stets die erste Wirkung, die übrigen gewöhnlichen Arten der Vergabung bald die erste, bald die zweyte. Von vorne herein erweckt gegen diese Ansicht, besonders in Betreff der gewöhnlichen Vergabungen, schon der Umstand ein gewisses Mißtrauen, daß es, trotz dem Bemühen des Verfassers, beide Gestaltungen aus einander zu halten, dem Leser, auch bey dem besten Willen, nicht gelingt, hervorspringende, wahrhaft praktische Unterschiede zwischen beiden zu entdecken und festzuhalten, und daß für die, vom Verf. versuchte, Locirung der einzelnen urkundlichen Fälle unter die erste oder zweyte Gattung entweder gar kein Grund zu entdecken ist, oder höchstens eine Verschiedenheit der Worte und Wendungen, die der unbefangene Leser für eine bloß zufällige anzusehen geneigt ist (vergl. S. S. 91 flg., 146, 166, 175 — 183). — Ref. glaubt den Verf. hier auf einem falschen Wege und den Grund davon in Etwas zu finden, was schon Manchen an einem klaren und unbefangenen Blick in das Wesen deutscher Institute gehindert hat, nämlich darin, daß ihnen das Gewand unserer heutigen Begriffe und Ter-

minologien angezwungen wird. Die Wirkung jener deutschen Geschäfte, oder daß, daraus entspringende, Recht des Bedachten war, nach des Ref. Ansicht, stets im Wesentlichen dasselbe, nämlich eine eigenthümliche Art der Gewere, deren Natur wir aus den einzelnen Befugnissen des Bedachten, dem Einwilligungsrechte oder bloßen Näherrechte bey Veräußerungen, dem Rechte auf den Besitz und Genuß nach dem Tode des Gebers u. s. w. zu entnehmen haben. Bey dieser Antwort auf die obige Frage würden wir uns wahrscheinlich begnügen, wenn uns die Quellen auch für diese Gewere einen solchen begriffsmäßigen, technischen Namen suppeditierten, wie für andere, z. B. Lehnsgewere, Zinsgewere, Gewere zu treuer Hand, Gewere zu rechter Vormundschaft, und in der That liegt, von dem Standpuncte des ältern Rechts die Sache betrachtet, ein gewisser Vorwitz darin, noch weiter zu fragen, ob denn diese Gewere des Bedachten Eigenthum oder Gesamteigenthum und die des Gebers bloßer Nießbrauch oder auch Gesamteigenthum sey. Daß in den Urkunden über unser Geschäft Ausdrücke und Wendungen gebraucht werden, die bald an das Verhältniß des Proprietars und Nießbrauchers, bald an gemeinschaftliches Eigenthum erinnern, kann natürlich nichts beweisen, da, bey dem Mangel eines technischen Ausdruckes für das Recht des Bedachten, die Verfasser der Urkunden sich an mehr oder minder nahe liegende Analogien halten mußten; auch darf nicht verkannt werden, daß bey Erbverbrüderungen über Lehen Ausdrücke, welche auf Gesamteigenthum hindeuten, der innern Idee wirklich entsprechen, weil diese Art der Vergabungen sich in der That

mit dem lehenrechtlichen Institut der gesammten Hand verwebten.

Unter den Partien der vorliegenden Untersuchung, die dem Verf. Gelegenheit geben, sich über allgemeine Lehren des deutschen Rechts zu verbreiten, möchten vorzüglich die Erörterungen über die Form der gerichtlichen Auflassung und über die Rechte der nächsten Erben bey Verfügungen von Immobilien Aufmerksamkeit verdienen. Was den ersten Punct betrifft, so hält der Verf. von den beiden, in den ältern Quellen deutlich unterschiedenen Handlungen, der traditio (Salung) und der vestitura (Gewere) die erste nicht, wie Eichhorn, für die causa praecedens, sondern, wie Ref., für die Auflassung selbst; die zweyte bezeichnet er als die förmliche Einweisung in den Besitz. In wiefern damit wirklich etwas Anderes gesagt ist, als Tradition, oder, allgemeiner gesagt, Ergreifung des Besitzes, wofür Ref. sich entschieden hat, ist letzterm nicht recht klar geworden, da die, vom Verf. allegirten Beschreibungen der vestitio (S. 30, 43 Note 16), mit wenigen Ausnahmen, die für Folge späterer Verwechselung beider Worte zu halten seyn dürften, unter jenen Begriff der Besitzergreifung zu fallen scheinen. Sodann vertheidigt der Verf. die Ansicht, daß auch schon nach dem ältesten Rechte die vestitura nicht nothwendige Bedingung des Erwerbes der Gewere (des dinglichen Rechtes) war, sondern nur zu größerer Sicherstellung diente, und da diese Meinung, der das spätere Recht das Wort redet, den Beyfall der Mehrheit haben dürfte, so verzichtet Ref. schon um deswillen auf eine neue Vertheidigung seiner entgegengesetzten Ansicht. Dagegen stimmt er dem Verf. vollkommen darin bey, daß die Auf-

lassung ursprünglich keinesweges nothwendig vor Gericht zu geschehen brauchte und glaubt, daß die Verschiedenheit des ältesten und spätern Rechtes in diesem Punkte mit dem Bildungsgange des germanischen Gerichtswesens im genauesten Zusammenhange steht. Unverkennbar gehen im ältesten Rechte die Zeugnißfähigkeit und die Fähigkeit, das Urtheil zu finden, Hand in Hand. Wie nun letztere durch Einführung des Schöffeninstituts aus einem Gemeingut Aller zu einem Berufe bestimmter Personen wurde, so ging auch die Rolle der Solennitätszeugen auf die Schöffen über; daher bey der Auflassung an die Stelle der Zeugen, die von jeher dabey vorkamen, die Schöffen, mithin das Gericht, traten, daher auch das Princip, daß jedes außergerichtlich gegebene Gelöbniß eidlich abgeläugnet werden könne, dem ältesten Rechte fremd ist und erst im spätern Rechte hervortritt.

In Betreff der Rechte des nächsten Erben bey Veräußerung von Immobilien tritt der Vf. der bisher herrschenden Ansicht in sofern entgegen, als er deren Existenz für das ältere Recht gänzlich läugnet, wiewohl er andererseits anerkennt, daß von jeher die Sitte willkürlichen Veräußerungen entgegen wirkte und das Wort der Familie dabey zu achten gebot. Und so die Sache aufgefaßt, mithin den allgemeinen Gedanken, der jenen Rechten zum Grunde liegt, als ursprünglichen Characterzug. des deutschen Rechts und nur die bestimmtere Normierung desselben als Erzeugniß einer spätern Zeit betrachtet, glaubt Ref. dem Verf. vollkommen beypflichten zu müssen. Wie einerseits gerade einige von den Punkten, welche der Verf. als Beweis des ursprünglich mangelnden Rechts der Familie anführt, namentlich die ausdrücklich in einigen Volks-

rechten sanctionierte freye Vergabung an die Kirche und die in den Traditionsurkunden der Erben für den Fall einer versuchten Revocation gedrohten zeitlichen und ewigen Strafen, zugleich als Beleg der auf uralter Sitte gegründeten Ansprüche der Familie anzusehen seyn möchte, so dürfte andererseits diejenige Gestalt jener Einspruchsrechte der Familie, in der sie als Einwilligung- oder Retractsrecht des nächsten Erben erscheinen und hinwiederum in dem Institute der rechten Gewere ihr angemessenes Gegengewicht haben, wohl unstreitig spätern Ursprungs seyn.

Ref. schließt diese Anzeige mit dem Wunsche, daß der Verf. mit der Fortsetzung eines so tüchtig begonnenen Werkes nicht lange säumen möge.  
E. Albrecht.

### P a r i s.

Bey Paulin, 1833: Essai sur l'histoire des Arabes et des Mores d'Espagne. Par Louis Viardot. — Tome premier 311 S. Tome second 251 S. in 8.

Der Verf. dieses geschichtlichen Versuchs hat zwar die Absicht, seinen Gegenstand von allen Seiten zu umfassen und auszubeuten. Da man jetzt oft zu leicht vergißt, was das neuere Europa den Arabern überhaupt und was es insbesondere den spanischen verdankt, so geht ein Hauptbestreben dieses Versuchs dahin, die Vortheile, welche das christliche Spanien, Frankreich und übrige Europa dem arabischen Spanien abgesehen und abgewonnen hat, deutlich und einzeln ans Licht zu ziehen, und die hohe Cultur, welche Spanien drittheilb Jahrhunderte lang unter den Omajjaden aufweist, als

den damaligen Höhepunkt aller europäischen zu beschreiben, wobey der Verf. genug Einsicht hat, die eigentlich arabische Cultur mit dem Sturze des omajjadischen Chalifats zu schließen, und die spätern Reste muhammedanischer Herrschaft und Cultur in Spanien nicht sowohl als arabische, sondern als maurische und schon halb barbarische zu bezeichnen. Außer mehreren mechanischen Erfindungen und Geschicklichkeiten, außer Wissenschaften und Universitäten, will der Verf. auch die provengalische Poesie, die Einführung des Reimes, und einen guten Theil der Galanterie und Ritterlichkeit des Mittelalters aus arabischem Einfluß ableiten; manches der Art hier gesagte verdient gelesen zu werden. Aber desto mehr ist zu bedauern, daß der Verf. bloß mit den bekanntesten Hülfsmitteln versehen sich zum Geschichtschreiber solcher Zustände aufgeworfen hat: die arabischen Quellen kennt er nur aus Jos. Conde's Werke, das Arabische versteht er nicht, und wir wüßten keine einzige wahre Erweiterung unserer historischen Kenntnisse über das arabische Spanien aus diesem Werke aufzuweisen. Das große Werk Ibn-Chaldun's, nicht ein Erzählungsbuch, sondern eine philosophische Geschichte der Araber und Mauren, kennt er auch nicht einmal dem Titel nach; Ibn-Beidun's und Ibn-Chakan's gelehrte Schriften sind ihm eben so außer dem Gehör, und doch sind von diesen und andern arabischen Büchern, die kein tüchtiger Historiker, wenn er das arabische Spanien beschreiben will, übersehen darf, schon bedeutende Stücke gedruckt, anderes leicht in Handschriften zu lesen. Auch die neuesten Schriften deutscher Gelehrten über diesen Gegenstand scheinen dem Verf. ganz unbekannt geblieben zu seyn. Wie viel weniger kann

sich der Verf. bey so geringer Versenkung in das arabische Wesen die inneren Ursachen des schnellen Falles eines so mächtigen Staates, wie der spanische unter den Omajjaden war, richtig erklären! Er versucht es zwar in einem eigenen Abschnitt und bringt manche einzelne Gründe vor: aber die wahre Ursache wird vermißt.

H. C.

## S t u t t g a r t.

Bey Cotta, 1833: Das Sultanat Mogh'rib: ul: Akfa oder Kaiserreich Marokko. In Bezug auf Landes-, Volks- und Staatskunde beschrieben von J. Graberg von Hemsö. Aus der italiänischen Handschrift übersetzt von Alfred Reumont. — VIII u. 196 S. in 8.

Der Verf. dieser Schrift, viele Jahre lang schwedischer und sardinischer Consul zu Tanger in Marokko und zu Tripoli, benutzte aufs thätigste die Gelegenheit seines dortigen Aufenthalts, um sich die richtigsten und umfassendsten Ansichten über die atlantischen Länder, besonders das jetzt zwar in völlige Schlassheit und Trägheit versunkene, aber von Natur aufs reichste ausgestattete Reich Marokko, zu verschaffen. Das Land ward von ihm mit beobachtendem Auge durchreist, über die entferntern Gegenden die zuverlässigsten Berichte von Reisenden gehört, eine Menge seltener und kostbarer, noch nie von einem Europäer genug benutzter Bücher, wie Ibn: Chaldun's Geschichte, aus ihren afrikanischen Winkeln mit Mühe hervorgezogen, und mit aller Sorgfalt aus den verschiedensten Quellen so jenes Werk entworfen, welches Ref. nicht



ansteht für das beste zu erklären, welches bis jetzt ein Europäer über Marokko geschrieben hat. Zwar wo der Verfasser die alte Sagen Geschichte erklären will S. 48. 175 u. sonst, merkt man leicht daß es ihm an der dazu nöthigen Bildung mangelt: wo er aber urtheilen konnte, ist seine Ansicht immer gesund und gerecht. Gegen die dort herrschenden Mauren als ein jetzt völlig entartetes, aller Taster fähiges Geschlecht eingenommen, läßt er dagegen der unverdorbenen Natur der seit Jahrtausenden zurückgedrängten Ureinwohner, der Amazirgen und Schelöchen, alle Gerechtigkeit widerfahren. Ein großer Vortheil des Verfassers ist, daß er außer sehr guter Kenntniß des reinen und des strichweise entarteten Arabischen auch mit der Ursprache der atlantischen Länder, der der Amazirgen, sich hinreichend bekannt gemacht hat, um geographische und andere Namen, die aus ihr geflossen sind, zu verstehen. Dazu findet man hier die wohlthuendste Kürze in der Beschreibung so vieler und zum Theil so wichtiger Dinge. Je größer aber der Werth des Buches an sich ist, desto mehr ist die schlechte Uebersetzung zu beklagen, welche nicht wenige Mißverständnisse und Unebenheiten enthält, obgleich Ref., dem das Original zur Vergleichung abgeht, im Einzelnen oft nicht sagen kann, an wem die Schuld liege, ob am Uebersetzer, der wenigstens die Namen nach deutscher Aussprache hätte umschreiben sollen, oder am Drucker oder an einer andern Ursache. Ganz unbedeutend ist die Vorrede des Uebersetzers.

## E b e n d a s e l b s t.

In der Hallbergerschen Verlags-Handlung:  
Das Papstthum und die Päpste, ein Nachlaß  
des Verfassers der Möncherei, Carl Julius We-  
ber. Erster Theil. 1834. XLII und 429 Sei-  
ten in Octav.

Nach den früheren Leistungen des Reisenden durch Deutschland und Verfassers der Mönche-  
rey kann man leicht in voraus erwarten, in  
welchem Tone er die Reihe der Päpste behan-  
deln wird. Sein bizarrer Character hat sich  
bey hinlänglicher Muße und bey mannigfachen  
ihm zu Gebote stehenden historischen Hülfsmit-  
teln, namentlich aus der Deutsch-Ordensbiblio-  
thek zu Mergentheim, ein Vergnügen daraus  
gemacht, in einem Gange durch die Papstge-  
schichte sämtliche curiosa und scandala zu  
sammeln, und mit seinem etwas grobkörnigen  
Humor hier vorzutragen. Von einer eigentlich  
historischen Leistung ist natürlich gar nicht die Rede,  
die, wenn auch ohne alles theologische Interesse,  
doch das Papstthum als großartige Welterschei-  
nung auffassen, in seinem Entstehen, Blühen  
und Vergehen verfolgen; und mit echter Prag-  
matik analysieren könnte. Noch viel weniger ver-  
mag der Vf. dasselbe als kirchliche Erscheinung zu  
würdigen, denn seine ganze Theologie trägt den  
Character seines Lieblings, Voltaire, wie denn  
auch das Meiste zu seiner Bildung ein längere  
Verweilen auf dem Raftadter Congresse bey-  
getragen hat. Ihm ist vielmehr alles Theolo-  
gische nur ein Gegenstand, würdig der satyri-  
schen Geißel, und so vor Allen das Papstthum,  
nur dienlich zur Erregung des Zwerchfells. Diese

Tendenz vorausgeschickt, läßt sich nun freylich nicht läugnen daß seine Anekdotensammlung recht vollständig, daß sie oft nicht ohne Wiß und faustische Lauge mitgetheilt, und namentlich Zeuge von eigenem Quellenstudium ist. Zu Spittler verhält er sich so, daß er dessen pragmatische Sichten übersehen, und nur dessen gleichfalls scharfen, aber doch immer noch mäßigern, Ton angenommen und so die Geschichte zur wahren *histoire scandaleuse* gemacht hat. Er selbst hielt es deshalb auch für gut die Herausgabe dieser Schrift bis nach seinem Tode zu verschieben, weil der Dominus Papa doch immer noch ziemlich lange Hände habe. Der Eindruck, den das Ganze gewährt, ist nicht gerade ein angenehmer, theils wegen der etwas gar zu cynischen Darstellung, theils weil es doch jedenfalls verlegt, die sämtlichen Päpste nur als eine Reihe von Betriegern dargestellt zu finden; ein längst verschollener Standpunkt! Da es dem Verfasser nur darauf ankam, aus seinen Quellen das Picante mitzutheilen, so dürfen historische Mißgriffe, irrige Angaben nicht sehr auffallen. So wird S. 273 Berengar von Tours der bekannte Gegner der Brotverwandlungslehre († 1088) mit Berengar dem Schüler und Apologeten Abälards (etwa 1140) verwechselt, der Spruch 1 Theß. V. 21 dem Petrus zugeschrieben (S. 19).

G ö t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

56. Stück.

Den 11. April 1835

---

L e i p z i g.

Bey Joh. Ambr. Barth: Theologische Reise-  
früchte zur Kenntniß des kirchlich-religiösen, sitt-  
lichen und wissenschaftlichen Zeitgeistes im süd-  
lichen und westlichen Europa. Herausgegeben  
von Ferdinand Florens Fleck, außerord. Pro-  
fessor der Theologie zu Leipzig. Erste Abthei-  
lung. 1835. XXIV, 179 und im Anhange 47  
Seiten in Octav.

Nach Vollendung einer dritthalbjährigen Reise  
durch das südliche Deutschland, Italien, Sici-  
lien und Frankreich legt der Verf. hier die er-  
sten Proben seiner theologischen Beobachtungen  
und wissenschaftlichen Forschungen, wozu die  
durchreiseten Länder so vielfache Gelegenheit dar-  
boten, dem Publicum vor. Der Zweck der Rei-  
se, so wie auch deren Frucht, ist ein doppelter,  
ein critisch-wissenschaftlicher und ein kirchlich-  
statistischer; für jenen erhalten wir hier nur An-  
deutungen und Versprechungen von Collationen  
biblischer und patristischer Manuscripte, die zu

interessanten Entdeckungen führen sollen; das hier Mitgetheilte bezieht sich meist auf den zweyten Reisezweck, Andeutungen über den gegenwärtigen kirchlichen Zustand jener Länder, wie derselbe sich der Autopsie des beobachtenden Theologen darbietet. Sehr natürlich wandte der Vf. als evangelischer Theolog zunächst seine Aufmerksamkeit auf die Fragmente des Protestantismus, wie sie sich in jenen Ländern, besonders in Italien, der Metropole der catholischen Form, theils aus alter Zeit herüber gerettet, theils in neuer wieder angelegt haben; freylich ist aber des Alten sehr wenig aufgefunden. Bekanntlich nahm Italien sehr bewegt die Eindrücke der Reformation auf, so daß sich unter den Augen der päpstlichen Gewalt nicht allein eine critische Sichtung des catholischen Systems ausbildete, die dann freylich bald genug in den gehaltlosen Unitarismus ausartete, sondern auch ein wirklich evangelisches Zurückgehen auf den Boden des Paulinischen Christenthums hatte sich angelegt, das mit Wittenberg und Genf ein festes Band einzugehen suchte. Allein die durch die Reformation nothwendig entstandene Regeneration des Catholicismus verweigerte es, sich dieser urchristlichen Richtung anzuschließen, und nahm das durch Inquisition, Jesuiten und Tridentinum gegebene Anerbieten an, die althierarchischen Zwecke durch entschiedenes äußeres Auftreten auch ohne jene reformatorischen Opfer zu sichern, und so mußte diesem neuen Aufschwunge der Hierarchie seit der Mitte des 16. Jahrhunderts jede beginnende Blüthe des Protestantismus erliegen. Was sich gegenwärtig in Italien von evangelischem Bekenntnisse vorfindet, ist, wie der Verf. berichtet, größtentheils auch Wirkung der Gegenwart, hervorgerufen und geschützt durch die Ach-

tung, welche die entschiedene Stellung der Krone Preußen selbst dem catholischen Italien abzugewinnen vermag.

Mit Vorliebe hat der Verfasser die Geschichte der Waldenser behandelt, die er in ihren Piemontesischen Thälern aufsuchte, und als Ueberrest jenes Stammes lieb gewann, der das Zeugniß für evangelisches Christenthum mit so vielen blutigen Opfern durch finstere Jahrhunderte durchführte. Für recht umfassende Notizen, die ihm die eigene Anschauung eingab, müssen wir sehr dankbar seyn; hiernach erhält sich dieß Volk von 20 bis 22,000 Seelen auf einem Flächenraum von 20 Quadratmeilen in den drey tiefen Alpenthälern la Peyrouse, St. Martin und Lucerne; auch jetzt ist ihre Lage, trotz der regen Theilnahme, die sie von allen protestantischen Ländern, besonders von England, Holland, Brandenburg und Preußen, Schweden, Würtemberg von jeher erhalten haben, keineswegs eine gesicherte; offene Unterdrückung hat der Turiner Hof wohl längst aufgegeben, sie auch früher größtentheils nur auf Anreizung der französischen Vigue geübt, aber die kleinen Plackeren und Chicanen der Proselytenmacherey durch den angrenzenden und unter sie gepflanzten catholischen Clerus treffen sie immer noch um so sicherer, als die alten Unterdrückungsgesetze gegen sie keinesweges aufgehoben, ihre gegenwärtige Existenz vielmehr nur als Duldung aus Gnaden betrachtet ist. Einer thätigen Unterstützung, deren sich jene so oft versprengten Gemeinden am häufigsten von reisenden Engländern erfreuen, bedürfen sie um so dringender, da ihre Thäler bey weitem nicht die Bevölkerung zu ernähren vermögen, und eine Ansiedelung außerhalb derselben fast nur durch Apostasie von dem väterlichen Glauben, wenig-

stens nicht ohne vielfache Bedrückung erkauft wird. So hoch wir deßhalb des Verf. Bemühung schätzen, jene altevangelischen Gemeinden unserer Kirche wieder in lebendige Erinnerung gebracht zu haben, so halten wir doch die zugleich mitgetheilte Zusammenstellung über ihre älteste Geschichte für etwas schwächer. Schon darin dürfte den Verf. die Vorliebe für die ihm theuer gewordenen Thalbewohner zu weit geführt haben, daß er sie so allgemein hin Lehrer der Reformierten des 16. Jahrhunderts nennt. Soll dieß heißen, dieselbe Liebe zur evangelischen Wahrheit, wie sie damals in Wittenberg und in der Schweiz so mächtig hervortrat, hatte sich auch schon in dem Auftreten der Waldenser mehrere Jahrhunderte früher gezeigt, soll nur ihre Priorität der Zeit nach, bey Identität des Strebens, anerkannt werden: so stimmen wir ihm gern bey, begrüßen in den Waldensern trotz einzelner Einseitigkeiten gern evangelische Altvordere, und scheuen uns auch vor den Consequenzen der catholischen Polemik nicht, die eben jene Identität gern überall hervorhob, bloß um uns in der Gesellschaft jener von ihnen bekämpften Häretiker desto erfolgreicher befehlen zu können. Wenn dagegen das ihnen zugestandene Verhältniß der Lehrer auf einen wirklich historischen Zusammenhang ihres Auftretens mit den Erscheinungen des 16. Jahrhunderts gedeutet werden soll, so daß Luther wie Zwingli und Calvin denselben von ihnen behandelten Faden aufgenommen hätten: so gestehen wir ein, den historischen Beweis dafür noch nirgends geführt zu sehen. Das Auftreten des sächsischen wie des schweizerischen Reformators erklärt sich so vollkommen aus ihrem individuellen Bildungsgange, und ihrer wieder angeknüpften Bekanntschaft mit

der Schrift, daß eine wirklich erste Anregung durch Waldensischen Einfluß nicht allein unnöthig sondern auch unerwiesen ist. Glacius urtheilte richtig über sie, der den Waldo wie alle antihierarchischen Bestrebungen der Vorzeit nur zu den testes veritatis zählte. Noch unbegründeter müssen wir die Lieblingsidee des Verf. über die frühere Existenz der Waldenser vor Peter Waldo erklären. Er kann sich von dem so natürlichen Vorurtheil der Waldensischen Historiker, namentlich Jean Pegers, nicht los machen, die um in ihren Glaubensgenossen nicht allein eine Erneuerung der evangelischen Urform nach 1000jähriger Entstellung, sondern eine wirklich ununterbrochene Fortsetzung der apostolischen Gestalt zu finden, gern den Apostel Paulus auf seiner beabsichtigten Reise nach Spanien, hier die Alpenkette passieren, und das Evangelium predigen lassen, dann ihre Trennung von der römischen Kirche wenigstens schon zur Zeit Constantins beginnen, seitdem dieser den damaligen Papst Sylvester in das weltliche Streben verwickelt habe, oder zum mindesten doch Spuren der Waldenser in dem Kampf eines Claudius von Turin gegen den überhand nehmenden Aberglauben, wie in dem Auftreten eines Berengar, Peter von Bruys, Heinrich, Arnold von Brescia erblicken wollen. Mit der Abstammung der evangelischen Thalbewohner von jenem Claudius von Turin ist der Verf. ganz einverstanden, und rückt sie damit weit vor Peter Waldo hinauf. Auch hier wird es auf eine genaue Bestimmung der als controvers zu behandelnden Frage ankommen. Meint man damit nur überhaupt eine antihierarchische Richtung, die der Sache nach sofort auch evangelisch werden mußte, die auf Abschaffen des catholischen Mechanismus und des rein



römischen Principis drang, und zwar sich von den gleichzeitigen Catharischen Excessen (beide Erscheinungen hält der Verf. nicht hinlänglich auseinander) dadurch unterschied, daß diese aus einem manichäischen Dualismus hervorgingen, sich überall sofort dogmatisch gestalteten, jene dagegen überwiegend practisch sich anfangs nur gegen die Mißbräuche stemmte, und so auf die evangelische Urform zurückkam, kurz meint man nur das Vorkommen des Waldensischen Principis vor Waldo, so kann diese Forderung keinen Augenblick abgewiesen werden. Zu bestimmt spricht sich dasselbe bey Peter von Bruys und Heinrich aus; lernen wir doch am Niederrhein in Cöln sogar 30 Jahr vor dem Auftreten Peter Waldo's eine Secte kennen, die ihre Reformationsversuche nicht auf Speculation oder Dualismus, sondern auf die mehr practische Ueberzeugung von der Entartung des damaligen kirchlichen Zustandes gründete, und deren Abweichung von den Principien der Catharer (nach Evervin von Steinfeld) gerade zur Entdeckung der beiden Secten diene. Sie sprachen der priesterlichen Ordination, wegen der herrschenden Laster des Clerus, alle Bedeutung ab; es war also Aerger über den sittlichen Verfall, nicht Widerspruch aus dogmatischen Gründen, wie bey den Catharern, der sie zu reformatorischem Streben bestimmte. Aehnliche Regungen mögen auch recht wohl in jenen Piemontesischen Thälern statt gefunden haben, also Waldensische Principien vor Peter Waldo. Allein die eigentlich specifisch Waldensische Form, besonders Aneignung der apostolischen Armuth, der duldbende den etwas spätern Mendicantenorden verwandte ascetische Sinn, und vor Allem der Name Vaudois wird historisch sich nicht anders als auf Peter Waldo zurückführen lassen.

Gener Name, den man besonders seit Veger so gern geradezu auf Thalbewohner deuten will, findet sich in unsern frühesten Quellen in diesem geographischen Sinne so wenig, daß man ihn allegorisch auf das Thal der Thränen deutete, das die Waldenser in dem irdischen Leben erblickten (Ebrardi liber antihaeresis Bibl. Patr. maxim. P. XXIV. c. 25. p. 1572), oder auf das Thal des Irrthums, in dem man sie wandeln läßt (Bernhard. fontis calidi ibid. p. 1585), Künsteleyen, welche die Polemik schwerlich gewagt haben würde, wenn schon damals die geographische Bedeutung des Namens anerkannt gewesen wäre. Wie wenig dagegen das gewöhnliche Argument gelten könne, daß aus dem bekannten didactischen Gedicht der Waldenser la noble Leyzon hergenommen wird, hat der Verf. selbst durch eine richtige Darstellung der Verhältnisse bewiesen. Zwar scheint in demselben als Zeit der Abfassung das Jahr 1100, also wenigstens 70 Jahre vor Waldo, angegeben zu seyn; allein der Ausdruck (bey Raynouard choix des poësies originales des Troubadours T. II. p. 73) Vers 6: Ben ha mil e cent ancz compli entierament, wird einmal durchaus nur als runde Bezeichnung des Jahrhunderts gelten können, so daß die Abfassung des Gedichts auch nach 1170 noch immer früh genug steht, und dann deutet doch auch der Ausdruck, ganz erfüllt, hinreichend auf einen ziemlichen Ueberschuß in der Rechnung der elfhundert Jahre, so daß jene überzähligen Decennien bestimmt genug dadurch angedeutet scheinen. Was uns besonders bey Fixirung der Entstehungszeit jenes Gedichtes zu erwägen scheint, ist die bestimmte Andeutung von Verfolgungen, Druck, Drangsal, welche die Waldenser schon erlitten haben sollen

(cf. B. 360. p. 94), ohne daß wir dafür eine Notiz früher als nach dem Auftreten Waldo's finden. Mag die Existenz einer evangelischen Richtung in den Piemontesischen Thälern sich der Kunde unserer Berichterstatter entzogen haben: Verfolgungen gegen sie, ziemlich ausgedehnte Gewaltschritte in jenen Gegenden, hätten ihnen nicht unbemerkt bleiben können. Dabey müssen wir indeß zu unserm Befremden des Verf. Bekanntschaft mit jenem alten Denkmahle, woraus er nach dem Vorgange Leger's, Füßlin's u. Anderer, argumentiert, schon deßhalb wenigstens für nicht sehr genau halten, weil er S. 28 angibt, es sey in Frage und Antwort verfaßt: sicher liegt hier eine Verwechslung mit ähnlichen wirklich catechetischen Denkmählern zu Grunde. Nach diesem Allen bleibt dem Verfasser zur Erhärtung des frühern Ursprungs der Waldenser in dem angegebenen Sinne nichts übrig, als die unter ihnen selbst noch jetzt herrschende Tradition, worauf aber bey dem Schweigen der alten Quellen um so weniger ein historischer Schluß gebaut werden kann, weil es nicht an Beyspielen fehlt, daß historische Hypothesen, besonders wenn sie der Neigung und Eitelkeit des Volks zusagen, gerade durch Nachfragen und Suggestion, erst eine Tradition hervorgerufen haben. Leger hatte seinen Glaubensgenossen ihre uralte Existenz so glaublich gemacht, daß jetzt ein Vorkommen derselben Ansicht in Form der volksthümlichen Tradition gewiß Niemand befremden wird. Uebershaupt hat der Verf. auch darin wohl nicht scharf genug das bloß Mythische in der Person des Peter Waldo von dem Historischen geschieden, wenn er denselben S. 27 alle die Länder, in denen sich seine Secte festsetzte, die Picardie, die Niederlande, Deutschland, das Wendische, Böh-

men persönlich durchwandeln läßt. Bekannt ist ja die Neigung der spätern Zeit, dergleichen Erscheinungen in entferntern Gegenden durch persönliche Anwesenheit der Urheber zu motivieren; uns wenigstens ist diese Notiz über die Reisen des Waldo nicht früher als etwa bey Thuanus (hist. sui temp. p. 159. ed. Par. 1604) also bey ungleich spätern Schriftstellern vorgekommen. Auch auf ähnliche historische Incorrectheiten stößt man in dieser ältern Geschichte der Waldenser, die leicht zu dem Schluß berechtigen, daß die Autopsie den Verfasser wohl für den gegenwärtigen Zustand der Thalbewohner mit Vorliebe erfüllt, dagegen aber das Studium der Vorgeschichte etwas zu schnell hat vollenden lassen. So heißen S. 33 Albigenser noch immer die ursprünglichen Bewohner von Albi in Languedoc, als ob in jenem District die Häresie entstanden und nach ihm benannt wäre, während doch längst die gelehrten Verfasser der *histoire de Languedoc* Tome III. not. 13. p. 553 den wahren Ursprung jenes Namens nachgewiesen haben, nicht weil die Häretiker in jener Stadt und Gegend ursprünglich entstanden, oder sich in größerm Maße festgesetzt hatten, sondern weil die fremden Kreuzfahrer die inficierten Provinzen mit dem allgemeinen Namen Albigeois belegten: dabey wollen wir aber gern die Behauptung, vor 1230 sey kein Kreuzzug gegen die Waldenser geführt, und doch der erste durch Innocenz III. gepredigt († 1216) für einen bloßen Druckfehler halten.

Eben so anziehend als des Verfassers Mittheilungen über den gegenwärtigen Zustand der Waldenser, sind auch die übrigen aus eigener Anschauung hervorgegangenen Züge des kirchlichen Lebens Italiens, das Januariusfest zu Neapel im September 1832, mit dem berühmten zwey-

mahl im Jahre sich wiederholenden Wunder des flüssigwerdenden Blutes. Die Reliquie ist enthalten in einer gläsernen Kapsel, welche zwey gläserne Fläschchen, ein größeres und ein kleineres, in sich schließt. In denselben liegt eine dunkelrothe, bräunliche Masse; die Kapsel hat vollkommen die Gestalt einer eleganten Laterne, wie man sie an unsern Karossen anzubringen pflegt, in Silber eingefaßt, oben eine silberne Krone, unten ein silberner Griff, der, wie man deutlich sah, innerlich eine Glasröhre enthielt. Von 10 Uhr an bis 3 Uhr Nachmittags, wo der Heilige sich endlich zur Vollziehung des Wunders bewegen ließ, hatte der Verf. Gelegenheit, die Lebendigkeit des südlichen Volkscharacters im Ersehen jener Gnadenbezeugung zu beachten; nur gestattete das einem Fremden so Unverständliche des Neapolitanischen Volksdialects nicht, genau die seltsamen Aufforderungen zu verstehen, womit acht alte Weiber, die als Verwandtinnen des Heiligen (parenti di St. Gennaro) bey ihm besonders in Gunst stehen, in sehr widerlichen Tönen und Sprüchen, bald Lateinischen bald Neapolitanischen, auf sehr seltsame Art denselben zur Vollziehung des Wunders anreizen. So viel die Trübheit des Glases nachher zu sehen gestattete, war die dunkelrothe Masse in eine Art Auflösung übergegangen, und einige Tropfen wie Honig, oder Sand, oder Wachs fließend sichtbar geworden. Protestantische Beobachter haben dabey sogar an Opodeldok gedacht. Doch habe der Hergang im Ganzen viel Langweiliges, die äußern Sinne werden aufgekrat und nicht genug festgehalten.

Eine Uebersicht der protestantischen Kirchen Italiens (S. 124) bestätigt die schon angegebene Bemerkung, daß dieselben ziemlich neuern Ur-

sprungs sind. Die älteste Gemeinde, zu Livorno, aus 40 Familien und etwa 200 Mitgliedern bestehend, stammt aus einer Niederlassung holländischer Kaufleute, deren Rechte dann auf andere protestantische Nationen übergegangen sind. Die Statuten dieser holländisch-deutschen Gesellschaft (nazione Olandese - Alemanna) wie ihre Privilegien, stammen aus dem Anfange des 17ten Jahrhunderts; sie besitzt eine Kirche und übt das Patronatrecht über eine Kapelle in der Kirche der Capuciner aus. In dem freysinnigen Toscana, und einem Freyhafen wie Livorno wird solche Toleranz nicht befremden. Dagegen eine Gemeinde zu Neapel mit einer Capelle der Preussischen Gesandtschaft besteht erst seit 1826; dasselbe gilt von Genua, Florenz, Turin, wo das Entstehen protestantischer Vereine größtentheils der Thätigkeit des Preussischen Gesandten Grafen Waldburg-Truchseß am Sardinischen Hofe verdankt wird. Die Capelle der Preuß. Gesandtschaft in Rom ist 1819 durch Niebuhr gestiftet, und besitzt gegenwärtig eine von der Preuß. Aegende noch etwas abweichende, sich mehr der Englischen nähernde Liturgie, doch wird wegen Widerspruchs besonders von Seiten der anwesenden deutschen Künstler Nachmittags ein besonderer Gottesdienst nach der gewöhnlichen Preuß. Liturgie gehalten. In Venedig war zur Zeit der Republik der protestantische Cultus Privatsache, und ward von der cathol. Geistlichkeit ignoriert; unter Napoleon ward freye Religionsübung gestattet, die gegenwärtig nach der Vorschrift des Consistorii in Wien eingerichtet ist. Bergamo besitzt seit 1807 eine protestantische Gemeinde; in Mayland ist ein Versuch dazu aus Theilnahmslosigkeit der Mitglieder wieder eingegangen. Die übrigen Mittheilungen, über die berühmte Alcuinsche lateinische

Bibel in der bibliotheca Vallicellensis zu St. Philippo Meri in Rom in einem critischen Sendschreiben an den Herausgeber von Dr. F. Hauthal in Dresden, ferner Römische Darstellungen, als die Fußwaschung am grünen Donnerstage, die darauf folgende Speisung, Segnung, der Sonntag der Palmen, und endlich einige Gastpredigten in verschiedenen protestantischen Capellen Italiens gehalten, leiden hier keinen weitem Auszug. R—g.

### B e r l i n,

Bey Hirschwald: Medicinische Zoologie oder getreue Darstellung und Beschreibung der Thiere, die in der Arzneymittellehre in Betracht kommen, in systematischer Folge herausgegeben von J. F. Brandt und J. L. Rabeburg. Bd. 1. 1829. IV u. 198 S. nebst 24 Kupfertafeln. Bd. 2. 1833. IV u. 364 S. nebst 39 Kupfertafeln in 4.

Der allgemein gefühlte Mangel eines Werkes, welches die dem Arzte und Apotheker wichtigen Thiere ebenso genau behandelte, wie das bekannte Hayne'sche Werk die officinellen Gewächse, veranlaßte die Herren Verf., nach längerer Vorberereitung, zur Herausgabe der vorliegenden Arbeit. Durch Abbildung und Beschreibung wünschten sie die Gegenstände so darzustellen, daß nicht bloß ihre äußern Merkmale, sondern auch ihr innerer Bau, wenn er für die Geschichte oder Charakteristik eines Arzneymittels wichtig ist, jedem klar und deutlich würden. Der erste Band umfaßt die Säugethiere, Vögel und Amphibien, der zweyte die Fische, die Krustenthiere, Arachniden, Insecten, Ringelthiere und Weichthiere. Folgende Thiere sind es, über welche man in diesem Werke gehandelt findet: Zivethklage (asiatische und afri-

canische), Biber, Hirsch (Elenn- und Edelhirsch), Moschusthier, Schaf (Argali-, Mouflon- und Hausschaf), Dchs (gemeines Rind und gemeiner Büffel), Schwein, Pottwall (gemeiner, vielhöckeriger u. Trumpe-Pottwall), Wall (grönländischer, langhändiger, Dchsenaugen- u. Schnabel-Wall); Huhn (Bankiva-, Fago- u. Haushuhn); Eidechse, Stink, Viper, Sumpfschildkröte u. Seeschildkröte, Kröte (graue u. grüne); Stör (Hausen, Gildenstedtscher, gemeiner, gesternter, Rageburgscher Stör, Sterlet- u. Schyp-Stör), Wels (gemeiner), Lachs (Aesche), Haring, Schellfisch (Kabliou, Dorsch, Köhler, Quappe); Flußkrebß, Kellermurm (rauber, breiter, bunter), Mauerassel, Kollassel (verwechselte, niedergedrückte), Kugelassel (gebräuchliche); Kreuzspinne, Fensterspinne, Hausspinne (gemeine, Treppenhausspinne); Kollthier (gerandetes), Maywurm (echter, bunter, genehter, Toscanischer, gesäumter, Korallentrager, kurzhalsiger, violetter, gemeiner), Pflasterkäfer (gewöhnlicher, schwarzstüpflicher, großer, violetter, gebänderter, gerändeter, schwarzer, grauer, rothköpfiger), Lydier (dreysleckiger), Reizkäfer (Cichorien- und Sida-Reizkäfer), Marienkäfer (geäugter, ungleicher, 13punctierter, veränderlicher, Siebenpunct, Fünfpunct), Gallwespe (Rosen-, Brandts- und Färbereichengallwespe), Ameise (rothe), Honigbiene, Manna-Cicade, Schildlaus (Kermes- u. Gummilakschildl., Cochenille [Cactus Cacti]), Purpurträger (Hamelsche u. Frischsche Cochenille); Blutegel (B. des Lago maggiore, B. mit unterbrochenen Rückenstreifen, dunkler, officineller, grünbauchiger u. medicinischer B.); Zintenfisch officineller und zierlicher), Erdschnecke, Weinbergsschnecke, und eßbare Auster. Bis auf wenige Ausnahmen nach sind die hier genannten Thiere auch abgebildet.

Mit Recht dürfen wir dieses Werk ein gründ-



liches nennen, dessen Studium jedem Arzt und Apotheker sehr zu empfehlen ist; aber auch den Zoologen und besonders den Zootomen müssen wir auf dasselbe aufmerksam machen, indem die Herren Wf. durch ihre genauen anatomischen Untersuchungen und Darstellungen den Bau mancher Thiere in ein besseres Licht gestellt haben, als solches bisher der Fall war.

Berthold.

### B o n n.

Bey Marcus, 1834, auf 84 S. Duodez (ein Format, das in Deutschland oft mit kl. Octav verwechselt wird, wie es auch der Unterz. bey dem Buche, wozu das gegenwärtige ein Anhang ist, und bey Denen, die mit Jenem zusammen gehören, gethan hat, da das Aussehen eines gebundenen Buches beider Arten von Papier sich gar nicht unterscheidet, sondern es nur bey der Signatur darauf ankommt, ob bey dem länglichen, in Deutschland seltenen, Papier, welches drey Columnen übereinander hat, die acht ersten Blätter als ein Bogen, die vier folgenden als ein zweyter bezeichnet werden, wie es in Frankreich geschieht, oder, wie hier, immer zwölf Blätter eine neue Signatur haben, oder ob bey dem kleinen Papier, das auf deutschen Papiermühlen gemacht wird, gerade wie bey unserm groß Octav, der Buchstabe oder die Zahl, die den Bogen andeutet, immer nur nach acht Blättern wechselt): *Varietas scripturae ex Pauli a Visigothis epitomati codicibus*. Collegit Gust. Haenel J. U. D. et in univ. litt.) so nennt man jetzt, auch in Inschriften, was in dem Leipziger Siegel historischer studium heißt, und wobey der in den neuern Sprachen übliche Name: Universität nur durch ein Mißverständniß auf diese Corporation allein und dagegen auf die ganze ohne Unterschied der

Landsmannschaft und des Faches übertragen worden ist) Lips. Antecessor (ein Name der freylich am meisten für Rechtslehrer und besonders für die Vornehmsten gewöhnlich ist, der aber doch, seinem Ursprunge nach, so gut wie ἐξηγεομαι eine allgemeine Bedeutung hat, also hier jur. antecessor heißen sollte, da das juris utriusque wohl nur auf doctor geht und nicht leicht Jemand zum 'Professor beider Rechte' ernannt wird, wie es bey der Doctorwürde wenigstens in Deutschland die Regel ist).

Dies ist der versprochene Nachtrag zu der Bonner Duodez-Ausgabe des Paulus, welchem unsere Anzeigen vom vorigen Jahre S. 1304 begierig entgegen sahen. Seitdem ist nun auch die Erwartung von Hn. Prof. Hänel's Bearbeitung der Handschriften der Westgothischen lex Romana durch Savigny, wie man jetzt immer sagt, und so viel der Unterz. sich erinnert, noch vor dreyßig Jahren nur bey Citationen und in der Grammatik sagte, 'gesteigert' worden, da es nun, natürlich erst in der zweyten Ausgabe der Geschichte des R. R. im Mittelalter II. S. 63 von ihm heißt: Hänel, der einzige welcher dieselben (die Handschriften dieser lex Romana) in großer Vollständigkeit und genau untersucht hat. Was nun aber darauf folgt, er führe sie auf folgende Classen zurück: 1) die echte Gestalt, 2) mit Abkürzung, die zwar meist planmäßig, aber doch keine Umarbeitung sey, stimmt nicht ganz mit Dem, was hier in der Vorrede gesagt ist, überein, nicht nur, weil diese die Eintheilung in Classen Savigny zuschreibt, sondern noch mehr dadurch, daß von der ersten Classe die Zahl bey Savigny aus 'brieflicher Mittheilung' auf 19, hier aber nur auf 15, die aus der zweyten aber bey S. auf 21 u. 5, hier aber nur auf 18 angegeben wird, wozu denn, man sieht aber nicht deutlich zu

welcher von beiden Classen, noch eine, ehemals Breslauer, jetzt Berliner Handschrift gekommen ist, die Hr Prof. Rudolf verglichen hat, wie Hr Prof. Böcking in einer Anmerkung sagt. Die geringere Zahl bey beiden Classen in der gegenwärtigen Sammlung von Lesarten erklärt sich vielleicht daraus, daß hier die Handschriften, welche schon bey der Ausgabe selbst verglichen waren, übergangen seyn können. Von Ausgaben ist hier nur die erste, die von Bochar d, verglichen, deren Quelle Hr. Pr. H. in einer Handschrift gefunden hat, welche aus der Bibliothek der Sorbonne in die Pariser gekommen ist. Daß er auch noch aus der Ausgabe von 1607, eigentlich 1586, Einiges hätte hinzusetzen mögen, steht ja nicht, wie Hr. Prof. Böcking in der Anmerk. glaubt, in Widerspruch mit der Behauptung der Bonner Ausgabe selbst, Hr. Dr. Arndts habe diese auch schon benutzt, denn es kann ja hier der Fall seyn, wie der Unterz. schon bey seiner eigenen Vergleichung der Bochar d'schen Ausgabe gestanden hat, er habe diese zwar benutzt, man würde aber doch wohl noch Manches hinzusetzen können. Der Grund, warum Hr. Pr. H. dieß nicht gethan hat, liegt in der Besorgniß des Verlegers, der Anhang möchte zu groß werden, was denn ein Handeln von zwey Bogen auf drey bewirkt hat, woraus aber doch viertehalb geworden sind. Eine eigene Ausgabe von Hn Pr. H. bleibt indessen doch noch gar sehr zu wünschen übrig, wie sich schon mit der einzigen Probe scheint belegen zu lassen, daß die dem Unterz. verdächtigen Worte: ad filium in einer einzigen der hier verglichenen Handschriften, einer zu Lyon befindlichen (Lugdunensis heißt wohl dieses, da nachher eine andere Handschrift Leydensis genannt wird) bemerkt sind.

Hugo.

G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

57. Stück.

Den 13. April 1835.

---

L o n d o n.

Memoirs of the Royal astronomical society. Vol. VII. 1834.

Dieser Band enthält nur eine Abhandlung: Report of the pendulum experiments made, by the late Captain Henry Foster, with a view to determine the figure of the earth, by Francis Baily.

Im Eingange gibt Baily eine kurze Lebensbeschreibung des unglücklichen Cap. Foster, der am Ende einer wissenschaftlichen Reise, die er in Auftrag der Englischen Regierung in den Jahren 1828 — 1831 ausführte, aus einem Canoe fiel, und in den Wellen den Tod fand. Der Hauptzweck dieser Reise war die Bestimmung der Gestalt der Erde durch Pendelversuche, und es wurde zu diesem Zwecke an 14 verschiedenen Orten beobachtet, von welchen London der nördlichste und eine Stelle auf den Süd-Schetland-Inseln der südlichste war. Die Tagebücher des Cap. Foster sind vollständig erhalten und sie

machen die Grundlage von Baily's Untersuchungen aus.

Zu den Versuchen wurden vier Pendel angewandt, zwey, die auf dieselbe Weise wie Katers unveränderliches Pendel construiert waren und zwey Umkehrspendel, von welchen letzteren jedes mit zwey Schneiden versehen war, so daß also Foster eigentlich sechs von einander unabhängige Pendel angewandt hat, von welchen jedes ein besonderes Resultat liefert, das mit den übrigen vergleichbar ist, und auf diese Weise konnte man Anomalien entdecken, die sonst unbemerkt geblieben wären. Ueberhaupt meint Baily sollte man bey Versuchen dieser Art nie weniger als drey Pendel benutzen, damit, wenn zwey in den Resultaten nicht übereinstimmen, das dritte zur Controle angewandt werden könnte. Was nun diese Anomalien betrifft, so hat bekanntlich schon Sabine gezeigt, daß bey einem Pendel, welches mit einer Schneide versehen ist, bedeutende Unterschiede entstehen können, wenn verschiedene Agatflächen angewandt werden. Wir haben aber schon früher Gelegenheit gehabt die Untersuchungen Baily's zu erwähnen, nach welchen auch in dem Falle, wenn immer dieselbe Agatfläche gebraucht wird, nicht unbeträchtliche Differenzen vorkommen können. Auch hier verbreitet sich Baily ausführlich über diesen Gegenstand. Er hat sich durch sorgfältige Untersuchung überzeugt daß die Schneide fast nie eine gerade Linie und die Agatfläche selten eine Ebene ist, und glaubt daher daß überhaupt die Pendel mit Schneiden und Agatflächen, wie sie jetzt construiert werden, nicht den Zwecken, die man mit denselben erreichen will, entsprechen. Er fand aber auch durch Versuche daß noch andere Differenzen vorkommen, die nicht von einer solchen Unvollkommen-

heit herrühren und sich bey sonst sehr günstigen Umständen zeigen. Noch auffallender sind die Differenzen die einen mehr dauernden und bleibenden Character haben. So z. B. gab das Mittel aus sieben Reihen von Beobachtungen, für eines der Pendel die Foster angewandt hatte, 86016,38 Schwingungen für den mittleren Sonntag in London, und dieses Resultat wurde durch das Mittel aus vier anderen Reihen von Beobachtungen bestätigt, während Foster nur 86014,83 Schwingungen als Mittel aus 8 Beobachtungsreihen vor seiner Abreise fand. Dennoch stimmen die einzelnen Beobachtungsreihen sehr gut zusammen. Mit einem anderen Pendel, welches ebenfalls bey Fosters Reisen gebraucht worden war, stellte Baily, kurz nachdem es nach England zurückgebracht worden war, eine Reihe von Versuchen an und fand daß die Resultate sehr gut mit denjenigen übereinstimmten, die Foster vor seiner Abreise gefunden hatte. Das Pendel wurde alsdann sorgfältig aufbewahrt; als aber mehrere Monate darauf die Versuche mit demselben wiederholt wurden, so fand sich eine Differenz von mehr als  $4\frac{1}{2}$  Schwingungen, die das Pendel nun in einem Tage mehr machte als früher. Dieser Unterschied blieb später immer fort, so sehr auch Baily die Versuche abänderte. Dennoch war weder an der Schneide noch an den Theilen des Pendels irgend eine Aenderung zu bemerken, ausgenommen daß sich an einer Stelle auf dem Rücken der Schneide Rost fand. Aber auch nachdem dieser weggenommen worden war, wodurch sich allerdings die Anzahl der Schwingungen um zwey verminderte, konnte das Pendel nicht auf seinen früheren Zustand zurückgebracht werden. In jedem Falle geht aus solchen Erfahrungen

gen hervor wie schwierig genaue Pendelversuche sind.

Nach einer genauen Discussion der Versuche, die an den einzelnen Stationen angestellt wurden, wendet sich Baily zur Untersuchung der Gestalt der Erde, wie sie aus diesen Pendelversuchen folgt. Es zeigt sich aber hierbey daß die Abplattung der Erde sehr verschieden ausfällt, je nachdem man die Versuche, die mit einem oder dem anderen Pendel gemacht wurden, zur Berechnung anwendet. So findet sich dieselbe aus den Schwingungen des einen unveränderlichen Pendels, das mit №. 10 bezeichnet ist, berechnet  $= \frac{1}{290,90}$ , während das andere unver-

änderliche Pendel №. 11 den Werth  $\frac{1}{287,46}$  gibt. Das Umkehrungspendel aus Eisen gibt, wenn man die Versuche anwendet, die mit der Schneide A angestellt wurden,  $\frac{1}{299,15}$ , mit der

Schneide B dagegen  $\frac{1}{298,34}$ , während das Umkehrungspendel aus Kupfer mit der Schneide A  $\frac{1}{293,99}$ , mit der Schneide B  $\frac{1}{293}$  gibt.

In einem folgenden Abschnitte gibt Baily eine allgemeine Vergleichung aller Experimente, die bisher mit unveränderlichen Pendeln angestellt worden sind. Hierzu sind benutzt: die Versuche Katers die in England und Schottland angestellt wurden, die Versuche Goldingham's in London und Madras, die Versuche des Capit. Hall die auf einer Reise nach dem stillen Ocean

angestellt wurden, Brisbane's Versuche, ange-  
 stellt zu London und Paramatta, mehrere Rei-  
 sen von Versuchen die Sabine zu verschiedenen  
 Zeiten an verschiedenen Orten angestellt hat, Fal-  
 low's Versuche angestellt zu London und auf  
 dem Cap der guten Hoffnung, die Versuche die  
 Freycinet und Duperrey auf ihren bekannten Rei-  
 sen angestellt haben, Fosters Versuche und end-  
 lich die Versuche die Leutke auf einer Reise, die  
 er in Auftrag der Russischen Regierung aus-  
 führte, angestellt hat. Sämmtliche Resultate  
 sind auf die Temperatur  $62^{\circ}$  F., auf das Niveau  
 der Meeresoberfläche und auf den luftleeren Raum  
 reducirt, wobey die Correction wegen des Mit-  
 schwingens der Luft nach Bessel's Theorie ange-  
 bracht ist. Aus allen diesen Versuchen findet  
 Baily vermittelst der Methode der kleinsten Qua-  
 drate, als Endresultat für die Anzahl  $V$  der  
 Schwingungen eines Pendels in einem mittlere-  
 ren Sonnentage an einem Orte dessen Breite  $L$   
 ist, wenn es in London ein Secundenpendel ist

$$V = (7441625711 + 38286335 \sin.^2 L)^{\frac{1}{2}}$$

und die Abplattung =  $\frac{1}{285,26}$ .

Die nach dieser Formel berechneten Werthe wei-  
 chen aber in einzelnen Fällen zu bedeutend von  
 den beobachteten ab, als daß man sie bloß aus  
 Beobachtungsfehlern ableiten könnte, und zeigen  
 sich noch außerdem zu verschiedenen Malen bey  
 Versuchen, die von verschiedenen Beobachtern an  
 demselben Orte angestellt worden sind, auf die-  
 selbe Weise. Baily glaubt daher daß locale  
 Einflüsse, deren genaues Wesen wir bis jezt  
 noch nicht kennen, einen sehr bedeutenden Ein-  
 fluß auf die Pendel ausüben; und daß daher



alle Versuche die wahre Gestalt der Erde aus Pendelversuchen, die nur an wenigen Orten angestellt sind, zu finden, unfruchtbar bleiben müssen. Höchst auffallend ist die Bemerkung, auf welche Baily besonders aufmerksam macht, daß die Kraft der Schwere auf Inseln, in einiger Entfernung von dem festen Lande größer zu seyn scheint, als auf Letzterem. Da nun bis jetzt fast alle Pendelversuche an der Seeküste oder in der Nähe derselben angestellt worden sind, so wäre es sehr wünschenswerth daß man im Inneren großer Festländer genaue Pendelversuche anstellte.

In einem Anhange sind viele ausführliche Tabellen mitgetheilt, welche die Details von Fosters Versuchen, dessen astronomische Beobachtungen und Aehnliches enthalten.

### L e i p z i g.

Bey Chr. Ernst Kollmann, 1834: *Isocratis Evagoras. In usum scholarum edidit et commentariis illustravit Gust. Eduard. Benseler, Phil. Dr., AA. LL. M. Gymnasii Fribergensis adjunctus.* XII und 115 Seiten in Octav.

Wenn zuletzt Hr Peloup den Isocratischen Evagoras zum Schulgebrauch mit einem an grammatischen und lexicalischen Notizen überreichen Commentare ausgestattet hat (S. g. A. 1830. S. 2062), so bestrebt sich Hr B. in vorliegender Ausgabe denselben Zweck des Schulgebrauchs durch eine mäßigere Auswahl dieser Art von Belehrung, die jede Grammatik und jedes Lexicon, das nur irgend auf Gründlichkeit Ansprüche machen will, noch weit vollständiger und in einer bessern Uebersicht liefert, oder doch liefern

sollte, zu erreichen, indem er zugleich die besten Bemerkungen seiner Vorgänger beybehalten hat. Es ist indeß schwer, bey Anfertigung von Hülfsmitteln, die dem Schüler das Lesen von schweren und auch nicht schweren Schriften des Alterthums erleichtern sollen, das rechte Maas zu treffen. Zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig der Erklärung — zwey Extreme, in die man oft genug gerathen ist, und wozu man leicht die unzweydeutigsten Beyspiele finden kann — gibt es noch eine Menge Mitteltöne, die zwar auch schon sämmtlich versucht worden sind, aber nur bey Einzelnen Anklang gefunden haben. Die Erklärung soll den Schüler nur anregen, und ihm Stoff zum fernern Nachdenken an die Hand geben; denn überwältigt man ihn mit unzusammenhängenden Notizen, die an und für sich und zu andern Zwecken auch ihren hohen Werth behaupten können, so geht das Hauptbildungsmitel des Unterrichts verloren. Ein Anderes ist es, durch zweckmäßige Anregung die geistige Entwicklung der Jugend zu fördern; und wiederum ein Anderes, durch vielseitige Belesenheit zu imponieren, und durch eine lange Kette scharfsinniger Beweisführungen, oder auch nur durch Anhäufung von Aehnlichkeiten, die ohne das belebende Princip des Geistes sich doch nur größtentheils wieder in Unähnlichkeiten auflösen, sich selbst ein monumentum eruditionis setzen zu wollen. Beide Richtungen sind gleich wichtig, werden aber nur zu oft nicht streng genug geschieden, und arzen dadurch zuweilen in Erscheinungen aus, die Vielen schaden und Niemand nützen können.

Mit kluger Beschränkung hält nun Hr B. seine Erklärung innerhalb der Grenzen derjenigen Schwierigkeiten, die den meisten Schülern bey dem Lesen des Euagoras nothwendig aufstoßen müssen;

der Geübtere und Begabtere hingegen wird indeß auch hier noch manche sprachliche Bemerkung finden, die ihm wenigstens entbehrlich scheint. An andern Stellen wird er das ersehnte Licht vermissen, oder durch ein falsches Licht sich getäuscht finden. Das Meiste wird aber auch er wohl gewählt und treffend finden, und sich stets freuen durch die Bemühungen des Hn B. ein so treffliches Hülfsmittel erlangt zu haben. Hervorstechend und entscheidend ist überhaupt das Gute, was die neue Arbeit liefert; und hiernach müssen wir durchaus den Character des Ganzen bestimmen. So wie sich also der Sokratische Euagoras ganz besonders und in der That mehr zum Schulgebrauch eignet, als viele andere Schriften, die man zu diesem Zwecke zu commentieren angefangen hat, so schließt sich auch die vorliegende Erklärung desselben den Bedürfnissen des jugendlichen Lesers auf eine Art an, die sowohl Anerkennung als Nachahmung verdient.

G. H. B.

Druckfehler in der Recension von dem Werke:  
Le antichità della Sici'ia. St. 50. 51.

- S. 492 Z. 20 für Hypothral= lies Hypáthral  
 = 494 = 3 = in der vierten auseinandergezogenen l. in der mehr zusammengedrängten Composition der Metope hinter diesen, in der weiter auseinandergezogenen  
 = 497 = 12 = rechten l. rechten Schulter  
 = 499 = 25 = aber l. oder

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

58. 59. Stück.

Den 16. April 1835.

---

H a n n o v e r.

In der Hahnschen Hofbuchhandlung: Abhandlungen aus der Erfahrung, über Staats- und Gemeinde-Verwaltung. Von Wilhelm von Hordenberg, Königl. Hannoverschem Drost und Beamten zu Lilienthal. Erster Band. I. Die Elemente der Verwaltung. II. Land- und Hof-Cataster. 180 Seiten (ohne die eben so starken Anlagen und Formulare) in Quart. 1832.

Wenn erst jetzt eine Anzeige von dem vorstehenden Werke in diesen Blättern erscheint, so ist dieß lediglich die Schuld des Ref. und nicht der verehrten Redaction. Diese hat ihm das Werk bereits im Frühlinge 1833 gütigst zugestellt. Aber Hindernisse mancher Art traten zwischen dem guten Willen und die Vollbringung, vor Allem denn die Zeit selbst, in welcher bey dem lebendigsten Flusse der Ideen solche tiefgreifende Werke als das vorstehende, so schnell nach einander in allen Fächern erscheinen, daß es schwer hält, auf ein einzelnes die zur gehörigen Prü-

fung und Würdigung nöthige Zeit zu verwenden, und wohl fast noch schwerer, die Unbefangenheit und Unwandelbarkeit der Ansicht zu behaupten, welche die unparteyische Kritik fremder politischer Gebilde nothwendig macht. — Also Entschuldigung bey dem Hn Verf., der Redaction und dem Publico! Bey letzterem würde es deren am meisten bedürfen, wenn es nicht schon selbst, ohne weitere Empfehlung von unserer Seite, dem Werke hinlängliche Gerechtigkeit durch fleißiges Studium gethan hätte. Der Hr Verf. ist ja außerdem schon dem Publico durch frühere, wenn gleich kleine, doch solide politische Schriften bekannt, welche nur durch die hier und da angeblich zu stark hervortretenden Standesansichten bey Manchem Bedenken erregt haben sollen. Der Ref. hat also auch um so mehr dieß größere Werk des Hn Verf. in den Händen von mehr als einem Geschäftsmanne gefunden, und Gottlob gute und schlechte Werke haben, wie gute und schlechte Menschen, von selbst auch ohne öffentliche Kritiker ihr verdientes Schicksal, und also auch in dieser Hinsicht paßt der Vers des Horaz:

Habent sua fata libelli!

Ueber die Angemessenheit des Titels des Werkes könnte Ref. mit dem verehrten Hn Verf., welchen er nicht die Ehre hat persönlich zu kennen, lange controvertiren, in so weit jetzt das Werk nur in dessen erstem Bande uns vorliegt. — Es soll gegeben werden, was 'aus der Erfahrung' ist, und dieß um so gewisser, als hinter der Erfahrung ein Komma gesetzt ist, welches dem Ref. zu stillen Betrachtungen so viele Betanlassung gegeben hat. Dasselbe bestätigen die der ersten Abhandlung vorgesezten Aphorismen, wo alles auf Erfahrung gestellt ist. Dage-

gen hat Ref. gewiß am wenigsten, obgleich der Hr Verf. vieles zur Erfahrung zu zählen scheint, was Ref., ein eingefleischter Empiriker, zu einer sehr transitorischen Theorie zählen würde. Gewiß ist auch vieles in diesem Werke aus der Erfahrung sowohl der eigenen, des Hn Verf., als anderer Politiker und Geschäftsleute vor ihm entnommen, da auch der Geschäftsmann, selbst unbewußt, in dieser Hinsicht in der historischen Reihe steht. Aber vieles, was in diesem Werke steht, ist auch niemals erfahren, und wird auch gewiß, selbst mit dem Wagen des Sonnengottes, niemals erfahren werden. Das Buch ist weit mehr didactischer Natur und strebt weit mehr als Entwurf politischer Einrichtungen der Zukunft entgegen, als daß es rein und unvermischt dasjenige vorlegte, was eigene und fremde Erfahrung dem Hn Verf. gelehrt haben.

Damit soll aber wieder keinesweges gesagt seyn, daß die Vorschläge des Hn Verf. sich überall nicht auf Erfahrungen stützen, auf seine Anschauungen in einem sehr mannigfaltigen und bewegten Geschäftsleben. Dieß war ja meistens der Fall bey allen Politikern, welche Vorschläge zur Modificierung bestehender Einrichtungen machten oder gar durchführten, selbst bey Moses und bey Plato. Allein alsdann steht die Erfahrung nicht im Vor-, sondern im Hintergrunde; der Leser kann nicht immer der unsichtbaren geheimen Kette habhaft werden, und außer der Erfahrung tritt noch ein selbständig schaffendes geistiges Element, gleichsam als Gährungsstoff, hinzu, was die Materie erst zu einem Geübilde der Politik und gleichsam zu einem Risse für ein Gebäude des Staats, der Verhältnisse und

der Geschäfte umwandelt, und ihm außerdem die besondere Form der Darstellung gibt.

Hier und da ist indeß die Erfahrung in dem Buche offen und nackt vorgelegt, theils als kurzer Entscheidungsgrund in den gemachten Vorschlägen, theils in den Noten, theils als Exempel durch abgedruckte Protocolle.

Noch weniger passend scheint dem Ref. die Bezeichnung des Inhalts des Werks als 'Abhandlungen', natürlich immer so weit dieser erste Band geht. — Denn unter 'Abhandlungen' versteht man Erweiterungen historischen, dogmatischen oder andern Inhalts, den Stoff, die Abwägung des Für und Wider eine Ansicht, die Erwägung hin und her, eine verhältnißmäßig lange Deduction und ein kurzes Resultat, und in dieser Hinsicht kann man gewissermaßen auch die Platonischen Werke, welche eine practische Tendenz haben, Abhandlungen nennen. Senes ist hier aber nicht der Fall, sondern wir finden hier Sätze und Axiome, für welche dann und wann ein Grund angegeben ist, also gerade das umgekehrte Verhältniß. Ja noch mehr, die Form entspricht jenem Titel so wenig, daß die Darstellung zum Theil sich dem Verordnungs- oder Gesetzesstyl nähert, und daß das Buch, hie und da zufällig aufgeschlagen, dem nicht Orientierten als ein Band irgend einer deutschen Verordnungsammlung erscheinen könnte, welche oft weit längere Entscheidungsgründe enthalten. Ref. stößt sich an dieser Art der Darstellung auf keine Weise, denn was der Hr Verf. beabsichtigt, ist auf jede Weise klar und fest ausgesprochen, und wer davon als Gesetzgeber Gebrauch machen will, hat es um so bequemer. Nur wäre wohl jedenfalls zu wünschen gewesen, daß die Gründe der Vorschriften

und namentlich die eigenen Erfahrungen etwas umständlicher und deutlicher vorgelegt wären, da ein starkes Gedächtniß oder eine lebendige Phantasie — *par nobile fratrum* — sie hier fast immer erst zur Stelle fördern muß, und gar oft denn doch bey Satz und Gegensatz der eigentliche Entscheidungsgrund des Hn Verf. im Dunkeln bleibt, und es ungewiß läßt, ob er auch dieses oder jenes Moment gekannt, und namentlich diese oder jene Erfahrung gemacht habe.

Aus dem Obigen kann man schon einen neuen charakteristischen Zug des Werks errathen, nämlich diesen, daß es demselben an einem eigentlichen gelehrten Fundamente im weiteren Sinne des Wortes fehlt. Auch andere Männer vor und neben uns haben in respective langer Reihe und weiter Breite Erfahrungen über die behandelten Gegenstände gemacht, Reflexionen angestellt und Urtheile darüber gefällt, und die Verweisung darauf bildet gerade in diesen Materien die Gelehrsamkeit. Die jetzige Zeit und namentlich unsere wenig elegante aber schwer beladene Nation, deren Hauptzierde ja immer die Schwere ihrer Bürde gewesen ist, wünscht solche Rück- und Seitenblicke und Vergleichen, und in der Politik sind sie um so weniger entbehrlich, als wenigstens nach des Ref. Ansicht ein großer Theil davon lediglich Erfahrungssache ist. Unsere vergleichende Anatomie ist ja eine Hauptzierde der Nation und wird ja jetzt sogar von einigen Theologen als ein Beweismittel ihres Principes der Wissenschaftlichkeit benutzt, und der Hr Verf. hat ja auch ganz die Farbe eines politischen Empirikers. Hier wird aber auf Vor- und Mitwelt so gut als gar keine Rücksicht genommen, und nur bey der zweyten Abhandlung 'Land- und Hofe-Cataster' wird einige Male in den Noten auf Benzenberg und



die Französischen Einrichtungen Bezug genommen. Der Hr Verf. sucht S. 5. Note \*\*) dieß dadurch zu rechtfertigen, daß nur die Resultate eigenen Nachdenkens und eigener Erfahrung haben gegeben werden sollen, und daß deshalb die Einmischung fremder Lehren mit Vorsicht vermieden sey. Allein da die Tendenz des Buches nicht bey der reinen Erfahrung des Hn Verf. stehen bleibt, sondern sich bis zur Formulierung legislativer Vorschriften erhebt, so wäre wenigstens dem Ref. es angenehm gewesen, wenn der Schwäche seines Gedächtnisses dann und wann einige Parallelstellen aus den Erfahrungen Dritter zu Hülfe gekommen wären, kurz wenn die Vergleichung der analogen politischen Institute in Deutschland wenigstens da angestellt wäre, wo specielle Einrichtungen vorgezeichnet sind.

Nach allem diesen würde Ref. zur genaueren Bezeichnung des Inhalts des Buches zu einem andern Titel gerathen haben, etwa: legislative Vorschläge, oder Resultate, oder Axiome zc. nach der Erfahrung zc.

Ferner ist nach dem Obigen von selbst klar, welche Classe von Lesern aus diesem Buche vorzüglich Belehrung ziehen kann. Nur der, wer seine Schule bereits vollständig gemacht hat in Studien oder Erfahrungen oder in beiden, kurz der Mann von Fach, wie der Hr Verf. S. 5 selbst sagt, wird den vollen Gewinn aus dem Buche ziehen können, namentlich der Geschäftsmann und der Gelehrte, welche mit Politik und Legislation sich abgeben, jedoch auch bey der zweyten Abhandlung der eigentliche bloße Geschäftsmann, welcher verdammt ist, schlechte Steuer- und Cataster-Verordnungen zu vollziehen, und sich dabey selbst zu helfen, der Administrativ- und Steuer-Beamte. Dieser wird gewiß nicht ohne

vielfache Belehrung aus jener zweyten Abhandlung ersehen, wie der Hr Verf. in seiner schwierigen Lage als Hannoverscher Beamter nicht nur sich selbst zu rathen und zu helfen verstanden, sondern auch durch Fleiß und Gründlichkeit hofentlich eine lange Reihe von Nachfolgern in den Geschäften und das Interesse der Unterthanen gefördert hat. — Aus der Praxis ist jener Theil des Werks hervorgegangen, und nur der Practiker selbst kann durch die Praxis prüfen, ob dieser oder jener Vorschlag ausführbar ist.

Noch muß Ref. für das auswärtige Publicum hinsichtlich des Titels darauf aufmerksam machen, daß der Hr Verf. Hannoverscher erster Beamter und einflußreiches Mitglied der ersten Kammer der allgemeinen und einer Provinzial-Landschaft ist, mithin die beste Gelegenheit gehabt hat, sich in Geschäften der verschiedensten Art umzusehen, Erfahrungen darin zu machen und legislative Resultate daraus zu ziehen. Administration und Justiz sind bekanntlich in der untern Instanz im Hannoverschen noch vereint, mit Ausschluß des Steuerwesens, bey welchem letztern Geschäftszweige, vorzüglich hinsichtlich der Beschreibung, der erste Beamte jedoch wesentlich concurrirt. Das Domanal-Register ist auch noch in den Händen des Hn Verfassers. — Jedermann macht nun natürlich seine Erfahrungen aus seinem Standpuncte, und deshalb werden einige der Erfahrungen und Ansichten des Hn Verf. vielleicht Manchem, der einen andern Standpunct hat, nicht ganz einleuchtend seyn. Indes muß Ref. bemerken, daß der Hr Verf. von aller Parteywuth sich fern gehalten hat, und daß nur hier und da ein wenig durchzuschimmern scheint, zu welcher Classe der Gesellschaft derselbe gehört.

Erheblicher ist der Umstand, daß der Hr Verf.

seine Erfahrungen gerade im Amte Eilienthal gemacht hat, welches im Herzogthume Bremen, unfern der Hansestadt Bremen liegt, und theils aus Moor und Haide, theils aus Marsch besteht, und mithin künstlicher Einrichtungen zur Abwehrrung und Abführung der Gewässer bedarf. Hier sind natürlich andere Einrichtungen nothwendig als wo man Weinberge oder Alpenmatten hat.

Dieser Umstand tritt, nach dem Urtheile mehrerer Bekannten des Ref., etwas zu stark bey der zweyten Abtheilung des Werks hervor, und diese bekommt dadurch wohl eine fast zu provinzielle und selbst locale Farbe für ein Werk, welches auf das größere deutsche Publicum berechnet seyn soll. So z. B. sind die Vorschriften S. 113 bis 119 rein provinzieller und localer Natur und betreffen meistens nur die Deich- und Siel-Eassen, und dieß ist nachher auf die Anlagen des Werks nicht ohne Einfluß geblieben. Gewiß dieser Theil des Werkes hat etwas rein Niederdeutsches und Hannöversches, was den Ref. als einen Landsmann aber gar nicht gestört hat, und hoffentlich auch die Oberdeutschen Leser nicht stören wird, wie es ja uns Niederdeutsche nicht stören darf, wenn wir in dem Tyroler oder in den Rheinischen Catastern manche Objecte und Einrichtungen finden, welche uns fremd sind, und der Hr. Vf. bevormortet selbst, daß das Locale nach den Localitäten respective einzuschalten und auszuscheiden sey. Das Allgemeine ist allenthalben daselbe und der Bayerische und Württembergische Politiker und Catastermann kann mit völliger Sicherheit aus dem Werke entnehmen, wie ein Niederdeutscher Geschäftsmann einige Grade nördlicher die Grundeigenthumsverhältnisse aus dem Standpuncte des Catasters ansieht, bey einem

Boden, welcher gerade die Extreme, Marsch und Haide, darbietet. Nur hätte Ref. gewünscht, daß die betreffenden technischen Ausdrücke als Siel, Fleth zc. kurz erklärt wären, da selbst gelehrte Geschäftsmänner einst nicht wußten, was ein Deich, und ob eine Hufe größer als ein Morgen Land sey. Für den Ref. ist jener Umstand wenigstens nicht störend gewesen, und jedermann kann ja auch davon eventualiter leicht abstrahieren. Indes hätte der Hr Vf. vielleicht rathsam gethan, wenn er, um der Schwachen willen, welche so leicht die Schwächen wahrnehmen, auf dem Titel bemerkt hätte: 'mit besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse im Königreiche Hannover und speciell im Herzogthume Bremen und im Amte Lilienthal.'

Das Datum der Herausgabe der politischen Werke ist gerade jetzt, wenn nicht von der größten Bedeutung, doch von der sichersten Vorbedeutung, und man muß natürlich so wie in der neuesten politischen Geschichte, so auch in der jetzigen politischen Viterärgeschichte mit dem Julius 1830 einen großen Abschnitt, fast wie ehemals bey der Sündfluth, machen. Hier ist das Datum 1832, -und wenn gleich manche von den Cataster-Operationen des Hn Verf. vor das Jahr 1830 fallen, so ist das Werk als solches doch wahrscheinlich erst seit jenem Jahre größtentheils componiert. Der Hr Verf. gehört schon seinen Standes- und Dienst-Verhältnissen nach zu den ganz unverfänglichen politischen Schriftstellern, wie sich von selbst versteht, und ist von dem bloßen Schwindel der Reform natürlich weit entfernt. Indes hat doch wahrscheinlich auch bey ihm jener Zeitabschnitt manche Hoffnungen und Entwürfe angeregt, auf welche er jetzt selbst,

nach: mehrfach seit dem bezogenen Landtage, als fromme Wünsche schon zurückblicken wird.

Hiermit könnte Ref. die Anzeige bequem schließen, da kein bequemes Inhaltsverzeichnis dem ganzen Werke, statt der Recension, vor- oder nachgesetzt ist. Indesß will er zum Ueberflusse doch noch einiges über den Inhalt des Werkes selbst sagen.

Als allgemeine Charakteristik für beide Abhandlungen stehe hier der Ausspruch, daß die Behandlung und die Darstellung geschäftsmäßig, klar, deutlich und fest, aber weit mehr aphoristisch als erschöpfend ist. Hinsichtlich der behandelten Institute selbst scheint der Hr Verf. nach dem vorherrschenden Geiste der Zeit zu denjenigen Politikern sich hinzuneigen, welche sehr viel auf die Form, auf festgesetzte, geschriebene, künstliche und genau detaillirte Einrichtungen geben, kurz zu dem ganzen Curus-Apparate neuerer politischer Organisationen sich bekennen, und, ohne es oft selbst zu ahnden, als getreue Schüler in die Fußstapfen der neuern Französischen sogenannten philosophischen Schule; namentlich der phystocratischen und der von Turgot, insoweit treten. Denn von dieser Schule aus, welche sich seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts erhob, ist der Organisations- und auch der Cataster-Schwindel über die Welt eingebrochen. — Ref. will hier bloß das Uebermaß andeuten! Der Historiker glaubte hierüber durch die letzten 40 Jahre vor 1830 schon hinlänglich belehrt zu seyn; indesß Erfahrungen müssen oft gemacht werden, und erst die gänzliche Unmöglichkeit und das Ende belehrt die Menschen und die Völker. Im Ganzen muß nun Ref. von den gemachten Vorschlägen sagen: gut aber viel zu viel und zu einseitig! Dieß gilt vielleicht überhaupt von jener ganzen Schule in mehr als einer Hinsicht.

Wendet Ref. sich nun zu der ersten Abhandlung 'die Elemente der Verwaltung', so enthält das Obige schon eine hinlängliche Charakteristik. Es ist hier im Ganzen wohl wenig Neues und wenig Originelles, sondern nur ein sehr allgemeiner Schematismus einer Staatsorganisation zu finden. Der Hr Verf. nimmt den Ausdruck Verwaltung S. 7 in sehr weitem Sinne, und theilt sie in Gestaltung, Statistik (specielle) Verfassung und Organismus eines Landes ein. Allenthalben ist natürlich nur wenig Detail, da diese ganze Abhandlung nur 36 Seiten enthält. Hier nur einige Züge davon.

1) Gestaltung. Der Hr Verf. hat sich in der Einleitung für eine allgemeine Verfassungs-urkunde ausgesprochen; Ref. um dieselbe Zeit in der Hannoverschen Zeitung ausführlich dagegen, indem er das Sprichwort der Vorfahren für die Geschäfte commentierte: die Augen sind größer als der Bauch! Man kann auch hier wohl schon auf die Erfahrung hinweisen. Der Hr Verf. findet S. 3 den Grund der wachsenden Unzufriedenheit besonders darin, daß die Kunst der Verwaltung nicht in gleicher Maße mit den Verfassungen fortgeschritten. Ref. legt auf beide Künste ein viel geringeres Gewicht, und hat schon vor dem Erscheinen dieses Werkes sich dahin ausgesprochen, daß der Hauptgrund der Unzufriedenheit in dem Mangel an Arbeit liege, so wie in dem übermäßigen Luxus jeder Art, inclusive des geistigen und namentlich auch des Geschäftsluxus.

Sehr richtig baut der Hr Verf. seinen Staat und seine Verwaltung nach eigener aber auch vieler Vorgänger Erfahrung, z. B. der Oldenburgischen Regierung, von unten auf, d. h. von den Gemeinden, die gehörigen Individuen

nach den Griechischen Philosophen natürlich voraussetzend. Eine feste Bezeichnung der Marken und der Gemeinden ist ihm also das erste Werk der Organisation. Die Erfahrung fängt aber meistens den Bau mit dem Siebel und dem Dache an, weil das Gebäude dort gewöhnlich am baufälligsten, und ein Einsturz von oben, nach dem Gesetze der Schwere, am schmerzlichsten ist. Die Leute im Souterrain müssen sich meistens von selbst helfen. — Noch kein Staat hat jenes auf dem Continente vermocht, und darum steht so vieles jetzt in der Luft! Sehr richtig ist es, daß Gemarkung und Gemeinde nicht immer zusammenfallen können, und noch richtiger, daß die Gemeinden nicht nach Theorien, Zahlen, Linien, Flüssen &c., sondern nach den historisch hergebrachten und vorliegenden gesellschaftlichen Verhältnissen zu formieren sind. Um so auffallender ist es aber, daß der Hr Verf. gleich darauf S. 10 als Fundament der Verwaltung den Grundsatz ausspricht, 'daß der Kreis des Kirchspiels unabweichlich auch den Kreis aller bürgerlichen Gemeinden, aller Verwaltungsbezirke bilden und daß alle gemeinschaftlichen Gemeindelasten ohne Ausnahme nur nach Kirchspielen vertheilt seyn sollen.' Der Hr Verf. gibt gleich selbst in der Note \*\*) zwey nothwendige Ausnahmen von dieser Regel an, wenn das Kirchspiel Theile einer Stadt und eines Landgebiets vereinigt, und wenn die Kirchen keinen geschlossenen Territorial-Sprengel haben. Aber auch außerdem kann Ref. den Hn Verf. versichern, daß jener Grundsatz, in der Regel hergebracht auf der Haide und jenseits der Haide bis in die Spizen von Großbritannien und Norwegen, in Mittel- und Oberdeutschland oft gar nicht ausführbar ist, und daß eine gewaltsame Umänderung der bisherigen Gemeinde-

verhältnisse nach dem obigen Grundsatz hier die schlimmsten Folgen auf die Stimmung der Bauern haben würde. Hier haben sehr oft die Dörfer desselben Kirchspiels gar nichts gemein als die selbe Kirche und denselben Pfarrer, oft hat jedes noch eine besondere Capelle, kurz, um alles in allem zu sagen, die Gemeinden haben sich sehr oft nicht nach der Gemeinsamkeit der Kirche, sondern des Guts- und Schutzherrn gebildet, und sind oft auch aus diesen und andern Gründen zu verschiedenen Aemtern geschlagen. — Im Ganzen bildet dießseits der Haide die Gemarkung die Einheit der Gemeinheit, nach der ursprünglichen Ausrodung oder Ansiedelung, wie die Localität zwischen den Bergen unzweifelhaft ergibt. Das Leben hat gar viele Beziehungen, nach denen sich die Geschäftsleute richten müssen, und der Hr Verf. ist ja selbst nicht im Stande gewesen, seinen Plan in seinem eigenen Amte durchzusetzen. Zu einer durchgreifenden legislativen Veränderung in dieser Hinsicht ist jetzt die Zeit viel zu empfindlich; man würde den Bauern recht eigentlich in seinem Neste angreifen und die Vortheile sind bey weitem nicht groß genug dazu, und darauf kommt doch alles an! Dieß möge man auch im Hannöverschen wohl bedenken, wenn es etwa zu einer allgemeinen Gemeinde-Ordnung kommen sollte.

Die Schulbezirke fallen dagegen bey den Dörfern in Mittel- und Oberdeutschland fast immer mit dem Gemeindeverbande zusammen, obgleich die Ausnahmen in manchen Districten auch nicht selten sind.

Der Hr Verf. erklärt sich S. 15 dagegen, daß die Aemter Verwaltungsbezirke seyn sollen; sie sollen nur Behörden seyn. Dieß ist für manche Geschäfte, für manche Nebenanlagen oft



zweifelhaft, und die Würtemberger haben bekanntlich, neben den Ortsgemeinden, Amtsgemeinden gebildet und scheinen nicht übel damit zufrieden zu seyn.

Auß den Kirchspielen setzt alsdann der Hr Vf. die Provinzen und auß diesen den Staat zusammen, und nimmt jene Punkte, mit Ausnahme von Enclaven, mit Recht als unabänderlich schon bestehend an, und widersezt sich neuern Eintheilungen nach Französischem Schnitte.

2) Die Special-Statistik (S. 16 u. ff.), welche die innern materiellen Bestandtheile der obigen Abtheilungen — Boden und Menschen — nach ihren verschiedenen Eigenschaften und Verhältnissen im Kreise der Gegenwart authentisch und vollständig vor Augen legt.

Dieß ist denn bekanntlich eins der Steckpferde, welches wir vor dem Alterthume und unsern Vorfahren, wenigstens in dieser Ausdehnung, voraus haben, womit es uns aber geht, wie David als er sein Volk zählte, und leider je mehr wir regieren und je mehr wir gebrauchen, desto genauer müssen wir allerdings über jedes Dingchen und Kräftchen unterrichtet seyn, da die Größe der Ansprüche eine sehr gleiche Vertheilung der Lasten nothwendig macht. Natürlich hat Ref. also auch nichts gegen die vollständigste Statistik der Staaten, und bedauert nur, daß sie etwas kostspielig ist und immer etwas unzuverlässig bleiben wird, und vor allem, daß deren ununterbrochene authentische Fortbildung ein Ding der Unmöglichkeit für jeden Staat ist, namentlich in den Zeiten großer Anstrengungen und Unglücksfälle, wo man Papier Papier seyn läßt. Die Jahrhunderte wollen leben und führen nur das Allernothdürftigste sicher fort. Auch der Hr Verf. fordert S. 16 eine solche Ein-

richtung für die Statistik, 'nach welcher sie aus sich selbst allen und jeden Veränderungen folgen kann. Sie muß zu jeder Zeit eine möglichst vollkommene Rechenschaft über alle Bezirke und Gemeinden, über die Kraft- und Lastverhältnisse aller Ländereyen, Höfe und Bewohner geben.' Das gibt also eine complete in beständiger Fortbildung begriffene Papierwirthschaft, wie man sie in Bayern versucht hat, und jedermann weiß jetzt, mit welcher endlichen Ueberzeugung von der Möglichkeit deren Durch- und Fortführung und mit welchen Resultaten für das Glück der Unterthanen, mit Ausnahme der in Papier arbeitenden, welche indeß auch schweigen. — Die fünf Sinne, das Gedächtniß, die unmittelbare Anschauung und die Anstelligkeit der Menschen für die Geschäfte sind Gottlob auch Kräfte, welche bey den Regierungs-Operationen in Betracht kommen können, und in der Vorzeit recht gut benutzt wurden, ohne eine Bibliothek von Steinen für die Lithographien der Realstatistik. Alles kommt also auch hier auf das Maas an und dieses hat der Hr Verf. nach des Ref. politischer Ansicht viel zu groß genommen, und er selbst hat S. 18 u. f. über die Kosten und die Schwierigkeiten einer solchen Operation sich hinlänglich ausgesprochen.

Dagegen stimmt Ref. mit dem Hn Vf. vollkommen darin überein, daß nicht eine jede Administration (Dienstbranche) für sich allein aus ihrem einseitigen Standpuncte eine Statistik aufnehmen kann, ohne Arbeit und Zeit auf das Traurigste zu verschwenden, und daß die Localbehörden und die Gemeinden dabey jedenfalls mit thätig seyn müssen. Die traurigen Folgen einer solchen einseitigen Handlungsweise liegen uns in mehr als einem Lande von Deutschland bey den

Cataster-Operationen vor, wahrhaft bejammerungswürdige disjecta membra einer Gesamtheit, hervorgegangen aus der unglücklichen Theilung der Dienstbranchen und der Dienst-Interessen. Nach des Ref. Ansicht kann man bey gehöriger Benützung der Einsichten und der Selbstthätigkeit der Notablen des Volkes eine Statistik in solchem ungeheuern Umfange entbehren, und je weniger man sie nöthig hat, desto glücklicher wird jedenfalls das Volk seyn.

Ueber das dritte Element der Verwaltung, die Verfassung, hat der Hr Verf. S. 20. 21 seinem Zwecke gemäß sich nur in Beziehung auf die eigentliche Verwaltung ausgesprochen. Er wünscht, daß die Verfassung das allgemeine Netz von den materiellen und formellen Gegenständen der Verwaltung enthalten soll, wenigstens mittelst eines organischen Gesetzes, also auch die Grundzüge der Verfassung für die Stadt- und Landgemeinden, wogegen es dem Ref. rathsam scheint, nur so viel hierüber in Verfassungsurkunden aufzunehmen, daß ohne Einwirkung der gesammten Legislatur an diesen Dingen nichts verändert werden darf, weil dem Staate ein sehr großer Spielraum für die Ereignisse der Zukunft vorbehalten bleiben muß. Man kann der jezigen Zeit nicht genug sagen, daß es eine Unmöglichkeit ist, der ganzen Zukunft in wandelbaren Dingen die Hände binden zu wollen, und dazu gehört die Einrichtung der Verwaltungsbehörden. Je umfassender, je detaillierter eine Verfassung, oder irgend ein anderes Gesetz ist, desto weniger wird es gehalten, vorzüglich in Zeiten, welche den Character der Wandelbarkeit gleichsam zum Urtypus haben.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

---

G ö t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

60. Stück.

Den 18. April 1835

---

H a n n o v e r.

Beschluß der Anzeige: Abhandlungen aus der Erfahrung über Staats- und Gemeinde-Verwaltung. 2c. 2c.

Dagegen stimmt Ref. im Ganzen demjenigen völlig bey, was der Hr Verf. über das vierte Element der Verwaltung, den Organismus derselben, S. 21 ff. ausgeführt hat, und er wünscht namentlich, daß dasjenige beherzigt werde, was S. 24 u. 25 aus der Erfahrung über die Einfachheit der Verwaltung in der unteren Instanz und über die Unmöglichkeit, daß der Bauer selbst regiere, bemerkt ist, wogegen ihm Bemerkungen darüber zu fehlen scheinen, in wie weit man den Bürger und den Bauer als ein Mittel zum Administriren gebrauchen könne; ferner über die Trennung der Justiz von der Administration, welches für die Zwecke des Hn Verf. so sehr nothwendig gewesen wäre. Nach des Ref. Ansicht ist es in unserer Zeit nicht thunlich, allein durch Beamte zu administriren, oh-

ne die Kräfte der Unterthanen dazu in einem gewissen Grade mit zu verwenden.

§. 26. 27 hat der Hr Verf. für die Aufhebung der bisherigen Exemtionen, als jede gute Administration störend, sich mit Recht erklärt, jedoch dabey auch im Allgemeinen den Grundsatz der Entschädigung ausgesprochen, und es ist nur zu bedauern, daß der Hr Verf. nicht wenigstens einige Lasten oder Arten des Besitztittels angegeben hat, für welche keine Entschädigung gebühren soll, um irgend ein leistendes Princip zu haben. Auf die so sehr streitige Controverse von der Entschädigungspflicht will auch Ref. sich hier nicht einlassen, er kann jedoch auch als Politiker nicht unbemerkt lassen, daß eine vollständige Entschädigung für alle hergebrachten Exemtionen die Kräfte dieser überschuldeten und überlasteten Zeit weit übersteigt, wo die currenten Ausgaben von Wenigen gedeckt werden können. Man überschlage z. B. was in irgend einer Gemeinde, in welcher sich Exemte von den Communallasten befinden, die Ablösung der Exemtionen kosten würde und bedenke, daß ganz Holstein nicht im Stande seyn würde, die gegen baares Geld erkaufte Exemtion von Dithmarschen hinsichtlich des Solles nach dem Interesse abzulösen, selbst bey den jetzigen Sollsätzen, und wie hoch würde die Summe seyn, wenn etwa die Preussischen oder Russischen Sollsätze dort eingeführt würden! Die Zukunft wird uns auch in dieser Hinsicht belehren. Die von dem Hn Verf. gewünschte Ausgleichung aller dergleichen Lasten auf einmal ist also unzweifelhaft eine reine Unmöglichkeit, so sehr wünschenswerth solche auch wäre, und noch mehr, daß die Welt dazu die Kräfte hätte. — Der Wunsch des Hn Verf., daß dieser Punct durch die Verfas-

sungsbefugnisse jedenfalls erledigt werde, ist bekanntlich nur in einem gewissen Grade in Erfüllung gegangen, und welche Verwickelungen daraus bereits entstanden sind, haben die ständischen Verhandlungen uns noch vor kurzem gezeigt.

Der Hr. Verf. ist sodann der Ansicht, daß jeder Stufe der Verwaltung eine Stufe der Repräsentation entspreche. Dieß mag richtig seyn in langen Friedenszeiten. Aber die Frage, ob überhaupt eine Provinzial-Repräsentation und Administration in den übrigen deutschen Staaten, mit Ausnahme der drey größten, rathsam sey, ist höchst controvers, so wie, ob eigentliche Provinzialstände oder bloße Kreisräthe nach Französischem, Bayerischem und Churhessischem Muster zweckdienlicher sind. Ref. hält eine lange Stufenreihe von Gewalten mit legislativen Attributen für eine reine Unmöglichkeit in dieser schnellen Zeit, und am unpassendsten in kleinen Staaten, und er sieht sie auch nirgends in Europa in eigentlicher Thätigkeit, sondern im Grunde nur auf dem Papiere, und bekanntlich sind sie auch da selten.

Des Ref. politische Wünsche sind so sehr gering, daß er schon auf einige Zeit glücklich gewesen wäre, wenn der kleine Wunsch der Note \*\*) S. 30 hinsichtlich der Formulierung einiger Geschäfte und der Combinierung der Stempel-, Gerichts- und Copialgebühren, welche er gleichfalls nach dem Muster der Darmstädtischen \*) Einrichtung öffentlich empfohlen hat, in Erfüllung gegangen wäre, und er abstrahiert also seiner Seite ohne Täuschung von allen weit ausgreifenden Verfassungs- und Organisationsplanen, vorzüglich wenn sie auf einmal durchgeführt werden sollen, was niemals in der Weltgeschichte ohne große Reibungen gelungen ist!

\*) Ehre dem Ehre gebührt!

Die zweite Abtheilung des Werks, das Land- und Hofe-Cataster, hat neben diesem kleinen, auch dem ganzen Werke vorgedruckten, Titel noch den specielleren: Betrachtungen aus der Erfahrung, über den staatswirthschaftlichen Werth einer umfassenden Real-Statistik und über deren organischen Einfluß auf Verwaltung der Grundsteuer, Nebenanlagen und Gemeindelasten, wie auf Sicherung der Hypotheken, Grundrenten und Servituten; practisch erörtert durch die Catasterordnung für das Hannöversche Amt Lilienthal, mit Instructions und Formularen.

Auch hier muß Ref. zuvörderst bemerken, daß der Ausdruck 'Betrachtungen aus der Erfahrung' sowohl gegen die Sprache als gegen den Inhalt des Werkes ist, da jene Betrachtungen nur einzelne kurze Sätze sind, welche die Resultate der Erfahrungen des Hn Verf. enthalten; dieses ergibt auch der obige Titel selbst, indem jene Betrachtungen practisch erörtert seyn sollen, durch die angehängte Cataster-Ordnung. Betrachtungen können wohl geprüft, beurtheilt zc. werden; der Ausdruck erörtert paßt überall nicht, sondern in dem Sinne, wie der Hr Verf. den Ausdruck nimmt, war es wohl am passendsten statt 'erörtert' zu sagen 'belegt' oder 'niedergelegt' oder 'dargelegt' in der Cataster-Ordnung zc. Sodann fehlt die zweite Abtheilung des Titels 'wie auf Sicherung der Hypotheken, Grundrenten und Servituten' in diesem Bande ganz; er handelt nur von der Grundsteuer, den Nebenanlagen und den Gemeindelasten, obgleich dann und wann die Servituten auch erwähnt werden. Die Zehntbeschreibung ist jedoch mit aufgenommen, obgleich der Zehnten gewiß nach der Ansicht des Hn Verf. und vieler Andern, selbst wenn er sich noch in den Händen

des Domanii befindet, längst den Character einer öffentlichen Abgabe oder Nebenanlage verloren und den einer Grundrente oder Servitut angenommen hat, und mithin eher in die zweyte als in die erste Abtheilung gehören würde. Die in dem Titel zuletzt genannten drey Gegenstände hat der Herr Verfasser der Fortsetzung des Werks, oder, wie das Hypothekenwesen, einer besondern Erörterung vorbehalten, S. 58. Die zuerst genannten drey Gegenstände hat der Hr Vf. indeß auch nicht vollständig in dieser zweyten Abhandlung nach seinem eigenen Geständnisse gegeben, indem er S. 164 die Mittheilung der Eilienthaler Amts-Matrikel der dritten, in diesem Bande nicht enthaltenen, Abhandlung vorbehält und verspricht, in dieser dritten Abhandlung die Art und Weise zu zeigen, wie die Abgaben im Amte Eilienthal auf den Grund der Conturrenz-Matrikel vertheilt und verwaltet werden, und dabey die Instructionen und Formulare zum Neben-, Anlage- und Rechnungs-Wesen zu liefern.

Der große Umfang des Werkes läßt sich darnach leicht überschlagen. Mögen dem Hn Verf. seine Verhältnisse erlauben, das Fehlende bald nachzuliefern, da, so viel Ref. wahrgenommen, die dritte Abhandlung noch nicht erschienen ist. Dem Ref. könnte wenigstens die gänzliche Durchführung des Werks nach diesem umfassenden Plane nur sehr angenehm seyn, da auch er von dem genauesten Zusammenhange dieser Gegenstände von jeher durchdrungen war und nur in der Art der Ausführung von dem Plane des Hn Verf. abweicht.

Die zweyte bereits gelieferte Abhandlung ist denn, wie sich schon nach dem Titel ergibt, viel reichhaltiger, umfassender und belehrender als die erste, indem nur ein Theil der ersten Abhand-



lung über die Verwaltung, nämlich die Special-Statistik, und von dieser wieder nur die Real-Statistik, und von dieser abermals nur, wie so eben gezeigt ist, weniger als die Hälfte im Detail gegeben ist. Für die Personal-Statistik hat der Hr Verf. S. 37 auch eine besondere Mittheilung sich vorbehalten. Je näher der Hr Vf. aber dem Gegenstande tritt, auf welchen er es eigentlich hier angelegt hat, der Realstatistik, je detaillierter und anschaulicher und brauchbarer wird auch das Werk.

Diese zweyte Abhandlung zerfällt dann wieder in zwey Theile. Erster Theil. Allgemeine Betrachtungen über Real-Statistik. Dieser geht von S. 36 — 61. Zweyter Theil. Cataster-Ordnung für das Amt Eilienthal. Diese geht S. 62 — 180 incl. der Instructionen. Alsdann kommen 'die Formulare zur Cataster-Ordnung, nebst einigen Auszügen aus den Eilienthaler Cataster-Verhandlungen zc.' Diese letzteren umfassen die Hälfte des ganzen Bandes.

Hinsichtlich des Ganzen muß Ref. zuvörderst den Wunsch aussprechen, daß es dem Hn Verf. bey einer zweyten Ausgabe dieses Bandes gefallen möge, einen Abriß der Geschichte, der leitenden Grundsätze und der Leistungen der Hannöverschen Cataster-Operation, seit der Vertreibung der Franzosen, dieser Abhandlung vorangehen zu lassen, und darauf auch bey den einzelnen Theilen vergleichende Rücksicht zu nehmen. Der Hr Vf. hat hin und wieder in den Noten (meistens tabulnd) darauf Bezug genommen, allein bey weitem nicht genügend. Denn im Ganzen stellt sich diese Real-Statistik in der zweyten Abhandlung doch nur als ein Supplementband zu der Hannöverschen Cataster-Operation dar, und es muß jedem mit dieser nicht hinlänglich bekannten

Geschäftsmanne, namentlich dem Ausländer, ein Räthsel bleiben, wie der Hr Verf. auf den Gedanken eines solchen Supplementbandes habe kommen können, und der Leser kann nur wünschen, auch in den einzelnen Theilen das Verhältniß des Supplement- zu dem Hauptbände genauer kennen zu lernen. Dieses würde namentlich dem Ref. um so wünschenswerther seyn, da er selbst immer der Ansicht gewesen ist, daß das Hannöversche Cataster, schon allein hinsichtlich der darauf mit zu gründenden privatrechtlichen Institute, in einigen Puncten einer Modification bedürfe, und auch Modificationen von der Hannöverschen Regierung bereits officiell mit zum Zwecke des Hypothekenwesens angekündigt sind. s. Actenstücke der fünften u. Stände-Versammlung 1834. Heft No. X. No. 105. S. 754. 55. Kurz diese ganze Abhandlung des Hn Verf. hat ihren Entstehungsgrund in der Unvollkommenheit und der Einseitigkeit der Hannöverschen Cataster-Operation, welche, ohne auf die übrigen gleich dringenden Bedürfnisse Rücksicht zu nehmen, ausschließlich nur die Grundsteuer der einzelnen Parzellen nach dem angeblichen Reinertrage, ohne Berücksichtigung der andern Reallasten, vor Augen hatte, und dadurch so vielen Dissensus im Lande von allen Partheyen erfuhr. Der Hr Vf. hat gewünscht, dieser Unvollkommenheit in dem Amte Lilienthal durch theilweise Substituierung seines Ideals von Catasterwesen abzuhelfen, also eine theilweise Nachcatastrirung!

Was nun das Ideal einer Realstatistik oder eines Catasters des Hn Vf. betrifft, so hat derselbe darüber in dem ersten Theile dieser zweyten Abhandlung, unter Zugrundelegung der allgemeinen Grundsätze der vorhergehenden Abhandlung, sich ausgesprochen. in drey Abschnitten. S. 37 — 61.

Erster Abschnitt. Zweck, Bedeutung und Erfordernisse. Zweyter Abschnitt. Einrichtung und Erhaltung. Dritter Abschnitt. Staatswirthschaftlicher Werth und organischer Einfluß (einer Realstatistik).

Dem zweyten Theile dieser Abhandlung ist dagegen folgendes Inhaltsverzeichnis vorgesetzt, welches am besten die Reichhaltigkeit des Stoffes dieses letzten Theils des Werks, so wie die Schwierigkeiten und die Kosten der Anlegung einer solchen Realstatistik dem Sachkundigen andeuten wird. Wir lassen dabey die Seitenzahlen stehen, damit der Leser selbst urtheilen könne, über die Verhältnißmäßigkeit der Behandlung.

Inhalt der Cataster-Ordnung und der zugehörigen Instructionen und Formulare: Einleitung S. 65. Erstes Kapitel. Allgemeine Begriffe und Bestimmungen. I. Bestandtheile der Realstatistik S. 71. II. Statistik der Ländereyen und Höfe S. 74. III. Statistik einzelner Reallasten S. 74. IV. Statistik der Gemeinwerke S. 74. V. Zweck der Land- und Höfe-Cataster S. 75. VI. Bedeutung u. Erfordernisse der Land-Cataster S. 75. VII. Bedeutung u. Erfordernisse der Höfe-Cataster S. 77. VIII. Concurrenz-Grundlagen zum Matricular-Anschlage S. 77. IX. Concurrenz-Matrikel S. 82. Zweytes Kapitel. Instructionen zum Verfahren. A. Allgemeine Vorschrift S. 83. B. Instructionen zur Einrichtung der Cataster. Erste Instruction. Vorarbeiten der Localbehörden S. 85. Mit 8 Anlagen: I. Formular zum Repertorio der Höfe oder Reihestellen. II. Schema zur Beschreibung der Feldmarksgrenzen, nebst Charten-Auszug ad II et IV. III. Schema zur Beschreibung der Amtsgrenze. IV. Schema zur Reihenfolge der Grundstücke. V. Schema zu den statistischen Nachrichten. VI. Auszug aus der Deich

Beschreibung. VII. Auszug aus der Ziel-Beschreibung. VIII. Auszug aus der Zehnt-Beschreibung. Zweyte Instruction. Arbeiten der Landmesser S. 97. Mit 3 Anlagen: A. Formular zum Land-Cataster. (nebst älterem Formulare). B. Formular zur Land-Rolle. C. Formular zum Land-Register. Dritte Instruction. Arbeiten der Landschäfer S. 121. Mit 2 Anlagen: I. Formular zum Taxenbuche. II. Auszug aus einem Berichte über die Hannoversche Grundsteuer. Vierte Instruction. Anerkennungs-Verfahren S. 133. Mit 3 Anlagen und einem Anhang: I. Formular. a. zur Vorladung, b. zur Vollmacht, und c. zur Bekanntmachung wegen Anerkennung der Realstatistik. II. Formular a. zum Verzeichnisse der zur Anerkennung vorzuladenden Hauswirthe und Landbesitzer, b. zum Insinuations-Befehle, c. zum Insinuations-Documente. III. Formular zur tabellarischen Nachweisung aller zur Anerkennung der Realstatistik vorgeladenen Hauswirthe und Landbesitzer. Anhang. Auszug aus dem Anerkennungs-Protocolle vom 3. bis 21. Septbr. 1827. — Gerichtliche Verhandlungen über die Anerkennung der Land- und Höfe-Cataster des Amts Lilienthal — nebst Anlagen von lit. A. bis I. Fünfte Instruction. Erledigung der Einreden S. 143. Mit einem Anhang: Auszug aus den Deputierten-Verhandlungen von 1829 bis 1831. Sechste Instruction. Feststellung der Land-Cataster S. 149. Mit 3 Anlagen und einem Anhang: I. Schema zur Resolution wegen der vorgebrachten Einreden. II. Schema zum Documente über die Anerkennung der Land-Cataster. III. Schema zum Documente über die Anerkennung der Charten. Anhang. — Auszug aus den Deputierten-Verhandlungen. Siebente Instruction. Höfe-Cataster und Concurrenz-Matrikel

S. 153. Mit 2 Anlagen und einem Anhange: A. Formular zum Hofe=Cataster. B. Formular zur Concurrenz=Matrikel. Anhang. — Auszug aus den Deputierten=Verhandlungen. — C. Instruction zur Erhaltung der Cataster. Achte Instruction. Mutations=Verfahren S. 165 — 180. Mit 3 Anlagen und 2 Anhängen: A. Formular a. Declaration zur Umschreibung. b. Certificat zur Umschreibung. c. Attest über die Umschreibung. B. Formular zum Mutations=Register. C. Designation der zur Real=Statistik der Kirchspiele des Amts Lilienthal gehörigen Cataster und Rollen. Erster Anhang. Auszug aus den Deputierten=Verhandlungen. Zweyter Anhang. Copie der Bekanntmachung wegen Umschreibung der Veränderungen in der Real=Statistik.

In einer Note zu diesem Inhaltsverzeichnis gibt der Hr Vf. den Grund an, warum die Formulare zur Cataster=Ordnung nicht paginiert seyen, nämlich, damit solche nach Bequemlichkeit des Lesers entweder nach (secundum) den betreffenden Instructionen getrennt, oder hinter dem beygefügteten Titelblatte (S. 181) zusammengestellt werden könnten. Dem Ref. ist dadurch bey dem Einstudieren des Werks eine große Unbequemlichkeit entstanden, indem er, jene Note übersehend, anfangs sich in jenen Formularen gar nicht orientieren konnte, und er wünscht für eine zweyte Ausgabe des Werks, daß jeder Instruction die dazu gehörigen Anlagen unmittelbar angehängt und daß der ganze Band durchpaginiert werde, da man die Bücher erst alsdann zu lesen pflegt, wenn sie gebunden sind.

Aus der obigen Inhaltsanzeige wird der sachkundige Leser am besten beurtheilen können, was er hier zu erwarten hat, und Ref. kann dem Hr Vf. nur das Zeugniß geben, daß er seine Aufgabe

gründlich behandelt hat. Im Wesentlichen hat der Hr Vf. seine Ansichten über Catastrirung aufgestellt und zugleich die Belege geliefert, daß er sie sachgemäß auf eine gewisse Localität anzuwenden verstanden habe. Ob nun die Ausführlichkeit dieser Anwendung, wie solche den ganzen halben Umfang des Bandes einnimmt, jedem Leser nothwendig und angenehm seyn werde, muß Ref. billig dahin gestellt seyn lassen; für ihn selbst, der immer Ueberfluß an Zeit und Mangel an Kenntnissen hat, ist dieß allerdings der Fall gewesen. Manchem Andern werden dagegen einige Formulare als zur Vorladung u. so wie der Auszug aus dem Anerkennungsprotocolle vielleicht überflüssig scheinen. Das Werk enthält die eigentliche Catastrirung in ziemlichem Umfange, wogegen die gegebenen Grundsätze der Bonitirung nicht practisch durchgeführt sind, weil der Hr Vf. natürlich an der eigentlichen Veranlagung der Grundsteuer nichts ändern konnte, S. 121. 122, und mit Recht diese schwierige Operation für die Nebenanlagen allein nicht vorgenommen, und dafür und für die Gemeindelasten keinen besondern Repartitionsfuß eingeführt hat. Auch ist das Schicksal der früheren Bonitirung des Landes jetzt wohl ziemlich als feststehend anzusehen, wogegen die übrige Registrierung wenigstens als Vorarbeit immer ihren Werth behalten, jedenfalls als Supplement dienen kann.

Die Tendenz des Werkes selbst anlangend, so sieht der Leser, ohne des Ref. Hinzufügen, daß hier keine neue Richtung verfolgt ist, sondern daß hier nur zu den unzähligen früheren Versuchen, von den ersten Französischen Physiocraten an bis zum Projecte der Stein-Bibliothek in München, ein neuer gekommen ist, den Grund und Boden, nach der gegebenen Eintheilung des Grund-

eigenthums, in Charten auf das Papier zu bringen, und alle Realverhältnisse desselben nach allen Beziehungen zu registrieren, und alle Veränderungen des Grund und Bodens hinsichtlich jener Realverhältnisse auf der Charte und dem Papiere sofort nachzuführen. Ein unendliches Unternehmen, dessen Vollendung jeder Eigenthümer und jeder Staat in seinen Resultaten dankbar annehmen wird, wenn sie ihm ohne Zeit- und Kostenaufwand fertig auf den Tisch gelegt werden. Denn was könnte schätzbarer seyn als eine solche Realstatistik, mittelst deren jeder Einzelne, jede Commüne, jedes Amt, jede Provinz und endlich der ganze Staat die Verhältnisse ihres Grundeigenthums mit einem Blicke nach einem jährlichen Abschlusse, wie das Rechnungsbuch des Kaufmanns, übersehen und darnach ihre Operationen sicher und wie mit einem Zauberschlage von oben nach unten und angeblich ohne Prägravationen vorzunehmen vermöchten! Die Erfahrung von Dionys dem Ersten bis auf den Hn Oberpräsidenten von Wincke lehrt aber, daß die Vollendung eines solchen Riesenwerks, wie der Hr Bf. es beabsichtigt, noch Niemandem im Großen gelungen ist, und daß die Operation, bey großer Theilung des Grundeigenthums und vielfacher Verwickelung desselben durch Reallasten, wegen des ungeheuern Aufwandes an Zeit und Kosten eine einfache Unmöglichkeit ergibt, deren ununterbrochene Fortsetzung durch die Reihe der Jahrhunderte und namentlich in stürmischen Zeiten aber eine zehnfache Unmöglichkeit. Die Mayländische, die Französische, die Bayerische, die Westphälische und andere Operationen liegen schon in ihren Resultaten vor, und nur einzelne Fragmente davon werden wohl auf die Nachwelt kommen. Und alle diese Operationen hatten es entweder mit leichteren Grundeigenthumsverhältnissen als der

Hr Vf. zu thun, oder machten sich die Aufgabe nicht so groß, nach allen Seiten hin, sondern beschränkten sich meistens auf die Grundsteuer allein. Der Plan des Hn Vf. umfaßt aber wenigstens das Dreyfache. Obgleich eine solche Operation jetzt nach erfundener Buchdruckerkunst und vorzüglich der Lithographie bey weitem leichter ist, als vorher; so würde doch eine nicht zu übersehende und nicht zu controlierende Papierwirthschaft daraus entstehen, ein möglicher Weise gar nicht zu ernährender Beamtenstand würde daraus erwachsen, und alle Geschäfte, hinsichtlich des Grundeigenthums an dieß Papier bey Strafe der Nullität gebunden, gar bald in Stocken gerathen. Eine Reducierung dieser Papierwirthschaft, welche seit dem 30jährigen Kriege und vorzüglich seit der Französischen Revolution mit dem Beamtenstande, ihrem Substrate und ihrem Endzwecke, so außerordentlich angeschwollen ist, ist auch das Allernothwendigste und im Uebrigen Substituierung der Selbthätigkeit der Officianten und der Notablen des Volks. Dieß war gerade von jeher eine Haupttendenz der Thätigkeit des Ref., und er kann also auch unmöglich insoweit den Bestrebungen des Hn Verf. seinen Beyfall geben, und würde den Versuch deren Realisirung im hiesigen Lande nur mit Bedauern sehen. Wahrscheinlich wird auch die beabsichtigte Modificierung des Hannöverschen Catasters von einem viel beschränktern Umfange seyn, wie schon das oben citierte Actenstück ergibt. Der Hr Vf. hat auch nicht einmal einen Ueberschlag der Kosten seiner Operation für das ganze Königreich Hannover angegeben, und dieß ist bekanntlich eine mächtige Präjudicialfrage, und er selbst hat seinen Plan nach der Anlage VIII zur ersten Instruction nicht einmal bey dem Behnten durchgeführt. Die Anlage B. zur



zweyten Instruction, die sogenannte Landrolle, würde nach dem Plane des Ref. im Wesentlichen genügen, zumal, nach der Bemerkung auf der Rückseite, die politische Qualität und die Lasten der einzelnen Grundstücke dabey bemerkt werden sollen, wenn gleich nach des Ref. Ansicht die formelle Einrichtung zum Theil anders seyn müßte. Und dahin wird man auch ohne so großen Vor-  
 apparatus, als hier vorausgesetzt wird, mit der Zeit schon gelangen können.

Ref. macht noch auf folgende Punkte einen jeden Leser des Werks aufmerksam.

Der §. 38 der zweyten Instruction zur Cataster-  
 Ordnung S. 110 — 111 geht dahin:

‘§. 38. Für jeden Landbesitzer wird eine besondere Land-Rolle extrahiert und eine solche Land-Rolle muß alle Grundstücke eines und desselben Landbesitzers aus ein und derselben Feldmark in sich fassen.

Jeder Extract bildet für sich eine — lose — Land-Rolle (nach den Umständen mit Einlage-Bogen), damit jede Rolle bey Hauptveränderungen durch eine neue ersetzt werden kann, ohne deshalb auch die übrigen Rollen verwerfen oder die gestrichenen Rollen beybehalten zu müssen.’

Dieß ist sehr richtig! Große Operationen auf dem Papier, welche häufige Mutationen des Inhalts mit sich führen, können auf die Dauer und mit Erfolg nur auf losen Blättern oder in kleinen Büchern, welche den Einschub erlauben, fortgeführt werden. Alle großen ein für alle Mal gebundenen Grundsteuer- und Hypothekbücher gerathen bald in Verwirrung, gerade weil sie keinen Einschub erlauben. Ref. hat früher geglaubt, daß diese in seinem Hypothekens-  
 werke einstweilen bloß angedeutete Ansicht ihm eigenthümlich sey; mit desto größerer Freude hat

er sie hier wieder gefunden, und noch lieber ist es ihm, das Publicum davon in Kenntniß setzen zu können, daß in einem gewissen Theile Deutschlands unsere Vorfahren jene Einrichtung in der Mitte des 17. Jahrh. als ein längst hergebrachtes Institut schon gekannt und mit dem besten Erfolge in mehr als einer Hinsicht benutzt haben. Ehre dem Ehre gebührt!

Ferner ist dasjenige sehr schätzenswerth, was der Hr Verf. in der dritten Instruction S. 122 ff. über die Taxation sagt, und Ref. ist darin vollkommen einverstanden, daß nur der Pacht- oder der Capitalwerth der Grundstücke nach einem Durchschnitte gewisser Jahre einen richtigen Anhaltspunct für die Bonitierung geben können. Die meisten Provinziallandschaften im Hannöverschen sind auch dieser Ansicht gewesen. Dagegen kann Ref. nicht der Ansicht seyn, daß Grundzinsen und Zehnten dem Pflichtigen nicht in Abzug kommen sollen. Dieß widerspricht auch dem Grundsätze des Hn Vf., daß der mittlere Pachtwerth der Bonitierung zu Grunde gelegt werden soll, da jeder Pächter jene Lasten bey Bestimmung des Locarii mit in Abzug bringt. Das Chuthessische neue Grundsteuer-Project geht freylich auch von jenem Grundsätze aus, aber es legt dafür auch den Rohertrag zum Grunde, und bleibt sich also wenigstens consequent, so wenig auch beide Grundsätze zu billigen sind. Die Ausmittelung der Art der Mitconcurrentz der Grundlasten zu der Grundsteuer ist freylich nach jeder Seite hin eine schwere Sache, und am schwierigsten bey der Ausführung, wie wir bey dem Zehnten im Westphälischen und Hannöverschen gesehen haben.

S. 124. §. 6 u. f. 'Die Gelegenheit zum Verdienste für das Haushaltspannwerk u. s. w.' gehört wohl in eine Gewerbesteuer und nicht in die Grundsteuer, obgleich die Grenzen zwischen

der Gewerke- und der Grundsteuer kaum zu ziehen sind, indem ja fast aller Ertrag des Grund und Bodens eine Composition der Capital-, Arbeits- und Grundrente ist. Auch bey den Steuern wird es recht klar, daß die Welt nicht aus zerrissenen Einzelheiten besteht, sondern ein Ganzes ist, welches am besten in seiner Totalität aufgefaßt und behandelt wird. Dieß ist wenigstens des Ref. Glaubensbekenntniß, und deshalb haben der Röm. Censur und eine Einkommensteuer immer ihre Anhänger gefunden.

Besonders empfiehlt Ref. dem Leser noch die achte Instruction zur Cataster-Ordnung. Das Mutationsverfahren S. 165 ff. Daraus, namentlich aus den Noten, geht hervor, daß der Hr Vf. die Schwierigkeiten der Mutation wohl fühlt. Und dieß ist denn auch der Gordische Knoten des Ganzen, den Ref. aber jetzt zur Zeit nicht weiter berühren will, als daß der Hr Vf. einige recht böse Knötchen, welche in jenem großen Knoten stecken, zu seinem wahren Glück nicht geahnet zu haben scheint. — Nebenbey will er nur die Gewissensfrage an den Hr Vf. richten, wie viel Zeit die Mutationsoperation bey einem Hofe von nur 100 Parzellen mit verschiedenen Arten von Reallasten durch alle Rollen des Hr Verf. ihm kosten würde, und wie oft eine Mutation bey freyem und theilbaren Eigenthume demnächst zu erwarten ist?

Ref. erlaubt sich noch die Bemerkung, daß er kein Freund von Tabellen, aber ein Freund von kleinen Büchern bey dieser Operation ist, und daß es ihm sehr interessant war, aus der Note S. 114 zu ersehen, daß die Deichlasten im Amte Lilienthal nach den Höfen repartiert werden, wogegen bekanntlich auch die Hannöversche Grundsteuer immer nur die einzelne Parcele vor Augen hat. Dieß ist auch eine freylich nur indirecte Folge des physiocratischen Systems. Gewiß wird diese doppelte Art der Repartition noch in mehreren Theilen des Landes und noch bey andern Reallasten Statt finden, da die Vorzeit, so viel Ref. beobachtet hat, bey geschlossenem Grundeigenthume die Repartition wohl allenthalben nach Höfen vorgenommen hat, welcher Unterschied von wichtigen Folgen ist.

Und hiermit schließt denn Ref. seine freylich etwas mühsame indeß für ihn desto lehrreichere und nicht selten angenehme Wanderung durch ein Buch, dessen Studium er allen Geschäftsleuten und Gelehrten, welche für die Verhältnisse des Grund und Bodens Interesse haben, nur empfehlen kann. Die Verlags-Handlung hat das Werk sehr gut ausgestattet, und dadurch gezeigt, daß sie auch für diese Art Literatur Sinn habe. Die wenigen unbedeutenden Druckfehler sind angezeigt.

(Inzwischen ist der zweyte Theil des Werks erschienen; er liegt aber dem Ref. noch nicht vor). R. Ref.

G ö r t i n g i s c h e  
g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

61. Stück.

Den 20. April 1835.

---

G ö t t i n g e n.

Bereits im Jahre 1833 (G. g. N. St. 170) ward die hiesige königliche Gesellschaft der Wissenschaften auf Befehl S. K. H. des Herzog von Sussen, Präsidenten der Londoner Royal Society, durch ihren Secretär für das Auswärtige In König benachrichtigt:

Daß S. M. der König zwey goldene Preis-Medaillen, jede von 50 Pf. Sterling an Werth ausgesetzt haben, welche jährlich von 1836 an — sey es im In- oder Auslande — den Verfassern annoch ungedruckter vorzüglicher Entdeckungen in Gegenständen der physical and mathematical knowledge und namentlich der animal physiology, welche vor dem Junius des gedachten Jahrs der dortigen R. S. zur Aufnahme in ihre philosophical Transactions eingesandt seyn werden, zuertheilt werden sollen.

Ein Schreiben des Secretairs In König vom 1. Merz benachrichtigt uns jetzt, daß die Königl. Medaillen für 1837 in diesem Jahre werden ertheilt

werden, die eine: to the author of the best paper to be entitled Contributions towards a system of Geological Chronology, founded on an examination of Fossil Remains and their attendant phaenomena; — die andere: to the author of the most important unpublished paper in Physics, which may have been communicated to the R. Society for insertion in their Transactions after the present date, and prior to the month of June of 1837.

In case no paper on the geological subject above specified, or none possessing sufficient merit, is communicated to the Society for insertion in their Transactions after the present date and prior to the month of June of 1837, the council propose to adjudicate one of the Royal Medals of that year to the author of the best paper on any other subject in Geology or Mineralogy, that may have been presented for insertion in the Philosophical Transactions, within the same period previous to the time of award.

London, 1. Machr 1835.

### L o n d o n.

Printed for the Oriental Translation Fund of Great Britain and Ireland, 1832:

Annals of the Turkish Empire, from 1591 to 1659 of the Christian Era. By Naima. Translated from the Turkish, by Charles Fraser. Vol. I. — XVII und 467 Seiten in groß Quart.

Zwar ganz in echt türkischer Gefinnung und Farbe geschrieben, daher auch nicht selten einseitig und ungenügend, aber bey ungemeiner

Ausführlichkeit sehr unterrichtend; dieser erste Band umfaßt die Erzählung von nur 26 Jahren, bis 1617 n. Ch. Der Verf. beginnt seine einzelnen Jahresberichte mit dem Anfang des zweyten Jahrtausends des Islam, und es treibt ihn nichts gerade hier den Anfang zu machen als der große Zeitabschnitt selbst; denn eine innere Ursache hier zu beginnen liegt nicht vor, da im J. 1000 d. H. keine Epoche in der Geschichte der türkischen Macht, nicht einmal der Wechsel eines neuen Sultan eintrifft. Wie aber in der Christenheit gegen das Ende des ersten Jahrtausends n. Ch. das Ende aller Dinge gefürchtet oder gehofft wurde, so gingen ähnliche Meinungen im Islam gegen Ende seines ersten Jahrtausends: während die Geschichte zeigt, daß alles auch nach diesem großen Zeitabschnitt im Islam seinen gewohnten Fortgang hatte. Der Uebersetzer meint in der Vorrede, der Verf. habe Saadeddin's große türkische Annalen fortsetzen wollen; da diese aber schon mit dem Jahre 1521 schließen, so muß der Verf. nach anderer Ansicht seinen Anfang bestimmt haben. — Die Anlage des Werks ist ganz dieselbe wie bey allen frühern islamitischen, ja schon bey den biblischen Annalisten: jahresweise wird die Erzählung aller irgend wichtigen Dinge zugerichtet, so daß bey gewissen wichtigern Begebenheiten, welche den Lauf der gewöhnlichen Dinge unterbrechen, auch zurückgehend in frühere Jahre das Nöthige ergänzt wird, besonders an dem Orte, wo der Tod eines Sultan zu melden ist, ein gewisser Stillstand der Erzählung und allgemeiner Rückblick auf die Sitten und Verdienste, die Familie und die übrigen persönlichen Verhältnisse des Verstorbenen sich eindringt. Von den Gelehrten, Doctoren (Scheikhs) und Dichtern, welche den

Islam zu jener Zeit im Umfange des weiten türkischen Reichs verherrlichten, spricht der Verf. mit vieler Lust und Ruhmsucht, meinend der Islam gebe in gelehrten Dingen dem Christenthum nichts nach; welches allerdings von jener Zeit noch mit mehr Recht gesagt werden konnte als von der jetzigen. Nicht weniger Gewicht legt der Verf. in seiner Erzählung auf die Ankunft zahlloser Gesandtschaften von allen Seiten der alten Welt am Hofe zu Constantinopel; diese Nachrichten und die über Friedensschlüsse werden aufs genaueste mitgetheilt, und wir können an den guten Quellen des Verfs. nicht zweifeln. Aber wie Livius in der Römischen Geschichte, vergißt auch dieser Türkische Annalist nie den Bericht über die wunderbaren Naturerscheinungen jedes Jahrs, wovon die wichtigsten (vergl. S. 466) von den Türkischen Statthaltern selbst an den Hof gemeldet wurden. Solche in aller ursprünglichen Breite wiedergegebenen Mittheilungen machen den Hauptwerth dieses Buches aus, welches vor vielen andern einen Platz in der Londoner Sammlung orientalischer Uebersetzungen verdiente. — Der Türkische Text ist zwar vor beynähe hundert Jahren in Constantinopel auf kaiserlich-türkische Kosten gedruckt erschienen: aber so selten im übrigen Europa, daß die gegenwärtige Uebersetzung, wenn sie vollendet seyn wird, eine fühlbare Lücke ausfüllen wird. An der Fähigkeit des Uebersetzers ist nicht zu zweifeln: eine Vergleichung des Werks mit andern Nachrichten und Beurtheilung der einzelnen Erzählungen wäre erwünscht hinzugekommen, ist indeß genau genommen nicht zu fordern; nur hätte der Uebersetzer das Werk in sofern etwas mehr europäisch bearbeiten sollen, daß er die orientalischen Namen für Städte,

Monate und dergleichen Dinge auf die uns ge-  
läufigern zurückführte; denn eine Kenntniß sol-  
cher ganz fremder Namen ist von denen, für  
welche die Uebersetzung am nächsten bestimmt ist,  
nicht zu erwarten, und das fremde Gewand  
schreckt nur zu leicht viele Leser ab.

The Sháh Námeĥ of the Persian poet  
Firdausi, translated and abridged in prose  
and verse, with notes and illustrations.  
By James Atkinson, Esq. of the ho-  
nourable East-India Company's Bengal me-  
dical service. — XXXI u. 608 S. in 8.

Schon der sonderbar klingende Zusatz in der  
Aufschrift 'übersezt und abgekürzt' und 'in  
Prosa und Versen' weist auf die Entstehung  
dieses Buchs hin. Der Uebersetzer, welcher schon  
im J. 1814 zu Calcutta den Abschnitt 'Sohráb'  
in Text und Uebersetzung herausgegeben hat,  
glaubte bey seinem Wunsche Englische Leser mit  
dem Sháh Námeĥ bekannt zu machen, daß dieß  
Gedicht, für eine Uebersetzung zu lang und ge-  
dehnt, am besten in einer Verkürzung gefallen  
würde; er gibt daher meist nur sehr kurz den  
Fortgang des Inhalts in Prosa an, und ver-  
sucht nur die schönsten Stellen in Versen nach-  
zubilden; das Ende des großen Epos, wo die  
Könige nach Alexander bis auf Chošru beschrie-  
ben werden, läßt er ganz aus. Um indeß ei-  
nen Begriff vom Wesen des Gedichts selbst zu  
geben, ist die frühere Uebersetzung des 'Sohráb'  
in Versen unverkürzt angehängt, obgleich die-  
selbe Episode schon an ihrem Orte verkürzt ge-  
geben war. Wenn nun der Europäische Leser  
und Freund solcher Dichtungen nicht gleich zu  
dem ganzen ungeheuern Epos von 60,000 Ver-  
sen übergehen kann, weil ihn die fremde Masse



vielleicht erdrücken und betäuben würde, so mag es immerhin nützlich seyn, ihn erst an das kürzere Bild des Ganzen zu gewöhnen und die fremden Gestalten ihm erst von außen und theilweise zu zeigen; gerade bey dem Schah-Nameh haben wir Deutsche eine solche Verkürzung, die jetzt zum erstenmale den Briten geboten wird, schon vor mehreren Jahren als erste Probe hinnehmen müssen. Aber daß ein solches dürstiges und mattes Abbild des Urbildes für Europäische Leser auf immer genüge, wie der Uebersetzer in der Vorrede meint, möge die Zukunft widerlegen; denn was würde aus den Studien dieser Art werden, wenn man sich an kraft- und farbelose Auszüge gewöhnte und bloß deswegen vor einer Arbeit erschreckte weil sie zu langwierig scheint! Man prüfe erst genau, was zum echten Firdausischen Schah-Nameh gehört oder nicht, und sondere alle falsche Episoden und unlautere Zuflüsse, welche sich in dieses Meer so stürmisch und zahlreich ergossen haben, daß kaum zwey Handschriften dieselbe Oberfläche zeigen: aber das reine und edle Wasser lasse man dann auch in vollen Strömen fließen. Von kritischer Ansicht und Bearbeitung des Textes, von langwierigen, aber nothwendigen Zurückstufungen zur Arbeit, zeigt indeß diese Uebersetzung keine Spur, so daß wir dieß Buch nur als den ersten schwachen Versuch das Schah-Nameh in England bekannter zu machen betrachten können. Nicht einmal die eine oder die mehreren Handschriften, welche dem Uebersetzer zur Grundlage seiner Arbeit dienten, werden genannt und beschrieben. Die Anmerkungen zur Erläuterung S. 515—40 erstrecken sich kaum auf irgend etwas schweres und der Erörterung werthes. Von kritischen und sprachlichen Bemerkungen nichts.

Die Vorrede erklärt besonders nur das Leben des paradiesischen Dichters (Firdausi), nach Quellen welche meist schon sonst gedruckt und übersetzt sind. Es war z. B. schon längere Zeit unter uns bekannt, wie Firdausi sein Gedicht als die Frucht einer ununterbrochenen Arbeit von 30 Jahren dem Sultan Mahmud überreicht, dieser ihm aber aus Hohn nur 60,000 Silberstücke, also ein Silberstück für jeden Vers, zur endlichen Belohnung schickt, während der Dichter nach Sitte jener Zeit viel mehr erwarten konnte, und nun sah, daß er umsonst gehofft habe in seiner Vaterstadt Tus durch sultanische Huld milde Stiftungen zu gründen; auf gegenseitige Erbitterung folgt die Flucht des Dichters, und das mit dem Preise Mahmud's angefangene Schah-Nameh wird mit bitterer Satyre auf ihn beschlossen; 60,000 Goldstücke aber, die der Sultan endlich nach besserer Erkenntniß dem in Tus verborgenen Dichter sendet, treffen nur die Leiche desselben am Thore, werden jedoch von den Verwandten des Dichters zu der ursprünglich von Firdausi bezweckten Bestimmung verwandt. Woher diese Entzweyung und Erbitterung gekommen, wäre wohl ein würdiger Gegenstand der Untersuchung gewesen: aber der Uebersetzer begnügt sich auch hier die Erzählungen der Spätern über Firdausi's Leben ins Englische zu übertragen, ohne sie mit dem Gedichte selbst zu vergleichen und Firdausi aus seinen eigenen Werken zu erkennen zu suchen.

The geographical Works of Sádik Isfahani. Translated by J. C. from original persian Mss. in the collection of Sir William Ouseley, the Editor. — XIII u. 152 S. in 8.

Ein sehr spätes Werk, kaum 100 Jahre alt; bestehend aus zwey Theilen, von denen der erste

die geographischen Namen nach der richtigen Aussprache (eine in arabischer Schrift, bey fremden Wörtern sehr wichtige Sache) bestimmt, mit kurzen geschichtlichen Bemerkungen, der andere nach den Graden der Länge und Breite, beide in alphabetischer Ordnung, ohne daß indeß in beiden dieselben Namen sich entsprächen. Schon dadurch verräth sich gerade keine hohe Vollendung des Werkes; aber auch der Inhalt richtet sich mehr nach der Persönlichkeit des Verfs. Vom Westen, sogar schon von Aegypten, kommt sehr wenig darin vor: aber der Ost, Persien, Indien, Theile von Sina sind darin besonders berücksichtigt, Länder die der Vf. meist alle selbst durchreist hatte. Eine Bearbeitung und Uebersetzung dieses kleinen Buchs zur Ergänzung der frühern islamitischen Werke ähnlichen Inhalts wäre daher nicht unnütz: aber die vorliegende erfüllt ihren Zweck sehr ungenügend. Der Uebersetzer hat sehr geringe Kenntniß der Sprache, der Geschichte und Geographie: wo ihm die Namen vom Perser selbst nicht vorbuchstabiert werden, kann er sie nicht einmal richtig aussprechen; und die wenigen Zusätze des Hn Duseley helfen dem starken Mangel nicht genug ab. Was soll z. B. ein des Asiatischen unkundiger Leser denken, wenn ihm in der Uebersetzung beschrieben wird wie die bekannte Stadt Madain war in the time of the Akásreh (vielmehr Akásireh)? kann dieser Leser wissen, oder hat der Verf. gewußt, daß dieß Akasreh nichts ist als der arab. Plural von Chosroes? und warum setzte der Uebersetzer nicht das deutliche und richtige 'in der Zeit der Chosroen, d. h. der großen sassanidischen Könige'.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G e s t i r t e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

62. 63. Stück.

Den 23. April 1835.

L o n d o n.

Beschluß der Anzeige der neuesten für den Oriental Translation Fund gedruckten Werke.

Von demselben Uebersetzer und aus derselben Quelle: A critical Essay on various manuscript Works, arabic and persian, illustrating the history of Arabia, Persia, Turko-mania, India, Syria, Egypt, Mauritania and Spain. — XI und 71 S. in 8.

Im J. 1748 schreibt ein uns unbekannter Muhammedaner in Indien zum Besten seines Sohnes dieß kleine Buch über die ihm bekanntesten historischen Werke, ihre Zahl, Art, Vorzüge und Mängel, ihren Inhalt und ihre Schreibart. So zufällig die Entstehung des Buchs ist, so hat es doch manche Vorzüge: ein sehr erfahrener, kundiger Mann gibt hier sein Urtheil über wichtige Bücher, weist auf eine uns belehrende Art auf die Mängel auch der bessern Historiker, z. B. des Mirchond hin, und gibt Nach-

richt von vielen Büchern, die wir sonst noch gar nicht kennen, — obwohl dieß nicht der Fall ist bey den Werken über den Westen, da der Verf. sich doch besonders nur auf indische Geschichte beschränkt. Die Bearbeitung aber durch Hn F. C. ist eben so schlecht als bey dem vorigen Werke; was sollen z. B. S. 23 the Ráshídi Khálifahs seyn? ist es eine besondere Dynastie von einem Raschid-gegründet, wie man denken sollte? Der Verf., sonst auch das Leichte erklärend, schweigt hier, scheint also nicht zu wissen, daß er statt jenes auch an sich falschen Namens 'rechtmäßige Chalifen' d. h. die vier ersten, hätte setzen müssen.

The Tezkereh al Vakiát, or private memoirs of the Moghul Emperor Humâjûn, written in the persian language by Jouher, a confidential domestic of his Majesty; translated by Major Charles Stewart. — VI u. 127 S. in groß Quart, mit einem Bilde des Kaisers.

Herr Stewart hat schon durch andere Werke seine genaue Kenntniß des Persischen so bewährt, daß man dieser Uebersetzung, obwohl der Text fehlt und manche dem Uebersetzer unnöthig scheinende dichterische Auswüchse abgeschnitten sind, wohl überall Treue schenken kann. Das Werk verdiente auch mit allem Recht eine Uebersetzung, da es uns die denkwürdigsten Schicksale eines großen Kaisers von einem seiner vertrautesten Diener beschrieben vorführt. Dschauher, der Verfasser dieses Werks, ein freygelassener Slave, war sehr lange Ustabschi bey Humajun, d. h. als Bewahrer des kaiserlichen Wasserkrugs für die täglichen Reinigungen mußte er beständig in der Nähe des Kaisers seyn; später ward

er kurz vor dem Tode des Kaisers bey der Eintreibung der Abgaben am Indus angestellt. Er war dem Kaiser unwandelbar ergeben, alle Gefahren und Entbehrungen mit ihm theilend, aber immer ohne Slavensinn; ohne Gelehrsamkeit und Ansprüche, aufrichtig und naiv so sehr, daß er auch die ihm durch das geringste, unverschuldete Versehen widerfahrenen Züchtigungen nicht verhehlt, aber scharf und streng beobachtend; für die Ehre seines Herrn wie im ganzen Leben so durch diese aus reiner Dankbarkeit unternommene Schrift unermüdet thätig, aber die wahrgenommenen Fehler und Uebereilungen des Kaisers ebenso treu behaltend und schlicht erzählend als seine Tugenden. Von der Art der gewöhnlichen Lebensbeschreibungen noch wirklich lebender oder in ihrer Dynastie fortlebender Fürsten, von den hochtrabenden Schilderungen und unmäßigen Schmeicheleyen der orientalischen Hofhistoriker ist daher dieses Werk weit entfernt; es erzählt sogar manches, welches gegen die im jetzigen Orient herkömmlichen Formen stark anstößt, obgleich es der alte Orient sehr leicht ertrug und wir jetzt wieder genug an dergleichen gewöhnt sind, so daß der Verf. der vorigen Schrift S. 36 ff. seinen Styl als 'zu vertraulich und unwürdig' tadelt; vieles hier erzählte ist auch an sich zu sehr vom Standpuncte des Freygelassenen aus dargestellt oder aufbewahrt, ohne höhere Wichtigkeit, und jedenfalls müssen mit diesem Werke andere Beschreibungen jener Zeit verglichen werden, worunter die 'Geschichte der Afghanen von Nimetullah' das jetzt am leichtesten zugängliche, in diesem Buche Stewart's indeß gar nicht genannte ist (s. Gött. g. A. 1830. S. 1190 ff.). Aber der persönliche Character Humajun's wird durch keine andere Schrift so rein und durchsich-

tig erkannt, und dadurch tritt jener Zeiten vielverworrene Geschichte erst in das rechte Licht. Humajun ist durch Geburt, Schicksal, innere Größe zum Herrscher von Kabul und ganz Indien berufen; und wirklich verläugnet er nie den großen Character völlig. Man dringt in ihn, seiner Brüder sich nach herkömmlicher despotischer Art zu entledigen: aber er will lieber als les opfern als das Leben seiner Brüder, und gewinnt wirklich durch Großmuth seinen abgefallenen zweyten Bruder Hindal zum treuesten Freunde bis zum Tode für ihn in der Schlacht; bey dem ersten ernstlichen Unfall wird ihm sein nächster Bruder Kamran untreu und hört über 10 Jahre lang nicht auf ihn mit List und Gewalt blutig zu verfolgen: aber mehr als einmal nimmt ihn Humajun gefangen, belohnt Untreue mit Freyheit und Wohlthun, und entschließt sich nur nach wiederholten Empörungen den völlig verstockten blinden zu lassen. In jeder Schlacht und andern Gefahr der erste und der letzte, wird er einst nur durch die Hülfe eines Wasserträgers aus einem tiefen Fluß mit steilem Ufer gerettet, und verspricht seinem Retter ihn mit sich auf den Thron zu setzen: der Wasserträger meldet sich später am Hofe und sitzt zwey Stunden auf dem Thron von Dehli, S. 19. Eine Menge solcher Züge echt orientalischer Herrschergröße erzählt dieses Werk. Selbst die stolzen Perser müssen den flüchtigen Kaiser bewundern. Wenn dennoch der Kaiser; nachdem er von 1530 — 40 das von seinem Vater Baber ererbte Reich von Indien bedeutend vergrößert und bis zum persischen und bengalischen Meere erweitert hat, als Flüchtling aus Indien bey dem Perserkönige Tahmasp um Hülfe und Schutz flehen muß: so liegt die nächste Ursache davon nur an der aus

vielen Spuren dieses Werks sichtbaren innern Veränderung Humajun's, indem er, nachdem er Oberherr von ganz Indien und damit nach den Verhältnissen und dem Glauben jener Zeit der mächtigste König der Erde geworden, nun bloß genießen will die äußern Güter und Reize dieser höchsten Macht. Zum Glück seines Hauses war das Reich Indiens damals noch nicht genug befestigt, um diesen Versuch Humajun's nicht augenblicklich zu rächen: nach zwey gegen gebeugte Häuptlinge verlorenen Schlachten irrt der rathlos gewordene König fast von allen verlassen, durch tausend Gefahren, auf öden Wegen aus Indien nach Persien, und gewinnt erst durch harte Erfahrungen wieder Stärke von innen und außen, um im J. 1554 mit Glück das unter den Afghanen nicht glücklicher gewordene Indien zurück zu erobern. Der Kaiser im Unglück thut sogar Wunder S. 46. 60: wenigstens ist er jetzt wieder der höchsten Thaten fähig, und er lenkt wieder mit Allgewalt das Schicksal. Aber die vorigen Schläge des Schicksals haben seinen Körper dennoch so gebeugt, daß er kaum wieder zur äußern Würde gelangt, im J. 1555, noch nicht 50 Jahre alt, von plötzlichem Tode hingerafft wird, und erst sein damals noch sehr junger, einst auf der Flucht in vielfacher Noth geborner Sohn Akbar als großer, nie wankender Kaiser in die Fußstapfen Babers tretend die indische Herrschaft für lange Zeiten fest gründet.

The Siyar-ul-Mutakherin, a history of the Mahomedan power in India during the last century, by Mir Gholam Hussein-Khan. Revised from the translation of Haji Mustefa, and collated with the persian ori-



ginal, by John Briggs. Vol. I. IX und 465 S. in 8.

Wer der in diesem Titel genannte Hag'i Mustafa sey, hätte in der Vorrede wohl deutlich gesagt seyn sollen: aus dieser erhellt weiter nichts, als daß die erste Uebersetzung des Buchs auf Hastings's Wunsch von einem Franzosen gemacht, der Druck aber durch Schiffbruch bis auf wenige in Indien gebliebene Abzüge verloren gegangen sey; woraus man schließen könnte, der French gentleman sey ein sogar nach Mekka gekommener Renegat gewesen. Wie dem auch sey, das hier übersezte Werk 'Lebensbeschreibungen der Spätern' oder Geschichte des Reichs des Großmogul von 1707 — 1780 verdiente mit Recht eine Uebersetzung. Der Verf., im J. 1780 dieses Werk schreibend S. 304, ein sehr angesehener, mächtiger Muhammedaner in Bengalen, hatte von seinem Vater S. 446 und aus vielen andern mündlichen und schriftlichen Quellen, wie auch noch aus eigener Erfahrung sich die genaueste Kenntniß der Zeiten verschafft, die er würdig zu beschreiben genug Kunst und Geschicklichkeit zeigt. Der Gegenstand forderte ein nicht geringes historisches Talent. Wenn das vorige Werk uns in die ersten Anfänge des großen mongolisch-indischen Reichs führt, so zeigt dieses das Auseinanderfallen des großen Kolosses seit dem Tode Aurengzib's im J. 1707, die unaufhörlichen Mißverständnisse und Verwickelungen, welche das Reichsband immer lockerer machen, die vergeblichen Versuche vieler Großen sich unabhängig zu machen, und die neuen Mächte und Reiche, welche endlich aus den Trümmern des Reichs Aurengzib's sich bilden und fester erhalten, und worunter die Herrschaft der Engländer bald die entscheidende wird. Ein wilder Strom

Scheinbar ungeordneter, zerrissener Begebenheiten ergießt sich aus dem Schoße dieser Zeit, welchen zu sammeln und zu mäßigen keine leichte Aufgabe eines Historikers ist; wir können zwar nicht behaupten, der Verf. habe diese Aufgabe ganz erfüllt, denn um die letzten Gründe der Schicksale dieser Zeiten zu verstehen, ist er zu sehr ein guter Muselman, und zwar noch beschränkter ein warmer Anhänger der Schiiten: aber er hat außerdem so viel Einsicht, solche Kunst im Ordnen und Beschreiben, daß sein Werk mit den bessern europäischen Geschichtsbüchern wetteifern kann. Die Stoffe, welche in diesem ersten Theile des Werks, die Jahre 1707 bis 1740 umfassend, am meisten hervortragen, sind im Kurzen diese: Die Kaiser auf dem Throne von Dehli sind gar nicht alle weder so unfähig zur Herrschaft noch so übelwollend; Bahadur-Schah 1707—12 ist ein zweyter Titus, obgleich das sinkende Reich schon seine Herrschaftsgüte nicht mehr ertragen kann: aber die meisten betrachten die Herrschaft nur noch als einen Genuß. Indem nun fast jeder Prinz diesen an sich zu reißen sucht, theilen sich die mächtigen fremden Familien, durch welche der Thron von Dehli erhalten war, in endlose Parteyen, der uralte Streit der Iranier und Turanier, der Afghanen und Perser erwacht im eroberten Indien, so wie die Eifersucht zwischen den Seiden d. i. den Abkömmlingen Ali's und den Sunniten. Die wahre Macht geht daher sehr bald auf diese Familien über und wechselt nach deren Erhebung oder Sturz; die in Indien wieder steigende Macht der Afghanen lockt selbst Nadir-Schah aus Persien zur Eroberung Dehli's, denn es leidet nach diesem Werke keinen Zweifel, daß Nadir-Schah, über dessen Zug nach Dehli viel Ungewißheit

herrscht, zunächst bloß die Afghanen in Indien beugen wollte, wie er sie in Persien gezüchtigt hatte. Bey diesererspaltung der muhammedanischen Macht erheben die lange unterdrückten Hindus wieder ihr Haupt: im nördlichen Indien gelangen fähige Hindus zu den höchsten Würden und Aemtern im Staate, indem z. B. ein Rattan=Eschad statt des allgewaltigen Ministers Abdallah über alle geringern Aemter verfügt, sogar über muhammedanische Richter und Koranleser; und im südlichen gewinnen die rohen Nahratten eine furchtbare Macht. Durchkreuzt werden endlich alle politischen Reibungen und Kämpfe durch eben so viele und eben so bittere religiöse, da Indien das uralte Vaterland religiöser Streitigkeiten ist, die immer wilder und verzehrender werden, je mehr auch äußerlich Zucht und Strenge erschlafft; der Streit zwischen Sunniten und Schiiten, in andern Ländern schon fast ganz erloschen, durchwühlt in Indien hohe und niedere Verhältnisse; aus dem Gefühl, daß beides, Islam und Hinduismus nicht ausreiche, entstehen zahlreiche Versuche beide zusammenzugießen; neue Propheten stehen in Menge auf und finden schwärmerische Anhänger, außer den Seikh's tritt z. B. ein Mir Mahomed Hussein, der früher in Peshaver Rosenwasser und andere Wohlgerüche für den kaiserlichen Hof verfertigt und damit 60—70,000 Rupien erworben hat S. 285, als außerordentlicher Propheet sogar mit 'neuer Sprache und neuer Schrift-offenbarung' auf, und erregt noch in seinen Söhnen und Nachfolgern zu Dehli großes Aufsehen. Aber indem so überall Auflösung und Spaltung herrscht, entdeckt man noch nirgends eine wahre Hülfe und bis 1740, dem Abschnitte dieses Bandes, geht alles nur immer unaufhaltsamer seinem Ver-

berben zu; kaum daß sich in Bengalen durch Schudscha-ed-Daula und Alla-Verdi-Chan von fern ein festerer Halt zeigt. — Der Styl des Werks ist einfach, doch wo die Größe der Sache es fordert, sich höher hebend. Wenn der Verf. 'selbst den Himmel beym Anblick großer Schlacht bewegungslos und wie erschreckt seinen Lauf hemmen' läßt S. 123, so ist das keine bloße rednerische Ausschmückung oder Erinnerung aus dem Buche Josua, wofür man es leicht halten könnte, aber freylich noch weniger ein wissenschaftlicher Satz, sondern Schilderung des natürlichen Gefühls. Oder wenn S. 305 der Verf. allen Ernstes versichert, ein Zeichen der Annahme von Gaben und der Erhöhung des Gebets werde oft von der Majestät des Königs der Heroen d. i. Ali's den Gläubigen gegeben (wovon ein sehr lehrreiches und deutliches Beyspiel S. 306 ff.), so ist dieß doch nur dasselbe Gefühl, welches von Anbeginn an durch den Orient und seine Gläubigen jedweder Religion geht; eine Verschönerung der Geschichte soll es im Sinne des Vfs. nicht seyn. In solchen Dingen sind die neuesten Historiker des Orients noch den ältesten gleich, nur daß in den neuern noch leichter der Ursprung solcher Gefühle und Beschreibungen sich entdecken läßt; daher auch nichts nützlicher seyn kann zum Verständniß der alten Sagen und Bücher des Orients als die verständige Vergleichung der neuern orientalischen Schriften.

Hoeï-lan-ki ou l'histoire du cercle de craie, drame en prose et en vers, traduit du chinois et accompagné de notes; par Stanislas Julien. — XXXII und 149 S.

in 8. mit einer feinesischen Zeichnung der Gerichtshandlung.

Zwey Wittwen desselben Mannes streiten um den Besitz eines Sohnes und Erben, um mit diesem das ganze Vermögen des Verstorbenen zu behalten. Nachdem die falsche Mutter die wahre im untern Gerichte verdrängt hat, entdeckt ein weiser Richter im höhern Gerichte die Wahrheit dadurch, daß er beiden vorgeblichen Müttern befiehlt das Kind aus einem eben mit Kohle (oder Kreide) gezogenen Kreiße zugleich herauszuziehen, indem das Kind der gehören würde die es mit Gewalt an sich zöge; welches die falsche Mutter zweymal ohne Zittern und Beben thut, die wahre aber, obwohl gezüchtigt und hart bedrängt, nicht über sich vermag, weil sie fürchtet, das Kind würde, von beiden Seiten zugleich heftig gezerrt, empfindlich verletzt werden. Dieser Einfall eines Richters, obwohl den Gesetzen, wie auch hier gesagt wird, nicht entsprechend, macht seinem Verstande wirklich alle Ehre; wir sehen hier einen zweyten Salomo, nur gelinder verfahren und schon mit magischem Kreiße statt des Schwertes seinen Zweck erreichend. Wenn wir aber diesen einen Gedanken loben müssen, so können wir dagegen die dichterische Anlage des Dramas nicht preisen: das Drama ist hier bloß in Gespräch gebrachte Erzählung einer Geschichte von ihrem Anfange bis zu ihrem Ende, ohne festen Mittelpunct und Einheit, ohne wahre Verwicklung und Entfaltung. Auch die einzelne Ausführung hat nichts Erhebendes. Zu den besten Stücken des feinesischen Theaters können wir also dieses nicht rechnen; denn ein einzelner guter Gedanke, der die Seele eines Drama werden könnte, macht

an sich noch kein gutes Drama. Indes fangen wir jetzt kaum erst an von sinesischen Dramen überhaupt die ersten Begriffe zu lernen, die echten Farben des Originals sind wohl noch in keiner Uebersetzung auch nur annäherungsweise wieder aufgetragen. Der Uebersetzer dieses Stücks rühmt in der Vorrede, daß er zuerst auch die schwerer zu verstehenden Verse in den Dramen übersetzt habe, während frühere Uebersetzungen kaum das Gerippe eines Drama zeigten; ist sich indes wohl bewußt, wie mangelhaft noch jeder Versuch der Art sey.

San kokf tsou ran to sets ou aperçu général des trois royaumes. Traduit de l'original japonais-chinois, par Mr. J. Klaproth. Ouvrage accompagné de cinq cartes. — VI u. 288 S. in 8.

Die drey Reiche, welche dieses zuerst im J. 1786 zu Jedo in Dschapan gedruckte Werk eines gewissen Kinsifée beschreibt, sind die drey an Dschapan zunächst grenzenden und von Dschapan zum Theil früher eroberten zum Theil noch besetzten: Korea im Westen, die Inseln Riukiu oder Lieu-khieu im Süden, und Jeso im Norden von Dschapan, nebst einer Gruppe unbewohnter, nur von dschapanischen Sträflingen seit einiger Zeit bevölkerter Inseln südöstlich. Jedoch aus eigener Ansicht und mit erwünschter Ausführlichkeit und Kritik beschreibt der Verf. nur Jeso oder das kalte Land der noch ganz rohen, ohne Schrift, Gesetz und wie der Verf. sagt ohne Religion gebliebenen Ainos oder Kurilen zwischen dem asiatischen Rußland und Dschapan, weite Länder welche der Kaiser von Dschapan nur dem Namen nach besitzt, während Kinsifée

stée schon befürchtet die 'Moskowiten' möchten sich bald derselben bemächtigen. Unterrichtend ist die Meinung des Verf., das Land müsse nach gewissen Spuren zu schließen viel Gold und Silber enthalten, die Beschreibung des stummen Tauschhandels an den Grenzen S. 195 und die Erwähnung vieler dortigen Naturseltenheiten im Meere und Lande. Der Uebersetzer, welcher das Werk im J. 1805 in Sibirien von einem Dschapaner erhalten hat, gibt hier mehr eine freye Bearbeitung als Uebersetzung: Korea beschreibt er nach einer viel ausführlicheren sinesischen Quelle, mit Hinzufügung eines Bildes der aus dem Sinesischen entstandenen koreanischen Sylbenschrift; und er bereichert den Text mit so vielen geographischen Berichtigungen, vergleichendem Wörterverzeichnisse und anderen Bemerkungen, daß ein vielfacher Nutzen diesem Buche nicht abzuspochen ist.

H. C.

## B e r l i n .

Bey Lüderig: *Herpetologia Mexicana, seu descriptio amphibiorum Novae Hispaniae, quae itineribus comitis de Sack, Ferdinandi Deppe et Chr. Guil. Schiede in museum zoologicum Berolinense pervenerunt. Pars I. Saurorum species amplectens. Adjecto systematis saurorum prodromo, additisque multis in hunc amphibiorum ordinem observationibus, edidit Ar. Frid. Aug. Wiegmann. 1834. VI und 54 Seiten nebst 10 lithographierten Tafeln in Folio.*

Was dieser wichtige Beytrag zur Zoologie enthält wird durch den Titel hinlänglich genau angedeutet. Die von den genannten Herren Reisenden eingeschickten oder beobachteten und vom Herrn Verfasser beschriebenen Arten sind folgende: Ordo Sauri. Subordo A. Loricati. Familie 1. Crocodilini: *Crocodilus rhombifer*; *Alligator* . . . (?). Subordo B. Squamati. Series I. leptoglossi. Sectio a. Fissilingues. Familie 2. Trachydermi: *Heloderma horridum* (abgebildet). Familie 3. Ameivae: *Cnemidophorus undulatus* (mit zwey Varietäten), *Cn. Deppii*, *Cn. Sackii*, *Cn. guttatus*. — Sectio b. Brevilingues. Familie 2. Ptychopleuri: *Gerhonotus Deppii* (abgeb.), *G. taeniatus* (abgeb.), *G. imbricatus* (abgeb.), *G. lichenigerus* (Kopf abgeb.). Familie 4. Scinci: *Euprepes Lynxe*. Series III. Pachyglossi. Sectio a. Crassilingues. Familie 1. Dendrobatae. *Chamaeleopsis Hernandezii* (abgeb.); *Corythaeolus vittatus* (abgeb.); *Cyclura pectinata* (abgeb.), *C. teres*, *C. articulata*, *C. denticulata* (abgebildet), *Iguana rhinolophus*; *Amblyrhynchus cristatus*; *Laemanctus longipes* (abgeb.); *Dactyloa nebulosa*, *D. laeviventris*, *D. biporcata*, *D. Schiedii*. Familie 2. Humivagae. Tribus  $\beta$ . Prosphyodontes: *Sceloporus torquatus* (abgeb.), *Sc. formosus* (N. Sp. abgeb.), *Sc. spinosus* (abgeb.), *Sc. horridus* (N. Sp.), *Sc. grammicus*, *Sc. microlepidotus*, *Sc. variabilis* (N. Sp.), *Sc. aeneus*, *Sc. scalaris* (abgeb.); *Phrynosoma orbicu-*



culare (abgebildet). — Außer diesen 37 Eidechsenarten, welche 15 Gattungen angehören, gibt es in Neuspanien wahrscheinlich noch mehrere bis jetzt nur wenig oder nicht aufgefundene. Der Herr Verfasser hat die Methode beobachtet, daß auf den Character die Synonymie, dann die genauere Beschreibung und die Angabe der Körperdimensionen folgt; anatomische und dergleichen Bemerkungen laufen dann mit unter. Der beygefügte Prodromus des Systems der Saurier gewährt einen interessanten Ueberblick über das Verhältniß des Vorkommens der Eidechsen in Neuspanien zu dem Vorkommen derselben in den übrigen Gegenden der Erde. Die schön colorierten Abbildungen, so wie Papier und Druck entsprechen dem inneren Gehalte des Werkes.

Berthold.

### P r a g.

Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. Eine Uebersicht des neuesten und wissenschaftlichsten im Gebiet der gesammten Länder- und Völkercunde; herausgegeben von Joh. Gottfr. Sommer; für 1835. (Dreizehnter Jahrgang). Mit 5 Stahl- und einer lithogr. Tafel. CLII und 292 Seiten in kl. 8. (bey Calve).

Wir haben bereits bey einem früheren Jahrgange dieses Taschenbuchs (Gött. g. A. 1832. St. 60) dasselbe empfohlen; wenn es aber gleich nicht in dem Plane dieser Blätter liegen kann, bey solchen Zeitschriften jedes einzelne Stück zu erwähnen, so ergreifen wir doch gern die sich

darbietende Gelegenheit aufs neue daran zu erinnern, wenn der Werth sich gleich bleibt, oder selbst zunimmt. Dieß ist bey diesem Taschenbuche, besonders dem vorliegenden Jahrgange, der Fall. Es gibt erstlich, so wie die früheren, eine Uebersicht der in dem Laufe des verflossenen Jahres gemachten Reisen zu der Erweiterung der Erdkunde. Diese ist mit Fleiß und Vollständigkeit, und steter Bemerkung der Quellen, gegeben. Sie gibt den sprechendsten Beweis, mit welchem Eifer jetzt in allen Welttheilen die Unternehmungen zu jenem Zwecke ausgeführt werden. Schon die Menge dieser Unternehmungen macht eine solche Uebersicht zum Bedürfniß, sie gestattet es aber auch nicht, sie hier einzeln aufzuzählen.

Auf die Uebersicht folgen fünf ausführliche Aufsätze. 1. Streifzüge durch die Bretagne und Normandie. Sie sind aus den Berichten von mehreren, Michelet, Ritchie u. a. aber, wie in den Uebrigen, bloß Augenzeugen, gesammelt. Man wird in Bretagne den durch die Bendeer-Kriege so merkwürdigen Volkscharacter hier genauer kennen lernen, besonders unter dem Landvolke. Die Schneider sind hier die Brautwerber. Weil sie ein ambulatorisches Leben führen, indem sie in den Häusern arbeiten, sind sie von den Familien-Verhältnissen, hauptsächlich des weiblichen Theils, am besten unterrichtet. In der Normandie ist die Geschichte des Hafens Cherbourg — des vergeblichen Kampfs menschlicher Kraft mit dem Ocean — sehr interessant. 2. Brasiliens Gold und Diamanten. Auszüge aus der neuen Schrift des Herrn von Eschwege Pluto Brasilien-

sis. 3. Die Insel Cuba. Nach den so eben in London erschienenen Reisen des Capitain Alexander. Der Aufsatz gibt die anschaulichste Ansicht von der so wichtigen Havanna, mit Recht jetzt die Hauptstadt von Westindien genannt; besonders in Rücksicht auf Sitten und Lebensart. Schwerlich wird man Lust haben bey aller Schönheit der Natur hier sein Leben zuzubringen. Noch immer ist hier der Sitz des Schonenhandels, so wie des gelben Fiebers, wenn gleich die Austrocknung eines Sumpfs es wahrscheinlich vertilgen könnte. 4. Zur Kenntniß des Russischen Volkslebens. Hauptsächlich Lebensart und Verhältnisse des leibeigenen Bauernstandes, nach den Berichten des Engländers Pinkerton. 5. Bemerkungen über Manilla von G. Bennet. Weniger erhebllich.

Die vier Stahlstiche — eins derselben stellt das jetzt so bekannte Fort St. Michael in der Normandie dar — sind äußerst sauber. Das lithographierte Titeltupfer das bey dem Grabmahl von Columbus, dessen Asche dort hinzugebracht ist, in der Havanna errichtete Monument mit seiner Büste. — Eltern sind oft zweifelhaft was sie ihren heranwachsenden Kindern zum Geburtstage schenken sollen. Wir wüßten ihnen kaum etwas passenderes als dieses Taschenbuch zu empfehlen.

Hn.

---

G ö t t i n g e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

64. Stück.

D e n 25. April 1835.

---

G ö t t i n g e n.

S. M. der König haben gnädigst geruht die durch den Tod des Hofrath Enhsen erledigte Professur der Orientalischen Sprachen auf den Herrn Professor Ewald zu übertragen.

L e i p z i g.

Bey Leopold Voß: Lehrbuch der speciellen Pathologie und Therapie des Menschen. Ein Grundriß der practischen Medicin für akademische Vorlesungen. Von D. Ludwig Choulant, Professor der pract. Heilk. u. Director der therapeut. Klinik an der chirurg.-medic. Akademie zu Dresden. Zweyte, vermehrte und verbesserte Auflage. XL u. 798 S. in Octav.

Wenn ein Schriftsteller die Recension eines Werkes übernimmt, dessen Gegenstand auch von ihm bearbeitet worden ist, wird er allerdings leicht dem Vorwurfe ausgesetzt, daß er in eige-

ner Sache spreche. Obgleich nun der Unterz. hier diesen Fall haben kann, so hat er sich doch der Anzeige dieses Werkes unterzogen, indem er eines Theils sich bewußt war, vorzüglich durch das Interesse der Wissenschaft dabey geleitet zu werden, andern Theils auch gegründete Veranlassung und Berechtigung zu haben glaubte, sich über Manches in dieser Schrift Geäußerte offen zu erklären. Ueberdem hat der gelehrte und von dem Rec. sonst nach Verdienst geschätzte Verf. sich selbst darüber beklagt, daß die erste Ausgabe seiner Schrift so wenige öffentliche Beurtheilungen erhalten habe, und darf daher Rec. um so mehr annehmen, daß es auch dem Verf. lieber seyn werde, wenn ihm von einem, der die Schwierigkeiten einer solchen Arbeit aus eigener Erfahrung kennen gelernt hat, irgend gegründete Bemerkungen gemacht werden, als wenn von demselben gar keine Rücksicht auf sein Werk genommen würde.

Der Vf. hatte schon in dem kurzen Vorworte zu der ersten Ausgabe desselben das Verhältniß kürzerer Lehrbücher zu bändereichen Werken über specielle Pathologie und Therapie berührt, und dabey besonders die größere Schwierigkeit, ein kurzgefaßtes Lehrbuch zu schreiben, hervorgehoben. In der Vorrede zu dieser neuen Auflage hat er nun jenes Verhältniß umständlicher erörtert. Die auf die Schwierigkeit der Ausarbeitung eines kurzen Lehr- oder Handbuchs dieser wie anderer Doctrinen sich beziehende Behauptung kann wohl Niemand mehr gegründet finden, als wer sich einer solchen Arbeit selbst unterzogen hat. Wenn der Vf. aber hier (S. VII) selbst die Frage aufwirft: 'wie dieselbe Doctrin, welche von ausgezeichneten und am Krankenbette reich beschäftigten Ärzten mehrfach schon in einer

Reihe von Bänden abgehandelt wurde, hier in einen verhältnißmäßig so kleinen Raum gedrängt werden konnte, und ob dieß nicht auf Kosten der Vollständigkeit und Ausführlichkeit geschehen sey', so hält zwar Rec. die bekannte, den Unterschied zwischen Compendien und größeren, zum weiteren Nachlesen bestimmten Werken betreffende Erklärung, welche auch noch dem Verf. hier zur Antwort dienen soll, daß nämlich das Lehrbuch seiner Bestimmung gemäß Vieles dem mündlichen Vortrage überlassen müsse, was ein zum Selbststudium und zum Nachschlagen bestimmtes Handbuch nicht übergehen darf, und daß es daher von Vielem nur die Andeutung zu geben habe, was ein solches Handbuch ausführlich entwickeln muß, überhaupt ebenfalls für gegründet. In Bezug auf die Art indessen, auf welche die Frage von dem Verf. ausgedrückt ist, glaubt Rec. bemerken zu müssen, daß die Literatur der speciellen Pathologie und Therapie außer den größeren aus einer Reihe von Bänden bestehenden Werken längst auch Lehr- und Handbücher erhalten hat, welche die Möglichkeit einer solchen compendiarischen Darstellung wohl dargethan haben, von denen gar manche in Ansehung des Umfanges selbst kleiner sind als das des Vf., obgleich darin mehr Krankheiten geschildert werden als in diesem. Unter jenen sind nach des Rec. Urtheile besonders hervorzuheben R. A. Vogel *praelect. acad. de cognosc. et curand. praecipuis c. h. affectibus*, in welchem Werke ein sehr gutes Maß der compendiarischen Darstellung überhaupt und auch der Auswahl der Literatur beobachtet ist, und das wohl mit Recht als das beste Compendium dieser Doctrinen für seine Zeit angesehen wird, und Selle's *Medicina clinica*, worin zwar die nach des Rec. Ueberzeugung in

einem Compendium so wichtige Literatur fehlt, daß aber sonst durch treffliche Kürze, Einfachheit, Deutlichkeit, Bündigkeit der Darstellung der wichtigsten Gegenstände sich auszeichnet, auch wegen vieler und wichtiger eigener Bemerkungen über die Natur und Behandlung der Krankheiten noch immer schätzbar ist, und daß nicht bloß früher den Beyfall eines Hensler's (in dessen trefflicher Recens. desselben in der allgem. deutsch. Biblioth. B. 56. S. 422 ff.) und anderer ausgezeichneten Aerzte erhalten, sondern daß auch noch in der neuesten Zeit der verewigte Berends (lect. de morb. tabific. p. 134) als *librum hodie immer merito neglectum, singularis peritiae thesauris ubique plenum* mit Recht empfohlen hat. Es kann dem Rec. wohl erlaubt seyn, auch sein Handbuch wenigstens in Bezug auf den Umfang desselben (wiewohl er sich darüber schon in der Vorrede gerechtfertigt zu haben glaubt) zu vergleichen. Wenn die zwey Bände desselben stärker geworden sind als die zwey Theile von N. A. Vogel's Schrift nach der von Tissot besorgten Ausgabe und noch mehr als Selle's *Medicina clinica*, so glaubt Rec., außer dem, daß er die in Selle's Handbuche fehlende Literatur mitzutheilen und auch so manche Krankheiten umständlicher, als es von diesem geschehen ist, abzuhandeln für rathsam hielt, hier noch zur weiteren Rechtfertigung anführen zu können, daß theils seit der Zeit, wo die Schriften von Vogel und Selle erschienen, manche wichtige Krankheiten, z. B. der Groupp, die Entzündung des Rückenmarkes und der Schilddrüse, so manche Krankheiten des Herzens, die Rose neugeborner Kinder und die Verhärtung des Zellgewebes, die Kuhpocken, Varioloiden &c., so wie neuerlichst selbst die sogenannte orientalische Cholera näher

bekannt geworden sind und in einem neuen Handbuche geschildert werden mußten, theils auch bey den schon längst bekannten Krankheiten auf viele neuere Untersuchungen und Bereicherungen der Erkenntniß und Cur derselben die gehörige Rücksicht zu nehmen war. Wenn ferner die beiden Bände zusammengenommen auch stärker sind als das vorliegende Lehrbuch (das übrigens in der neuen um mehr als 50 Seiten vermehrten Ausgabe schon einen sehr starken Band darstellt und überdem ein größeres Format hat), so glaubt Rec. doch nicht, daß der Verf. dieß durch eine gedrängtere Kürze in Ansehung der Worte bewerkstelligt habe. Der Grund des kleineren Umfangs seines Werkes liegt vielmehr theils darin, daß er viele Krankheiten kürzer in Ansehung der Sachen, manche verhältnißmäßig sehr kurz abgehandelt, Manches übergangen hat, was Rec. selbst in ein zu Vorlesungen bestimmtes Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie aufzunehmen für rathsam hielt (indem es ihm in diesen Doctrinen eben so wie einem Rudolphi in der Physiologie wichtig schien, in gedrängter Kürze der Sprache doch einen gewissen Reichthum an Thatsachen zusammenzustellen), theils insbesondere auch darin, daß manche Krankheiten von ihm gar nicht abgehandelt worden sind. So hat er nicht bloß solche Krankheiten der Augen und Ohren, welche bisher wenigstens in den meisten Werken über specielle Pathologie abgehandelt worden sind, als die Augenentzündung, Ohrenentzündung, die Tagblindheit, den schwarzen Star (der auch von dem Vf. zu den einzelnen Symptomen, die man fälschlich als Krankheitsformen aufgeführt habe, gerechnet wird), das Ohrensausen, das schwere Gehör und die Taubheit, ausgeschlossen, sondern auch das Kindbettfieber, den Gebärmutterblutfluß



der Schwangern und Wöchnerinnen, die Wassersucht der Gebärmutter und Eyerstöcke der Gynäkologie überlassen (welche in der neuesten Zeit immer zunehmende Zertheilung der speciellen Pathologie und Therapie, über die schon J. P. Frank in seinem Systeme der med. Polizey B. 6 Th. 2. S. 19 ff. gegründetes Bedenken geäußert hat, auch Rec. nicht billigen kann). Und so sind auch das gelbe Fieber, die Pest, die Entzündung der Schilddrüse, die Verhärtung des Zellgewebes, die Yaws und Pians, das Mundbluten, die übermäßige Fettigkeit, die Wundstiche, der Kopfschmerz, Zahnschmerz, das Wiederkäuen, Herzklopfen, die Ekklampsie, die Satyriasis, Nymphomanie und das Schlafwandeln, theils gar nicht abgehandelt, theils nur dem Namen nach oder mit ein paar Worten erwähnt worden. In wiefern einige dieser Formen, namentlich der Kopfschmerz und das Herzklopfen, aber auch andere, von dem Verf. selbst hier abgehandelt, als der Magenkrampf, die Colik, das Erbrechen zc. Symptome anderer Krankheiten sind, aber doch manchmal auch die Hauptkrankheit ausmachen, hat Rec. in seinem Handbuche wohl bemerkt, und sie deßhalb nicht bloß in der allgemeinen, sondern auch in der speciellen Pathologie und Therapie berücksichtigt. Auch verdient wohl die Art des Herzklopfens, welche *Palpitatio cordis nervosa* zc., von Kreyzig die Krampfsucht des Herzens genannt wird, in der speciellen Pathologie und Therapie eben so gut berücksichtigt zu werden als die *Cardialgia* und *Colica nervosa* und das Erbrechen, welche der Verf. doch selbst hier betrachten zu müssen geglaubt hat. Außerdem sind aber von ihm auch so manche wichtige organische Fehler des Herzens weder bey der Entzündung des Herzens, von der sie die Folge seyn können, noch anderswo näher geschildert worden.

Was ferner die von dem Verf. befolgte Ordnung und Eintheilung der Krankheiten betrifft, so hat er als obersten Eintheilungsgrund angenommen die alte Eintheilung der körperlichen Verrichtungen in *Functiones vitales, naturales, animales*. Als Krankheiten der vitalen Functionen werden dann aufgeführt die Fieber (insbesondere Wechselfieber, Nervenfieber und Gefäßfieber, als dessen Arten *Febr. putrida* und *Febr. inflammatoria* angesehen werden), Entzündungen, Congestionen, Blutflüsse, Blutverderbnisse; als Krankheiten der reproductiven Functionen die Absonderungskrankheiten (wozu auch der Magenkrampf, die Colik und das Erbrechen gerechnet werden), Aussonderungskrankheiten, Krankheiten mit neuer Bildung (worauf unter Sicht, Steinkrankheit, Scrophelkrankheit, Rhachitis, Ausfay, Syphilis, Hundswuth, Wurmkrankheit und Wassersucht abgehandelt werden) und die Schwindsuchten; als Krankheiten der animalen Functionen die Nervenkrankheiten, Geisteskrankheiten und ekliptischen Zustände oder Thanatoiden (Schlaffucht, Ohnmacht und Scheintod).

Die Eintheilung nach den gestörten Verrichtungen ist bekanntlich nicht nur gewöhnlich in der Symptomatologie, sondern auch schon von Mehreren in der speciellen Pathologie versucht worden. Rec. hat sich schon bey der Beurtheilung eines früheren Versuches der Art in diesen Blättern (1825. St. 36. 37) darüber ausgelassen, und will daher in Bezug auf das vorliegende Werk hier nur Folgendes bemerken. Die Hauptclassen der Krankheiten, welche längst von so vielen Pathologen, die ähnliche Affectionen zusammenzustellen sich bemühten, angenommen worden sind, die Fieber, Entzündungen, Hautausschläge, Blut-

flüsse, Kachexieen, Krämpfe etc. finden sich auch hier. So wie indessen die früheren Systeme in einzelnen Punkten verschieden sind, so findet man auch hier wieder manche Veränderungen, indem der Verf. einzelne Classen getrennt, manchen Arten eine andere Stellung gegeben hat, wodurch aber nach des Rec. Meinung wenigstens nichts gewonnen worden ist. Die Congestionen, welche der Verf. (S. XXXI) für eine bis jetzt nicht in die Reihe der Krankheitsfamilien aufgenommene Krankheitsgruppe, deren einzelne Glieder man mehr nach ihren Folgen als nach ihrem Wesen vertheilt hätte, erklärt, und die nach S. 3 noch wenig gewürdigt seyn sollen, sind, abgesehen von Stahl und seinen Anhängern, welche schon so vorzügliche Rücksicht darauf nahmen, auch von Keil (üb. d. Erkenntn. u. Cur d. Fieb. B. 1. S. 305 ff. u. B. 3. S. 1 ff.) in einer besonderen, zwischen den Entzündungen und Blutflüssen stehenden, Abtheilung betrachtet worden. Dieser gab jedoch mehr die allgemeine Lehre von denselben, so wie sie dann auch nach ihm (B. 3. S. 3) gleichsam die Elemente (Grundlagen) aller activen Krankheiten, der Gefäßfieber, Krämpfe, Rasereyen, Blutflüsse, Entzündungen und übermäßigen Absonderungen seyn sollten. Ihre nähere Würdigung wird auch wohl am schicklichsten in der allgemeinen Pathologie vorgenommen. Von besondern Arten der Krankheiten hatte der Verf. in der ersten Ausgabe außer der Apoplexia sanguinea, auch die Apoplexia nervosa, und außer dem Asthma plethoricum auch das Asthma nocturnum, die Angina pectoris, das Asthma spasmodicum adutorum und Asthma Millari hier abgehandelt. Jetzt hat er das Unpassende dieser Stellung selbst eingesehen und die Apoplexia nervosa, so wie den Alp, den Brust-

Krampf der Erwachsenen und der Kinder zu den Nervenkrankheiten verwiesen. Dadurch ist aber erstens die Geschichte des Schlagflusses und des Asthma's auf wohl nicht zweckmäßige Weise sehr getrennt worden. Sodann möchte auch der blutige Schlagfluß nicht immer bloß von Congestion abzuleiten, sondern auch auf die meistens zum Grunde liegende Disposition, besondere und länger unterhaltene Schwäche des Gehirnes, wobey dasselbe weniger dem andringenden Blute widerstehen kann, oder wodurch die Blutanhäufung bewirkt wird, Rücksicht zu nehmen und er in der Hinsicht mehr zu den Nervenkrankheiten zu rechnen seyn. Daß die in dieser neuen Ausgabe noch nach dem Asthma plethoricum unter den Congestionen abgehandelte Angina pectoris, welche nach dem Verf. ohnehin bloß von Verkünderungen der Herzklappen und der Gefäßwände am Herzen, bisweilen auch der absteigenden Aorta, herrühren soll, nicht hierher gehört, braucht wohl nicht weiter dargethan zu werden. In der ersten Ausgabe wurden nach dem Asthma unter den Congestionen nur noch die Hämorrhoiden abgehandelt, durch welche die Blutflüsse eingeleitet werden sollten. Jetzt sollen die in der neuen Ausgabe den Beschluß dieser Familie machenden krankhaften Zustände des Monatsflusses, Menstruatio nimia und impedita, einen schicklichen Uebergang zu der Familie der Blutflüsse machen, während es in der ersten Ausgabe hieß, daß die Amenorrhoe einen schicklichen Uebergang zu der Familie der Blutverderbnisse, besonders der Bleichsucht mache. Uebrigens kann zwar Congestion zu anderen Theilen die Folge der unterdrückten Menstruation seyn; in vielen Fällen der Amenorrhoe aber, besonders wo sie von allgemeiner Schwäche, Cachexie, Mangel des Blutes ic. abhängt, ist

Congestion weder als Ursache noch als Wirkung der Krankheit anzunehmen. — Daß ferner außer der Verschleimung, dem Katarrhe zc. auch der Magenkrampf und die Colik zu den Absonderungsfrankheiten gerechnet werden, hat Rec. wenigstens nicht gerechtfertigt gefunden und möchte, auch abgesehen von manchen von dem Verf. hier nicht angeführten Arten, besonders bey der von ihm hier abgehandelten Cardialgia und Colica nervosa nicht passend seyn, da diese auch nach der Darstellung des Verf. bestehen kann, ohne von krankhafter Absonderung abzuhängen oder begleitet zu seyn. — Daß die Hautausschläge, welche der Verf. unter die Aussonderungsfrankheiten aufgenommen hat, nicht bloß von Fehlern der Ab- und Aussonderungen abzuleiten sind, sondern auch auf fehlerhafter Bildung und oft auch auf entzündlichem Zustande beruhen, hat Rec. schon in der oben angeführten Anzeige der Schrift von Good (der sie auch schon unter seine Ec-critica aufgenommen hatte) bemerkt. Abgesehen übrigens von dem, was bey den von dem Verf. aufgeführten Familien der Hautausschläge sowohl in Ansehung der Benennung einiger, als der zu einigen gerechneten Arten zu erinnern wäre, so kann Rec. nach seiner längst ausgesprochenen Ueberzeugung dem Verf. besonders auch darin nicht bestimmen, wenn dieser die Petechien von den Exanthemen getrennt und ihnen bey den Blutverderbnissen ihre Stelle angewiesen hat. Auch möchte bey den symptomatisch in gastrischen Fiebern zc. erscheinenden Petechien vielmehr die Verschämniß der nöthigen Abführungen, als die von dem Verf. als Ursache angeführte zu stark abführende Methode zu beschuldigen seyn. Bey der von dem Verf. unter den Petechien abgehandelten Werlhoffschen Blutfleckenfrankheit sollen die

Petechien in kleiner, regelmäßiger, nicht in Strahlen und Striemen sich verbreitender Gestalt sich zeigen; es sind aber hier die Flecken eben so wie die symptomatischen in Faulfiebern oft weit größer und dabey auch Strahlen und Striemen von vielen Beobachtern bemerkt worden (vgl. die von Sachsse in seiner Ausg. von Wichmann's Id. z. Diagnost. B. 1. S. 239, 245 angeführten), und diese sind dann wohl eher als bloße Ekchymosen anzusehen und von den primären Petechien zu trennen. Außer der von dem Verf. allein angeführten Blutung aus dem Munde können auch andere Blutflüsse dabey vorkommen. — Andere in diesem Systeme vorkommende Veränderungen betreffen theils die Trennung mancher früher angenommenen Classen theils die Benennung derselben, so wie dann von denen Cachexien, wobey Affection des Blutgefäßsystems hervorsticht und welche der Vf. Blutverderbnisse nennt, andere unter der Ueberschrift: Krankheiten mit neuer Bildung, von den Nervenkrankheiten aber die Schlassucht, Ohnmacht und Scheintod unter der Benennung ekliptische Zustände oder Thanaatoiden getrennt werden. In den Krankheiten mit neuer Bildung, als welche Sicht, Steinkrankheit, Scrophelkrankheit, Rhachitis, Aussatz, Syphilis, Hundswuth, Wurmkrankheit und auch die verschiedenen Arten der Wassersucht hier angesehen werden, sollen (S. XXXIV) die Concremente, Desorganisationen, Contagien, Entozoen und Wassersuchten eine naturgemäße, vom Starren zum Flüssigen, vom Unbelebten bis zum Organisierten und wieder herab zu dem völlig Formlosen verlaufende Reihe darstellen (?). Am auffallendsten möchte die Stellung der Hundswuth unter diese Krankheiten mit neuer Bildung seyn, und der Verf. hat sie

wohl wegen ihrer Beziehung zu den Contagien, als deren höchstes und am meisten animalisiertes das der Hundswuth nach ihm (S. 540) betrachtet werden muß, hierhergezogen. Wenn aber das Contagium die Stelle bestimmen soll, so hätten wohl auch noch andere contagiöse Krankheiten und gerade auch solche, bey denen sonst abnorme Bildung zu bemerken ist, als die Pocken oder Krätze u. eher hierher gehört, indem übrigens die Hundswuth ihrer Natur, ihrem Wesen und ihrer Form nach von allen hier abgehandelten Krankheiten durchaus verschieden ist.

Bev der Therapie der einzelnen Krankheiten hat der Verf. überhaupt die Ordnung befolgt, daß er erst die *Indicatio causalis* (welche er, wie es auch von Smelin in dessen allgemeiner Therapie geschehen ist, nur auf die entfernten Ursachen bezieht), dann die *Indicatio symptomatica* und zuletzt die *Indicatio radicalis* (welche von ihm wie von Smelin auf die nächste Ursache bezogen wird) abgehandelt hat. Daß aber diese Neuerung der Benennung theils willkürlich ist, und daß dadurch in Ansehung der Sache nichts gewonnen wird, hat Rec. schon in der Anzeige der Schrift von Smelin (G. g. U. 1831. B. 1. S. 374) und in seinem Handbuche der allgemeinen Therapie bemerkt. Allein auch hiervon abgesehen kann es Rec. wenigstens nicht zweckmäßig finden, wenn hier gegen die von den größten Aerzten befolgte Methode die *Indicatio symptomatica* vor der *radicalis* abgehandelt wird, so wie dann die symptomatische Cur in vielen Fällen, auch wo sie nicht mit der *Radicalcur* vereinigt oder durch der Hauptcur entsprechende, nur stärker auf gewisse Theile gerichtete, Mittel ausgeführt werden kann, doch nicht zu sehr mit der Grundkrankheit im Widerspruche ste-

hen darf, mit gehöriger Rücksicht auf diese und die davon abhängende *Indicatio causalis s. radicalis* bestimmt werden muß. Sonst gesteht Rec. dem Verf. gern zu, daß er bey der Bestimmung der Anzeigen in den besonderen Krankheiten überhaupt gute geläuterte Grundsätze befolgt hat. Rec. hat zwar auch in Bezug auf Manches über die Cur wichtiger Krankheiten Gesagte eine abweichende Ansicht, oder vermißt Manches, was seiner Ueberzeugung nach selbst in einem kürzeren Handbuche eine nähere Würdigung verdient oder erfordert hätte, von dem Vf. aber übergangen ist, z. B. die gehörige Anwendung des Opiums bey großem und reinem Erethismus in Nervenfiebern (wo der Verf. statt einer von den besseren älteren Practikern empfohlenen vollen Gabe kleine Gaben von  $\frac{1}{2}$  Gran, wie es bey Vielen seit der Brownischen Periode gewöhnlich war, empfiehlt, wo dann aber das Opium vielmehr reizt als die beruhigende Wirkung gehörig äußert), die hier nicht angeführten so wichtigen Einschnitte bey sehr heftiger Entzündung der Mandeln, die fehlende genauere Würdigung der Brechmittel bey dem Group (wo sie bloß zuletzt bey zunehmender Erstickungsgefahr empfohlen werden), die der Brech- und abführenden Mittel bey dem Scharlachfieber (wo sie nur bey gastrischer Complication und die letzten besonders selten dienen sollen), die des Opiums in irgend bedeutenden Fällen unserer Cholera (vor welchem der Vf. Delemulsionen mit etwas Naphtha und Campher, oder diesen in Pulverform allein oder mit *Specacuanha* verbunden, oder *Rad. Arnic.*, *Serpentar.* zc. genannt hat, welche Mittel hier selten passen, oft nicht vertragen werden und eher den Magen und die Gedärme noch mehr reizen möchten, und bey deren Anwendung der Vf. die Cur



freylich schwieriger finden mag, als sie es nach der von Sydenham empfohlenen Methode ist), dergleichen die desselben Mittels bey schlimmen Nervenzufällen in dem dritten Zeitraume der Pocken (wo es auch von J. P. Frank *divinum, unicum fere remedium, sacra medicorum anchora* genannt wird), in dem Starrkrampfe u. a. m. Auch kann ihm Rec. in Ansehung der Beurtheilung mancher Mittel nicht bestimmen, wenn er z. B. S. 350 und an anderen Orten *Fel Tauri* und *Hb. Cardui bened.* für rein bittere Mittel, S. 392 die *Specacuanha* gerade für verdauungsstärkend erklärt. Bey der großen Menge von Materien, welche in einem zwey so große Doctrinen enthaltenden Werke abzuhandeln sind, werden indessen die Ansichten über viele einzelne Gegenstände bey Verschiedenen oft abweichend seyn, und außerdem kann sich der Vf. in Bezug auf Manches, was Andere etwa hier vermissen, nach seinem Plane darauf berufen, daß er es sich auf die Vorlesungen vorbehalten habe. Rec. enthält sich daher einer weiteren Mittheilung dessen, was er sonst noch sowohl in Bezug auf die Definitionen mancher Krankheiten, die Würdigung mancher Symptome und Ursachen derselben als in therapeutischer Hinsicht zu erinnern hätte, und will hier nur noch Einiges über die in diesem Lehrbuche angeführte Literatur äußern.

Der Vf. konnte, wie es sich bey einem Werke der Art versteht, nicht Vollständigkeit, sondern nur schickliche Auswahl der Literatur zum Zwecke haben. Hierbey beruht nun aber Vieles auf individueller Ansicht, es wird der Werth verschiedener Schriften sehr verschieden beurtheilt, und so hat sich auch Rec. in der Vorrede zu seinem Handbuche beschieden, daß Mancher hier Schriften vermissen könne, die nach seiner Ueberzeugung ent-

behrlich oder wenigstens Anfängern zu ihrer Bildung nicht zu empfehlen sind. Obgleich er daher auch in Bezug auf das Anführen oder Weglassen mancher Schriften gern eine von der seinigen abweichende Ansicht gelten läßt, so kann er es doch nicht verhehlen, daß ihm bey der von dem Verf. mitgetheilten Literatur das Weglassen vieler Schriften auffallend gewesen ist. Daß unter den §. XI angeführten die specielle Pathologie und Therapie überhaupt betreffenden Werken die der wichtigsten alten Aerzten nicht eine Stelle gefunden haben, wird Niemand, dem die übrigen Schriften des Vf. bekannt sind, einer Geringschätzung jener Aerzte zuschreiben. Neben Boerhaave's Aphorismen aber, mit denen hier die Literatur eröffnet wird, hätte wohl Fried. Hoffmann's Medic. rat. syst., die noch immer höchst schätzbar, ja für specielle Pathologie und Therapie weit wichtiger ist als Stahl's von dem Vf. hier angeführte Theoria med. vera, eine Stelle verdient, desgleichen unter anderen besonders Selle's Medicina clinica und in pathologischer Hinsicht wenigstens Sprengel's Werk, außerdem vor mehreren neueren hier angeführten Schriften auch Puchelt's System. Besonders sind auch bey der Literatur vieler einzelner Krankheiten viele Schriftsteller, die sich um die Pathologie und Therapie derselben in Monographien oder sonst in ihren Werken vorzüglich verdient gemacht haben, darüber vorzüglich nachgelesen zu werden verdienen, von dem Vf. nicht angeführt worden, z. B. bey dem Fieber überhaupt Selle rud. pyretolog., bey dem Wechselfieber Werlhof, bey dem Nervenfieber Hurham, Selle, Hufeland, bey dem Faulfieber Pringle, bey der Brustbräune Heberden u. a., bey dem Croup Eentin, bey den Hämorrhoiden Stahl, Alberti, de Haen, Hildebrandt, bey dem Blutbrechen und der schwarzen Krankheit Lis-

fot, Portal, Thilenius, Lentin u., bey  
 der Bleichsucht Brandis, bey den Petechien  
 selbst abgesehen von Fracastorius, Roboretus,  
 Petr. a Castro und Hasendhrl, Borsieri und Richter, bey dem Schleimsieber Huxham,  
 Glasß, Sarcone, Grant, Stoll, bey dem Catarrhe Grant und Wittwer, bey  
 dem Gallensieber Tissot, Finke, Stoll und A. G. Richter, bey der Gelbsucht Richter,  
 Wedekind u., bey dem Magenkrampfe Lentin,  
 bey der Cholera außer den Alten Sydenham,  
 Henrici, Brendel, bey der asiatischen Cholera Annesley, Scot u. v. a., bey der  
 Ruhr Sydenham, Stoll, Richter, bey den  
 wahren Pocken außer C. E. Hoffmann alle bedeutenden  
 Schriftsteller, bey dem Scharlachfieber Stieglitz,  
 bey den Masern Sydenham, Morton, Huxham,  
 Rosenstein, de Haen, bey der Lustseuche Hunter,  
 Hensler, bey der Hypochondrie Kämpf,  
 Marcard u. Dagegen findet man bey vielen  
 Krankheiten gar manche Dissertationen angeführt,  
 die eben nicht zu den allerdings sonst auch in  
 einem Lehrbuche eine Stelle verdienenden  
 classischen gehören möchten, so wie manche  
 weniger bedeutende oder von ihren Verf.  
 früher nach einseitiger längst aufgegebener  
 Theorie geschriebene Werke, zu welchen letzteren  
 Rec. nicht nur Horn's Schrift über Pneumonie,  
 sondern auch einige eigne jugendliche  
 Versuche, als die über Pneumonie und  
 Hämorrhoiden, zu rechnen keinen Anstand  
 nimmt, so wie er dann diese selbst längst  
 nicht mehr in seinem Handbuche citiert,  
 sondern in diesem von ihren Gegenständen  
 eine der durch weiteres Studium und  
 Erfahrung erhaltenen besseren Ansicht  
 entsprechende Darstellung zu geben  
 versucht hat.

J. W. H. Conradi.

G e t t i n g e n  
g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

65. Stück.

Den 27. April 1835.

---

P a r i s .

Congrès Meridional. Première Session 1834. 220 S. in 8. MDCCCXXXIV.

Unter diesem Titel erhalten wir von dorthier eine Schrift, die in mehr als Einer Rücksicht der Aufmerksamkeit werth ist. Das in Deutschland gegebene Beyspiel einer jährlichen Zusammenkunft von Gelehrten, besonders Naturforschern, findet auch im Auslande Nachahmung. Die glänzenden Versammlungen in Cambridge und Edinburg sind aus den Zeitungen bekannt. Aber auch in Frankreich, nicht in der Hauptstadt, wo ein beständiger Gelehrten-Congreß ist, sondern in dem entferntern südlichen Theil, und zwar auf eine gewiß merkwürdige Weise und zu merkwürdigen Zwecken. Nämlich, wie ausdrücklich gesagt wird, um sich dem literarischen Despotismus oder der Suprematie der Hauptstadt zu entziehen, ohne deshalb als Gegner derselben aufzutreten. Daß dieser Supremat, den hier seit Richelieus und Ludwig XIV. Zeiten die Hauptstadt wie in keinem

andern Lande ausübt, eben so folgenreich für die Literatur, als drückend für die Provinzen ist, fällt leicht in die Augen. Die Literatur erhielt dadurch ihre Formen, da in der Hauptstadt Alles vom Hofe ausging, ward auch die schöne Literatur eine Hofliteratur. Aber auch wie drückend für die Provinzen, da jeder der sich heben wollte, es nur in der Hauptstadt konnte. Allerdings wird diese, schon weil sie im Besiz so großer Mittel ist, einen Vorrang behaupten; indeß liegt es wohl auch schon in der veränderten Verfassung des Staats, die der Nation ihren politischen Einfluß gesichert hat, daß dieses auch auf die Literatur zurückwirkt. Es ist also nicht zu verwundern wenn sie auch darin sich von der Hauptstadt zu emancipieren sucht. Daß dazu solche Zusammenkünfte, die den Gelehrten in den Departements die Gelegenheit geben sich zu zeigen, sehr zweckmäßige Mittel sind, wird man nicht in Abrede stellen. Daß mittägliche Frankreich, das sich schon durch seinen Dialect von dem nördlichen unterscheidet, hat dazu noch eine nähere Veranlassung; wie denn auch bey der hier aufgeworfenen Frage, wie in Beziehung auf die Zusammenkunft die Grenze des mittäglichen Frankreichs zu bestimmen sey? dieselbe dahin beantwortet wurde, daß zu derselben nur die Departements, wo die Romanische Sprache (*Langue d'hoc*) herrsche, gerechnet werden sollten.

Die vorliegende Schrift zerfällt nun in zwey Theile, *historique* und *Rapports*. In dem historischen Theile folgt auf das Einladungsschreiben des *H. N. Journal* in Narbonne, der das Ganze veranlaßte, die *Acte d'adhésion* der Theilnehmer, in der zuerst der Zweck auf folgende Weise bestimmt wird: *Notre congrès ne sera pas une assemblée politique; il se propose*

un double but: 1. Determiner les progrès accomplis par le midi de la France, dans les sciences, les beaux arts et l'industrie agricole, commerciale, et manufacturière. 2. Formuler pour l'avenir le programme des travaux les plus urgens et les plus immédiatement réalisables dans cette triple direction. — Nach einem Aufruf zur Theilnahme, und der Bestimmung des Termins zur Eröffnung (15. May 1834) folgen alsdann die zahlreichen Unterschriften. — Auf diese die Beschlüsse der Commission préparatoire, mit den nähern Bestimmungen des Umfanges und der Einrichtung der Arbeiten. Diesen zufolge theilt sich der Congrés in neun Sections: 1. Sciences mathématiques, physiques et naturelles. 2. Sciences médicales. 3. Sciences sociales, comprenant la Philosophie, l'Education, la Législation, l'Économie sociale, l'histoire et l'Archéologie. 4. L'Agriculture. 5. Les Manufactures. 6. Le commerce. 7. La Littérature. 8. La Musique, comprenant la composition et l'Exécution. 9. Les arts du dessein, comprenant l'Architecture, la sculpture, la peinture etc. — Der Congrés ward an dem bestimmten Tage eröffnet mit einer Rede des *Un Journal*, in der der Zweck auseinandergesetzt wird. Es handle sich 'non pas d'une revolte entreprise par un esprit étroit de localité, mais d'une lutte pacifique contre la centralisation trop exclusive de Paris. Mais nous devons le dire, et nous le dirons avec un profond regret, si les journaux des départemens ont répondu à l'appel que leur faisoient au nom du congrès futur les feuilles de Toulouse, la presse Parisienne a gardé un silence presque absolu. — Wir sehen dieß

als ein gutes Zeichen an, wenn die Eifersucht rege wird. — Die 9 Sectionen wählten jede aus ihrer Mitte ihren Präsidenten; die Sitzungen zerfallen in die öffentlichen oder allgemeinen, und in die der einzelnen Sectionen.

Die Leser sehen schon hieraus, daß der Plan dieser Zusammenkünfte in einem größern Umfange gefaßt ist, als bey denen in unserm Vaterlande. Wenn man in diesen sich auf die Naturwissenschaften beschränkte, so sind hier — nur mit Ausnahme der Theologie und Jurisprudenz — fast alle Wissenschaften und auch die Künste mit herangezogen. Nur die Politik bleibt mit vollem Recht ausgeschlossen. Als eine zweyte Verschiedenheit mag bemerkt werden, daß hier das Practische den Vorrang vor dem Theoretischen hat, wogegen bey uns wohl mehr der umgekehrte Fall eintritt.

Die Rapports, welche den größern Theil der Schrift ausfüllen, enthalten nun die Berichte der Secretärs der einzelnen Sectionen von den Verhandlungen in diesen, welche in den allgemeinen Sitzungen vorgelesen wurden. Es werden aber darin nicht etwa Auszüge aus gehaltenen Vorlesungen mitgetheilt, sondern Nachrichten über den Zustand jeder einzelnen Wissenschaft in dem südlichen Frankreich überhaupt; was früher, was kürzlich in demselben geleistet, welches die Hauptwerke seyen, wer sich die größten Verdienste darin erworben; welche Lücken noch vorhanden und auszufüllen seyen. Dieß geschieht ohne Prahlerey und Bitterkeit, und, so viel wir urtheilen können, unparteyisch. Wenn der Vortrag des Secretärs in der allgemeinen Versammlung beendigt ist, so erfolgt in dieser eine Discussion, in der jeder sein Urtheil sagen, Erinnerungen machen, auch Beyträge liefern kann. Daß dieß Alles sehr

zweckmäßig sey, fällt wohl in die Augen. Ueber das Ganze des Zustandes der Wissenschaften in diesen Theilen Frankreichs wird dadurch ein Licht verbreitet, dessen man bisher entbehrte.

Von den einzelnen Sectionen ist, wie man leicht erwarten wird, die erste der mathematischen und physischen Wissenschaften die reichhaltigste. Sie zerfällt daher auch in eine Reihe Abtheilungen, neun an der Zahl, die jede ihren eigenen Präsidenten und Secretär hatte; nämlich Mathématique, Hydraulique, Physique, Astronomie, Chimie, Botanique, Zoologie, Mécanique industrielle, in Anwendung sowohl auf Ackerbau als Manufacturen, Minéralogie et Géologie. Die zweyte Section umfaßt die Sciences Médicales. In dieser unter andern: Elle régarde la doctrine de Hahnemann, qui compte encore bien peu de partisans dans le Midi, comme digne d'un sérieux examen, damit der Congress von 1835 sie zum Gegenstande einer Discussion machen könne. Die dritte Section: Sciences sociales, zerfällt wiederum in fünf Abtheilungen: Philosophie, Education, Histoire et Archéologie, Législation, Economie sociale. Bey jeder derselben werden die Wünsche ausgesprochen, was besonders noch zu leisten sey; z. B. bey der Législation, daß bey dem Unterricht in der Jurisprudenz die historische und philosophische Methode möge befolgt, und Lehrstühle dafür errichtet werden; bey der Geschichte ein freyerer Gebrauch der Bibliotheken und Archive; bey der Economie sociale die Verbesserung des Zustandes der untern Classen der Gesellschaft. — Die vierte Section: Agriculture. Es wird die Anlage von Musterwirthschaften empfohlen. Die Agricultur überhaupt sey im Fortschreiten — Die fünfte Section: Manu-



factures. Unter ihnen stehen die Draperies oben an. Auch die Fabrication des Runkelrübenzuckers wird mit Erfolg getrieben. — Die sechste Section: Commerce. Die Berichte blieben unvollkommen, wegen des Ausbleibens so vieler großer Handelsherren. Es fehle an Handelsschulen. — Die siebente Section: Littérature. Die Literatur der Provinz sey bisher nur ein schwaches Echo der Literatur der Hauptstadt. Durch gute Journale müsse geholfen werden. Die achte Section: Musique. Man wünscht musicalische Feste. — Die neunte Section: Arts du dessein, nach ihren einzelnen Zweigen. — Auf diese einzelnen Rapports folgt alsdann zum Schluß des Congresses der allgemeine Rapport.

Angehängt ist das Programm für die Zusammenkunft von 1835, welche am 15. May eröffnet werden soll. Diese Zusammenkunft wird auf eine sehr empfehlende Weise vorbereitet, indem für jede der neun Sectionen Fragen vorgelegt werden, welche man in derselben wünscht beantwortet zu sehen. Es wird also dadurch, ohne irgend einen Zwang, im Ganzen die Richtung des künftigen Congresses angedeutet. Es scheint uns dieß eine der trefflichsten Einrichtungen zu seyn, die es wohl verdiente auch in Deutschland nachgeahmt zu werden. Wenn unsere Nachbarn von uns lernten, warum sollten wir auch nicht wieder von ihnen lernen?

Sn.

L e i p z i g.

Ben Wilhelm Engelmann, 1835: Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen von Dr G. G. Servinus. Erster Theil, von den ersten Spuren der deutschen Dichtung bis gegen

das Ende des 13. Jahrhunderts. VIII und 476  
Seiten in 8.

Wenige Bücher zeichnen sich durch strömende Gedankenfülle wie durch lebendige Darstellung vortheilhafter aus als gegenwärtiges, das alle seine Vorgänger hinter sich zurückläßt. Sein Verfasser hat die lenksamste Gabe, wahrzunehmen, zu sondern und zu vereinigen; er schreibt aus voller Brust, für die Ehre unseres Vaterlandes, das Gefühl der Leser wird durch ihn gekräftigt und erhoben. Der ernstestn Wahrheit nachgehend will er weder schonen noch verletzen und scheut sich nicht, sein Lob dem was viele tadeln, seinen Tadel dem was viele loben zu ertheilen. Nicht einer ästhetischen Betrachtung abgezogenes Wasser, wodurch so manche Schriften über die deutsche Literatur ungenießbar oder unausstehlich geworden sind, wird in dem Werke dargeboten, was es ergibt ist aus frischer Forschung geschöpft und leitet zur Lauterkeit der Quellen hin. Nur überall gereift kann ich seine Frucht nicht nennen, vielleicht auch ist es nicht durchweg unbesungen. Einiges erscheint zu tief herabgesetzt, anderes über das rechte Maß erhöht. Bisweilen kann man die Empfindung nicht los werden, der Verf. sey mit vorgefaßter Meinung gegen die Sache ans Untersuchen gegangen, erst im Untersuchen für sie gewonnen worden: Tact und Wahrheitsliebe machten ihm bald Lust, doch irgend ein vornehmer Rückhalt hinterblieb, und was die eine Hand gibt sucht die andere wieder zu nehmen. Von unten herauf hat sich Hr Servinus selten den Gegenständen genähert, sondern er ist, wie ein gereister Mann, aus der Höhe der Geschichte und ausländischen Literatur zu den heimathlichen Niederungen der deutschen Poesie herabgekommen, aber gern und immer lieber stehen geblieben sich auch

an ihr zu laben. Seinen Forschungen geht darum Sicherheit im Kleinen, wohl auch Freude daran ab, hingegen schweifen seine Blicke ferner und weiter, und für jenen Mangel wird man entschädigt. Wer ihm in dem verschlungenen Pfade dicht gedrängter Combinationen folgt, kann es ohne Ermüdung, aber nicht ohne Gefahr, sich zu verirren oder von einem Reiz ins Auge geschlagen zu werden.

Der Vf. will weder blinden Verächtern, noch blinden Verehrern des Alterthums genügen (S. 12); das war ihm, wenn es so unvernünftige Leute gibt, ohnehin zuzutrauen. Sind aber die gemeint, welche mit oberflächlicher Kunde auszureichen wähnen oder gründliche für unentbehrlich halten, so konnte zwischen Negativem und Positivem überhaupt die Wahl nicht schwanken. Wenn genaue Kenntniß von jedem Gegenstande nützt, so wird vertraute Bekanntschaft mit allem, was das eigne Volk angeht, zehnfach fruchten, und die Bearbeiter des Vaterländischen stehen in keiner Art Nachtheil. Wie ganz anders urtheilen wir von unsern Ahnen, ja von uns selbst, die wir sie fortsetzen, seit wir ihre hinterlassenen Denkmäler nicht mehr als barbarische Seltsamkeiten oder als kindische Anfänge in den Vordergrund unserer Literaturgeschichte stellen, sondern sie als seelenvolle Keime der höchsten Nationalgüter kennen lernen, die zum Theil schon frühe in überraschender Schönheit sich erschlossen, zum Theil gehemmt und gestört zurückblieben, und dennoch wieder getrieben und heimlich mitbegründet haben, was in dem letzten Jahrhundert der deutschen Sprache und Dichtkunst auf einmal einen Rang verschaffte.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

---

# S ö t t i n g s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

66. 67. St ü c k .

D e n 30. A p r i l 1 8 3 5 .

---

L e i p z i g .

Beschluß der Anzeige: Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen von Dr. G. G. Servinus.

Mit welchem Stolz und mit welcher Anerkennung sagt der Vf. S. 10: 'diese Nation war bestimmt, den Ungeschmack in Kunst und Wissenschaft zu brechen, so daß es nun laut von unsern Nachbarn verkündet wird, daß wahre Bildung der Seelen und Geister nur bey uns gesucht, wie alle Bekanntschaft mit den Alten nur durch uns vermittelt werden kann, daß sichtbar unsere Literatur nun so über Europa zu herrschen beginnt, wie einst die Italiänische und Französische vor ihr über Europa geherrscht haben.' Worin aber liegt stärkere Gewähr für diesen Vorzug der deutschen Literatur als in ihrer Geschichte? als eben darin, daß sie ihrer neuen Entfaltung ein Alterthum, ihrer Ermannung eine Jugend an die Seite zu stellen hat, und den naturgemäßen, nothwendigen Kreislauf aller Poesie wie keine andere, die Grie-

chische ausgenommen, an sich offenbart und erfüllt? S. 283 heißt es hier von den Nibelungen und von Gudrun: 'beide Gedichte dürfen für die Nation ein ewiger Ruhm heißen. Wenn wir diese Dichtungen voll gesunder Kraft, voll biederer wenn auch rauher Sinnesart, voll derber aber auch reiner, edler Sitte betrachten, neben dem schamlosen, ecklen und windigen Inhalt der britischen, und neben dem bigotten fränkischen Volksepos, so werden wir ganz andere Zeugnisse über die angestammte Vortrefflichkeit unseres Volkes reden hören als die dürren Aussagen der Chronisten, und im Reime werden wir bey unsern Vätern schon die Ehrbarkeit, die Besonnenheit, die Innigkeit und alle die ehrenden Eigenschaften finden, die uns noch heute im Kreiße der europäischen Völker auszeichnen. Diese herrlichen Stoffe uralter Dichtung lassen, wenn sie auch nicht geistige Routine zur Schau tragen, wie das die fremden Poesien jener Zeit (ich denke, der etwas späteren) besser können, auf eine Fülle des Gemüthes und auf eine gesunde Beurtheilung aller menschlichen und göttlichen Dinge schließen, die seitdem (?) ein Erbtheil der Nation geblieben sind, das mit jedem neuen Umsatz wuchernd zu einem weiten Vermögen heranwächst.' Dieß alles aber, wovon vor einem Menschenalter die Litterargeschichte weder Begriff noch Ahnung hatte, würde unwahr seyn, wenn es nicht zugleich in uns Ehrfurcht und Hochachtung vor unserer Vergangenheit, obgleich keine blinde, begründen sollte.

Etwas worin ich allgemein betrachtet nicht des Vf. Ansicht theile, ist seine Verehrung 'der großen Italiäner', mit deren Maßstab er sehr häufig unsere älteren Dichter beurtheilt. Von den französischen Classikern haben uns Lessing bis auf A. W. Schlegel freygemacht, und daß sie jemals wie-

der festen Fuß in Deutschland gewinnen, steht nicht zu befürchten. Die Geschichte der altdeutschen Poesie sollte aber auch unter uns jener Musterhaftigkeit der früheren Italiäner ein Ziel setzen. Wenigstens begreife ich schwer, wie Hr Servinus, der es fühlt warum keine Dichtung aller neueren Völker näher an das homerische Epos reiche, als die altdeutsche, von dem glatten, geschminkten, aller epischen Wahrheit baaren Ariosto versichern mag (S. 39. 271), 'nichts als die strenge geschichtliche Grundlage fehle ihm, um ganz Homer geworden zu seyn', S. 136 aber, fast im Widerspruch damit, 'nichts als jene plastische Sicherheit und Einfachheit der Griechen'. Das 'Gewirr seiner planlosen Abenteuer, das Treiben seiner principlosen Helden' (S. 354) läßt sich nicht vergleichen weder der planen Anmuth und Lieblichkeit Gotfrieds noch der Tiefe Wolframs, dessen Gedanken mächtiger zugleich und zarter, selbst dessen Scherze gefühlter sind. Was Ariost voraus hat genieße bewundernd Italien, uns Deutsche geht es wenig an, und es ist kein Unglück, daß die undeutsche Manier der Oberone längst aufgehört hat. Dante's großartige Dichtung (S. 349. 365 u. sonst) ist der angestrengtesten Mühe werth, unterscheidet man aber zwischen Dichtern die studiert und gelesen seyn wollen, so erachte ich sein im Grund einförmiges, ermüdendes Werk unlesbarer und kaum leichter als Parzival, der unser Sinnen und Trachten, den deutschen Character inniger berührt. Zwar hält der Verf. bloß das Purgatorium zu diesem altdeutschen Gedicht, ich kann ihm aber die gesuchte Analogie zwischen dem Campertischen Alexander und dem Inferno durchaus nicht einräumen. Hätte den Titulrel Wolfram wie begonnen vollendet, das Werk würde uns doch ganz anders bewegen als irgend ein fremder

Dichter des Mittelalters. Petrarca's reizendste Sonette können sich mit unsern besten Minneliedern weder in Unschuld der Empfindung noch des Ausdrucks messen. Sehr schön heißt es S. 320: 'dieser Minnegefang, voll der geheimsten Züge der Wahrheit, spricht jenen schwer zu erfassenden, gegen jede Beziehung in Worten sich sträubenden Zustand des ersten Seelenlebens in einer Wärme und Tiefe aus, die nur künstlerisch von Petrarca übertroffen ist, bey dem dagegen die innige Unschuld und Harmlosigkeit unserer sanften Meister bereits verloren gieng'. Ich weiß nicht einmal, ob immer künstlerisch übertroffen. Eine Classicität, die ihrem eigenen Volk den Stempel erschöpften Stillstandes aufdrückte, für uns aber keine war, noch seyn wird, ist viel mehr gemacht, die Gesichtspuncte der Geschichte deutscher Dichtkunst zu verrücken als zu befestigen.

Der Abschnitt des Vf. über die älteste heidnische Poesie wird wohl unter allen am meisten unbefriedigt lassen. Die Denkmale des 9. Jahrh., und wahrscheinlich der vorhergehenden, sind bey nahe untergegangen, aber doch sind noch viele Züge des Heidenthums zu gewinnen und zusammenzustellen. Nur freylich muß man mehr Analogie zwischen dem Norden und Süden zugeben und dem Gegensatz zwischen mysteriöser Grausamkeit und historischer Helle entsagen, der das Characteristische beider Gegenden treffen soll. Die Schönheit langobardischer Ueberlieferungen ist nicht außer Acht gelassen, von dem Volk und der Sage der Göthen aber ungünstiger geurtheilt, als mir Recht scheint, eben weil der bloße Zufall ihre Aufbeahrung hinderte. Celtische Barden hatte Deutschland allerdings nicht, aber auch die nordischen Skalden bildeten keinen Orden wie die Barden. Der hochdeutsche Scuof, der angelsächsische Scop mag

kein sehr verschiedenes Geschäft von dem des Skald gehabt haben. Den merkwürdigen Beovulf, der noch in heidnischen Traditionen fußt, würdigt S. 199. 200 lange nicht gehörig. Was soll denn darin, Form und Inhalt nach, aus Virgil seyn? der virgilische Iopas beruht entweder auf einer mißverstandnen Stelle in Thorkelin's Vorrede, oder auf einer ungelegenen Emendation jenes scöp im Gedicht. Ich bekenne, daß es mir gar nichts Bardisches oder Ossianisches hat, auch nicht mehr Sentimentalität als den Angelsachsen gebührt; viele einfach schöne Schilderungen und manche Anklänge, an die urdeutsche Heldensage. Diese Dichtung hat Aehnlichkeit mit dem Stil des alt-sächsischen Heliand, nur ungleich höhere poetische Haltung. Hr Servinus hat den Heliand und den Dtfried gelesen und von beiden eine recht passende Zusammenstellung entworfen. Neben ihrer Wichtigkeit für die Sprache leisten beide Gedichte auch der Geschichte unserer Poesie den großen Dienst, daß sie eine Menge Formeln und Redensarten in sich aufgenommen haben, die den verlornen weltlichen Dichtern eigen waren.

Der deutschen Thierfabel habe ich neulich ein weit höheres Alter, als man ihr vorher beylegte, aber auch einen bestimmten epischen Character zugesprochen, und es gereicht zu meiner Freude, daß in den wesentlichen Puncten ein so unabhängiger und besonnener Forscher diese Meinung billigt. Daneben stellt er jedoch eine Unterscheidung auf zwischen Thiermärchen und Thierfabel und will bloß jenem das von mir entwickelte epische Wesen eingeräumt, der Thierfabel den ihr gewöhnlich verliehenen Bezug auf Lehre bewahrt wissen. Mit ändern Worten, die äsopischen Fabeln bleiben ihm völlig andere Erfindungen, als unsere deutsche Sagen vom Wolf und Fuchs. Da stände



also doch einmal der deutschen Literatur eine eigenthümliche Schöpfung zu, von der die griechische Welt nichts geahnt hatte! Zu erklären aber weiß ich mir nicht, warum in unserer epischen Sage hin und wieder dieselben Geschichten vorkommen, wie in der moralischen Fabel der Griechen, und ich möchte fragen, was Hr G. für älter und echter hält, die Batrachomyomachie oder die äsopische Erzählung von der ertrunkenen Maus? Dem S. 108 für die unabänderliche Originalität der Fabelconstruction beygebrachten Grund: daß einer seit Jahrtausenden im Occident und Orient feststehenden Ansicht entgegenzutreten, gegen alle historische Möglichkeit sey, wird sich nichts oder vieles anhaben lassen. Die Geschichte der Poesie kennt keine Verjährung des Irrthums. In seiner Aeneis hat Virgil selbst geglaubt ein Epos zu liefern, und die ganze Zeit hat es den Critikern und Dichtern für ein solches gegolten. Heutzutage wird gleichwohl keiner anstehen, ihm alle wesentlichen Grundzüge wahrer epischer Poesie abzuerkennen. Ich erkläre damit die äsopische Fabel in ihrer jetzigen Gestalt nicht für etwas verwerfliches, sondern behaupte nichts als daß der angeführte Grund keinesweges hindere, ihr eine ältere, der deutschen Thierfabel oder der Batrachomyomachie ähnliche Unterlage zuzutrauen. Darauf deuten selbst die früheren, meist ausführlichen metrischen Abfassungen des Babrias, oder wie deren Urheber heißen mag. Jenen himmelweiten Abstand Virgils von Homer haben die Leser und Prüfer lange Jahrhunderte nicht so empfunden, wie er nun, seit Beachtung der deutschen und serbischen Poesie vor Augen liegt; warum sollte uns nicht auch die größere Vollständigkeit deutscher Thiersage einen Blick verstatten in die Beschaffenheit altgriechischer? Lessings Fabeln könn-

nen der echten Fabel so fern stehen, als Klopstocks oder Miltons Gedicht das wahre Epos nicht erreicht. Ueber die innere Einrichtung der Thierfabel sagt der Vf. manches treffliche und beachtenswerthe.

Das Volksmäßige im Element des deutschen Epos stellt er aber so wenig in Abrede, daß er ihm noch eine größere Ausdehnung als bey den Griechen einzuräumen geneigt ist. S. 35 'die deutsche Dichtung war noch in der Wiege schon in den Händen des Volks; keine Dichtung irgend einer Nation der Erde ist es in dem Maße gewesen wie sie, in alten und neuen Zeiten, daher hat man an der volksmäßigen allmählichen Ausbildung unserer Nibelungen bey uns so wenig gezweifelt, bey Homer aber mit allem Rechte etwas veränderte Gesichtspuncte genommen'. S. 159 'Volkspoesie kann nur heißen, was den Weg zu seiner Vollendung unter der Theilnahme aller gemacht hat'. S. 184 'welcher Dichter wäre im Stand gewesen den Geist der Nibelungen umzusetzen, und einer freyeren Umarbeitung wieder einzuhauchen? verachten konnte man ein solches Gedicht, aber kein ähnliches schaffen'. S. 186 'historische Anlehnung ist die erste Bedingung; lange ungestörte Entwicklung und Reife, ohne das Zuthun von Kunstgängern, muß hinzukommen'. Also Epos und Kunstpoesie stehen einander entgegen, wer diese übt, schätzt jenes gering, das Epos hat sich mitten im Volk durch langsamen Wachsthum gefördert und gezeitigt; diese Concurrnz aller, wie man sie sich denken möge, nimmt einen guten Theil weg von dem Eigenthum, auf den ein einzelner Dichter Anspruch hätte, oder wie man auch sagen könnte, sie überliefert, überträgt ihm diesen Theil. So wenig die Concurrenten dabey sich nachweisen oder läugnen lassen, eben so wenig wird auch der ordnende Dichter hervortreten oder aus dem Spiel

bleiben, und ich weiß nicht, wozu Osterdingens oder Klinsors Namen, zweyer unbekannter Dichter, die doch sicher zu den höfischen gehören, hier immer noch genannt werden. Jener Volksdichter im Hintergrund ist an sich nichts dunkles, nichts wunderbares, es mußte sich so verhalten, ja wüßten wir zufällig ihn zu nennen, es würde damit wenig gewonnen seyn, weil andere ähnliche ihm vorausgehen. 'Die Zusammensetzung epischer, größerer Gedichte (heißt es S. 57) aus einzelnen rhapsodischen Gesängen fließt aus einem bestimmten Gedanken, um den sich die einzelnen Theile fest versammeln, den sie halb dem epischen Dichter an die Hand geben, den dieser zur andern Hälfte ausbildet. Diese Einheit, die man lächerlicher Weise als einen Beweis gegen die volksmäßige Entstehung der großen Epen hat geltend machen wollen, ist die Grundbedingung jedes größern in ein ganzes geschlossenen Volksgedichtes.' Das glaube ich auch, diese Einheit ist es, um welche der Dichter die epischen Faden zu einem Knäuel aufwindet.

Mit Recht erklärt der Verf. die poetische Darstellung in dem Gudrunliede, dessen Inhalt er meisterhaft zergliedert, für blühender und belebter als in den Nibelungen, obgleich auch diese durch die keusche Einfachheit ihres Stils (Gleichnisse oder Bilder fast nur im ersten Theil 280. 282) den Eindruck epischer Wahrheit erhöhen und die Abwesenheit des Dichters in der Vermeidung dichterischen Schmucks bestätigen. S. 263: 'in diesem Nibelungenliede finden wir die rein plastische objective Kunst der Alten, die reine Wirkung auf Sinne und Phantasie, ohne Einmischung der Persönlichkeit des Dichters, kein Volk des neueren Europa hat etwas hiermit zu vergleichen, dieß Werk steht in seiner grandiosen Anlage ganz allein neben dem griechischen Epos'.

Wenn sich das alles so verhält, und der Verf. mehr als man erwartet, zugesteht, sollte er nicht vorher S. 273 von 'dem vaterländischen Dünkel' geredet haben, die Nibelungen dem Homer entgegenzustellen, da doch vergleichen ein entgegen oder zur Seite stellen ist, und eine Menge verständige Italiäner ihren Ariost, wir wissen wie viel falscher, dem Homer zur Seite gestellt haben oder entgegenstellen.

Hr G. hat sich hier von dem Aerger übernehmen lassen, den ihm erfolglos gebliebene Vorschläge einiger Männer, das Nibelungenlied auf Schulen zu lesen, unnöthig verursachen. S. 66 spricht er sich gleich eifrig gegen die allerdings bedenklichere Ansicht Graffs aus, den Otfried auf Universitäten und in den oberen Classen der Gymnasien regelmäßig (warum könnte es nicht zuweilen geschehen?) zu erklären. Von Verdrängen oder Beeinträchtigen des Homer durch die Nibelungen, der lutherischen Bibel (wenn diese anders auf Schulen noch viel gebraucht wird) durch Otfried war aber niemals die Rede, bloß, von bescheidner Zuziehung des vaterländischen Sprachstudiums in den Kreis der Unterrichtsgegenstände, wie man etwa den jungen Leuten zumuthet oder freystellt, sich mit Diplomantik, mit Sphragistik, mit portugiesischer oder spanischer Sprache bekannt zu machen. Die ältere deutsche Sprache zu verstehen und zu studieren wird ihnen immer bey Erlernung der deutschen Geschichte, des deutschen Rechts, und wer weiß wo sonst, so viel Nutzen bringen als die Lesung oder Prüfung einer Urkunde; die Nibelungen, den Zwein gelesen und begriffen zu haben erspriesslicher seyn, als sich an der langweiligen, kein deutsches Gefühl in ihnen rege machenden Eufiade zu versuchen. Daß unsern Gymnasialschülern 'eine ungeheure, ganz unerträgliche Last ohnehin schon aufgebürdet ist', beweist bloß, daß Erleichterung

geboten wäre, die Ueberladung aber gerade durch andere Dinge verschuldet wird. So bald man den Unterricht auf einen natürlichen Fuß setzt wird sich leicht ein unschädlicher Raum ermitteln für das was unserm Volk, also auch unserer Jugend zur Ehre gereicht. Wider das gewöhnliche Treiben deutscher Grammatik auf Schulen habe ich mich längst erklärt. 'Der Schullast und altklugen Erziehung, der eingebornen Verständigkeit' (S. 293) haben wir Deutsche genug, wenigstens eine so segnete Portion davon bey uns zu Hause, daß man nicht mißgelaunt seyn, und den vollkommen natürlichen Gedanken ruhig gewähren lassen sollte, unsere Jugend in die Kenntniß einheimischer Dinge einzuführen. Tacitus Germania könnte auf Paulus Diaconus, Eginhart, Lambert (von Hersfeld), aber auch auf die Nibelungen, Winsbeke oder Freydanck leiten. Es wäre doch zu verwundern, wenn den Knaben, welcher die Bestimmung hat, 'erwachsen und Mann geworden' (S. 164), die alltägliche Prosa unseres eingeeengten Lebens zu treiben, nicht manche Züge der Vorzeit treffen, dauernder bewegen und in vaterländischer Gesinnung stärken sollten. Noch sonst einigemal läßt sich der Vf. auf Widersprüchen oder Grillen betreten. S. 29 verlangt er die fast mährchenhafte langobardische Sage in ein Buch für die Jugend gebracht, S. 164 erklärt er den Druck und die Herausgabe von Kindermährchen für etwas unverantwortliches: die verwirrtesten Köpfe und nervenlosesten Seelen unter der Jugend seyen es, die sich an dieser gefährlichen Frucht am liebsten nähren. Das ist so gegründet, wie etwa die Behauptung, daß die Erfindung der Druckerey unsägliches Unheil in der Poesie angestiftet und alle ihre Heimlichkeit aufgehoben habe. Was verschlüge es aber, wenn echte Kindermährchen (um die ersonnenen gern preis zu

geben) verpönt würden und nun den lesenden Kindern die Bossische Uebersetzung der tausend und einen Nacht, oder ein Auszug daraus, in die Hand siele? Uebrigens sind die Märchen gar keine nordische Erfindung; die ersten vielgedruckten und gelesenen Sammlungen erschienen in Italien, dann folgten unabhängig davon französische und zu allerlezt deutsche, als es kaum noch Zeit war diese für die älteste Geschichte unserer Poesie und poetischen Denkungsart unglaublich wichtigen Ueberlieferungen vor dem Untergang und Aussterben zu retten.

Unter den deutschen Gedichten des 12. Jahrhunderts, die durch ihren treuherzigen, kunstlosen Vortrag jeden, der mit der blühenden, gebildeten Dichtersprache des 13ten vertraut ist, zum Theil als Gegensatz, zum Theil als erklärende Grundlage des späteren, ausnehmend anzichen, hebt Hr G. viel mehr, als bisher geschehen ist, Lamprechts Alexander hervor, S. 221—238. Dieß Gedicht ist ihm ein Stern erster Größe an unserm poetischen Himmel, einer der schönsten Schätze der ganzen mittelaltrigen Poesie: 'ein Rudolf von Ems sey nicht werth, diesem Lamprecht die Schuhrimen zu lösen, bey dem alles Wärme, Gefühl, innerer Drang und Fülle sey, der gedichtet, was keiner der damaligen Poeten nachgemacht, die Allerbesten kaum ausgenommen', ja er meint, 'in der poetischen Literatur existiere nichts, was den Abenteuern des Odysseus so nahe komme', als der Brief, den in diesem Gedicht Alexander seiner Mutter schreibt. Höchst wahrscheinlich war die Briefform bereits in dem romanischen Gedicht, und keine Erfindung des deutschen. Was ich einräume ist, daß in diesem altdeutschen Alexander die fabelhaften Thaten des Welterschütterers rasch, leicht und fließend vorgetragen sind, das übrige geht mir zu weit, und der Vf. hat sein Wohlgefallen an

dem Helden und an der Sage auf den Dichter übertragen. Werner, in seinem Marienleben, erzählt etwas kälter und breiter (er hatte auch kein so reiches Gewebe von Handlungen vor sich), fast aber mit mehr poetischem Aufwand. Eilhart, dessen Tristrant Hr G. ungerecht ein schlechtes Nachwerk nennt (S. 267), dichtet schmucklos, aber in den Dialogen fast so gewandt wie Veldeck, und ich wüßte nicht, wenn wir sein halb niederdeutsches Werk in reinem Texte vor uns hätten, ob ich es nicht, auch der einfacheren Sage wegen (im Gegensatz zu Gottfrieds Kunstgedicht) gleich hoch halten sollte wie diesen Alexander, der ihm in Sprache und Einkleidung sonst sehr unähnlich ist. Uebrigens bezweifle ich noch, was freylich mit dem Werth des Gedichts nichts zu schaffen hat, daß der deutsche Dichter Lamprecht heißt; Rudolf konnte die Vorrede schon falsch verstehen. Es ist an sich vollkommen auffallend, daß in Frankreich ein Clerc Lambert und in Deutschland ein Pfaffe Lamprecht zu gleicher Zeit einen Alexander sollten gedichtet haben. Man hätte vorerst auszumitteln, was Lambert an dem franzöf. Gedicht gethan hat, zu welcher Zeit er lebte und wie sich die Fabel in seiner Bearbeitung zum Inhalt der Deutschen verhält. Die *histoire liter. de France* 15, 119 gibt kaum mehr zum besten als der leichtfertige Le Grand. Ausdrücklich heißt es von Lambert: 'qui de latin la trest, et en roman la mist'. Chateaubun liegt im Orléanois, gehörte also noch zur *langue d'oïl*, und Lamberts Romanisch war Nordfranzöfisch. Nach Lambert könnte ein verschollener Alberico von Vicenza welsch, und nach ihm der ungenannte deutsche Dichter gearbeitet haben; der Pfaffe Lamprecht wird zu Eingang, vermuthlich nach Albericos Eingang, als erster Urheber der Dichtung in dritter Person genannt; weiter unten sagt der namenlose, beschei-

dene Deutsche in erster Person: ich habe es ins Deutsche übertragen.

Der deutschen Lyrik des 13. Jahrh. läßt Hr G. verdiente Gerechtigkeit widerfahren, er ist nur geneigt den provenzalischen Troubadours eine noch höhere Stelle anzuweisen, weil diese mehr Besonderheit entfalten. Ein paar hübsche kriegerische Lieder werfen aber kein allzu schweres Gewicht in die Waagschale, und ich würde mich sehr bedenken, die erotischen Lieder unserer Minnesänger zu hunderten dafür hinzugeben. Die Minne ist das größte Thema jener Zeit, wovon sie am tiefsten ergriffen war, und das wir aus den deutschen Dichtern am reinsten begreifen lernen. Die Provenzalen sind viel sinnlicher. Krieg und Kampf wurde damals so turniermäßig und ritterlich geführt, daß die lyrische Dichtung aus dem einsörmigen Speerkrachen und Schildumwerfen wenig Gewinn entnehmen konnte. Die Tenzone und das Sirventes langweilt in den meisten Fällen, und ich will zehnmal lieber die Hoflieder, die sittlichen und religiösen Betrachtungen unserer deutschen Sänger lesen. Wein- und Trinklieder haben freylich unsere Minnedichter so wenig aufzuweisen, als die Troubadours; alte Volkslieder, wie in Fischarts Bechgelag angeführt werden, gehen sicher hoch hinauf und auch der schönen Weinsprüche und Weinsegen Ursprung ist nicht erst in dem 14. Jahrh. aufzusuchen. Warum soll aber die Wiener Meerfahrt ein plumper Witz seyn? Wäre Hr G. das Agrigenter Schiffhaus bey Athen aus 2, 5 eingefallen, er hätte vielleicht das Gegentheil behauptet. Mir scheinen beide Schwänke äußerst erheiternd, von der glücklichsten Erfindung.

Vortrefflich hat der Vf. den Character der beiden größten Dichter jener Zeit, Wolframs und Gottfrieds, auseinandergesetzt, beiden aber eine unvergleichliche Dichtergabe zugesprochen. Es ist, als ob ihre völlige Verschiedenheit und Entgegensetzung



uns in alle Tiefen und Falten des Wesens deutscher Poesie einweihen sollte. Das wunderbarste ist fast die Nähe, in welcher sich dieses innerste Kunstvermögen kund gab neben der gelungensten Entfaltung des Epos in seiner alten, ungetrübten Bewußtlosigkeit. Man möchte die Nibelungen in eine ganz andere Zeit setzen als den Parzifal und Tristan, und doch sah sie Deutschland beynahе zugleich erscheinen.

Auch gegen die Beurtheilung Hartmanns und seiner Nachfolger hätte ich wenig einzuwenden. Ohne Zweifel wäre von diesen begabten Dichtern größeres geleistet worden, hätte sich ihre Kunst nicht an dem unlebendigen Stoff der britischen Fabeln von der Tafelrunde abgearbeitet, der so wenig frische und natürliche Situationen liefert. Doch darf über diese Romane im allgemeinen nicht abgesprochen werden, und man muß schon die Sage von Parzifal, noch mehr aber die von Tristan ausnehmen. In der Geschichte Tristans ist kein 'dürrer und windiger' Gehalt, sondern wahrhaft epische Fülle, zumal wenn man sich die alten, einfachen Motive, wie sie Gihart darstellt, gefallen läßt. Dieses frühere Gedicht bietet sich zu einer anziehenden, vom Vf. ganz verschmähten Vergleichung mit dem Gottfriedischen dar, wobey in Bezug auf Kunst und Empfindung Gihart in unendlichem Abstand von dem jüngeren Dichter befunden werden muß, während die Fabel selbst bey jenem noch in festerer Fuge hängt. Keinen von Gottfrieds Fortsetzern, so sehr sie hinter seiner Größe zurückblieben, möchte ich verdienstlos und schlecht nennen.

Auch in Rudolfs und Conrads Werken kann ich noch keinen eigentlichen Verfall der Dichtkunst erblicken, vielmehr eine gewissermaßen fortschreitende Ausbildung der Sprach- und Reimgewalt, die bey Conrad eine früher nicht so dagewesene Reinheit

und Flüssigkeit erreichte. Conrad hat eine fast Dvidische Leichtigkeit. Keiner von beiden Dichtern zeichnet sich durch Gedankenflüge aus, eine gefügte Handhabung der Stoffe ist keinem abzustreiten, abgesehen von dem Mißgriff, daß Conrad einen überreichen, Rudolf in der Weltchronik, bey der compendiarischen Kürze, die er sich vorschrieb, einen zu trocken wählte. Allein Conrad ist voll der schönsten Gleichnisse (z. B. von den Tauben 112 b, von dem Nestbau 104 b), überall ein gewandter Erzähler und in nicht wenigen Stellen weiß er auch Sinn und Gemüth anzusprechen, z. B. wenn er 85 c der angeborenen Liebe zu der Heimat gedenkt. 11672 hätte Hr G. den Ausdruck vaterlant lesen können, welchen er S. 273 allzu voreilig dem ganzen Mittelalter abspricht.

Ich habe gesucht einige Hauptrückfichten hervorzuheben, in denen der Vf. die Geschichte der altdeutschen Poesie betrachtet. Seine Bemerkungen scheinen mir eindringlich, vielseitig und geistreich, und, selbst wo sie abirren und verfehlen, geeignet, die Wahrheit der Untersuchung zu fördern. Noch zweyerley möge hinzugefügt werden über eine Anwendung der neueren Zeit auf die ältere, die er sich oft gestattet, und über sein beynahе grämliches Mißbehagen an der Gegenwart, daß er mehrmals ganz unverholen ausspricht. Gegen die Vergleichung der Dichter eines und desselben Volks aus verschiedenen Zeiten, würde, weil man annehmen darf, daß sich sein Grundcharacter treu geblieben ist, wenig einzuwenden seyn. Auch eine Wiederholung der Erscheinungen läßt sich zugeben, weniger schon eine der persönlichen Gaben in diesen Erscheinungen. Lamprechts Geistesverwandtschaft mit Woz, jenes Einfluß auf Wolfram wie dieses auf Göthe scheint mir S. 237 ganz aus der Luft gegriffen; wo möglich noch mißlungener ist S. 251 die wahrgenommene Analogie zwischen Herbort, Nithart und den verwilderten (!)

Göttinger Dichtern des 18. Jahrh., deren großer Theil ja Boß, Hölty, Stolberg, ungleich mehr als Bürger, waren (vgl. S. 253). S. 373. 374 wird Wolfram zu Ariost, Wieland und Jean Paul gehalten. Auch die Vergleichung Wolframs, Hartmanns und Gottfrieds mit Aeschylus, Sophocles und Euripides S. 380 kann auf geringen Beyfall rechnen. Wenn aber fortwährend über den heutigen Ungeschmack, die völlige Ausartung und Ermattung der jüngsten Poesie Jammer erhoben wird (S. 5. 153. 181. 419), so kann ich darin nichts sehen, als, wovon eigentlich die Gesinnung unseres Vf. frey seyn sollte, ungenügsame Undankbarkeit, oder Ueberschätzung einiger Schriftsteller aus der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Sind denn Schiller und Göthe schon so lange aus unserer Mitte geschieden, daß der Geschmack, den sie aufbaut, untergegangen, daß nun alle Poesie ausgestorben wäre? Sind nicht beide noch immer Dichter unserer Zeit, haben wir sie zu lesen, zu verstehen, zu lieben aufgehört? Soll und kann jedes Jahrzehent oder Vierteljahrhundert der Nation einen großen Dichter zeugen? Auch das Feld der Poesie hält seine Brache aus und gewinnt dadurch neue Fruchtbarkeit. An den lebenden Dichtern mag uns nicht alles recht seyn, je älter der Mensch, jede Generation wird, desto mehr Ungewöhnung hat sie allen Neuerungen entgegenzusetzen, aber weder die Gegenwart noch die Zukunft lassen sich Gewalt und Hoffnung abschneiden. Daß Einsicht und Geschmack in der Zeit, welche seit Erscheinung der verschiedenen Bossischen Gedichte bis auf uns verfloßen ist, sich wirklich gehoben haben, davor kann eine unbefangene Critik dieser Dichtungen, denen in ihrer Schranke ihr Werth unverkümmert bleiben wird, das Auge nicht verschließen.

Jac. Grimm.